This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

EIN
Fontane

Wanderungen durch die Mark Brandenburg.
Dritter Theil.

Havelland.

Die Landschaft

um

Spandau, Potsdam, Brandenburg.

Von

Theodor Fontane.

Wohlfeile Ausgabe.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1892.

-30764-

Vorwort zur zweiten Auflage.

Auch diese neue Auflage des dritten Bandes der Wanderungen hat eine Umgestaltung erfahren. Wie bei Band I und II ist alles dem Spezialtitel Nicht-Entsprechende fortgelassen und durch ausschließlich Havelländisches oder doch dem Flußgebiet der Havel Angehöriges ersetzt worden. Auf diese Weise kamen hinzu: das Havel-Luch, Oranienburg, Tegel, Fahrland, die Fahrlander Chronik, Sakrow, „Wer war er?", Falkenrehde, „Zwei heimlich Enthauptete" und Wust, das Geburtsdorf Hans Hermanns v. Katte. Daran schließt sich noch Kloster Chorin, das, wiewohl außerhalb des Flußgebietes der Havel gelegen, um Lehnins willen, dessen Tochterkloster es war, mit herangezogen wurde. Wobei zugleich der Wunsch mitwirkte, dem mehrere Kapitel umfassenden Abschnitt von der Colonisation der Mark durch die Cistercienser wenigstens annähernd einen Abschluß zu geben.

Das Historische (im Gegensatze zu „Oderland") tritt im Ganzen genommen in diesem 3. Bande zurück, und Landschaft und Genre prävaliren.

An nicht wenigen Stellen entstand für mich die Frage, ob ich nicht, über die bloße Form hinaus, auch inhaltlich zu Aenderungen zu schreiten und von einem inzwischen erfolgten Wechsel der Dinge Notiz zu nehmen hätte. Um ein paar Beispiele zu geben: das Friedrich'sche Ehepaar auf der Pfaueninsel ist gestorben, Etzin ist niedergebrannt und der in Trümmern liegende Theil der Lehniner Klosterkirche ist neu-aufgebaut worden.

Ich hab' es aber mit Rückſicht darauf, daß alles Umarbeiten und Hinzufügen in der Regel nur Schwerfälligkeiten ſchafft, ſchließlich doch vorgezogen, das Meiſte ſo zu belaſſen, wie ſich's etwa um's Jahr 70 dem Auge präſentirte und bitte den Leſer, wo ſich die Benöthigung dazu herausſtellen ſollte, dies freundlichſt im Auge behalten zu wollen.

Berlin, 24. April 1880.

Th. F.

Inhalt.

Die Wenden und die Coloniſation der Mark durch die Ciſtercienſer.

Seite

Die Wenden in der Mark 3
Geographiſch-Hiſtoriſches 3
Lebensweiſe. Sitten. Tracht 10
Charakter. Begabung. Cultus 15
Rhetra. Arkona. „Was ward aus den Wenden?“ 21
Die Ciſtercienſer in der Mark 30
Kloſter Lehnin 38
Die Gründung des Kloſters 38
Die Aebte von Lehnin 41
Abt Siebold von 1180—1190 45
Abt Herrmann von 1330—1340 49
Abt Heinrich Stich (etwa von 1399—1430) 55
Abt Arnold. (Etwa von 1456—1467) 58
Abt Valentin. (Etwa von 1509—1542) 61
Kloſter Lehnin, wie es war und wie es iſt 66
Die Lehninſche Weiſſagung 71
Kloſter Chorin 81
Kloſter Marienſee 82
Kloſter Chorin von 1273—1542 86
Kloſter Chorin wie es iſt 92

Spandau und Umgebung.

St. Nicolai zu Spandau 97
Das Havelländiſche Luch 101
Der Brieſelang 107
Finkenkrug 109
Förſterei Brieſelang 117
Die Königseiche 122
Der Eibenbaum 126

Seite

Schloß Oranienburg 135
Burg und Jagdhaus Bötzow von 1200 bis 1650 137
Schloß Oranienburg 140
Die Zeit Louise Henriettens von 1650 bis 1667 141
Die Zeit Friedrichs III. von 1688 bis 1713 144
Die Zeit des Prinzen August Wilhelm von 1744 bis 1758 149
Tegel 161
Die Seeschlacht in der Malche 177
Das Belvedère im Schloßgarten zu Charlottenburg 184

Potsdam und Umgebung.

Die Havelschwäne 193
Die Pfaueninsel 201
Die Pfaueninsel bis 1685 201
Die Pfaueninsel von 1685—92. Johann Kunkel 202
Die Pfaueninsel unter Friedrich Wilhelm III. 1797—1840 205
Die Pfaueninsel 15. Juli 1852 208
Frau Friedrich 211
Groß-Glienicke 216
Fahrland 219
Die Nedelitzer Fähre 219
Der Königswall 220
Das Hainholz und der Kirchberg 221
Dorf Fahrland. Amtshaus. Kirche. Pfarre 222
Die Fahrlander Chronik 228
Bernhard Daniel Schmidt, Pastor zu Fahrland, 171 bis 74 231
Johann Andreas Moritz, Pastor zu Fahrland, 1774 bis 94 233
Sakrow 241
Unter dem Grafen Hord von 1776 bis 79 241
Unter Baron Fouqué von 1779 bis 87 245
Sakrow von 1787 bis 94 250
Bornstädt 254
Wer war er? 262
Marquardt 279
Marquardt von 1795—1803 281
Marquardt von 1803—1833 296
Marquardt von 1833—1858 305
Marquardt seit 1858 308
Geheime Gesellschaften im 18. Jahrhundert 312
Schwindel-Orden 312
Illuminaten und Rosenkreuzer 324
Uetz 336
Paretz 341
Paretz von 1796—1800 342
Paretz 20. Mai 1816 346
Paretz von 1815—40 347
Paretz seit 1840 350
Das Schloß in Paretz 351

Die Wenden

und die Coloniſation der Mark

durch die Ciſtercienſer.

Die Wenden in der Mark.

1.

Geographisch-Historisches.

Lichthelle Götter,
Höret,
Höret unser Flehen um Sieg!
Wir kämpfen für Leben und Freiheit,
Für Weib und Kind.
Rothschirmer Radigast,
Krieghelfer Svantevit,
Leidwahrer Triglaw,
O, verleihet uns Sieg!

Carl Seidel.

Am Nordufer der Mittel-Havel, den ganzen Havelgau und südlich davon die „Zauche" beherrschend, lag die alte Wendenfeste Brennibor. Ihre Eroberung durch Albrecht den Bären (1157) entschied über den Besitz dieses und der benachbarten Landestheile, die von da ab ihrer Christianisirung und, was insonderheit die Havelgegenden angeht, auch ihrer Germanisirung rasch entgegen gingen. Diese Germanisirung, soweit sie durch die Klöster erfolgte, soll uns in den nächsten Capiteln beschäftigen; unsre heutige Aufgabe aber wendet sich ausschließlich der heidnischen Epoche vor 1157 zu und versucht in dieser Vorgeschichte der Mark eine Geschichte der märkischen Wenden zu geben. Dieser Ausdruck ist nicht völlig correkt. Es soll heißen: Wenden, die, noch eh es eine „Mark" gab, in demjenigen Landestheile wohnten, der später Mark Brandenburg hieß.

Zuerſt ein Wort über die Wenden überhaupt. Sie bildeten den am meiſten nach Weſten vorgeſchobenen Stamm der großen ſlaviſchen Völkerfamilie; hinter ihnen nach Oſten und Südoſten ſaßen die Polen, die Südſlaven, die Groß- und Klein-Ruſſen.

Die Wenden rückten, etwa um 500, in die halb entvölkerten Lande zwiſchen Oder und Elbe ein. Sie fanden hier noch die zurückgebliebenen Reſte der alten Semnonen, jenes großen germaniſchen Stammes, der vor ihnen das Land zwiſchen Elbe und Oder inne gehabt und es — entweder einem Drucke von Oſten her nachgebend, oder aber durch Abenteuerdrang dazu getrieben — im Laufe des 5. Jahrhunderts verlaſſen hatte. Nur Greiſe, Weiber, Kinder waren theilweis zurückgeblieben und kamen in Abhängigkeit von den vordringenden Wenden. Dieſe wurden nunmehr der herrſchende Stamm und gaben dem Lande ſein Gepräge, den Dingen und Ortſchaften ihre wendiſchen Namen. Als nach drei-, vier- und fünfhundert Jahren die Deutſchen zum erſten Male wieder mit dieſem Lande „zwiſchen Elbe und Oder" in Berührung kamen, fanden ſie, wenige Spuren ehemaligen deutſchen Lebens abgerechnet, ein völlig ſlaviſches d. h. wendiſches Land vor.

Das Land war wendiſch geworden, ebenſo die öſtlicheren Territorien zwiſchen Oder und Weichſel. Aber das weſtliche Wendenland war doch die Hauptſache. Hier, zwiſchen Oder und Elbe, ſtanden die berühmteſten Tempel, hier wohnten die tapferſten und mächtigſten Stämme.

Dieſer Stämme, wenn wir von kleineren Gemeinſchaften vorläufig abſehn, waren drei: die Obotriten im heutigen Mecklenburg, die Liutizen in Mark und Vorpommern und die Sorben oder Serben im Meißniſchen und der Lauſitz.

Unter dieſen drei Hauptſtämmen der Weſtwenden, ja vielleicht der Wenden überhaupt, waren wiederum die Liutizen, denen alſo die märkiſchen Wenden als weſentlicher Bruchtheil zugehörten, die ausgedehnteſten und mächtigſten. Mit ihnen ſtand und fiel die Vormauer des Slaventhums, und der beſte, zuverläſſigſte und wichtigſte Theil der ganzen Wendengeſchichte iſt die Geſchichte dieſes Stammes, die Geſchichte der Liutizen. Schaffarick ſagt von ihnen: „Unter den polabiſchen d. h. den an der Elbe wohnen-

den Slaven waren die Liutizen oder Lutizer oder Weleten durch ihre Volksmenge und Streitbarkeit, wie durch ihre Ausdauer bei alten Sitten und Gebräuchen, die berühmtesten. Ihr Name wird in den deutschen Annalen von Karl dem Großen bis zu ihrer völligen Unterwerfung (1157) öfter denn irgend ein anderer Volksname genannt; er herrscht sogar in altdeutschen Sagen und Märchen. In russischen Volkssagen wird er noch heutigentags vom Volke mit Schrecken erwähnt." So weit Schaffarick. Eh wir indessen zu einer kurzgefaßten Geschichte der Liutizen überhaupt übergehn, schicke ich den Versuch einer politischen Geographie des Liutizier-Landes vorauf.

Die Liutizen, wie schon angedeutet, hatten ihre Sitze nicht blos in der Mark; einige ihrer hervorragendsten Stämme bewohnten Neu-Vorpommern, noch andere das heutige Mecklenburg-Strelitz. Sie lebten innerhalb dieser drei Landestheile: Mark, Strelitz, Vorpommern, in einer nicht genau zu bestimmenden Anzahl von Gauen, von denen folgende die wichtigsten waren oder doch die bekanntesten gewesen sind.

In der Mark: die Brizaner in der Priegnitz; die Morizaner in der Gegend von Leitzkau, Grabow, Nedlitz; die Stodoraner und Heveller in Havelland und Zauche; die Spriavaner im Teltow und Nieder-Barnim also zu beiden Seiten der Spree; die Riezaner in der Nähe von Wriezen, am Rande des Oderbruches hin; die Ukraner in der Nähe von Pasewalk.

In Pommern und Mecklenburg-Strelitz: die Kissiner in der Nähe von Güstrow; die Circipaner um Wolgast herum; die Dolenzer um Demmin und Stolp; die Ratarer oder Retarier zwischen Ober-Havel, Peene und Tolense; die Woliner auf Wolin und Usedom; die Rujanen oder Ranen auf Rügen. Kleinere eingestreute Gaue waren: Sitna oder Ziethen; der Murizzi-Gau am Müritz-See; der Dossaner Gau an der Dosse bei Wittstock.

Unter allen diesen Völkerschaften, Stämmen und Stämmchen, man könnte sie Clans nennen, waren wohl die Ranen und die Retarier die wichtigsten, beide als Hüter der zwei heiligsten

Tempelstätten Rhetra*) und Arkona. Die Ranen außerdem noch ausgezeichnet als Seefahrer und siegrich über die Dänen.

Die märkischen Wenden konnten nach dieser Seite hin mit den Wenden in Pommern und Mecklenburg nicht wetteifern, aber andrerseits fiel ihnen die Aufgabe zu, in den jahrhundertelangen Kämpfen mit dem andringenden Deutschthum beständig auf der Vorhut zu stehn, und in dem Muthe, den die Spree- und Havelstämme in diesen Kämpfen entwickelt haben, wurzelt ihre Bedeutung. Wenn die Ranen, und namentlich auch die Retarier, wie ein Stamm Levi, kirchlich vorherrschten, so prävalirten die märkischen Wenden politisch. Brandenburg, das wir wohl nicht mit Unrecht als den wichtigsten Punkt dieses märkischen Wenden-Landes ansehn, wurde neunmal erobert und wieder verloren, siebenmal durch Sturm, zweimal durch Verrath. Die Kämpfe drehten sich mehr oder weniger um seinen Besitz.

Die ersten Berührungen mit der wendischen Welt, mit den Volksstämmen zwischen Elbe und Oder, fanden unter Karl dem Großen statt; sie führten zu nichts Erheblichem. Erst unter dem ersten Sachsenkaiser, Heinrich dem Finkler, wurde eine Unterwerfung der Wenden versucht und durchgeführt.

Diese Kämpfe begannen im Jahre 924 durch einen Einfall Heinrich's in das Land der Stodoraner und durch Wegnahme Brennibor's. Dieser Wegnahme folgten Aufstände der Retarier, Stodoraner und Ukraner, woran sich dann neue deutsche Siege reihten.

Es war eine endlos ausgesponnene Kette, in der jedes einzelne Glied so Ursach wie Wirkung war. Die deutsche Grausamkeit schuf wendische Aufstände, und den wendischen Aufständen folgten erneute Niederlagen, die, von immer neuen Grausamkeiten des Siegers begleitet, das alte Wechselspiel wiederholten. So war es unter Kaiser Heinrich, und so war es unter Otto dem

*) Darüber wo Rhetra oder Ratare stand, schwebt noch immer der Streit. Man nennt folgende Orte: Stargard (Mecklenburg), Malchin, Röbel (am Müritz-See), Rhesa, Strelitz, Prilwitz, Kuschwanz. Der letztere Ort, unpoetischen Klanges, hat zur Zeit die größten Chancen, als „Rhetra" anerkannt zu werden.

Großen. Zweimal wurden die Wenden in blutigen Schlachten niedergeworfen, 920 bei Lunkini (Lenzen)*), 935 am Dosa-Fluß (an der Dosse), aber ihre Kraft war ungebrochen, und der Tag kam heran, der bestimmt war, alle Niederlagen quitt zu machen. Dies war die Schlacht am Tanger-Fluß 983. Da von dieser Zeit an das schon halb todt geglaubte Wendenthum einen neuen Aufschwung nahm und noch einmal in aller Macht und Furchtbarkeit aufblühte, so mag es gestattet sein, bei den Vorgängen einen Augenblick zu verweilen, die zu dieser Schlacht am Tanger führten.

Mistiwoi war Obotritenfürst und bereits Christ geworden. Er hielt zum Herzog Bernhard, der damals Markgraf von Nordmark war, und fühlte sich demselben an Macht, Geburt und Ansehen nah genug, um um dessen Nichte anzuhalten. Der Markgraf versprach sie ihm; Mistiwoi aber, um ganz in die Reihe christlicher Fürsten einzutreten, zog zunächst mit 1000 wendischen Edelleuten nach Italien und focht an Kaiser Otto's Seite in der großen Schlacht bei Basantello. Als er zurückgekehrt war, erschien er vor Markgraf Bernhard und wiederholte seinen Antrag. Dieser schwankte jetzt aber, und ein anderer deutscher Fürst, der zugegen war, raunte dem Markgrafen zu: „Mit nichten; eines deutschen Herzogs Blutsverwandte gehört nicht an die Seite eines wendischen Hundes." Mistiwoi hatte gehört, was der Nebenstehende halblaut vor sich hin gesprochen hatte, und verließ die

*) Von dieser Schlacht bei Lunkini (Lenzen) findet sich in „Widukinds sächsischen Geschichten" eine ausführliche Beschreibung. Die Christen belagerten Lunkini, als die Nachricht eintraf, daß ein großes Wendenheer zum Entsatz der bedrängten Festung heranrückte und während der Nacht das Lager der Christen überfallen wolle. Ein furchtbares Unwetter indeß, heftige Regengüsse hinderten den Angriff des Feindes. So kam der Morgen, und die Christen schickten sich nun ihrerseits zum Angriff an. Die Zahl der Wenden war so groß, daß, als die Sonne jetzt hell auf die durchnäßten Kleider der hunderttausend Wenden schien, ein Dampf zum Himmel aufstieg, der sie wie eine Nebelwolke hüllte, während die Christen in hellem Sonnenlicht heranzogen und ob dieser Erscheinung voll Hoffnung und Zuversicht waren. Nach hartem Kampfe flohen die Wenden; da ihnen aber eine Abtheilung den Weg verlegt hatte, so stürzten sie einem See zu, in dem Unzählige ertranken. Die Chronisten geben das Wendenheer auf 200,000 Mann an. „Die Gefangenen wurden alle, wie ihnen verheißen, an einem Tage geköpft."

Halle. Bernhard, der das nun Bevorſtehende ahnen mochte, ſchickte dem tödtlich verletzten Wendenfürſten Boten nach, aber dieſer ließ nur antworten: „Der Tag kommt, wo die Hunde beißen.“ Er ging nun nach Rhetra, wo der Haupttempel aller wendiſchen Stämme ſtand, und rief — die Obotriten ſtanden ſelbſtverſtändlich zu ihm — auch alle liutiziſchen Fürſten zuſammen und erzählte ihnen die erlittene Schmach. Dann that er ſein Chriſtenthum von ſich und bekannte ſich vor dem Bilde Radegaſt's auf's Neue zu den alten Göttern. Gleich darauf ließ er dem Sachſengrafen ſagen: „Nun hab Acht, Miſtiwoi der Hund kommt, um zu bellen und wird bellen, daß ganz Sachſenland erſchrecken ſoll.“ Der Markgraf aber antwortete: „Ich fürchte nicht das Brummen eines Bären, geſchweige das Bellen eines Hundes.“ Am Tangerfluß kam es zur Schlacht, und die Sachſen wurden geſchlagen. Das hatte Miſtiwoi der Hund gethan. Die Unterwerfung, die 924 begonnen hatte, hatte 983 wieder ein Ende.

Der Dom zu Brandenburg wurde zerſtört, und auf dem Harlunger Berge erhob ſich das Bild des Triglaff. Von dort aus ſah es noch wieder 150 Jahre lang in wendiſche Lande hinein. Die Liutizen waren frei.

Drei Generationen hindurch hielt ſich, nach dieſem großen Siege, die Macht der Wenden unerſchüttert; Kämpfe fanden ſtatt, ſie rüttelten an der wiedererſtandenen Wendenmacht, aber ſie brachen ſie nicht. Erſt mit dem Eintritt des 12. Jahrhunderts gingen die Dinge einer Wandlung entgegen; die Wendenſtämme, untereinander in Eiferſüchteleien ſich aufreibend, zum Theil auch uneins durch die raſtlos weiter wirkende Macht des Chriſtenthums, waren endlich wie ein unterhöhlter Bau, der bei dem erſten ernſteren Sturme fallen müßte. Die Spree- und Havellandſchaften waren, ſo ſcheint es, die letzten Zufluchtsſtätten des alten Wendenthums; Brennibor, nachdem rundumher immer weiteres Terrain verloren gegangen war, war mehr und mehr der Punkt geworden, an deſſen Beſitz ſich die Frage knüpfte, wer Herrſcher ſein ſolle im Lande, Sachſe oder Wende, Chriſtenthum oder Heidenthum. Das Jahr 1157, wie Eingangs ſchon bemerkt, entſchied über dieſe Frage. Albrecht der Bär erſtürmte Brennibor, die letzten Aufſtände der Brizaner und Stoboraner wurden niedergeworfen, und

mit der Unterwerfung des Spree- und Havellandes empfing das Wendenland zwiſchen Elbe und Oder überhaupt den Todesſtoß. (Rhetra war ſchon vorher gefallen, wenigſtens ſeiner höchſten Macht entkleidet worden. Nur der Swantewittempel auf Arkona hielt ſich um zwanzig Jahre länger, bis der Dänenkönig „Waldemar der Sieger“ auch dieſen zerſtörte.)

Soviel in kurzen Zügen von der Geſchichte des Wendenlandes zwiſchen Elbe und Oder. Wir wenden uns jetzt einer mehr culturhiſtoriſchen Unterſuchung zu und ſtellen zuſammen, was wir über Charakter, über Sitte, Recht und Cultur des alten Wendenthums wiſſen.

2.

Lebensweiſe. Sitten. Tracht.

Sie ſpinnen.
Haben Linnen,
Sie regeln
Den Fluß und das Wehr,
Und mit Schiffen und Segeln
Sind ſie zu Hauſe auf offnem Meer.

Die Frage iſt oft aufgeworfen worden, ob die Wenden wirklich auf einer viel niedrigeren Stufe als die vordringenden Deutſchen geſtanden hätten, und dieſe Frage iſt nicht immer mit einem beſtimmten „Ja" beantwortet worden. Sehr wahrſcheinlich war die Superiorität der Deutſchen, die man ſchließlich wird zugeben müſſen, weniger groß, als deutſcherſeits vielfach behauptet worden iſt.

Die Wenden, um mit ihrer Wohnung zu beginnen, hauſten keineswegs, wie ein mir vorliegender Stich ſie darſtellt, in verpalliſadirten Erdhöhlen, um ſich gleichzeitig gegen Wetter und Wölfe zu ſchützen; ſie hatten vielmehr Bauten mannigfacher Art, die durchaus wirklichen Häuſern entſprachen. Daß von ihren Gebäuden, öffentlichen und privaten, kein einziges beſtimmt nachweisbar auf uns gekommen iſt, könnte dafür ſprechen, daß dieſe Bauten von einer inferioren Beſchaffenheit geweſen wären; wir dürfen aber nicht vergeſſen, daß die ſiegreichen Deutſchen natürlich alle hervorragenden Gebäude, die ſämmtlich Tempel oder Veſten waren, ſei es aus Rache oder ſei es zu eigner Sicherheit, zerſtörten, während die ſchlichten Häuſer und Hütten im Laufe der Jahrhunderte ſich natürlich eben ſo wenig erhalten konnten, wie deutſche Häuſer und Hütten aus jener Zeit.

Die Wenden, so viel steht fest, hatten verhältnißmäßig wohleingerichtete Häuser, und die Frage bleibt zunächst nur, wie waren diese Häuser. Wahrscheinlich sehr verschiedener Art. Wie wir noch jetzt, oft bunt durcheinander, noch häufiger nach Distrikten geschieden, Lehmkathen, Fachwerk-, Feldstein- und Backsteinhäuser finden, der Stroh-, Schilf-, Schindel- und Ziegeldächer ganz zu geschweigen, so war es auch in alten Wendenzeiten, nur noch wechselnder, nur noch abhängiger von dem Material, das gerade zur Hand war. In den Fischerdörfern an der Spree und Havel hin, in den Sumpfgegenden, die kein anderes Material kannten als Elsen und Eichen, waren die Dörfer muthmaßlich Blockhäuser, wie man ihnen bis diesen Tag in den Spreewaldgegenden begegnet; auf dem Feldstein-übersäten Barnim-Plateau richteten sich, wie noch jetzt vielfach in den dortigen Dörfern geschieht, die Wohnungen höchst wahrscheinlich aus Feldstein auf; in fruchtbaren Gegenden aber, wo der Lehm zu Tage lag, wuchs das Lehm- und das Ziegelhaus auf, denn die Wenden verstanden sich sehr wohl auf die Nutzung des Lehms und sehr wahrscheinlich auch auf das Ziegelbrennen. Daß sie unter ihrem Geräth nachweisbar auch den Mauerhammer hatten, deutet wenigstens darauf hin. Einzelne dieser Dinge sind nicht geradezu zu beweisen, aber sie müssen so gewesen sein nach einem Naturgesetz, das fortwirkt bis auf diesen Tag. Armes oder uncultivirtes Volk baut sich seine Wohnungen aus dem, was es zunächst hat: am Vesuv aus Lava, in Irland aus Torf, am Nil aus Nilschlamm, an den Pyramiden aus Trümmern vergangener Herrlichkeit. So war es immer, wird es immer sein. Und so war es auch bei den Wenden.

Die Wenden aber hatten nicht nur Häuser, sie wohnten auch in Städten und Dörfern, die sich zu vielen Hunderten durch das Land zogen. Die wendischen Namen unserer Ortschaften beweisen dies zur Genüge. Manche Gegenden haben nur wendische Namen. Um ein Beispiel statt vieler zu geben, die Dörfer um Ruppin herum heißen: Carwe, Gnewkow, Gartz, Wustrau, Bechlin, Steffin, Krentzlin, Metzeltin, Dabergotz, Gantzer, Lentzke, Manker ꝛc., lauter wendische Namen. Aehnlich ist es überall in der Mark, in Lausitz und Pommern. Selbst viele deutsch klingende Namen wie Wustrau, Wusterhausen ꝛc. sind nur ein germanisirtes Wendisch.

Wie die Dörfer waren, ob groß oder klein, ob ſtark bevölkert oder ſchwach, kann, da jegliche beſtimmte Angabe darüber fehlt, nur mittelbar herausgerechnet, nur hypothetiſch feſtgeſtellt werden. Die große Zahl der Todtenurnen, die man findet, außerdem die Mittheilungen Thietmar's u. A., daß bei Lunkini 100,000 Wenden gefallen ſeien, ſcheinen darauf hinzudeuten, daß das Land allerdings ſtark bevölkert war.

Unſicher, wie wir über Art und Größe der wendiſchen Dörfer ſind, ſind wir's auch über die Städte. Einzelne galten für bedeutend genug, um mit den Schilderungen ihres Glanzes und ihres Unterganges die Welt zu füllen, und wie geneigt wir ſein mögen, der poetiſchen Darſtellung an dieſem Weltruhme das beſte Theil zuzuſchreiben, ſo kann doch das Geſchilderte nicht ganz Fiktion geweſen ſein, ſondern muß in irgend etwas Vorhandenem ſeine reale Anlehnung gehabt haben. Beſonderes Anſehen hatten die Handelsſtädte am baltiſchen Meere. Unter dieſen war Jumne, wahrſcheinlich am Ausfluß der Swine gelegen, eine der gefeiertſten. Adam von Bremen erzählt von ihr: ſie ſei eine ſehr angeſehene Stadt und der größte Ort, den das heidniſche Europa aufzuweiſen habe. „In ihr — ſo fährt er fort — wohnen Slaven und andere Nationen, Griechen und Barbaren. Und auch den dort ankommenden Sachſen iſt, unter gleichem Rechte mit den Uebrigen, zuſammen zu wohnen verſtattet, freilich nur, ſo lange ſie ihr Chriſtenthun nicht öffentlich kundgeben. Uebrigens wird, was Sitte und Gaſtlichkeit anlangt, kein Volk zu finden ſein, das ſich ehrenwerther und dienſtfertiger bewieſe. Jene Stadt beſitzt auch alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten. Dort findet ſich der Vulkanstopf, den die Eingeborenen das „griechiſche Feuer" nennen; dort zeigt ſich auch Neptun in dreifacher Art, denn von drei Meeren wird jene Inſel beſpült, deren eins von ganz grünem Ausſehn ſein ſoll, das zweite aber von weißlichem; das dritte iſt durch ununterbrochene Stürme beſtändig in wuthvoll brauſender Bewegung."

Dieſe Beſchreibungen zeitgenöſſiſcher Schriftſteller, wie auch die Beſchreibung von Vineta oder Julin (die beide daſſelbe ſind) beziehen ſich auf wendiſche Handels- und Küſtenſtädte. Es iſt indeſſen wahrſcheinlich, daß die Binnenſtädte wenig davon verſchieden waren, wenn auch vielleicht etwas geringer. An Handel waren

sie gewiß unbedeutender, aber dafür standen sie dem deutschen Leben und seinem Einfluß näher.

Wenden wir uns nunmehr der Frage zu, wie lebten die Wenden in ihren Dörfern und Städten, wie kleideten, wie beschäftigten sie sich, so wird das Wenige, was wir bis hierher sagen konnten, auch ein gewisses Licht auf diese Dinge werfen. Wie beschäftigten sie sich? Neben der Führung der Waffen, die Sache jedes Freien war, gab es ein mannigfach gegliedertes Leben. Die Ausschmückung der Tempel — Ausschmückungen, wie man ihnen noch jetzt in altrussischen Kirchen begegnet und wie sie in den alten Schriftstellern der Wendenzeit vielfach beschrieben werden — lassen keinen Zweifel darüber, daß die Wenden eine Art von Kunst, wenigstens von Kunsthandwerk, kannten und übten. Sie schnitzten ihre Götzenbilder in Holz oder fertigten sie aus Erz und Gold, sie bemalten ihre Tempel und färbten das Schnitzwerk, das als groteskes Ornament die Tempel zierte. Den Schiffbau kannten sie, wie die kühnen Seeräuberzüge der Ranen zur Genüge beweisen, und ihr Haus- und Kriegsgeräth war mannigfacher Art. Sie kannten den Haken zur Beackerung und die Sichel, um das Korn zu schneiden. Die feineren Wollen-Zeuge, so berichten die Chroniſten, kamen aus Sachsen; aber eben aus dieser speciellen Anführung geht hervor, daß die minder feinen im Lande selber bereitet wurden. Einheimische Arbeit war auch die Leinewand, in welche die Nation sich kleidete und wovon sie zu Segeln und Zelten große Mengen gebrauchte. Es ist also wohl nicht zu bezweifeln, daß der Webstuhl im Wendenlande bekannt war wie im ganzen Norden bis nach Island, und daß die Hände, welche den Flachs und den Hanf dem Erdboden abgewannen, ihn auch zu verarbeiten verstanden. Die Hauptbeschäftigungen blieben freilich Jagd und Fischerei, daneben die Bienenzucht. Das Land wies darauf hin. Noch jetzt, in den slavischen Flachlanden Osteuropa's, auf den Strecken zwischen Wolga und Ural, wo weite Haiden mit Lindenwäldern wechseln, begegnen wir denselben Erscheinungen, derselben Beschäftigung. Die Honigerträge waren reich und wichtig, weil aus ihnen der Meth gewonnen wurde. Bier wurde aus Gerste gebraut. Die Fische wurden frisch oder eingesalzen gegessen, denn man benutzte die Soolquellen und wußte das Salz aus ihnen zu gewinnen. Vieles

ſpricht dafür, daß ſie ſelbſt Bergbau trieben und das Eiſen aus dem Erze zu ſchmelzen verſtanden.

Noch ein Wort über die nationale Kleidung der Wenden. Es liegen nur Andeutungen darüber vor. Daß ſie ſo geweſen ſei, oder auch nur ähnlich, wie die Wenden ſie jetzt noch tragen, iſt wohl falſch. Die wendiſche Tracht entwickelte ſich in den wendiſch gebliebenen Gegenden unter dem Einfluß wenn nicht der deutſchen Mode, ſo doch des deutſchen Stoffs und Materials, und es bedarf wohl keiner Verſicherung, daß die alten urſprünglichen Wenden weder Faltenröcke noch Zwickelſtrümpfe, weder Manchеſtermieder noch Ueberfalltragen gekannt haben. All dies iſt ein in ſpätern Culturzeiten Gewordenes, an dem die Wenden-Ueberreſte nolens volens theilnehmen mußten. Gieſebrecht beſchreibt ihre Kleidung wie folgt: „Zur nationalen Kleidung gehörte ein kleiner Hut, ein Obergewand, Unterkleider und Schuhe oder Stiefel; barfuß gehen wurde als ein Zeichen der äußerſten Armuth betrachtet. Die Unterkleider konnten gewaſchen werden; der Stoff, aus dem ſie beſtanden, war alſo vermuthlich Leinewand. Das Oberkleid war wollen.“ Ueber Schnitt und Kleidung und die bevorzugten Farben wird nichts geſagt, doch dürfen wir wohl annehmen, daß ſich eine Vorliebe für das Bunte darin ausſprach. Der kleine Hut und die leinenen Unterkleider: Rock, Weſte, Beinkleid, finden ſich übrigens noch bis dieſen Tag bei den Spreewalds-Wenden vor. Nur die Frauentrachten weichen völlig davon ab.

3.

Charakter. Begabung. Cultus.

In trotzigem Muth,
Gastfrei und gut,
Haben für ihre Götter und Sitten
Sie wie die Märtyrer gelitten.

Nachdem wir bis hierher die äußere Erscheinung betont und die Frage zu beantworten gesucht haben: wie sahen die alten Wenden aus? wie wohnten sie? wie beschäftigten und wie kleideten sie sich, wenden wir uns in Folgendem mehr ihrem geistigen Leben zu, der Frage: wie war ihr Charakter, ihre geistige Begabung, ihr Rechtssinn, ihre Religiosität.

Die Wenden haben uns leider kein einziges Schriftstück hinterlassen, das uns dazu dienen könnte, die Schilderungen, die uns ihre bittern Feinde, die Deutschen, von ihnen entworfen haben, nöthigenfalls zu corrigiren. Wir hören eben nur eine Partei sprechen, dennoch sind auch diese Schilderungen ihrer Gegner nicht dazu angethan, uns mit Abneigung gegen den Charakter der Wenden zu erfüllen. Wir begegnen mehr liebenswürdigen als häßlichen Zügen, und wo wir diese häßlichen Züge treffen, ist es gemeinhin unschwer zu erkennen, woraus sie hervorgingen. Meist waren es Repressalien, Regungen der Menschennatur überhaupt, nicht einer specifisch bösen Menschennatur.

Zwei Tugenden werden den Wenden von allen deutschen Chronikenschreibern jener Epoche: Widukin, Thietmar, Adam von Bremen, zuerkannt: sie waren tapfer und gastfrei. Ihre Tapferkeit spricht aus der ganzen Geschichte jener Epoche, und der Um-

ſtand, daß ſie, trotz Fehden und ſteter Zerſplitterung ihrer Kräfte, dennoch den Kampf gegen das übermächtige Deutſchthum zwei Jahrhunderte lang fortſetzen konnten, läßt ihren Muth in allerglänzendſtem Lichte erſcheinen. Sie waren ausgezeichnete Krieger, zu deren angeborner Tapferkeit ſich noch andere kriegeriſche Gaben, wie ſie den Slaven eigenthümlich ſind, geſellten: Raſchheit, Schlauheit, Zähigkeit. Hierin ſind alle deutſchen Chroniſten einig. Eben ſo einig ſind ſie, wie ſchon hervorgehoben, in Anerkennung der wendiſchen Gaſtfreundſchaft. „Um Aufnahme zu bitten, hatte der Fremde in der Regel nicht nöthig; ſie wurde ihm wetteifernd angeboten. Jedes Haus hatte ſeine Gaſtzimmer und immer offne Tafel. Freigebig wurde verthan, was durch Ackerbau, Fiſchfang, Jagd, und in den größeren Städten auch wohl durch Handel und Gewerbe gewonnen worden war. Je freigebiger der Wende war, für deſto vornehmer wurde er gehalten, und für deſto vornehmer hielt er ſich ſelbſt. Wurde — was übrigens äußerſt ſelten vorkam — von dieſem oder jenem ruchbar, daß er das Gaſtrecht verſagt habe, ſo verfiel er allgemeiner Verachtung, und Haus und Hof durften in Brand geſteckt werden.“

Sie waren tapfer und gaſtfrei, aber ſie waren falſch und untreu, ſo berichten die alten Chroniſten weiter. Die alten Chroniſten ſind indeſſen ehrlich genug, hinzuzuſetzen: „untreu gegen ihre Feinde.“ Dieſer Zuſatz legt einem ſofort die Frage nahe: wie waren aber nun dieſe Feinde? waren ſie, ganz von aller ehrlichen Feindſchaft, von offenem Kampfe abgeſehen, waren dieſe Feinde ihrerſeits von einer Treue, einem Worthalten, einer Zuverläſſigkeit, die den Wenden ein Sporn hätte ſein können, Treue mit Treue zu vergelten?

Die Erzählungen der Chroniſten machen uns die Antwort auf die Frage leicht; in rühmlicher Unbefangenheit erzählen ſie uns die endloſen Perfidieen der Deutſchen. Dies erklärt ſich daraus, daß ſie, von Parteigeiſt erfüllt und blind im Dienſt einer großen Idee, die eigenen Perfidieen vorweg als gerechtfertigt anſahen. Dagegen war wendiſcher Verrath einfach Verrath und ſtand da, ohne allen Glorienſchein, in nackter, alltäglicher Häßlichkeit. Der Wende war ein „Hund“, ehrlos, rechtlos, und wenn er ſich unerwartet aufrichtete und ſeinen Gegner biß, ſo war er un-

treu. Ein Hund darf nicht beißen, es geschehe ihm was da wolle. Die Geschichte von Mistiwoi haben wir gehört, sie zeigt die schwindelnde Höhe deutschen Undanks und deutscher Ueberhebung. In noch schlimmerem Lichte erscheint das Deutschthum in der Geschichte von Markgraf Gero. Dieser, wie in Balladen oft erzählt, ließ dreißig wendische Fürsten, also wahrscheinlich die Häupter fast aller Stämme zwischen Elbe und Oder, zu einem Gastmahl laden, machte die Erschienenen trunken und ließ sie dann ermorden. Das war 939. Nicht genug damit. Im selben Jahre vollführte er einen zweiten List- und Gewaltstreich. Den Tugumir, einen flüchtigen Fürsten der Heveller, den er durch Versprechungen auf seine Seite zu ziehen gewußt hatte, ließ er nach Brennibor zurückkehren, wo er Haß gegen die Deutschen heucheln und dadurch die alte Gunst seines Stammes sich wieder erobern mußte. Aber kaum im Besitz dieser Gunst, tödtete Tugumir seinen Neffen, der in wirklicher Treue und Aufrichtigkeit an der Sache der Wenden hing, und öffnete dann dem Gero die Thore, dessen bloßes Werkzeug er gewesen war. Das waren die Thaten, mit denen die Deutschen — freilich oft unter Hilfe und Zuthun der Wenden selbst — voranschritten. Weder die Deutschen noch ihre Chronisten, zum Theil hochkirchliche Männer, ließen sich diese Verfahrungsweise anfechten, klagten aber mal auf mal über die „Falschheit der götzendienerischen Wenden".

Die Wenden waren tapfer und gastfrei und, wie wir uns überzeugt halten, um kein Haar falscher und untreuer als ihre Besieger, die Deutschen; aber in einem waren sie ihnen allerdings unebenbürtig, in jener gestaltenden, große Ziele von Generation zu Generation unerschütterlich im Auge behaltenden Kraft, die zu allen Zeiten der Grundzug der germanischen Race gewesen und noch jetzt die Bürgschaft ihres Lebens ist. Die Wenden von damals waren wie die Polen von heut. Ausgerüstet mit liebenswürdigen und blendenden Eigenschaften, an Ritterlichkeit ihren Gegnern mindestens gleich, an Leidenschaft, an Opfermuth ihnen vielleicht überlegen, gingen sie dennoch zu Grunde, weil sie jener gestaltenden Kraft entbehrten. Immer voll Neigung, ihre Kräfte nach außen hin schweifen zu lassen, statt sie im Centrum zu einen, fehlte ihnen das Concentrische, während sie excentrisch

waren in jedem Sinne. Dazu die individuelle Freiheit höher achtend als die staatliche Festigung — wer erkennte in diesem allen nicht polnischnationale Züge?

Wir sprechen zuletzt von dem Cultus der Wenden. Weil die religiöse Seite der zu bekehrenden Heiden unsere christlichen Missionäre selbstverständlich am meisten interessiren mußte, so ist es begreiflich, daß wir über diesen Punkt unserer lintizischen Vorbewohner am besten unterrichtet sind. Die Nachrichten, die uns geworden, beziehen sich in ihren Details zwar überwiegend auf jene zwei Haupttempelstätten des Wendenlandes, die nicht innerhalb der Mark, sondern die eine (Rhetra) hart an unserer Grenze, die andere (Arkona) auf Rügen gelegen waren; aber wir dürfen fast mit Bestimmtheit annehmen, daß alle diese Beschreibungen auch auf die Tempelstätten unserer märkischen Wenden passen, wenn gleich dieselben, selbst Brennibor nicht ausgeschlossen, nur zweiten Ranges waren.

Die wendische Religion kannte drei Arten der Anbetung:
Naturanbetung (Stein, Quelle, Baum, Hain).
Waffenanbetung (Fahne, Schild, Lanze).
Bilderanbetung (eigentlicher Götzendienst).

Die Natur war der Boden, aus dem der wendische Cultus aufwuchs; die spätere Bilder-Anbetung war nur Natur-Anbetung in anderer Gestalt. Statt Stein, Quelle, Sonne ꝛc., die ursprünglich Gegenstand der Anbetung gewesen waren, wurden nunmehr Gestalten angebetet, die Stein, Quelle, Sonne ꝛc. bildlich darstellten.

Die Wenden hatten in ihrer Religion einen Dualismus schwarzer und weißer Götter, einer lichten Welt auf der Erde und eines unterirdischen Reiches der Finsterniß. Die Einheit lag im Jenseits, im Himmel.

An und in sich selbst unterschied der Wende Leib und Seele, doch scheint ihm die Menschenseele der Thierseele verwandt erschienen zu sein. Wenigstens glaubte er nicht an persönliche Unsterblichkeit. Die Seele saß im Blut, aber war doch wieder getrennt davon. Strömte das Blut des Sterbenden zu Boden, so flog die Seele aus dem Munde und flatterte zum Schrecken aller Vögel, nur

nicht der Eule, so lange von Baum zu Baum, bis die Leiche verbrannt oder begraben war.

Die alten Chroniſten haben uns die Namen von vierzehn wendiſchen Göttern überliefert. Unter dieſen waren die folgenden fünf wohl die berühmteſten: Siwa (das Leben); Gerowit (der Frühlingsſieger); Swatowit (der heilige oder helle Sieger); Radigaſt (die Vernunft, die geiſtige Kraft); Triglaff (der Dreiköpfige. Ohne beſtimmte Bedeutung).

Vom Siwa haben wir keine Beſchreibung. Gerowit, der Frühlingsſieger, war mit kriegeriſchen Attributen geſchmückt, mit Lanzen und Fahnen, auch mit einem großen kunſtvollen, mit Goldblech beſchlagenen Schild. Radigaſt war reich vergoldet und hatte ein mit Purpur verziertes Bett. Noch im 15. Jahrhundert hing in einem Fenſter der Kirche zu Gadebuſch eine aus Erz gegoſſene Krone, die angeblich von einem Bilde dieſes Gottes herſtammte. Swatowit hatte vier Köpfe, zwei nach vorn, zwei nach rückwärts gewandt, die wieder abwechſelnd nach rechts und links blickten. Bart und Haupthaar war nach Landesſitte geſchoren. In der rechten Hand hielt der Götze ein Horn, das mit verſchiedenen Arten Metall verziert war und jährlich einmal mit Getränk angefüllt wurde; der linke Arm war bogenförmig in die Seite geſetzt, die Kleidung ein Rock, der bis an die Schienbeine reichte. Dieſe waren von anderem Holz als die übrige Figur und ſo künſtlich mit den Knieen verbunden, daß man nur bei genauer Betrachtung die Fugen wahrnehmen konnte. Die Füße ſtanden auf der Erde und hatten unter dem Boden ihr Fußgeſtell. Das Ganze war rieſenhaft, weit über menſchliche Größe hinaus. Endlich Triglaff hatte drei Köpfe, die verſilbert waren. Ein goldener Bund verhüllte ihm Augen und Lippen.

Dieſe Götter hatten überall im Lande ihre Tempel; nicht nur in Städten und Dörfern, ſondern auch in unbewohnten Veſten, ſogenannten „Burgwällen“, und zwar auf Hügeln und Klippen, in Seen und Wäldern. Wahrſcheinlich hatte jeder „Gau“, deren es im Lande zwiſchen Elbe und Oder etwa 45 gab, einen Haupttempel, ähnlich wie es in ſpäterer chriſtlicher Zeit in jedem größeren Diſtrikt eine Biſchofskirche, einen Dom, ein Kloſter gab. Dieſer

Haupttempel konnte in einer Stadt ſein, aber auch eben ſo gut in einem „Burgwall“, der dann nur den Tempel umſchloß und etwa einem Berge mit einer berühmten Wallfahrtskirche entſprach. In Julin, Wolgaſt, Gützkow, Stettin, Malchow, Ploen, Jüterbock und Brandenburg werden ſolche Städte-Tempel eigens erwähnt. Unzweifelhaft aber gab es deren an anderen Orten noch, als an den vorſtehend genannten.

4.

Rhetra. Arkona. „Was ward aus den Wenden?“

Hier dient der Wende seinen Götzenbildern,
Hier baut er seiner Städte festes Thor,
Und drüber blinkt der Tempel Dach hervor:
Julin, Vineta, Rhetra, Brennabor.

Carl Seidel.

Die zwei Haupttempelstätten im ganzen Wendenland waren, wie mehrfach hervorgehoben, Rhetra und Arkona. Stettin und Brennibor, ihnen vielleicht am nächsten stehend, hatten doch überwiegend eine lokale Bedeutung.

Rhetra und Arkona repräsentirten auch die Orakel, bei denen in den großen Landesfragen Raths geholt wurde, und ihr Ansehn war so groß, daß der Besitz dieser Tempel dem ganzen Stamme, dem sie zugehörten, ein gesteigertes Ansehen lieh; die Redarier und die Ranen nahmen eine bevorzugte Stellung ein. Später entspann sich zwischen beiden eine Rivalität, wie zwischen Delphi und Dodona.

Rhetra war unter diesen beiden Orakelstätten die ältere, und wir beginnen mit Wiedergabe dessen, was Thietmar, Bischof von Merseburg, über diese sagt. Thietmar berichtet:

„So viele Kreise es im Lande der Liutizier giebt, so viele Tempel giebt es auch und so viele einzelne Götzenbilder werden verehrt; die Stadt Rhetra aber behauptet einen ausgezeichneten Vorrang vor allen anderen. Nach Rhetra schicken die Wendenfürsten, ehe sie in den Kampf eilen, und sorgfältig wird hier vermittelst der Loose und des Rosses nachgeforscht, welch' ein Opfer den Göttern darzubringen sei.“

Stadt und Tempel von Rhetra schildert Thietmar nun weiter:

„Rhetra liegt im Gau der Rhedarier, ein Ort von dreieckiger Gestalt, den von allen Seiten ein großer, von den Eingeborenen gepflegter und heilig gehaltener Hain umgiebt. Der Ort hat drei Thore. Zwei dieser Thore stehen Jedem offen; das dritte Thor aber, das kleinste, weist auf das Meer hin und gewährt einen furchtbaren Anblick. An diesem Thor steht nichts als ein künstlich aus Holz gebautes Heiligthum, dessen Dach auf den Hörnern verschiedener Thiere ruht, die es wie Tragsteine emporhalten. Die Außenseiten dieses Heiligthums sind mit verschiedenen Bildern von Göttern und Göttinnen, die, so viel man sehen kann, mit bewundernswerther Kunst in das Holz hineingemeißelt sind, verziert; inwendig aber stehen von Menschenhand gemachte Götzenbilder, mit ihren Namen am Fußgestell, furchtbar anzuschauen. Der vornehmste derselben heißt Radigast oder Zuarasioi und wird von allen Heiden geehrt und angebetet. Hier befinden sich auch ihre Feldzeichen, welche nur, wenn es zum Kampfe geht, von hier fortgenommen und dann von Fußkämpfern getragen werden. Und dies alles sorgfältig zu hüten, sind von den Eingeborenen besondere Priester angestellt, welche, wenn die Leute zusammenkommen, um den Bildern zu opfern und ihren Zorn zu sühnen, allein sitzen bleiben, während die anderen stehen. Indem sie dann heimlich untereinander murmeln, graben sie voll Zornes in die Erde hinein, um vermittelst geworfener Loose nach Gewißheit über zweifelhafte Dinge zu forschen. Nachdem dies beendigt ist, bedecken sie die Loose mit grünem Rasen und führen ein Roß, das als heilig von ihnen verehrt wird, mit demüthigem Flehen über die Spitzen zweier sich kreuzenden, in die Erde gesteckten Speere weg. Die ist gleichsam der zweite Akt, zu dem man schreitet, um die Zukunft zu erforschen, und wenn beide Mittel: zuerst das Loos, dann das heilige Pferd, auf ein gleiches Vorzeichen hindeuten, so handelt man darnach. Wo nicht, so wird von den betrübten Eingeborenen die ganze Angelegenheit aufgegeben.“

Als Bischof Thietmar diese Schilderung von Rhetra entwarf, stand dasselbe noch in höchstem Ansehen bei der Gesammtheit des Wendenvolkes, aber schon wenige Jahre später ging sein Ruhm als erste Tempel- und Orakelstätte des Wendenreiches unter. Arkona auf Rügen trat an seine Stelle. Noch 1066 hatten die

Wenden, nach einem siegreichen Rachezuge, den Bischof Johann von Mecklenburg nach Rhetra geschleppt und dem Radigast das Haupt des Bischofs geopfert; aber dies Ereigniß führte zugleich zu jener Niederlage Rhetra's, von der es sich nicht mehr ganz erholte. Im Winter 1067 auf 68 erschien Bischof Burkhard von Halberstadt vor Rhetra, stürzte das Götzenbild um und ritt auf dem weißen Rosse des Radigast heim. Dieser wohlberechnete Hohn blieb auf die Wendenstämme nicht ohne Einfluß, Eifersucht gegen die Rhedarier kam hinzu, und so wendeten sich die Wendenstämme von dem Radigast zu Rhetra, der sich schwach erwiesen hatte, ab und dem Swatowit-Tempel in Arkona zu. Hundert Jahre lang, von jenem Tage der Niederlage ab, glänzte nun Arkona, wie vorher Rhetra geglänzt hatte. Auch von Arkona und seinem Swatowit-Tempel besitzen wir eine Beschreibung. Es scheint, daß vier mächtige Holzpfeiler, die auf Thierhörnern ruhten, ihrerseits ein Dach trugen, dessen Inneres dunkelroth getüncht war. Der Raum zwischen den vier Pfeilern war durch Bretterwände ausgefüllt, die allerhand bunt bemaltes Schnitzwerk trugen. Dies alles aber war nur die Außenhülle, und vier mächtige Innen-Pfeiler, durch Vorhänge geschlossen, theilten den inneren Tempelraum wieder in zwei Hälften, in ein Heiligstes und Allerheiligstes. In dem letzteren erst stand das Bild Swatowit's. Arkona hatte besondere Tempeldiener, und mehr und mehr bildete sich hier eine Priesterkaste aus. Sie unterschieden sich schon durch Tracht und Kleidung von dem Rest der Nation und trugen Bart und Haar lang herabwallend, während die übrigen Ranen Bart und Haar geschoren trugen. Sie gehörten zu den Edlen des Landes; kriegerische und priesterliche Thätigkeit galt überhaupt den Wenden als wohl vereinbar.

Auch hier in Arkona diente das „weiße Pferd" zur Zeichendeuterei. Alle Poesie knüpfte sich an dasselbe. Nicht selten fand man es des Morgens mit Schaum und Schmutz bedeckt in seinem Stall; dann hieß es, Swatowit selber habe das Pferd geritten und es im Streit gegen seine Feinde getummelt. Die Formen, unter denen das Orakel ertheilt oder die Frage „Krieg oder Friede" entschieden wurde, waren denen in Rhetra nah verwandt, aber doch

nicht voll dieſelben. Drei Paar gekreuzte Lanzen wurden in den Boden geſteckt und das Pferd heran geführt. Schritt es nun mit dem rechten Fuß zuerſt über die Speere, ſo war das Zeichen glücklich, unglücklich, wenn das Thier den linken Fuß zuerſt aufhob. Entſchiedenes Heil aber verſprach das Orakel nur, wenn das weiße Pferd über alle drei Lanzenpaare mit dem rechten Fuße hingeſchritten war.

Der Swatowit-Tempel auf Arkona war das letzte Bollwerk des Heidenthums. Es fiel endlich, wie ſchon hervorgehoben, in den Dänenkämpfen, im Kriege mit „Waldemar dem Sieger", nachdem es nicht nur den Radigaſt-Tempel Rhetra's, wenigſtens den Ruhm deſſelben, um ein Jahrhundert, ſondern auch den uns in gewiſſem Sinne näher angehenden Triglaff-Tempel zu Brennibor um zwanzig und einige Jahre überlebt hatte.

Dieſer Triglaff-Tempel, wenn auch für die Geſammtheit der Wenden nur ein Tempel zweiten Ranges, erheiſcht noch ein kurzes Verweilen.

Triglaff war eine urſprünglich pommerſche Gottheit und wurde, wie es ſcheint, erſt in ſpäterer Zeit, ſei es aus Eiferſucht oder ſei es aus Mißtrauen gegen den Radigaſt (in Rhetra) von Pommern her in die Havelgegenden eingeführt. In Kürze haben wir ihn ſchon an anderer Stelle beſchrieben. Er hatte drei Köpfe, weil er Herr im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt war, und ſein Geſicht war verhüllt, zum Zeichen, daß er die Sünden der Menſchen überſah und verzieh. In ſeinen Händen hielt er einen gehörnten Mond, ein Symbol, über deſſen Bedeutung nur Vermuthungen exiſtiren. Seinen Haupttempel hatte er in Stettin, der den Schilderungen nach, die wir davon beſitzen, den aus Holz aufgeführten, mit Bildwerk und Schnitzereien ausgeſchmückten Tempeln in Rhetra und Arkona ſehr verwandt geweſen ſein muß. Auch der Triglaff-Dienſt war dem Dienſt des Radigaſt oder Swatowit mehr oder weniger verwandt. Die Zeichen wurden in ähnlicher Weiſe gedeutet, das Roß ſchritt über die gekreuzten Lanzenſpitzen hin, und das Berühren dieſer oder jener Lanze mit dem einen oder andern Fuß — alles hatte ſeine Bedeutung zum Heil oder Unheil. Nur das Roß ſelbſt war nicht

weiß ſondern ſchwarz, vielleicht weil Triglaff ſelbſt mehr den finſtern als den lichten Göttern zugehörte.

Um 982, unmittelbar nach dem großen Wendenaufſtande, war es, daß nunmehr dieſem Triglaff zu Ehren auch in Brennibor ein Tempel errichtet wurde. Derſelbe erhob ſich auf dem Harlunger-Berge und ſah triumphirend in das dem Heiden- und Wendenthum wieder zurückeroberte Land hinein. Es war höchſt wahrſcheinlich kein Holzbau mehr, wie der Stettiner, ſondern ein Steinbau, nach Art der chriſtlichen Steinkapellen,*) und M. W. Hefftter, in ſeiner trefflichen Geſchichte Brandenburgs, ſtellt ſogar die Hypotheſe auf, daß aus dieſem alten heidniſchen Tempelbau, zunächſt ohne weſentliche Umgeſtaltung, die ſpäter ſo berühmt gewordene Marienkirche auf dem Harlunger-Berge hervorgegangen ſei. Wir halten dies für wahrſcheinlicher als nicht, finden indeſſen den Beweis dafür weniger in der eigenthümlichen Architektur der Kirche, als in dem hiſtoriſch nachgewieſenen Umſtande, daß ſich unter den märkiſchen Wenden der Uebergang aus dem Heidenthum in's Chriſtenthum ſchließlich in aller Ruhe vollzog, etwa wie 400 Jahre ſpäter der Uebergang aus dem Katholicismus in den Proteſtantismus. Der Fürſt Pribislaw wurde Chriſt; das Volk folgte theilweiſe widerwillig, aber doch vielfach auch willig und zwanglos. Man hatte ſich bereits mit und nebeneinander eingelebt, und der

*) In einer 1619 zu Wittenberg gedruckten Jubelpredigt eines Jüterbocker Geiſtlichen findet ſich folgendes: Das uralte Templein allhier, welches ungefähr nur vor vierzig und etlichen Jahren iſt eingeriſſen worden, darinnen der heidniſche Götzendienſt der Wendiſchen Morgengöttin ſoll ſein geleiſtet worden, dies Templein iſt in der Länge, Breite und Höhe bis an das Dach recht viereckigt von Mauerſteinen aufgeführt geweſen, hat oben ein Kreuzgewölbe und darüber ein viereckigt zugeſpitztes Dach von hellen Steinen gehabt. Die Thür oder Eingang von abendwärts iſt niedrig geweſen, alſo daß man im Eingehen ſich etwas bücken müſſen. Es hat auch keine Fenſter gehabt, ſondern nur ein rundes Loch ꝛc. — — alſo habe ich's von mehreren Perſonen, die noch am Leben ſind, beſchreiben hören." (Allerdings iſt dieſe Angabe, der man wohl einen größeren Werth als ihr zukommt, hat beilegen wollen, kein Beweis, daß das „Templein" wirklich heidniſch geweſen ſei. Das Kreuzgewölbe ſpricht ſogar dagegen. Als man hier Landes Kreuzgewölbe baute, war es mit dem Wendenthum ſchon vorbei.)

bloße Umstand, daß das gestürzte Bild des Triglaff nicht verbrannt oder zerstört, vielmehr, allen bekannt und allen zugänglich, bis 1526 in einer Seitenkapelle der Marienkirche aufbewahrt wurde (in welchem Jahre Christian II. von Dänemark es unter Zulassung Joachim's I. mit fortnehmen durfte), deutet darauf hin, daß die Wandlung der Gemüther sich friedfertig genug vollzogen und der Christengott den Wendengott in aller Stille bei Seite gedrängt haben muß. Diese Umwandlung des Triglaff-Tempels in eine Marienkirche erfolgte zwischen 1136 und 41. Sechshundert Jahre lang hat dann vom Harlunger-Berge aus die berühmte Marienkirche in's Land gesehen. Ihre Entstehung drückte das Siegel auf den endlichen Sieg des Christenthums über das Heidenthum im Lande zwischen Elbe und Oder. Auf der Stätte des Triglaff-Tempels ging ein neues Leben auf, und der dreieinige Gott sprach hinfort statt des dreiköpfigen Gottes zu seinem Volke.

So, wie vorstehend geschildert, waren die Wenden zur Zeit der endgültigen deutschen Eroberung 1157.

Es bleibt uns noch die Beantwortung der Frage übrig: was wurde aus den Wenden. Sie wurden keineswegs mit Stumpf und Stiel ausgerottet, sie wurden auch nicht einfach zurückgedrängt bis zu Gegenden, wo sie Stammesgenossen vorfanden, — sie blieben vielmehr alle oder doch sehr überwiegenden Theils im Lande und haben in allen Provinzen jenseits der Elbe unzweifelhaft jene Misch-Race hergestellt, die jetzt die preußischen Provinzen bewohnt.

Einzelne Historiker haben dies bestreiten wollen, aber wir glauben mit Unrecht. Einmal würde eine solche consequent durchgeführte Racen-Geschiedenheit gegen die historische Ueberlieferung aller andern Staaten, bei denen ähnliche Verhältnisse obwalteten, sprechen, andererseits dürfte es, von allen Analogien abgesehen, nicht schwer halten, in aberhundert Einzelfällen solche Mischung der beiden Racen nachzuweisen. Es ist wahr, die Deutschen brachten den Stolz des Siegers mit, ein Race-Gefühl, das, auf geraume Zeit hin, eine Schranke gezogen haben mag; wir halten uns aber nichtsdestoweniger überzeugt, daß, noch ehe die Hohenzollern in's Land kamen, jedenfalls aber noch vor Mitte des 15. Jahrhunderts, diese Unterschiede so gut wie verwischt waren.

Sie mögen an einzelnen Orten länger beſtanden haben, es mag Ortſchaften geben, wo ſich bis dieſen Tag eine Excluſivität findet, die auf jene alte Wenden-Abneigung zurückzuführen iſt, im Großen und Ganzen aber liegt die Verſchmelzung weit zurück. Wir wollen dabei andererſeits gern zugeben, daß, wenn innerhalb der ſeitdem verfloſſenen Jahrhunderte die Generationen in den Dörfern, ſäend und erndtend, in einem ewigen Wechſel und doch zugleich in einem ewigen Gleichmaaß des Friedens auf einander gefolgt wären, dieſe Empfindungen und Aeußerungen des Racen-Dünkels vielleicht fortgedauert hätten. Aber „die Noth giebt wunderliche Schlafgeſellen", und die Conſervirung alter Vorurtheile wurde durch die Verhältniſſe, durch Brand und Krieg, durch die Gemeinſchaftlichkeit des Unglücks unmöglich gemacht. Das Aufeinander-angewieſen-ſein riß jene Schranke nieder, die die Fülle ſelbſtbewußten Glücks aufgerichtet hatte. Mehrfach ging der ſchwarze Tod durch das Land und entvölkerte die Dörfer; was der ſchwarze Tod nicht that, das thaten, in nie raſtenden Kriegen, die Pommern und Polen, und was die Pommern und Polen nicht thaten, das thaten die Huſſiten. Im Barnim befinden ſich vielleicht zwanzig oder dreißig Feldmarken, die Namen wie Wüſte-Sieversdorf, Wüſte-Gielsdorf, Wüſte-Büſow ꝛc. führen, Benennungen aus jener Epoche immer neuer Verödungen her. Die wüſt gewordenen Dörfer, namentlich ſolche, wo einzelne bewohnte Häuſer und Hütten ſtehen geblieben waren, wieder neu zu beſetzen, war die Aufgabe der Landesverwaltung, die in Brandenburg von jeher den fridericianiſchen Satz verfolgte: „Menſchen; vor allem Menſchen". Man freute ſich jeden Zuzugs, ohne nach der Racen-Abſtammung zu fragen.

Das deutſche Dorf, in dem vielleicht ein Fritze, ein Hanſen, ein Dietrichs wohnte, war froh, einen Kroll, einen Noack, einen Poſedin die wüſt gewordenen Stätten einnehmen zu ſehn, und ebenſo die wendiſchen Dörfer empfingen den deutſchen Zuzug mit Freude. Die Namensverzeichniſſe im Landbuch von 1375, wie die Urkunden überhaupt, laſſen keinen Zweifel darüber.

Alle dieſe Anführungen haben ſelbſtverſtändlich nur die Regel, nur die Verhältniſſe in ihren großen Zügen ſchildern ſollen, ganz beſonders aber die der Mittelmark. Die Mittelmark, im Gegenſatz zu den mehr Oder- und Elb-wärts gelegenen Landestheilen,

war der eigentliche Mischungsbottich. Die Verhältnisse forderten dazu auf. Auf dem platten Lande war es die Noth, in den Städten war es die Gelegenheit, die die Menschen ohne sonderliche Rücksicht auf ihre Abstammung zusammenführte. Die alten Bürgerfamilien freilich beharrten in ihrer Abgeschlossenheit und betrachteten den Wenden-Kietz um kein Haar breit besser als ein jüdisches Ghetto, aber dem „Zuzug" gegenüber kamen die alten, alles nach Zunft und Race sondernden städtischen Traditionen wenig oder gar nicht in Betracht, und die „kleinen Leute" thaten sich zusammen, unbekümmert um die Frage: wendisch oder deutsch. So lagen die Dinge in der Mittelmark, d. h. also in Teltow und Barnim, im Ruppin'schen, in Beeskow-Storkow, in der Westhälfte von Lebus, überhaupt in allen Landestheilen, in denen sich Deutschthum und Wendenthum einigermaßen die Wage hielten. Anders freilich war es in West und Ost. Je mehr nach der Elbe zu, je exclusiver hielt sich das Deutschthum, weil es ihm leicht gemacht war, sich aus seinen Stammesgenossen jenseits der Elbe zu rekrutiren; umgekehrt, je näher der Oder und den eigentlichen slavischen Landen zu, je länger blieb das Wendenthum in Kraft. Jetzt indessen, wenige Stätten abgerechnet, ist es im Leben unsres Volkes verschwunden. Es lebt noch fort in der Mehrzahl unserer Städte- und Dorfnamen, in dunklen Erinnerungen, daß in einzelnen, den Namen eines Wendengottes bis heute festhaltenden Lokalitäten (in Jüterbog, in Jütergotz) ein Tempel stand, vor allem in den Heidengräbern und Wendenkirchhöfen, die sich allerorten in der Mark verbreitet finden.

Aber es ist charakteristisch, daß eben das Einzige, was aus der alten Wendenwelt noch zu uns spricht, ein Begrabenes ist. Alles geistig Lebendige ist hinüber. Selbst der Aberglauben und die in ihm wurzelnden Gebräuche, Sitten und Volksweisen, die wohl dann und wann für wendische Ueberreste gehalten worden sind, lassen sich vielfach auf etwas Urgermanisches zurückführen, das, auch vor den Wenden schon, hier heimisch war. Mit Sicherheit lebt noch Alt-Deutsches in den Gemüthern, und das Volk erzählt von Wodan und Fricke (Freia) und von dem Hackelberger Jäger. Aber Radegast und Czernebog sind todt. Das Wendische

iſt weggewiſcht, untergegangen in dem Stärkern, in dem germaniſchen Leben und Gemüth, und nur am Ende der Oder hin, den polniſch-ſlaviſchen Landen zu, zeigt ſich jezuweilen, neben dem ſlaviſch Heiteren, auch noch jener auf Hartnäckigkeit und Verſchloſſenheit deutende finſtere Zug, der an die alte Zeit und ihre Bewohner mahnt.

Die Ciſtercienſer in der Mark.

Der Morgen graut und lacht der Nacht entgegen,
Im Oſten leuchtet ſchon des Lichtes Segen;
Die Finſterniß entflieht.
Bruder Lorenzo (Romeo und Julia).

Die beiden Ereigniſſe, die über das Wendenthum an Havel und Spree entſchieden, waren die Erſtürmung Brennibors am 11. Juni 1157 und unmittelbar darauf, wenn der halb ſagenhaften Ueberlieferung Glauben zu ſchenken iſt, die „Havelſchlacht gegenüber dem Schildhorn," in der Jazko, der Neffe Pribislaw's, und ſeine noch einmal zuſammengeraffte Wendenmacht, entſcheidend geſchlagen wurde.

Schon zweihundert Jahre früher, unter den erſten Sachſenkaiſern, waren die Deutſchen bis ebenfalls an die öſtliche Havel vorgedrungen, und ſchon damals waren, in ihren erſten Anfängen wenigſtens, der Havelberger und Brandenburger Dom gegründet worden, aber Leichtſinn, Unklugheit, Grauſamkeit von Seiten der Sieger hatten zunächſt zu Auflehnung der Beſiegten und endlich zu völliger Abſchüttelung des Joch's geführt. Das alte Wendenthum war auf 150 Jahre hin wieder glänzend aufgeblüht. Jetzt, nach der Niederwerfung Jazko's war es zum zweiten Mal unterlegen, und es galt nunmehr, die Mittel und Wege ausfindig zu machen, um einer abermaligen Auflehnung vorzubeugen. Albrecht der Bär, von dem es im Volksliede heißt:

Heinrich de Leuw und Albrecht de Bar,
Dartho Frederik mit den roden Haar,
Dat waren dree Heeren,
De kunden de Welt verkehren —

dieſer Albrecht der Bär war juſt dazu angethan, dieſe Mittel ausfindig zu machen und das früher durch Unklugheit Geſcheiterte, durch Muth und Ausdauer endgültig ſiegreich hinauszuführen. Es iſt bekannt, daß er, nach Plan und Syſtem, die Coloniſirung des Landes begann; zu den Kirchen und Burgen aber, die ſchon einmal die Bekehrung und Beherrſchung des Landes verſucht hatten, geſellte er, als ein neues, drittes, die Vereinigung von Burg und Kirche — die Klöſter. Mönche wurden in's Land gerufen, vor allem die Ciſtercienſer, ein Orden, der eben damals auf ſeinem europäiſchen Siegeszuge bis an die Saale und Unſtrut vorgedrungen war.

Da dieſem überall hin pionirenden Orden die Aufgabe zufiel, auch namentlich für die Cultur und geiſtige Eroberung der Mark von hervorragender Bedeutung zu werden, ſo mag es geſtattet ſein, bei ſeiner Entſtehungs- und Entwickelungsgeſchichte einen Augenblick zu verweilen und das Fortſchreiten deſſelben auf ſeinen großen Etappen von Weſt nach Oſt zu begleiten.

Die erſten Klöſter, die zumal in Süd- und Weſt-Europa in's Leben gerufen wurden, waren Benediktiner-Klöſter, d. h. Klöſter, in denen die Regeln des heiligen Benedikt: Gehorſam, Armuth, Keuſchheit, die Fundamentalſätze alles Kloſterlebens, Geltung hatten. Die Benediktiner übten dieſe Tugenden Jahrhunderte lang, aber jene Epoche, die den Kreuzzügen unmittelbar vorausging, war eine Epoche des kirchlichen, mindeſtens des klöſterlichen Verfalls, ganz in ähnlicher Weiſe, wie derſelbe fünf Jahrhunderte ſpäter zum zweiten Mal in die Geſchichte eintrat, und „ſittliche Reform," worauf zunächſt die Reformation gerichtet war, war eine Parole, die, wie vielfach während des Lebens der Kirche ſo auch um die Zeit der erſten Kreuzzüge gehört wurde.

Dies Ringen nach Reform, nach Wiederherſtellung jener Kloſter-Heiligung, wie ſie die erſten Klöſter gekannt hatten, gab Veranlaſſung zur Gründung eines neuen Ordens. Dieſer neue Orden war der der Ciſtercienſer. Sein nächſter Zweck war nicht Abzweigung vom Benediktinerthum, aus dem er hervorging, ſondern Wiederherſtellung deſſelben in ſeiner Urſprünglichkeit und Lauterkeit. Aber es ſcheint das Loos ſolcher und ähnlicher Beſtrebungen — vielleicht nach jenem Naturgeſetz, welches

die volle Wiederherſtellung von etwas Verſchwundenem unmöglich macht — jedesmal zu einer Neuſchöpfung zu führen. Zu einer Neuſchöpfung, die anfänglich, in aufrichtiger Demuth, ſich ſelbſt nicht als eine Neuſchöpfung betrachtet ſehen will und doch, ſich ſelbſt zum Trotz, mit jedem Tage mehr eine ſolche wird.

So gingen, gegen den Willen des Gründers, die Ciſtercienſer aus den Benediktinern hervor.

Verfolgen wir, nach dieſen allgemeinen Bemerkungen, die Entwickelung des neuen Ordens aus dem alten auch an den Trägern dieſer Entwickelung, an den Perſonen.

Robert (ſpäter der heilige Robert), Abt des Benediktinerkloſters zu Moleſme an der Grenze von Champagne und Burgund, gab, um der eingeriſſenen Verderbtheit willen, die er in ſeinem eigenen Kloſter wahrnahm, das Kloſter Moleſme auf und zog ſich in das unwirthliche, nur mit Dornen und Geſtrüpp bewachſene, durch ein Flüßchen kümmerlich bewäſſerte Thal von Citeaux (Cistercium) in der Nähe von Dijon zurück, um daſelbſt mit 20 anderen Mönchen, die ihm gefolgt waren, getreu nach der urſprünglichen Vorſchrift des heiligen Benedikt zu leben. Seine Trennung war eine rein äußerliche und locale, er hatte ſich von ſeinem Kloſter getrennt, nicht von der urſprünglichen Kloſterregel, ja, er kehrte nach einjähriger Abweſenheit in Citeaux, auf Befehl des Papſtes, in das Kloſter Moleſme zurück. Aber unwiſſentlich war ein neuer Keim gepflanzt, und der beſcheidene Verſuch, der, wie ſchon vorſtehend angedeutet, eine alte Schöpfung nur neu geſtalten ſollte, ſchuf nicht in, ſondern neben dem Alten ein Neues. In dem Thale von Ciſterz ging ein neues Kloſterleben auf. Die Träger dieſes neuen Lebens aber waren nicht Benediktiner mehr, ſie waren Ciſtercienſer.

Bald zeigte ſich die erfolgte Trennung auch in der äußeren Erſcheinung, bald auch in den Zwecken und Zielen des Ordens, in der Art, wie er ſeine Aufgabe faßte. Was die Tracht angeht, ſo änderte bereits der heilige Alberich, der zweite Abt von Citeaux, die Kleidung ſeiner Mönche, und das Kleid, das vorher ſchwarz geweſen war, wurde weiß mit einem ſchwarzen Gürtel und ſchwarzem Skapulier. Nach der ſchönen Sage des Ordens

war seine, des Alberich, schwarze Kleidung unter der Berührung der heiligen Jungfrau weiß geworden.*)

Wichtiger aber als diese äußeren Abzeichen war die Wandlung, die der neue Zweig der Benediktiner innerlich erfuhr. Er wurde eine Specialität, er wurde der Orden der Coloniſation.

Nie hat ein Orden einen raſcheren und gewaltigeren Siegeszug über die Welt gehalten. Aus dem Mutterkloſter Ciſterz, gegründet 1098, waren nach 15 Jahren ſchon vier mächtige Töchterklöſter: La Ferté, Pontigny, Morimad und Clairvaux hervorgegangen, den Töchtern folgten wieder Töchter und Enkeltöchter, und eh ein halbes Jahrhundert um war, war nicht nur ein Netz von Ciſtercienſer-Klöſtern über das ganze chriſtliche Europa ausgebreitet, ſondern auch tief in heidniſche Lande hinein waren die Mönche von Ciſterz mit dem Kreuz in der Linken, mit Axt und Spaten in der Rechten, lehrend und Acker bauend, bildend und

*) Dies weiße Kleid der Ciſtercienſer war ihr beſonderer Stolz, und unter den zahlreichen Legenden†) dieſes Ordens bezogen ſich viele auf die beſondere Gunſt, in der, bei Gott und Menſchen, das „weiße Kleid" ſtand. Im Jahre 1215 ſtarb ein Ciſtercienſer-Mönch zu Cher in Frankreich und wurde ohne ſein Chorkleid begraben. Er kam zurück, um ſein Kleid zu holen, weil der heilige Benedikt ihm nicht anders den Himmel aufſchließen wollte. Der Prior gab es ihm, und er hatte nun Ruhe und kam nicht wieder.

†) Unter den anderweiten Legenden des Ordens iſt mir keine ſchöner erſchienen als die folgende: Im Jahre 1167 dachte Mönch Heron in Gallizien in der Frühmette über die Worte nach: „Tauſend Jahre ſind vor Dir, Herr, wie der Tag, der geſtern vergangen iſt." Er fand dies unbegreiflich und zweifelte. Als er aus der Kirche kam, flatterte ein bunter Vogel über ihm und ſang ſehr lieblich. Heron, von der Schönheit und dem Geſang des Vogels bezaubert, folgte ihm, wohin er flog, aus dem Kloſter in einen benachbarten Wald, der Vogel hüpfte von Zweig zu Zweig und ſang immerfort dreihundert Jahr lang. Als nun Heron dreihundert Jahr lang weder gehungert, noch gedürſtet, ſondern allein von dem lieblichen Vogelgeſang gelebt hatte, flog der Zaubervogel davon, und die Entzückung hörte auf. Heron kam nun wieder zu ſich ſelbſt und beſann ſich, daß er ſoeben aus der Frühmette gekommen ſei. Er kehrte zurück zum Kloſter und klopfte an die Kloſterpforte, aber da waren weder Pförtner, noch Abt, noch Brüder mehr, die ihn kannten. Sie waren alle längſt todt; dreihundert Jahre waren verfloſſen. „Tauſend Jahre ſind wie ein Tag."

heiligend vorgedrungen. Es war ein in jenen raſchen Proportionen ſich mehrendes Anwachſen, wie man es auf alten Stammbäumen veranſchaulicht ſieht, wo, von Generation zu Generation, aus jedem einzelnen Neuzweig wieder zahllos andere neue Zweige ſprießen, anwachſend zu Multiplicationen, die der bekannten Verdoppelung der Schachbrettfelder entſprechen. Fünfzig Jahre nach der Gründung des Ordens gab es 500, hundert Jahre nach der Gründung bereits 2000 Ciſtercienſer-Klöſter, und Caspar Jogelinus, ein Deutſcher, hat uns allein die Beſchreibung von 791 Ciſtercienſer-Klöſtern hinterlaſſen. Von dieſen 791 Klöſtern waren 209 in Frankreich, 128 in England, Schottland und Irland und 109 in Deutſchland.

Die Frage drängt ſich auf, was dieſem Orden zu ſo rapidem Wachsthum verhalf und ihm, zwei Jahrhunderte lang, in allen Ländern und an allen Höfen ein alles überſtrahlendes Anſehen lieh. Es waren wohl drei Urſachen, die zuſammen wirkten: die gehobene Stimmung der ganzen chriſtlichen Welt während der Epoche der erſten Kreuzzüge, die wunderbare, mit unwiderſtehlicher Gewalt ausgerüſtete Erſcheinung des heiligen Bernhard, der, aus dem Orden heraus, bald nach Entſtehung deſſelben erwuchs und ihn dann durchleuchtete, und endlich drittens die beſondere, ſchon in aller Kürze angedeutete coloniſatoriſche Eigenart dieſes Ordens, die ihn, in einer Zeit, in der geiſtig und phyſiſch überall auszuroden und urbar zu machen war, als ein beſonders geeignetes Werkzeug ſowohl in der Hand der Kirche wie auch des weltlichen Fürſtenthums erſcheinen ließ.

1115 exiſtirten nur fünf Ciſtercienſer-Klöſter, 1119 bereits vierzehn, aber ſämmtlich noch innerhalb Frankreichs und auf verhältnißmäßig engem Gebiet. Zwanzig Jahre ſpäter ſehen wir den Orden, in immer raſcherem Wachſen, von der Loire an den Rhein, vom Rhein an die Weſer und endlich von der Weſer bis an und über die Elbe vorgedrungen.

1180 erſchienen ſeine erſten Mönche in der Mark.

An wenigen Orten mochten die Vorzüge dieſes Ordens deutlicher hervortreten als in der Mark, weil ſie nirgends ein beſſeres Gebiet für ihre Thätigkeit fanden. Wo die Unkultur zu Hauſe war, hatten die Kulturbringer ihr natürlichſtes Feld. Rechnen wir die Nonnenklöſter deſſelben Ordens mit ein, die, wenigſtens was

die Bekehrung, Lehre und Unterweisung angeht, die gleichen Ziele wie die Mönchsklöster verfolgten, so haben wir über 20 Cistercienser-Klöster in der Mark und Lausitz zu verzeichnen, von denen die große Mehrzahl vor Ablauf eines Jahrhunderts entstand. Weder die Prämonstratenser und Karthäuser gleichzeitig mit ihnen, noch auch später die die Städte suchenden Dominikaner und Franziskaner sind ihnen an Ansehn und rascher Verbreitung gleich gekommen.

Dem Zeitpunkt ihrer Entstehung nach folgen diese märkisch-lausitzischen Cistercienser-Klöster wie folgt auf einander:

Zinna, Mönchskloster, in der Nähe von Jüterbog, 1171.
Lehnin, Mönchskloster, in der Nähe von Brandenburg, 1180.
Dobrilugk, Mönchskloster, in der Lausitz, 1180—90.
Neuzelle, Mönchskloster, in der Lausitz, 1230.
Marienfließ oder Stepnitz, Nonnenkloster, in der Priegnitz, 1230.
Dransee, Mönchskloster, in der Priegnitz, 1233.
Paradies, Mönchskloster, im Posenschen (früher Neumark), 1234.
Marienthal, Nonnenkloster, in der Lausitz, 1234.
Zehdenick, Nonnenkloster, in der Ukermark, 1249.
Friedland, Nonnenkloster, im Ober-Barnim, um 1250.
Marienfee, Mönchskloster, auf der Insel Pelitz im Parsteiner See, zwischen Oderberg und Angermünde (Ukermark), 1258.
Marienstern, Nonnenkloster, in der Lausitz, 1264.
Chorin, Mönchskloster, in der Ukermark, 1273.
Marienwalde, Mönchskloster, in der Neumark, 1286.
Heiligengrabe, Nonnenkloster, in der Priegnitz, 1289.
Zehden, Nonnenkloster, in der Neumark, 1290.
Bernstein, Nonnenkloster, in der Neumark, 1290.
Reetz, Nonnenkloster, in der Neumark, 1294.
Himmelpfort, Mönchskloster, in der Ukermark, 1299.
Himmelstädt, Mönchskloster, in der Neumark, 1300.
Seehausen, Nonnenkloster, in der Ukermark, 1300.

Das wichtigste unter den hier aufgezählten märkisch-lausitzischen

Klöstern war wohl das Kloster Lehnin. Es wurde das Mutterkloster für diese Gegenden, aus dem Neuzelle, Paradies, Marienfee, Chorin und Himmelspfort hervorgingen.

Alle diese Klöster, mit wenigen Ausnahmen, wurden in der Mitte des 16. Jahrhunderts unter Joachim II. säkularisirt. Viele sind seitdem, namentlich während des 30jährigen Krieges, bis auf die Fundamente oder eine stehen gebliebene Giebelwand zerstört worden, andere existiren noch, aber sie dienen der Kultur dieser Lande nur noch in soweit, als sie, oft in ziemlich prosaischer Weise, der Agrikultur dienstbar gemacht worden sind. Die Abtwohnungen sind zu Amtshäusern, die Refektorien zu Maischräumen und Brennereien geworden. Es ist allen diesen Klöstern ergangen, wie ihrer großen, gemeinschaftlichen mater, dem Kloster zu Citeaux selber. Den Verfall, den Niedergang, den hier zu Lande die Reformation still und allmählich einleitete, schuf dort die französische Revolution auf einen Schlag. „Auf den Trümmern der Abtei — so erzählt der Abbé Ratisbonne, der eine Geschichte des heiligen Bernhard geschrieben hat und Citeaux um 1839 besuchte — erhob sich in dem genannten Jahre eine Runkelrübenzucker-Fabrik, die selber wieder in Trümmer zerfallen war, und ein elender Schauspielsaal stand an der Stelle der Mönchs-Bibliothek, vielleicht an der Stelle der Kirche. Die Zelle des heiligen Bernhard, die vor ohngefähr zwanzig Jahren noch existirte, hatte inzwischen einem Schmelzofen Platz gemacht. Nur noch der Schutt der Zelle war vorhanden. Aus den bloßen Trümmermassen des Klosters waren drei Dörfer erbaut worden."

In dieser kurzen Schilderung des Verfalls des Mutterklosters ist zugleich die Geschichte von überhundert Töchter-Klöstern erzählt. Auch die Geschichte der unsrigen.

Die Klöster selber sind hin. Viele von denen, die hierlands in alten Klostermauern wohnen, wissen kaum, daß es Klostermauern sind, sicherlich nicht, daß es Cistercienser waren, die vor ihnen die Stätte inne hatten. Und hörten sie je das Wort, so wissen sie nicht, was es meint und bedeutet. Und doch waren es die Pionire, die hundert und tausend andern Colonisten, die nach ihnen kamen, die Wege bahnten. Das Gedächtniß an sie und an das Schöne, Gute, Dauerbare, das sie geschaffen, ist geschwunden;

uns aber mag es geziemen, darauf hinzuweiſen, daß noch an vielen hundert Orten ihre Thaten und Wohlthaten zu uns ſprechen. Ueberall, wo in den Teltow- und Barnim-Dörfern, in der Uckermark und im Ruppinſchen, alte Feldſteinkirchen aufragen mit kurzem Thurm und kleinen niedrigen Fenſtern, überall, wo die Oſtwand einen chorartigen Ausbau, ein ſauber gearbeitetes Sakriſtei-Häuschen, oder das Dach in Folge ſpäteren Anbaues eine rechtwinklige Biegung, einen Knick zeigt, überall da mögen wir ſicher ſein — hier waren Ciſtercienſer, hier haben Ciſtercienſer gebaut und der Kultur und dem Chriſtenthum die erſte Stätte bereitet.

Kloſter Lehnin.

1.

Die Gründung des Kloſters.

Wo das Kloſter aus der Mitte
Düſtrer Linden ſah.
* * *
Mit des Jammers ſtummen Blicken
Fleht ſie zu dem harten Mann,
Fleht umſonſt, denn loszudrücken
Legt er ſchon den Bogen an.

Schiller.

Die erſte Gründung der Ciſtercienſer in der Mark — Zinna war nicht märkiſch — war Kloſter Lehnin. Es liegt zwei Meilen ſüdlich von Brandenburg, in dem alten Landestheil, der den Namen „die Zauche" trägt. Der Weg dahin, namentlich auf ſeiner zweiten Hälfte, führt durch alte Kloſterdörfer mit prächtigen Baumalleen und pittoresken Häuſerfronten, die Landſchaft aber, die dieſe Dörfer umgiebt, bietet wenig Beſonderes dar, und ſetzt ſich aus den üblichen Requiſiten märkiſcher Landſchaft zuſammen: weite Flächen, Hügelzüge am Horizont, ein See, verſtreute Ackerfelder, hier ein Stück Sumpfland, durch das ſich Erlenbüſche, und dort ein Stück Sandland, durch das ſich Kiefern ziehn. Erſt in unmittelbarer Nähe Lehnin's, das jetzt ein Städtchen geworden, verſchönert ſich das Bild, und wir treten in ein Terrain ein, das einer flachen Schale gleicht, in deren Mitte ſich das Kloſter ſelber erhebt. Der Anblick iſt gefällig, die dichten Kronen einer Baumgruppe ſcheinen Thurm und Dach auf ihrem Zweigwerk zu tragen, während Wie-

sen- und Gartenland jene Baumgruppe und ein Höhenzug wiederum jenes Wiesen- und Gartenland umspannt. Was jetzt Wiese und Garten ist, das war vor 700 Jahren ein eichenbestandener Sumpf, und inmitten dieses Sumpfes wuchs Kloster Lehnin auf, vielleicht im Einklang mit jenem Ordensgesetz aus der ersten strengen Zeit: daß die Klöster von Cisterz immer in Sümpfen und Niederungen, d. h. in ungesunden Gegenden gebaut werden sollten, damit die Brüder dieses Ordens jederzeit den Tod vor Augen hätten.*)

Die Sage von der Erbauung Kloster Lehnin's nimmt jedoch keine solche allgemeine Ordensregel in Aussicht, sondern führt die Gründung desselben auf einen bestimmten Vorgang zurück. Diesen Vorgang erzählt der böhmische Schriftsteller Pulcava (wie er ausdrücklich beifügt, „nach einer brandenburgischen Chronik") wie folgt. Otto I., der Sohn Albrechts des Bären, jagte einen Tag lang in den dichten Waldrevieren der Zauche, und warf sich endlich müd und matt an eben der Stelle nieder, wo später Kloster Lehnin erbaut wurde. Er schlief ein und hatte eine Vision. Er sah im Traum eine Hirschkuh, die ihn ohne Unterlaß belästigte. Endlich ergriff er Bogen und Pfeil und schoß sie nieder. Als er erwachte, und seinen Traum erzählte, drangen die Seinen in ihn, daß er an dieser Stelle eine Burg gegen die heidnischen Slaven errichten solle; — die andrängende, immer lästiger werdende Hirschkuh erschien ihnen als ein Sinnbild des Heidenthums, das in diesen

*) Der Orden, ohne geradezu in Asceſe zu verfallen, war doch in den ersten 50 Jahren seines Bestehens überall rigorös, und unterschied sich auch dadurch von den Benediktinern, die, gestützt auf die Unterweisungen des heiligen Benedikt selber, diesen Rigorismus vermieden. Schon im 10. Jahrhundert hieß es deshalb spöttisch: „die Regel des heiligen Benedikt scheine für schwächliche Leute geschrieben." Die Gründer des Cistercienser-Ordens gingen von einer verwandten Anschauung aus, und aus der ersten Zeit des Ordens her finden sich folgende Vorschriften:

1) Die Unterlage des Bettes ist Stroh. Polster sind untersagt.
2) Als Speise dienen gekochte Gemüse, darunter Buchenblätter. Kein Fleisch.
3) In der Kirche soll sich ein offenes Grab befinden, um an die Hinfälligkeit des Daseins zu mahnen.

Wäldern und Sümpfen allerdings noch eine Stätte hatte. Der Markgraf erwiderte: „eine Burg werde ich gründen, aber eine Burg, von der aus unſere teufliſchen Widerſacher durch die Stimmen geiſtlicher Männer weit fortgeſcheucht werden ſollen, eine Burg, in der ich ruhig den jüngſten Tag erwarten will.“ Und ſofort ſchickte er zum Abt des Ciſtercienſer-Kloſters Sitichenbach, im Mansfeldſchen, und ließ ihn bitten, daß er Brüder aus ſeinem Convente, zur Gründung eines neuen Kloſters, ſenden möchte. Die Brüder kamen. Markgraf Otto aber gab dem Kloſter den Namen Lehnin, denn Lehnije heißt Hirſchkuh im Slaviſchen.“ So der böhmiſche Geſchichtsſchreiber.

Das Kloſter wurde gebaut, vor allem die Kloſterkirche. Sie beſtand in ihrer urſprünglichen Form bis zum Jahre 1262. In dieſem Jahre ließ die raſch wachſende Bedeutung des Kloſters das, was da war, nicht länger als ausreichend erſcheinen, und ein Anbau wurde beſchloſſen. Dieſer Anbau fiel in die erſte Blüthezeit der Gothik, und mit der ganzen Unbefangenheit des Mittelalters, das bekanntlich immer baute, wie ihm gerade um's Herz war, und keine Rückſichtnahme auf den Bauſtyl zurückliegender Epochen kannte, wurde nunmehr das romaniſche Kurzſchiff der erſten Anlage durch ein gothiſches Längsſchiff erweitert. Dieſer Erweiterungsbau hat der Zeit und ſonſtigem Wirrſal ſchlechter zu widerſtehen vermocht als der ältere Theil der Kirche; das Alte ſteht, der Anbau liegt in Trümmern. Unſere Schilderung führt uns ſpäter auf ihn zurück.

Unſere nächſten Unterſuchungen aber gehören der Geſchichte des Kloſters. Wir knüpfen die Aufzählung ſeiner Schickſale an eine Geſchichte ſeiner Aebte.

2.

Die Aebte von Lehnin.

Heut ſind es grade hundert Jahr,
Seit er gelegen auf der Bahr
Mit ſeinem Kreuz und Silberſtabe.
Die ewige Lamp' an ſeinem Grabe
Hat heute hundert Jahr gebrannt.
* * *
Hier war zu Hauſe kluger Rath,
Hier hat der mächtige Prälat
Des Hauſes Chronik einſt geſchrieben.

Annette Droſte-Hülshof.

Eh' wir dazu übergehen, von den einzelnen leitenden Perſönlichkeiten des Kloſters, ſoweit dieſelben überhaupt eine Geſchichte haben, eingehender zu ſprechen, mögen hier einige vorgängige Bemerkungen über die Lehniner Aebte überhaupt eine Stelle finden. Wenn dabei einzelne Dinge von mehr oder weniger allgemeinem Charakter mit aufgeführt werden ſollten, Dinge, die nicht blos in Lehnin, ſondern überall innerhalb der klöſterlichen Welt ihre Gültigkeit hatten, ſo wolle man dabei in Erwägung ziehen, daß wir eben noch, im Verlauf unſerer „Wanderungen" verſchiedene andere Klöſter zu beſprechen haben werden, und daß das Allgemeingültige in Betreff derſelben doch an irgend einer Stelle wenigſtens andeutungsweiſe geſagt werden muß.

Die Aebte von Lehnin ſtanden an der Spitze ihres „Kloſter-Convents", d. h. ihrer Mönchsbrüderſchaft, aus der ſie, ſobald die Vacanz eintrat, durch freie Wahl hervorgingen. Ihnen zur Seite oder unter ihnen ſtanden der Prior, der Subprior, ein Präceptor, ein Senior und ein Cellerarius (Kellermeiſter), der, wie es ſcheint, im Lehniner Kloſter die Stelle des bursarius (Schatzmeiſter) ver-

trat. Daran ſchloſſen ſich zwanzig bis dreißig fratres, theils Mönche, theils Novizen, theils Laienbrüder. Die Tracht der Mönche war die übliche der Ciſtercienſer-Mönche: weißes Kleid und ſchwarzes Skapulier.

Das Anſehen und die Gewalt des Abtes waren außerhalb und innerhalb des Kloſters von großem Belang. 1450 wurde den Aebten zu Lehnin vom Papſte der biſchöfliche Ornat zugeſtanden. Seitdem trugen ſie bei feierlichen Gelegenheiten die biſchöfliche Mitra, das Pallium und den Krummſtab. Auf den Landtagen ſaßen ſie auf der erſten Bank, unmittelbar nach den Biſchöfen von Brandenburg und Havelberg. Innerhalb des Kloſters war der Abt ſelbſtverſtändlich der oberſte Leiter des Ganzen, kirchlich wie weltlich. Er ſah auf ſtrenge Ordnung in dem täglichen Leben und Wandel der Mönche, er beaufſichtigte den Gottesdienſt, er controllirte die Verwaltung des Kloſters, des Vermögens, der Einkünfte deſſelben, er vertrat das Kloſter geiſtlichen und weltlichen Mächten gegenüber. Er regierte. Aber dieſe Regierung war weit ab davon, eine abſolute, verantwortungsloſe Herrſchaft zu ſein. Wie er über dem Convente ſtand, ſo ſtand doch auch der Convent wieder über ihm, und Klagen über den Abt, wenn ſie von draußen Stehenden erhoben wurden, kamen vor den Convent und wurden von dieſem entſchieden. Waren die zu erhebenden Klagen jedoch Klagen des Convents ſelbſt, ſo konnte letzterer freilich in ſeiner eigenen Angelegenheit nicht Recht ſprechen, und ein anderes Tribunal hatte zu entſcheiden. Dies Tribunal, der Fälle zu geſchweigen, wo es der Landesherr war, war entweder das Mutterkloſter, oder das große Capitel in Citeaux, oder der Magdeburger Erzbiſchof oder endlich der Papſt. Solche Auflehnungen und in Folge derſelben ſolche Appellationen an die obere Inſtanz zählten keineswegs zu den Seltenheiten, wiewohl die Lehniner Verhältniſſe, in vielleicht etwas zu optimiſtiſcher Auffaſſung, im Allgemeinen als muſtergültige geſchildert werden. Der Abt Arnold, von dem wir ſpäter ausführlicher hören werden, wurde in Folge ſolcher Auflehnung abgeſetzt.

Dieſer Abt-Arnold-Fall, der durch Beauftragte des Generalkapitels in Citeaux unterſucht und entſchieden wurde, führt zu der nicht unintereſſanten Frage: ob ſolche Beziehungen zu Citeaux, zu

dem eigentlichen, ersten und ältesten Ausgangspunkt aller Cistercienserklöster, etwas Regelmäßiges, oder nur etwas Ausnahmsweises waren? Die Ordensregel, die Charta charitatis, das Gesetzbuch der Cistercienser schrieb allerdings vor, daß einmal im Jahre alle Cistercienser Aebte in Citeaux zusammenkommen und berathen sollten, aber diese Anordnung stammte noch aus einer Zeit, wo die räumliche Ausdehnung, die expansive Kraft des Ordens, die halb Europa umfaßte, ebensowenig mit Bestimmtheit vorauszusehen war, wie sein intensives Wachsthum bis zur Höhe von 2000 Klöstern. Zu welcher Versammlung, bei nur annähernd regelmäßiger und allgemeiner Beschickung, wäre ein solches Generalkapitel nothwendig angewachsen! Freilich die Hindernisse, die die bloß räumliche Entfernung schuf, müssen wir uns hüten zu überschätzen. Die Kaiserfahrten, die Kreuzzüge, die Pilgerreisen nach Rom und dem heiligen Grabe zeigen uns genugsam, daß man damals, sobald nur ein rechter Wille da war, vor den Schrecken und Hindernissen, die der Raum als solcher schafft, nicht erschrak; aber Citeaux selbst, ganz abgesehen von allen andern leichter oder schwerer zu überwindenden Schwierigkeiten, hätte solche allgemeine Beschickung kaum bewältigen können, wie groß wir auch die bauliche Anlage einerseits, und wie klein und bescheiden die Ansprüche der eintreffenden Aebte andererseits annehmen mögen. Wir treffen also wohl das Richtige, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß *regelmäßige* Beschickungen des Generalkapitels *nicht* stattfanden, anderweitige Beziehungen aber, wenn auch nicht immer, so doch *vielfach* unterhalten wurden. Mehrere Urkunden thun solcher Beziehungen direkt Erwähnung, und auch anderes spricht dafür, daß unser märkisches Kloster in Citeaux einen guten Klang hatte und mit Vorliebe am Bande auszeichnender Abhängigkeit geführt wurde. Schon die Lage Lehnin's, an der *Grenze aller Cultur*, kam ihm zu statten. Die näher an Citeaux gelegenen Klöster waren Klöster wie andere mehr; während allen denjenigen eine gesteigerte Bedeutung beiwohnen mußte, die, als vorgeschobenste Posten, in die kaum bekehrte slavisch-heidnische Welt hineinragten. Ist doch der polnische Zweig immer ein Liebling der römischen Kirche geblieben. Die Analogien ergeben sich von selbst.

Die Lehniner Aebte hatten Bischofs-Rang, und sie wohnten

und lebten demgemäß. Das Lehniner Abthaus, das, an der Weſtfront der Kirche gelegen, bis dieſen Augenblick ſteht, zeigt zwar keine großen Verhältniſſe, aber dies darf uns nicht zu falſchen Schlüſſen verleiten. Es war überhaupt keine Zeit der großen Häuſer. Außerdem hatten die Lehniner Aebte, ebenſo wie die Biſchöfe von Havelberg und Lebus, ihr „Stadthaus“ in Berlin, und es ſcheint, daß dies letztere von größeren Verhältniſſen war. Urſprünglich ſtand es an einer jetzt ſchwer zu beſtimmenden Stelle der Schloßfreiheit, höchſt wahrſcheinlich da, wo ſich jetzt das große Schlüterſche Schloßportal erhebt; der Schloßbau unter Kurfürſt Friedrich dem Eiſernen aber führte zu einer tauſchweiſen Ablöſung dieſes Beſitzes, und das Stadthaus für die Lehniner Aebte ward in die Heiligegeiſt-Straße verlegt (jetzt 10 und 11, wo die kleine Burgſtraße thorartig in die Heiligegeiſt-Straße einmündet). Das Haus markirt ſich noch jetzt als ein alter Bau.

Länger als viertehalb hundert Jahre gab es Aebte von Lehnin, und wir können ihre Namen mit Hülfe zahlreicher Urkunden auf und ab verfolgen. Dennoch hält es ſchwer, die Zahl der Aebte, die Lehnin von 1180 bis 1542 hatte, mit voller Beſtimmtheit feſtzuſtellen. Durch Jahrzehnte hin begegnen wir vielfach einem und demſelben Namen, und die Frage entſteht, haben wir es hier mit ein und demſelben Abt, der zufällig ſehr alt wurde, oder mit einer ganzen Reihe von Aebten zu thun, die zufällig denſelben Namen führten und durch I., II., III. füglich hätten unterſchieden werden ſollen. Das Letztere iſt zwar in den meiſten Fällen nicht wahrſcheinlich, aber doch immerhin möglich, und ſo bleiben Unſicherheiten. Nehmen wir indeß das Wahrſcheinliche als Norm, ſo ergeben ſich für einen Zeitraum von 262 Jahren 30 Aebte, wonach alſo jeder einzelne zwölf Jahre regiert haben würde, was eine ſehr glaubliche Durchſchnittszahl darſtellt. Von allen 30 hat es kein einziger zu einer in Staat oder Kirche glänzend hervorragenden Stellung gebracht; nur Mönch Kagelwit, der aber nie Abt von Lehnin war, wurde ſpäter Erzbiſchof von Magdeburg. Einige indeſſen haben wenigſtens an der Geſchichte unſeres Landes, oft freilich mehr paſſiv als aktiv, Theil genommen, und bei dieſen, wie auch beim Abte Arnold, deſſen pri-

vates Schickſal uns ein gewiſſes Intereſſe einflößt, werden wir in Nachſtehendem länger oder kürzer zu verweilen haben.

Wir beginnen mit Johann Siebold, dem erſten Abt, von etwa 1180—1190.

Abt Siebold von 1180—1190.

Abt Siebold oder Sieboldus war der erſte Abt von Lehnin, und in derſelben Weiſe, wie der älteſte Theil des Kloſters am beſten erhalten geblieben iſt, ſo wird auch von dem erſten und älteſten Abt deſſelben am meiſten und am eingehendſten erzählt. Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volke fort. Freilich gehören alle dieſe Erinnerungen der Sage und Legende an. Hiſtoriſch verbürgt iſt wenig oder nichts. Aber ob Sage oder Geſchichte, darf gleichgültig für uns ſein, die wir der einen ſo gerne nachforſchen wie der andern.

Abt Siebold, ſo erzählen ſich die Lehniner bis dieſen Tag, wurde von den umwohnenden Wenden erſchlagen, und im Einklange damit leſen wir auf einem alten, halb verwitterten Bilde im Querſchiff der Kirche: „Seboldus, primus abbas in Lenyn, a Slavica gente occisus.“

Abt Siebold wurde alſo erſchlagen. Gewiß eine ſehr ernſthafte Sache. Die Geſchichte ſeines Todes indeſſen wiederzugeben iſt nicht ohne eigenthümliche Schwierigkeiten, da ſich, neben dem Ernſten und Tragiſchen, auch Tragikomiſches und ſelbſt Zweideutiges mit hineinmiſcht. Und doch iſt über dieſe bedenklichen Partien nicht hinwegzukommen; ſie gehören mit dazu. Es ſei alſo gewagt.

Abt Siebold und ſeine Mönche gingen oft über Land, um in den umliegenden Dörfern zu predigen und die wendiſchen Fiſcherleute, die zäh und ſtörriſch an ihren alten Götzen feſthielten, zum Chriſtenthum zu bekehren. Einſtmals, in Begleitung eines einzigen Kloſterbruders, hatte Abt Siebold in dem Kloſterdorfe Prützke gepredigt, und über Mittag, bei ſchwerer Hitze heimkehrend, beſchloſſen Abt und Mönch, in dem nahe beim Kloſter gelegenen Dorfe Nahmitz zu raſten, das ſie eben matt und müde paſſirten. Der Abt trat in eines der ärmlichen Häuſer ein; die Scheu aber,

die hier sein Erscheinen einflößte, machte, daß alles auseinander stob; die Kinder versteckten sich in Küche und Kammer, während die Frau, die ihren Mann sammt den andern Fischern am See beschäftigt wußte, ängstlich unter den Backtrog kroch, der nach damaliger Sitte nichts als ein ausgehöhlter Eichenstamm war. Abt Siebold, nichts Arges ahnend, setzte sich auf den umgestülpten Trog, die Kinder aber, nachdem sie aus ihren Schlupfwinkeln allmählich hervorgekommen waren, liefen jetzt an den See und riefen dem Vater und den übrigen Fischersleuten zu: „Der Abt ist da," zugleich erzählend, in welch eigenthümlicher Situation sie die Mutter und den Abt verlassen hatten. Die versammelten Fischersleute gaben dieser Erzählung die schlimmste Deutung, und der bittre Groll, den das Wendenthum gegen die deutschen Eindringlinge unterhielt, brach jetzt in lichte Flammen aus. Mit wildem Geschrei stürzten alle in's Dorf, umstellten das Haus und drangen auf den Abt ein, der sich, als er wahrnahm, daß ihm dieser Angriff gelte, sammt seinem Begleiter durch die Flucht zu retten suchte. Der nahe Wald bot vorläufig Schutz, aber die verfolgenden Dörfler waren ausdauernder als der ältliche und wohlbeleibte Abt, der es endlich vorzog, einen Baum zu erklettern, um, gedeckt durch das dichte Laubgebüsch desselben, seinen Verfolgern zu entgehen. Der Mönchsbruder eilte inzwischen vorauf, um Hülfe aus dem Kloster herbei zu holen. Abt Siebold schien gerettet, aber ein Schlüsselbund, das er beim Erklettern des Baumes verloren hatte, verrieth seinen Versteck und brachte ihn in's Verderben. Wohl kamen endlich die Mönche und beschworen den tobenden Volkshaufen, von seinem Vorhaben abzulassen. Der Säckelmeister bot Geld, der Abt selbst, aus seinem Versteck heraus, versprach ihnen Erlaß des Zehnten, dazu Feld und Haide, — aber die wilden Burschen bestanden auf ihrer Rache. Sie hieben, da der Abt sich weigerte herabzusteigen, die Eiche um und erschlugen endlich den am Boden Liegenden. Die Mönche, die den Mord nicht hindern konnten, kehrten unter Mißhandlungen von Seiten der Fischersleute in ihr Kloster zurück und standen bereits auf dem Punkte, wenige Tage später die Mauern desselben auf immer zu verlassen, als ihnen, so erzählt die Sage, die Jungfrau Maria erschien und ihnen zurief: Redeatis! Nihil deerit vobis (Kehret zurück; es soll euch an nichts

fehlen), Worte, die allen ein neues Gottvertrauen einflößten und sie zu muthigem Ausharren vermochten. So die Tradition, von der ich bekenne, daß ich ihr Anfangs mißtraute. Sie schien mir nicht den Charakter des 12. Jahrhunderts zu tragen, in welchem das Mönchthum, gehoben und miterfüllt von den großen Ideen jener Zeit, auch seinerseits ideeller, geheiligter, reiner dastand als zu irgend einer andern Epoche kirchlichen Lebens. Auch jetzt noch setze ich Zweifel in die volle Aechtheit und Glaubwürdigkeit der Ueberlieferung und neige mich mehr der Ansicht zu, daß wir es hier mit einer im Laufe der Zeit, je nach dem Bedürfniß der Erzähler und Hörer, mannigfach gemodelten Sage zu thun haben, der, namentlich im 15. Jahrhundert, wo der Verfall des Mönchsthums längst begonnen hatte, ein Liebes-Abenteuer, oder doch der Verdacht eines solchen, statt des ursprünglichen Motivs, nämlich des Racenhasses, untergeschoben wurde.

Soweit meine Zweifel.

Auf der andern Seite deutet freilich (von der Backtrog-Episode und andern nebensächlichen Zügen abgesehn) alles auf ein Faktum hin, das in seinem ganzen äußerlichen Verlauf, durch fast 700 Jahre, mit großer Treue überliefert worden ist. Eine Menge kleiner Züge vereinigen sich, um es mindestens höchst glaubhaft zu machen, daß Sieboldus der erste Abt war, daß er wirklich von den Wenden erschlagen wurde, daß sein Eintritt in ein Nahmitzer Fischerhaus das Signal zum Aufstande gab, und daß er, auf der Flucht einen Baum erkletternd, auf diesem Baume sein Versteck und endlich unter demselben seinen Tod fand. Die Ueberlieferungen nun, die sich sämmtlich auf diese Punkte hin vereinigen, sind folgende:

Im Querschiff der Lehniner Kirche hängt bis diesen Tag ein altes Bild von etwa 3 Fuß Höhe und 5 Fuß Länge, auf dem wir in zwei Längsschichten oben die Ermordung des Abtes, unten den Auszug der Mönche und die Erscheinung der Jungfrau Maria dargestellt finden. Vor dem Munde der Maria schwebt der bekannte weiße Zettel, auf dem wir die schon oben citirten Worte lesen: Redeatis, nihil deerit vobis. Rechts in der Ecke des Bildes bemerken wir eine zweite lateinische, längere Inschrift, die da lautet:

Anno milleno bis minus uno
Sub patre Roberto coepit Cistertius ordo.
Annus millenus centenus et octuagenus
Quando fuit Christi, Lenyn, fundata fuisti
Sub patre Seboldo, quam Marchio contulit Otto
Brandenburgensis; Aprilis erat quoque mensis.
Hic jacet ille bonus marchravius Otto, patronus
Hujus ecclesiae. Sit, precor, in requie.
Hic jacet et occisus prior abbas, cui paradisus
Jure patet, Slavica quem stravit gens inimica.

Zu deutſch etwa:

Im Jahre 1098 begann, unter dem Pater Robert, der Ciſtercienſer-Orden. Als das Jahr Chriſti 1180 war, biſt du, Lehnin, gegründet worden unter dem Pater Seboldus, welches der Markgraf Otto von Brandenburg dotirt hat, es war auch der Monat April. Hier ruhet jener gute Markgraf Otto, der Schützer dieſer Kirche. Er möge in Frieden ſchlafen. Hier ruht auch der erſte, gemordete Abt, dem das Paradies mit Recht offen ſteht, den das feindſelig geſinnte Slavenvolk ermordet hat.

Dieſe Inſchrift iſt die Hauptſache, beſonders durch die Form ihrer Buchſtaben. Das Bild ſelbſt nämlich iſt eine Pinſelei, wie ſie von ungeſchickten Händen in jedem Jahrhundert (auch jetzt noch) gemalt werden kann, die Inſchrift aber gehört einem ganz beſtimmten Jahrhundert an. Der Form der Buchſtaben nach iſt das Bild zu Anfang des 15. Jahrhunderts gemalt, und ſo erſehen wir denn mit ziemlicher Gewißheit aus dieſem Bilde, wie man ſich etwa um's Jahr 1400, oder wenig ſpäter, im Kloſter ſelbſt die Ermordung des Abtes Siebold vorſtellte. 200 Jahre nach ſeinem Tode konnte dieſe Tradition, zumal bei den Mönchen ſelbſt, durchaus noch lebendig und zuverläſſig ſein. Die Sagen unterſtützen den Inhalt dieſes Bildes bis dieſen Tag.

Ich ſprach Eingangs ſchon von einem Stücklein Poeſie, das mit dem Tode des Abtes verknüpft ſei, und dieſe poetiſche Seite iſt wirklich da. Aber ſie zeigt ſich viel mehr in den geſpenſtigen Folgen der Unthat, als in dieſer ſelbſt.

In dem mehrgenannten Dorfe Nahmitz bezeichnet die Ueberlieferung auch heut noch das Gehöft, in das damals der Abt ein-

trat. Das Haus selbst hat natürlich längst einem anderen Platz gemacht, doch ist ein Unsegen an der Stelle haften geblieben. Die Besitzer wechseln, und mit ihnen wechselt die Gestalt des Mißgeschicks. Aber das Mißgeschick selber bleibt. Das Feuer verzehrt die vollen Scheunen, böse Leidenschaften nehmen den Frieden, oder der Tod nimmt das liebste Kind. So wechseln die Geschicke des Hauses. Jetzt ist Siechthum heimisch darin. Die Menschen trocknen aus, und blut- und farblos, jeder Freude bar, gehen sie matt und müd' ihrer Arbeit nach.

Und wie die Tradition im Dorfe Rahmitz das Haus bezeichnet, so bezeichnet sie auch in dem schönen Eichenwalde zwischen Rahmitz und Lehnin die Stelle, wo der Baum stand, unter dem die Unthat geschah. Der Stumpf war Jahrhunderte lang zu sehen; daneben lag der abgehauene Stamm, über den keine Verwesung kam und den Niemand berühren mochte, weder der Förster, noch die ärmsten Dorfleute, die Reisig im Walde suchten. Der Baum lag da wie ein herrenloses Eigenthum, sicher durch die Scheu, die er einflößte. Erst im vorigen Jahrhundert kam ein Müller, der lud den Stamm auf und sagte zu den Umstehenden: „Wind und Teufel mahlen gut." Aus dem Stamm aber ließ er eine neue Mühlenwelle machen und setzte die vier Flügel daran. Es schien auch alles nach Wunsch gehen zu sollen und die Mühle drehte sich lustig im Winde, aber der Wind wurde immer stärker und in der Nacht, als der Müller fest schlief, schlugen plötzlich die hellen Flammen auf. Die Mühlwelle, in immer rascherem Drehen hatte Feuer an sich selber gelegt und alles brannte nieder.

„Wind und Teufel mahlen gut", raunten sich anderen Tags die Leute zu.

Abt Herrmann von 1330—1340.

Abt Siebold wurde etwa um 1190 oder etwas später von den umwohnenden Wenden ermordet. Die Urkunden erwähnen dieses Mordes nicht, wie denn überhaupt die ziemlich zahlreichen Pergamente aus der askanischen Epoche lediglich Schenkungsurkunden sind. Es vergehen beinah anderthalb hundert Jahre, bevor wieder ein Lehniner Abt mit mehr als seinem bloßen Namen

vor uns hintritt. Dieſer Abt iſt Herrmann von Pritzwalk. Zwei Urkunden von 1335 und 1337 erwähnen ſeiner; erſt eine dritte indeß, vom Jahre 1339, giebt uns ein beſtimmtes Bild des Mannes, freilich kein ſchmeichelhaftes. Wie weit wir dieſer Schilderung zu trauen haben, das wollen wir nach Mittheilung des Hauptinhaltes der Urkunde, die ſich als ein Erlaß des Papſtes Benedikt's XII. an die Aebte von Colbatz, Stolp und Neukampen giebt, feſtzuſtellen ſuchen.

Dieſer Urkunde nach, die alſo nichts anders iſt, als ein päpſtliches Schreiben (Breve), erſchien der Mönch Dietrich von Ruppin, ein Mitglied des Lehniner Kloſters, im Jahre 1339 vor Papſt Benedikt XII. in Avignon und theilte demſelben in Gegenwart des Conſiſtoriums mit, daß durch „Anſchürung des alten Feindes des Menſchengeſchlechts" ſeit etwa 15 Jahren im Kloſter Lehnin eine Trennung und Scheidung der Mönche ſtattgefunden habe, dergeſtalt, daß die mächtigere Partei, die ſich die Loburgſche nenne, einen Terrorismus gegen die ſchwächere übe und dieſelbe weder zu Wort, noch am wenigſten zu ihrem Rechte kommen laſſe. An der Spitze dieſer ſtärkeren Partei (der Loburgſchen) hätten, bei Bildung derſelben, die drei Mönche Theodorich von Harſtorp, Nicolaus von Lützow und Herrmann von Pritzwalk geſtanden, die denn auch, durch ihre und ihrer Partei Uebergriffe und Machinationen, ohne den kanoniſch feſtgeſtellten Wahlmodus irgend wie inne zu halten, ſich nach einander zu Aebten des Kloſters aufgeworfen hätten.

Unter der Regierung dieſer drei Eindringlings-Aebte ſeien alsdann, von den Anhängern der Loburgſchen Partei, ſowohl innerhalb wie außerhalb des Kloſters, die größten Verbrechen begangen worden. So ſei unter andern ein Adliger aus der Nachbarſchaft, mit Namen Falco, der zur Zeit des Abtes Nicolaus von Lützow im Kloſter ein Nachtlager bezogen habe, von verſchiedenen Laienbrüdern des Kloſters, darunter namentlich der Anhang des damaligen Mönches, jetzigen Abtes Herrmann, überfallen und ſammt ſeiner Begleitung ermordet worden. Als am andern Morgen das Gerücht von dieſem Morde die Kloſterzellen erreicht habe, ſei Herrmann (genannt von Pritzwalk) mit ſeinem Anhang an den Ort der That geeilt, und habe denn auch

den Ritter Falco, sowie drei seiner Begleiter bereits erschlagen, zwei andre Dienstmannen aber schwer verwundet, im Bettstroh versteckt, vorgefunden. Mönch Herrmann habe nunmehr Befehl gegeben, auch diese Verwundeten zu tödten. Die Waffen Falco's aber hab' er als Beute an sich genommen und späterhin vielfach gebraucht.

Dieser Mord, so heißt es in der Urkunde weiter, habe alsbald eine mehr als zehnjährige Fehde hervorgerufen, in der durch die Anhänger des Ritters Falco nicht nur drei Laienbrüder und viele Knechte und Schutzbefohlene des Klosters getödtet, sondern auch die Güter desselben durch Raub, Brand und Plünderei verwüstet worden seien, so daß man den Schaden auf über 60,000 Goldgulden geschätzt habe. Während dieser Fehden und Kriegszüge hätten die Mönche zu Schutz und Trutz beständig Waffen geführt, so daß sie, ganz gegen die Ordensregel, im Schlafsaal und Refectorium immer gewaffnet erschienen wären. An den Kämpfen selbst hätten viele der Fratres Theil genommen, andre, namentlich von den Laienbrüdern, hätten das Kloster verlassen und ein anderes Obdach gesucht.

Auch von den Hintersassen des Klosters seien Mord und Brand und Unthaten aller Art verübt worden, als deren moralische Urheber das umwohnende Volk längst gewohnt sei, die Klosterbrüder anzusehen, weshalb denn auch all die Zeit über der Nothschrei zugenommen habe, daß die Lehninschen Mönche vertrieben und durch Ordensbrüder von besserem Lebenswandel ersetzt werden möchten. Bei Gelegenheit dieser Fehden und Kämpfe seien übrigens die beweglichen und unbeweglichen Güter des Klosters vielfach veräußert und verpfändet worden.

Die Urkunde berichtet ferner, daß ein Laienbruder, der bei der Ermordung Falco's mit zugegen war und hinterher den Muth hatte auszusprechen, „daß dieser Mord auf Befehl des Abts und seiner Partei stattgefunden," in's Gefängniß geworfen und innerhalb zehn Tagen von den Mönchen der Loburgschen Partei ermordet worden sei. Das päpstliche Schreiben meldet endlich, daß, nach den Aussagen Dietrichs von Ruppin, der an der Ermordung Falco's und der Seinen vorzugsweise betheiligte Mönch Herrmann jetzt Abt des Klosters sei, wobei die herrschende

Mönchspartei von dem vorgeschriebenen Wahlmodus abermals Umgang genommen und die gesetzlich geregelte Einführung unterlassen habe. Abt Herrmann, dessen Wahl jeder Gesetzlichkeit und Gültigkeit entbehre, habe, wie sein Vorgänger, das Vermögen des Klosters verschleudert, die Ordensregeln mißachtet und ein dissolutes Leben geführt, und als besagter Abt endlich Willens gewesen sei, ihn, den „Dietrich von Ruppin," wegen Dispenses und wegen Absolution für die oben geschilderten Verbrechen an die päpstliche Curie abzusenden, habe er ihn — lediglich weil er zuvor Rücksprache mit dem Abte eines anderen vorgesetzten Klosters genommen habe — durch einige Mönche und Conversen gefangen nehmen, in Eisen legen und neun Monate lang in den Kerker werfen lassen, alles mit der ausgesprochenen Absicht, ihn durch schwere Peinigungen vom Leben zum Tode zu bringen. Einen andern Conversen des Klosters aber, mit Namen Geraldus, habe Abt Herrmann wirklich tödten lassen.

Die Urkunde schließt dann mit einer Aufforderung an die obengenannten Aebte von Colbatz, Stolp und Neukampen, den Fall zu untersuchen und darüber zu befinden, damit die Angeklagten, wenn ihre Schuld sich herausstellen sollte, vor dem päpstlichen Stuhle erscheinen und daselbst ihren Urtheilsspruch gewärtigen möchten.

Soweit der Inhalt der Urkunde von 1339. Ob die Aebte sich des mißlichen Auftrags entledigt und, wenn so geschehen, welche Entscheidung sie getroffen oder welchen Bericht sie an Papst Benedikt gerichtet haben, darüber erfahren wir nichts. Uebrigens dürfen wir vermuthen, daß, gleichviel, ob die Untersuchung stattfand oder nicht, die Dinge unverändert ihren Fortgang genommen haben werden. Und wahrscheinlich mit Recht. Wir setzen nämlich in die Mittheilungen des Mönches Dietrich von Ruppin keineswegs ein unbedingtes Vertrauen und vermuthen darin vielmehr eine jener halbwahren Darstellungen, die meist da Platz greifen, wo die Dinge von einem gewissen Parteistandpunkt aus angesehen, oder, wie hier, Anklagen in zum Theil eigner Angelegenheit erhoben werden. Abt Herrmann scheint uns weit mehr ein leidenschaftlicher Parteimann als ein Verbrecher gewesen zu sein.

Stellen wir alle Punkte von Belang zuſammen, die ſich aus den Ausſagen Dietrichs von Ruppin ergeben, ſo finden wir

1) daß im Kloſter zwei Parteien waren, von denen die ſtärkere die ſchwächere terroriſirte und die Aebte aus ihrer, der Majorität, Mitte wählte;

2) daß Ritter Falco von der ſtärkeren oder Loburgſchen Partei ermordet wurde;

3) daß das Kloſter nach Dispens und Abſolution von Seiten des Papſtes verlangte, und

4) daß Dietrich von Ruppin abgeordnet wurde, um die Abſolution einzuholen, wegen vorgängiger Plauderei aber ins Gefängniß geworfen wurde.

Unter dieſen vier Punkten involvirt der zweite, die Ermordung Falco's, ein ſchweres und unbeſtreitbares Verbrechen. Der Umſtand indeſſen, daß Abt Herrmann für ſich und ſein Kloſter nach der Abſolution des Papſtes verlangte, deutet darauf hin, daß das Geſchehene mehr den Charakter einer ſühnefähigen Schuld als den einer ſchamloſen Miſſethat hatte. Denn ſollte die Gnade des Papſtes angerufen werden, ſo mußten nothwendig Umſtände vorauf oder nebenher gegangen ſein, die im Stande waren, eine Brücke zu bauen und für die Schuld bei der Gnade zu plaidiren. Solche entſchuldigenden Umſtände waren denn wohl auch wirklich da und lagen, wie wir mehr oder weniger aus der Anklage ſelbſt entnehmen können, in dem Parteihaß, der eben damals die ganze Mark in zwei Lager theilte. Es war die baieriſche Zeit. Dies ſagt alles. Es waren die Tage, wo die Berliner den Propſt von Bernau erſchlugen und die Frankfurter den Biſchof von Lebus verjagten; es waren die Tage des Bannes und des Interdikts, Tage, die dreißig Jahre währten, und in denen ſich das Volk der Kirche ſo entfremdete, daß es verwundert aufhorchte, als zum erſten Male wieder die Glocken durch's Land klangen. Der alte Kampfesruf „hie Welf, hie Waibling!“ ſchallte wieder aller Orten, und „bairiſch oder päpſtlich“ klang es vor allem auch in der Mark Brandenburg. Lehnin, gehegt und gepflegt vom Kaiſer und ſeiner Partei, war bairiſch, der märkiſche Adel, vielfach zurückgeſetzt, war antibairiſch. Aus dieſem Zuſtande ergaben ſich Conflikte zwiſchen dem Kloſter und dem benachbarten Adel faſt wie von

die hier ſein Erſcheinen einflößte, machte, daß alles auseinander ſtob; die Kinder verſteckten ſich in Küche und Kammer, während die Frau, die ihren Mann ſammt den andern Fiſchern am See beſchäftigt wußte, ängſtlich unter den Backtrog kroch, der nach damaliger Sitte nichts als ein ausgehöhlter Eichenſtamm war. Abt Siebold, nichts Arges ahnend, ſetzte ſich auf den umgeſtülpten Trog, die Kinder aber, nachdem ſie aus ihren Schlupfwinkeln allmählich hervorgekommen waren, liefen jetzt an den See und riefen dem Vater und den übrigen Fiſchersleuten zu: „Der Abt iſt da," zugleich erzählend, in welch eigenthümlicher Situation ſie die Mutter und den Abt verlaſſen hatten. Die verſammelten Fiſchersleute gaben dieſer Erzählung die ſchlimmſte Deutung, und der bittre Groll, den das Wendenthum gegen die deutſchen Eindringlinge unterhielt, brach jetzt in lichte Flammen aus. Mit wildem Geſchrei ſtürzten alle in's Dorf, umſtellten das Haus und drangen auf den Abt ein, der ſich, als er wahrnahm, daß ihm dieſer Angriff gelte, ſammt ſeinem Begleiter durch die Flucht zu retten ſuchte. Der nahe Wald bot vorläufig Schutz, aber die verfolgenden Dörfler waren ausdauernder als der ältliche und wohlbeleibte Abt, der es endlich vorzog, einen Baum zu erklettern, um, gedeckt durch das dichte Laubgebüſch deſſelben, ſeinen Verfolgern zu entgehen. Der Mönchsbruder eilte inzwiſchen vorauf, um Hülfe aus dem Kloſter herbei zu holen. Abt Siebold ſchien gerettet, aber ein Schlüſſelbund, das er beim Erklettern des Baumes verloren hatte, verrieth ſeinen Verſteck und brachte ihn in's Verderben. Wohl kamen endlich die Mönche und beſchworen den tobenden Volkshaufen, von ſeinem Vorhaben abzulaſſen. Der Säckelmeiſter bot Geld, der Abt ſelbſt, aus ſeinem Verſteck heraus, verſprach ihnen Erlaß des Zehnten, dazu Feld und Haide, — aber die wilden Burſchen beſtanden auf ihrer Rache. Sie hieben, da der Abt ſich weigerte herabzuſteigen, die Eiche um und erſchlugen endlich den am Boden Liegenden. Die Mönche, die den Mord nicht hindern konnten, kehrten unter Mißhandlungen von Seiten der Fiſchersleute in ihr Kloſter zurück und ſtanden bereits auf dem Punkte, wenige Tage ſpäter die Mauern deſſelben auf immer zu verlaſſen, als ihnen, ſo erzählt die Sage, die Jungfrau Maria erſchien und ihnen zurief: Redeatis! Nihil deerit vobis (Kehret zurück; es ſoll euch an nichts

fehlen), Worte, die allen ein neues Gottvertrauen einflößten und sie zu muthigem Ausharren vermochten. So die Tradition, von der ich bekenne, daß ich ihr Anfangs mißtraute. Sie schien mir nicht den Charakter des 12. Jahrhunderts zu tragen, in welchem das Mönchthum, gehoben und miterfüllt von den großen Ideen jener Zeit, auch seinerseits ideeller, geheiligter, reiner dastand als zu irgend einer andern Epoche kirchlichen Lebens. Auch jetzt noch setze ich Zweifel in die volle Aechtheit und Glaubwürdigkeit der Ueberlieferung und neige mich mehr der Ansicht zu, daß wir es hier mit einer im Laufe der Zeit, je nach dem Bedürfniß der Erzähler und Hörer, mannigfach gemodelten Sage zu thun haben, der, namentlich im 15. Jahrhundert, wo der Verfall des Mönchsthums längst begonnen hatte, ein Liebes-Abenteuer, oder doch der Verdacht eines solchen, statt des ursprünglichen Motivs, nämlich des Racenhasses, untergeschoben wurde.

Soweit meine Zweifel.

Auf der andern Seite deutet freilich (von der Backtrog-Episode und andern nebensächlichen Zügen abgesehn) alles auf ein Faktum hin, das in seinem ganzen äußerlichen Verlauf, durch fast 700 Jahre, mit großer Treue überliefert worden ist. Eine Menge kleiner Züge vereinigen sich, um es mindestens höchst glaubhaft zu machen, daß Sieboldus der erste Abt war, daß er wirklich von den Wenden erschlagen wurde, daß sein Eintritt in ein Nahmitzer Fischerhaus das Signal zum Aufstande gab, und daß er, auf der Flucht einen Baum erkletternd, auf diesem Baume sein Versteck und endlich unter demselben seinen Tod fand. Die Ueberlieferungen nun, die sich sämmtlich auf diese Punkte hin vereinigen, sind folgende:

Im Querschiff der Lehniner Kirche hängt bis diesen Tag ein altes Bild von etwa 3 Fuß Höhe und 5 Fuß Länge, auf dem wir in zwei Längsschichten oben die Ermordung des Abtes, unten den Auszug der Mönche und die Erscheinung der Jungfrau Maria dargestellt finden. Vor dem Munde der Maria schwebt der bekannte weiße Zettel, auf dem wir die schon oben citirten Worte lesen: Redeatis, nihil deerit vobis. Rechts in der Ecke des Bildes bemerken wir eine zweite lateinische, längere Inschrift, die da lautet:

Anno millesimo bis minus uno
Sub patre Roberto coepit Cistertius ordo.
Annus millesimus centesimus et octuagesimus
Quando fuit Christi, Lenyn, fundata fuisti
Sub patre Seboldo, quam Marchio contulit Otto
Brandenburgensis; Aprilis erat quoque mensis.
Hic jacet ille bonus marchravius Otto, patronus
Hujus ecclesiae. Sit, precor, in requie.
Hic jacet et occisus prior abbas, cui paradisus
Jure patet, Slavica quem stravit gens inimica.

Zu deutſch etwa:

Im Jahre 1098 begann, unter dem Pater Robert, der Ciſtercienſer-Orden. Als das Jahr Chriſti 1180 war, biſt du, Lehnin, gegründet worden unter dem Pater Seboldus, welches der Markgraf Otto von Brandenburg dotirt hat, es war auch der Monat April. Hier ruhet jener gute Markgraf Otto, der Schützer dieſer Kirche. Er möge in Frieden ſchlafen. Hier ruht auch der erſte, gemordete Abt, dem das Paradies mit Recht offen ſteht, den das feindſelig geſinnte Slavenvolk ermordet hat.

Dieſe Inſchrift iſt die Hauptſache, beſonders durch die Form ihrer Buchſtaben. Das Bild ſelbſt nämlich iſt eine Pinſelei, wie ſie von ungeſchickten Händen in jedem Jahrhundert (auch jetzt noch) gemalt werden kann, die Inſchrift aber gehört einem ganz beſtimmten Jahrhundert an. Der Form der Buchſtaben nach iſt das Bild zu Anfang des 15. Jahrhunderts gemalt, und ſo erſehen wir denn mit ziemlicher Gewißheit aus dieſem Bilde, wie man ſich etwa um's Jahr 1400, oder wenig ſpäter, im Kloſter ſelbſt die Ermordung des Abtes Siebold vorſtellte. 200 Jahre nach ſeinem Tode konnte dieſe Tradition, zumal bei den Mönchen ſelbſt, durchaus noch lebendig und zuverläſſig ſein. Die Sagen unterſtützen den Inhalt dieſes Bildes bis dieſen Tag.

Ich ſprach Eingangs ſchon von einem Stücklein Poeſie, das mit dem Tode des Abtes verknüpft ſei, und dieſe poetiſche Seite iſt wirklich da. Aber ſie zeigt ſich viel mehr in den geſpenſtigen Folgen der Unthat, als in dieſer ſelbſt.

In dem mehrgenannten Dorfe Nahmitz bezeichnet die Ueberlieferung auch heut noch das Gehöft, in das damals der Abt ein-

trat. Das Haus selbst hat natürlich längst einem anderen Platz gemacht, doch ist ein Unsegen an der Stelle haften geblieben. Die Besitzer wechseln, und mit ihnen wechselt die Gestalt des Mißgeschicks. Aber das Mißgeschick selber bleibt. Das Feuer verzehrt die vollen Scheunen, böse Leidenschaften nehmen den Frieden, oder der Tod nimmt das liebste Kind. So wechseln die Geschicke des Hauses. Jetzt ist Siechthum heimisch darin. Die Menschen trocknen aus, und blut- und farblos, jeder Freude bar, gehen sie matt und müd' ihrer Arbeit nach.

Und wie die Tradition im Dorfe Rahmitz das Haus bezeichnet, so bezeichnet sie auch in dem schönen Eichenwalde zwischen Rahmitz und Lehnin die Stelle, wo der Baum stand, unter dem die Unthat geschah. Der Stumpf war Jahrhunderte lang zu sehen; daneben lag der abgehauene Stamm, über den keine Verwesung kam und den Niemand berühren mochte, weder der Förster, noch die ärmsten Dorfleute, die Reisig im Walde suchten. Der Baum lag da wie ein herrenloses Eigenthum, sicher durch die Scheu, die er einflößte. Erst im vorigen Jahrhundert kam ein Müller, der lud den Stamm auf und sagte zu den Umstehenden: „Wind und Teufel mahlen gut." Aus dem Stamm aber ließ er eine neue Mühlenwelle machen und setzte die vier Flügel daran. Es schien auch alles nach Wunsch gehen zu sollen und die Mühle drehte sich lustig im Winde, aber der Wind wurde immer stärker und in der Nacht, als der Müller fest schlief, schlugen plötzlich die hellen Flammen auf. Die Mühlwelle, in immer rascherem Drehen hatte Feuer an sich selber gelegt und alles brannte nieder.

„Wind und Teufel mahlen gut", raunten sich anderen Tags die Leute zu.

Abt Herrmann von 1330—1340.

Abt Siebold wurde etwa um 1190 oder etwas später von den umwohnenden Wenden ermordet. Die Urkunden erwähnen dieses Mordes nicht, wie denn überhaupt die ziemlich zahlreichen Pergamente aus der askanischen Epoche lediglich Schenkungsurkunden sind. Es vergehen beinah anderthalb hundert Jahre, bevor wieder ein Lehniner Abt mit mehr als seinem bloßen Namen

vor uns hintritt. Dieſer Abt iſt Herrmann von Pritzwalk. Zwei Urkunden von 1335 und 1337 erwähnen ſeiner; erſt eine dritte indeß, vom Jahre 1339, giebt uns ein beſtimmtes Bild des Mannes, freilich kein ſchmeichelhaftes. Wie weit wir dieſer Schilderung zu trauen haben, das wollen wir nach Mittheilung des Hauptinhaltes der Urkunde, die ſich als ein Erlaß des Papſtes Benedikt's XII. an die Aebte von Colbatz, Stolp und Neukampen giebt, feſtzuſtellen ſuchen.

Dieſer Urkunde nach, die alſo nichts anders iſt, als ein päpſtliches Schreiben (Breve), erſchien der Mönch Dietrich von Ruppin, ein Mitglied des Lehniner Kloſters, im Jahre 1339 vor Papſt Benedikt XII. in Avignon und theilte demſelben in Gegenwart des Conſiſtoriums mit, daß durch „Anſchürung des alten Feindes des Menſchengeſchlechts" ſeit etwa 15 Jahren im Kloſter Lehnin eine Trennung und Scheidung der Mönche ſtattgefunden habe, dergeſtalt, daß die mächtigere Partei, die ſich die Loburgſche nenne, einen Terrorismus gegen die ſchwächere übe und dieſelbe weder zu Wort, noch am wenigſten zu ihrem Rechte kommen laſſe. An der Spitze dieſer ſtärkeren Partei (der Loburgſchen) hätten, bei Bildung derſelben, die drei Mönche Theodorich von Harſtorp, Nicolaus von Lützow und Herrmann von Pritzwalk geſtanden, die denn auch, durch ihre und ihrer Partei Uebergriffe und Machinationen, ohne den kanoniſch feſtgeſtellten Wahlmodus irgend wie inne zu halten, ſich nach einander zu Aebten des Kloſters aufgeworfen hätten.

Unter der Regierung dieſer drei Eindringlings-Aebte ſeien alsdann, von den Anhängern der Loburgſchen Partei, ſowohl innerhalb wie außerhalb des Kloſters, die größten Verbrechen begangen worden. So ſei unter andern ein Adliger aus der Nachbarſchaft, mit Namen Falco, der zur Zeit des Abtes Nicolaus von Lützow im Kloſter ein Nachtlager bezogen habe, von verſchiedenen Laienbrüdern des Kloſters, darunter namentlich der Anhang des damaligen Mönches, jetzigen Abtes Herrmann, überfallen und ſammt ſeiner Begleitung ermordet worden. Als am andern Morgen das Gerücht von dieſem Morde die Kloſterzellen erreicht habe, ſei Herrmann (genannt von Pritzwalk) mit ſeinem Anhang an den Ort der That geeilt, und habe denn auch

den Ritter Falco, sowie drei seiner Begleiter bereits erschlagen, zwei andre Dienstmannen aber schwer verwundet, im Bettstroh versteckt, vorgefunden. Mönch Herrmann habe nunmehr Befehl gegeben, auch diese Verwundeten zu tödten. Die Waffen Falco's aber hab' er als Beute an sich genommen und späterhin vielfach gebraucht.

Dieser Mord, so heißt es in der Urkunde weiter, habe alsbald eine mehr als zehnjährige Fehde hervorgerufen, in der durch die Anhänger des Ritters Falco nicht nur drei Laienbrüder und viele Knechte und Schutzbefohlene des Klosters getödtet, sondern auch die Güter desselben durch Raub, Brand und Plünderei verwüstet worden seien, so daß man den Schaden auf über 60,000 Goldgulden geschätzt habe. Während dieser Fehden und Kriegszüge hätten die Mönche zu Schutz und Trutz beständig Waffen geführt, so daß sie, ganz gegen die Ordensregel, im Schlafsaal und Refectorium immer gewaffnet erschienen wären. An den Kämpfen selbst hätten viele der Fratres Theil genommen, andre, namentlich von den Laienbrüdern, hätten das Kloster verlassen und ein anderes Obdach gesucht.

Auch von den Hintersassen des Klosters seien Mord und Brand und Unthaten aller Art verübt worden, als deren moralische Urheber das umwohnende Volk längst gewohnt sei, die Klosterbrüder anzusehen, weshalb denn auch all die Zeit über der Nothschrei zugenommen habe, daß die Lehninschen Mönche vertrieben und durch Ordensbrüder von besserem Lebenswandel ersetzt werden möchten. Bei Gelegenheit dieser Fehden und Kämpfe seien übrigens die beweglichen und unbeweglichen Güter des Klosters vielfach veräußert und verpfändet worden.

Die Urkunde berichtet ferner, daß ein Laienbruder, der bei der Ermordung Falco's mit zugegen war und hinterher den Muth hatte auszusprechen, „daß dieser Mord auf Befehl des Abts und seiner Partei stattgefunden," in's Gefängniß geworfen und innerhalb zehn Tagen von den Mönchen der Loburgschen Partei ermordet worden sei. Das päpstliche Schreiben meldet endlich, daß, nach den Aussagen Dietrichs von Ruppin, der an der Ermordung Falco's und der Seinen vorzugsweise betheiligte Mönch Herrmann jetzt Abt des Klosters sei, wobei die herrschende

Mönchspartei von dem vorgeschriebenen Wahlmodus abermals Umgang genommen und die gesetzlich geregelte Einführung unterlassen habe. Abt Herrmann, dessen Wahl jeder Gesetzlichkeit und Gültigkeit entbehre, habe, wie sein Vorgänger, das Vermögen des Klosters verschleudert, die Ordensregeln mißachtet und ein dissolutes Leben geführt, und als besagter Abt endlich Willens gewesen sei, ihn, den „Dietrich von Ruppin," wegen Dispenses und wegen Absolution für die oben geschilderten Verbrechen an die päpstliche Curie abzusenden, habe er ihn — lediglich weil er zuvor Rücksprache mit dem Abte eines anderen vorgesetzten Klosters genommen habe — durch einige Mönche und Conversen gefangen nehmen, in Eisen legen und neun Monate lang in den Kerker werfen lassen, alles mit der ausgesprochenen Absicht, ihn durch schwere Peinigungen vom Leben zum Tode zu bringen. Einen andern Conversen des Klosters aber, mit Namen Geraldus, habe Abt Herrmann wirklich tödten lassen.

Die Urkunde schließt dann mit einer Aufforderung an die obengenannten Aebte von Colbatz, Stolp und Neukampen, den Fall zu untersuchen und darüber zu befinden, damit die Angeklagten, wenn ihre Schuld sich herausstellen sollte, vor dem päpstlichen Stuhle erscheinen und daselbst ihren Urtheilsspruch gewärtigen möchten.

Soweit der Inhalt der Urkunde von 1339. Ob die Aebte sich des mißlichen Auftrags entledigt und, wenn so geschehen, welche Entscheidung sie getroffen oder welchen Bericht sie an Papst Benedikt gerichtet haben, darüber erfahren wir nichts. Uebrigens dürfen wir vermuthen, daß, gleichviel, ob die Untersuchung stattfand oder nicht, die Dinge unverändert ihren Fortgang genommen haben werden. Und wahrscheinlich mit Recht. Wir setzen nämlich in die Mittheilungen des Mönches Dietrich von Ruppin keineswegs ein unbedingtes Vertrauen und vermuthen darin vielmehr eine jener halbwahren Darstellungen, die meist da Platz greifen, wo die Dinge von einem gewissen Parteistandpunkt aus angesehen, oder, wie hier, Anklagen in zum Theil eigner Angelegenheit erhoben werden. Abt Herrmann scheint uns weit mehr ein leidenschaftlicher Parteimann als ein Verbrecher gewesen zu sein.

Stellen wir alle Punkte von Belang zusammen, die sich aus den Aussagen Dietrichs von Ruppin ergeben, so finden wir

1) daß im Kloster zwei Parteien waren, von denen die stärkere die schwächere terrorisirte und die Aebte aus ihrer, der Majorität, Mitte wählte;

2) daß Ritter Falco von der stärkeren oder Loburgschen Partei ermordet wurde;

3) daß das Kloster nach Dispens und Absolution von Seiten des Papstes verlangte, und

4) daß Dietrich von Ruppin abgeordnet wurde, um die Absolution einzuholen, wegen vorgängiger Plauderei aber ins Gefängniß geworfen wurde.

Unter diesen vier Punkten involvirt der zweite, die Ermordung Falco's, ein schweres und unbestreitbares Verbrechen. Der Umstand indessen, daß Abt Herrmann für sich und sein Kloster nach der Absolution des Papstes verlangte, deutet darauf hin, daß das Geschehene mehr den Charakter einer sühnefähigen Schuld als den einer schamlosen Missethat hatte. Denn sollte die Gnade des Papstes angerufen werden, so mußten nothwendig Umstände vorauf oder nebenher gegangen sein, die im Stande waren, eine Brücke zu bauen und für die Schuld bei der Gnade zu plaidiren. Solche entschuldigenden Umstände waren denn wohl auch wirklich da und lagen, wie wir mehr oder weniger aus der Anklage selbst entnehmen können, in dem Parteihaß, der eben damals die ganze Mark in zwei Lager theilte. Es war die baierische Zeit. Dies sagt alles. Es waren die Tage, wo die Berliner den Propst von Bernau erschlugen und die Frankfurter den Bischof von Lebus verjagten; es waren die Tage des Bannes und des Interdikts, Tage, die dreißig Jahre währten, und in denen sich das Volk der Kirche so entfremdete, daß es verwundert aufhorchte, als zum ersten Male wieder die Glocken durch's Land klangen. Der alte Kampfesruf „hie Welf, hie Waibling!" schallte wieder aller Orten, und „bairisch oder päpstlich" klang es vor allem auch in der Mark Brandenburg. Lehnin, gehegt und gepflegt vom Kaiser und seiner Partei, war bairisch, der märkische Adel, vielfach zurückgesetzt, war antibairisch. Aus diesem Zustande ergaben sich Conflikte zwischen dem Kloster und dem benachbarten Adel fast wie von

ſelbſt, und die Ermordung Falco's, die nach den Ausſagen Dietrichs von Ruppin einfach als ein brutaler Bruch der Gaſtfreundſchaft erſcheint, war möglicherweiſe nur blutige Abwehr, nur ein Rachenehmen an einem Eindringling, der ſich ſtark genug geglaubt hatte, den Kloſterfrieden brechen zu dürfen. Ritter Falco und die Seinen, wenn ſie wirklich Gäſte des Kloſters waren, waren vielleicht ſehr ungebetene Gäſte, Gäſte, die ſich nach eigenem Dafürhalten im Kloſter einquartiert hatten, vielleicht im Complott mit der Minorität, die höchſt wahrſcheinlich zum Papſte hielt.*)

Dies alles ſind freilich nur Hypotheſen. Aber wenn ſie auch nicht abſolut das Richtige treffen, ſo lehnen ſie ſich doch an Richtiges an und ſchweifen wohl nicht völlig in die Irre.

Was immer indeß das Motiv dieſes Mordes geweſen ſein möge, entſchuldbarer Parteihaß oder niedrigſte Ruchloſigkeit, ſo viel erhellt aus dieſer Ueberlieferung, daß die Kloſter Lehninſchen Tage nicht immer intereſſelos verliefen, und daß, wenn wir dennoch im Großen und Ganzen einer gewiſſen Farbloſigkeit begegnen, der Grund dafür nicht darin zu ſuchen iſt, daß überhaupt nichts geſchah, ſondern lediglich darin, daß das Geſchehene nicht aufgezeichnet, nicht überliefert wurde.

Mönch Herrmann, der mit ſeinem Anhang an die Stätte des Mordes vordringt, die Verwundeten in ihren Strohverſtecken tödtet oder tödten läßt, dann ſelber, während zehnjähriger Fehde, in Schlafſaal und Refectorium die Waffenrüſtung Falco's trägt, — das giebt ſchon Einzelbilder, denen es keineswegs an Farbe fehlt, auch nicht an jenem Roth, das nun 'mal die Haupt- und Grundfarbe aller Geſchichte iſt.

---

*) Daß die Majorität des Kloſters und dadurch das Kloſter ſelbſt entſchieden bairiſch war, ergiebt ſich unter anderm daraus, daß Papſt Clemens in ſeiner Bannbulle am 14. Mai 1350 eigens Veranlaſſung nahm, dem Kloſter ſeine Hinneigung zur Sache des bairiſchen Hauſes vorzuwerfen. Auch das Erſcheinen des Klage führenden Mönchs vor dem Papſt, während ihm doch andere Tribunale, weltliche wie geiſtliche, ſo viel näher gelegen hätten, ſpricht dafür, daß der zu verklagende Abt Herrmann, ſammt der Majorität des Kloſters, (der Loburg-Partei) antipäpſtlich, d. h. alſo bairiſch war.

Ueber den Ausgang des Abtes Herrmann erfahren wir nichts; sehr wahrscheinlich, daß er noch eine Reihe von Jahren dem Kloster vorstand. Erst 1352 finden wir den Namen eines Nachfolgers verzeichnet.

Abt Heinrich Stich (etwa von 1399—1430).

Heinrich Stich, vor seiner Abtwahl Kellermeister (cellerarius) des Klosters, wurde sehr wahrscheinlich im Jahre 1399 zum Abt gewählt. Seine Regierung fällt in die sogenannte „Quitzow-Zeit", und wir werden in Nachstehendem zu berichten haben, wie vielfach gefährdet Kloster Lehnin damals war und wie glücklich es, großentheils durch die umsichtige Leitung seines Abtes, aus allen diesen Gefahren hervorging. Die Geschichte jener Epoche, soweit sie das Kloster berührt, entnehmen wir den Aufzeichnungen Heinrich Stich's selber, der im Jahre 1419 ein Gedenkbuch anzulegen begann, in welchem er, zurückgehend bis auf das Jahr 1401, über die Streitigkeiten des Klosters mit seinen Nachbarn berichtet. Einiges ergänzen wir aus einer andern, ziemlich gleichzeitigen Chronik.

Das Kloster hielt es all die Zeit über, seinen Traditionen getreu, mit der Landesobrigkeit, d. h. also, Abt und Mönche waren im Allgemeinen gegen die Quitzow's. Da indessen die Landesobrigkeit damals sehr schwankend und eine Zeit lang, halb angemaßt, halb zugestanden, bei den Quitzow's selber war, so entstanden daraus sehr verwickelte, zum Theil widerspruchsvolle Verhältnisse, deren Gefahren und Schwierigkeiten nur durch große Klugheit zu überwinden waren. Die schwankenden Verhältnisse nöthigten auch zu einer schwankenden Politik. Die Grundstimmung des Klosters blieb gegen die Quitzow's gerichtet, wiewohl wir einer, indeß jedenfalls nur kurzen Epoche zu erwähnen haben werden, wo das Kloster mit den Quitzow's ging.

Zwischen 1401 und 1403, so scheint es, sammelten die Quitzow's Material gegen das Kloster. In wie weit sie dabei bona fide handelten, ist schwer zu sagen; doch macht ihr Vorgehen allerdings den Eindruck, als hätten sie, voll übermüthigen Machtbewußtseins, die Dinge nur einfach darauf hin angesehen, wie sie ihnen

paßten, unbekümmert um den Wortlaut entgegenſtehender Urkunden und Verträge. Sie ſtellten ſich zunächſt, als machten ſie einen Unterſchied zwiſchen dem Abt des Kloſters und dem Kloſter ſelbſt, und ſich das Anſehen gebend, als ſei die Perſönlichkeit oder der Eigenſinn des Abtes an Allem Schuld, verklagten ſie ihn beim Convent ſeines eigenen Kloſters. Als dieſe Klage, wie ſich denken läßt, ohne Einfluß blieb, ſchritten ſie zu einer förmlichen Anklageſchrift, in der ſie dem Kloſter all ſeine vorgeblichen Vergehen und Eingriffe entgegenhielten. Dieſe Anklageſchrift enthielt, unter vielen andern Paragraphen, drei Hauptpunkte:

1) Das Kloſter habe ihnen, den Quitzow's, zweimal den Landſchoß verweigert, wiewohl ſie doch die „Statthalter in Mark Brandenburg" wären.

2) Das Kloſter habe den Quitzow'ſchen Knechten, auf ſeinen, des Kloſters, Gütern jedes Einlager verweigert und die Zuwiderhandelnden mit Mord bedroht.

3) Endlich, das Kloſter habe dabei beharrt, die Havel bei Schloß Plaue als ſein Eigenthum anzuſehen, während ſie doch ihnen, den Quitzow's, als den zeitigen Beſitzern von Schloß Plaue gehöre, denn weil das Waſſer bei dem Schloſſe ſei, ſo müßte es auch zu dem Schloſſe gehören, und führe das Schloß nicht umſonſt den Namen „Schloß Plaue an der Havel".

Abt Heinrich erwiderte auf alle Anklagepunkte in würdiger Weiſe, alle ſeine Ausſagen urkundlich belegend. Er wies aus den Schenkungsurkunden und verbrieften Gerechtſamen des Kloſters nach, daß ſie, Abt und Mönche, erſtens ihre Güter „in aller Freiheit" beſäßen und niemals Landſchoß zu zahlen gehabt hätten, daß es zweitens zu ihren vielfach verbrieften Gerechtſamen gehöre, keine Herren, keine Lehnsträger, Ritter oder Knechte, wider Willen aufnehmen zu müſſen, und daß ſie drittens die Havel bei Plaue ſeit ſo langer Zeit als Eigenthum beſäßen, „daß Niemand deſſen anders gedenken möge."

Dieſer dritte Punkt, weil es ſich dabei um eine Eigenthumsfrage handelt, die den praktiſchen Leuten des Mittelalters immer die Hauptſache war, bekümmerte den Abt nun ganz beſonders. Da man ſich nicht einigen konnte, wurden Schiedsrichter vorgeſchlagen, wobei Hennig von Stechow und Hennig von

Groeben als Abgesandte oder Mandatare der Quitzow's auftraten. Das Recht des Klosters indessen war zu klar, als daß die eigenen Vertrauensmänner (Stechow und Gröben) der Gegenpartei es hätten übersehen oder umdeuten können, und so beschworen sie den Hans von Quitzow, „daß er um Gottes und seiner eigenen Seligkeit willen mit dem Abte nicht hadern und das Kloster sammt seinen Gütern und Besitzungen nicht anfechten möge". Aber die Quitzow's — die vielleicht aus politisch-strategischen Gründen in dieser Frage besonders hartnäckig waren — beharrten auf ihrer Forderung und das Kloster mußte schließlich nicht nur auf sein Flußrecht Verzicht leisten, sondern auch noch weitere 100 Mark Silber zahlen, um sich guter Nachbarschaft und der Wohlgewogenheit der mächtigen Familie zu versichern.

Diese Nachgiebigkeit und die damit verknüpften Schädigungen mögen dem Kloster schwer genug angekommen sein; nachdem die Opfer aber einmal gebracht und mittelst derselben die Freundschaft und die guten Dienste der alles vermögenden Quitzow-Sippe gewonnen waren, lag es nun auch in der Politik des Klosters, diese Freundschaft zu pflegen und dadurch den eignen Vortheil nach Möglichkeit zu fördern. Die Niederlage blieb unvergessen, aber so lange kein Stärkerer da war, um diese Niederlage zu rächen, wurde das Joch in Klugheit und Ergebenheit getragen.

Aber dieser Stärkere kam endlich, und ob es nun wieder nur die alte Klosterklugheit war, die in dem Nürnberger Burggrafen sofort den Stärkeren erkannte, oder ob in diesem Falle der heimliche Groll mitwirkte, der all die Jahre über, unter der Maske guter Freundschaft, gegen die Quitzow's unterhalten worden war, — gleichviel, kaum daß der erste Hohenzoller ernstlich Miene machte, eine eigene Macht zu etabliren und den Uebermuth seiner Widersacher zu demüthigen, so sehen wir auch schon Kloster Lehnin unter den Hülfstruppen des neuen Landesherrn, der, anders eingreifend als wie all die Statthalter und Hauptleute vor ihm, in acht Tagen die vier Quitzow-Burgen und mit ihren Burgen auch ihr Ansehen brach. Die Klosterleute von Lehnin lagen, sammt den Bürgern von Belitz, Jüterbog und Treuenbrietzen, vor Schloß Beuthen und warteten, wie berichtet wird, die Ankunft „der großen

Büchſe", der ſogenannten faulen Grete, ab. Ihr kriegeriſches Verdienſt ſcheint alſo, dieſer Andeutung nach zu ſchließen, kein beſonders hervorragendes geweſen zu ſein und lediglich in einem geduldigen und möglichſt geſicherten Davorſtehen beſtanden zu haben.

Schwerlich empfanden Abt und Convent einen Gram darüber. Es lag ihnen nicht an Kriegsruhm, ſondern, wie immer, lediglich an Mehrung und Förderung der Kloſterintereſſen, an wachſendem Beſitz und — guter Nachbarſchaft. Dieſe gute Nachbarſchaft hatte Lehnin, das mit den Rochow's grenzte, ein halbes Jahrhundert ſchmerzlich vermiſſen müſſen. Jetzt traf es ſich, daß der Ausgang des Quitzow-Streits unſerm Kloſter erwünſchte Gelegenheit bot, ſich auch dieſer „guten Nachbarſchaft" auf lange Zeit hin zu verſichern. In Burg Golzow (dem alten Rochow-Sitz, in der Nähe Lehnin's) war Wichard von Rochow, der treue Anhänger der Quitzow's, gefangen genommen worden. Durch Vermittelung des Abtes, der allen Groll zur rechten Zeit zu vergeſſen wußte, ward ihm jetzt, dem Wichard, allerdings erſt nach Abtretung Potsdams an den Kurfürſten, die Freiheit und — Schloß Golzow zurückgegeben. Beide Theile, der Kurfürſt und die Rochow's, wußten es dem Vermittler Dank, und dem Kloſter waren zwei Freunde gewonnen. —

Abt Heinrich Stich ſtarb wahrſcheinlich um 1430.

Abt Arnold (etwa von 1456—1467).

Die Amtsführung des Abtes Heinrich von 1399 bis etwa um 1430 war in eine unruhige Zeit gefallen, und wir ſehen all die Zeit über das Kloſter in ſeinen Verwickelungen nach außen; die Regierung des Abtes Arnold fällt in friedlichere Tage, und die Urkunden, aus jener Zeit her, gönnen uns ausſchließlich wieder einen Einblick in innere Streitigkeiten. Sie berichten über Zerwürfniſſe, die an die Zuſtände unter Abt Herrmann erinnern, wie wir dieſelben, in Vorſtehendem, nach den Ausſagen „Dietrich's von Ruppin" geſchildert haben. Hier wie dort begegnen wir Parteiungen und einem ſiegreichen Auftreten der Majorität, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich Abt Herrmann, in ſeinem Terrorismus, auf die Majorität des Conventes ſtützte, während

Abt Arnold gegen dieſe Majorität ankämpfte und in dieſem Kampfe unterlag.

Die Urkunden aus der etwa zehnjährigen Zeit ſeiner Verwaltung ſind ziemlich zahlreich und ſprechen nicht gegen den Abt. Streitigkeiten werden geſchlichtet, Vergleiche getroffen, Ländereien empfangen oder ausgegeben — nirgends erhellt aus ihnen ein Zerwürfniß zwiſchen Abt und Convent. So verlaufen anſcheinend die Dinge, bis wir, gleich aus den erſten Urkunden, die in die Regierungszeit ſeines Nachfolgers fallen, in Erfahrung bringen, daß Abt Arnold „wegen unſtatthafter Veräußerung von Kloſtergütern" abgeſetzt und Prior Gallus an ſeiner Statt ernannt worden ſei. Wir erfahren ferner, daß inzwiſchen das Kloſter Altenberg den Arnoldus zum Abte gewählt, und dieſer letztere, von ſeinem jetzigen, dem Altenberger Kloſter aus, eine heftige Schmähſchrift (libellum infamiae) gegen den Prior und die Mönche von Kloſter Lehnin gerichtet, dieſe Schmähſchrift auch zugleich als Anklageſchrift beim Generalcapitel in Citeaux eingereicht hatte.

Dieſe Anklageſchrift nun, von dem ehemaligen Abte des angeklagten Kloſters ausgehend, ſcheint, wie begreiflich, ihre Wirkung auf das Generalcapitel nicht verfehlt zu haben, und ſo ſehen wir denn im März 1469 die Aebte von Heilsbronn und Erbach als ernannte Unterſuchungs-Commiſſarien in Lehnin eintreffen. Aber gleichzeitig mit ihnen treffen auch, als Zeugen in der Sache zur Begutachtung vorgeladen, die Aebte dreier märkiſcher Klöſter, von Zinna, Chorin und Himmelpfort ein und bezeugen durch ihre Ausſage, daß Abt Arnold in der That willkürlich das Kloſtergut veräußert und ſomit die Abſetzung Seitens des Kloſterconvents (der ſich dabei lediglich innerhalb ſeiner Befugniſſe gehalten) durchaus verdient habe. „Was ſeine Schmähungen aber gegen die ſittliche Führung des Kloſters angehe, dem er ſo lange vorgeſtanden, ſo treffe ihn — ſelbſt wenn dieſe Schmähungen begründet ſein ſollten — die Hauptverantwortlichkeit, da es in zehnjähriger Führung ſeine Aufgabe geweſen ſein würde, dieſem Verfall der Sitte zu ſteuern." Auch der Kurfürſt Friedrich der Eiſerne, in einem an die Commiſſarien gerichteten Briefe, nimmt Partei für den Convent gegen den abgeſetzten Abt, und ſo ſehen wir denn, ohne daß ein urkundliches Urtheil der Commiſſare in dieſer Streitſache vor-

läge, den neuen Abt in seinem Amte verbleiben, — eine Thatsache, die genugsam spricht. Ueber den Inhalt der Schmähschrift des „libellum infamiae“ erfahren wir nichts; es wird ein Verzeichniß der alten Klosterſünden gewesen sein, wie sie entweder überall vorkamen oder doch überall berichtet wurden.

Wenn nun einerseits diese Absetzung Abt Arnolds und seine darauf geschriebene Schmähschrift abermals darthun, daß die Tage Kloster Lehnin's durchaus nicht so stillidyllisch verliefen, wie wohl jezuweilen berichtet worden ist, so gewähren uns andrerseits die betreffenden Urkunden noch ein besonderes Interesse dadurch, daß sie die Frage in uns anregen: wer war dieser Abt Arnold? welchen Charakters? war er im Recht oder im Unrecht? Freilich nur wenige Anhaltepunkte sind uns gegeben, aber sie rechtfertigen die Vermuthung, daß er eben so sehr ein Opfer seiner geistigen Ueberlegenheit wie seiner Uebergriffe war. Wahrscheinlich gingen diese Uebergriffe zum Theil erst aus dem Bewußtsein seiner Ueberlegenheit hervor. Er war, so schließen wir aus einer Reihe kleiner Züge, das, was wir heutzutage einen genialischen, aber querköpfigen Gelehrten nennen würden, sehr gescheidt, sehr selbstbewußt, sehr eigensinnig, dabei lauteren Wandels, aber launenhaft und despotisch von Gemüth. Wem schwebten, aus eigener Erfahrung, nicht Beispiele dabei vor! Die Gelehrtenwelt, in ihren besten und energischsten Elementen, war immer reich an derartigen Charakteren. Was speziell unsren Abt Arnold angeht, so scheint es, das Kloster wollte ihn los sein, weil er geistig und moralisch einen unbequemen Druck auf den Convent ausübte. Daß er, um seines Wissens wie um seines Wandels willen, eines nicht gewöhnlichen Ansehens genoß, dafür spricht nicht nur der Umstand, daß ihn die Urkunden einen professor sacrae theologiae nennen, sondern mehr noch die Thatsache, daß er unmittelbar nach seinem Austritt aus dem Lehniner Kloster zum Abt von Altenberg erwählt wurde. Altenberg, seiner Zeit ein berühmtes Kloster, liegt in der Rheinprovinz, in der Nähe von Coblenz. Wir möchten daraus beinahe schließen, daß er ein Rheinländer, jedenfalls ein Fremder war und an der märkischen Art eben so sehr Anstoß nahm, als Anstoß erregte.

Abt Valentin (etwa von 1509—1542).

Valentin war der letzte Abt des Klosters. Die Erscheinung, die sich so oft wiederholt, daß ersterbende Geschlechter und Institutionen vor ihrem völligen Erlöschen noch einmal in altem Glanze aufblühen, wiederholte sich auch hier, und die mehr denn 30jährige Regierung des Abtes Valentin bezeichnet sehr wahrscheinlich den Höhepunkt im Leben des Klosters überhaupt. Freilich haben wir dabei die glänzende 25jährige Epoche bis 1535 von der darauf folgenden kurzen Epoche bis 1542, die schon den Niedergang bedeutet, zu trennen.

Wir sprechen von der Glanz-Epoche zuerst. Der Besitz — nach den kurzen Gefährdungen während der Quitzow-Zeit — war von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewachsen und umfaßte in den Jahren, die der Reformation unmittelbar vorausgingen, 2 Marktflecken, 64 Dörfer, 54 Fischereien, 6 Wasser- und 9 Windmühlen, 14 große Forsten, dazu weite Aecker, Wiesen und Weinberge. Jeder Zweig des Betriebs stand in Blüthe; die Wolle der reichen Schafheerden wurde im Kloster selbst verarbeitet, und die treffliche Wasserverbindung, mittelst der See'n in die Havel und mittelst der Havel in die Elbe, sicherte dem Kloster Markt und Absatzplätze.

Reich und angesehen wie das Kloster, so angesehen und verehrt war sein Abt. Das Volk hing ihm an, und der Kurfürst Joachim I., — der ihn seinen „Gevatter" nannte, seit Abt Valentin bei der Taufe des zweiten kurfürstlichen Prinzen, des späteren Markgrafen Johann von Küstrin, als Taufzeuge zugegen gewesen war — war dem Abt zu Willen in vielen Stücken. 1509 sprach Joachim die Befreiung des Klosters von kurfürstlichem Jagd-Eingelage „auf Lebenszeit des Abtes" aus, und 1515 ging er weiter und machte aus der zeitweiligen Befreiung eine Befreiung auf immer. Daß das Kloster selber den Tod Valentin's nicht überleben würde, entzog sich damals, 1515, noch jeder Berechnung und Voraussage. Die Wirren und Kämpfe, die bald folgten, ketteten den Kurfürsten, so scheint es, nur fester an unseren Lehniner Abt, und wir dürfen wohl annehmen, daß die Rathschläge dieses seines „Rathes und Gevatters" nicht ohne Einfluß auf die Entschlüsse waren, die ihn, der Strömung der

Zeit und den Verſchwörungen der Kurfürſtin gegenüber, bei der alten Lehre beharren ließen. Dies einfach als Hartnäckigkeit zu deuten, wäre Thorheit; es war das Wirken einer feſten Ueberzeugung, was ihn das Schwerere wählen und — gegen den Strom ſchwimmen ließ. Joachim, feſt wie er in ſeinem Glauben war, war auch feſt in ſeiner Liebe zu Kloſter Lehnin, und wiewohl er ſich mit keiner Idee lieber und herzlicher getragen hatte, als mit der Gründung eines großen Domſtiftes zu Cöln an der Spree (wie es ſpäter unter Joachim II. auch wirklich in's Leben trat), ſo wollte er doch in Lehnin begraben ſein, an der Seite ſeines Vaters, in der Gruft, die ſchon die alten Askanier ihrem Geſchlecht erbaut hatten.

Und unſer Lehniner Abt, wie er all die Zeit über der Vertraute ſeines Fürſten war, ſo war er auch der Vertrauensmann der Geiſtlichkeit, und der zunächſt Auserwählte, als es galt, den „moenchiſchen Lärmen" zu beſchwichtigen, der in dem benachbarten Wittenberg immer lauter zu werden drohte. Unſer Abt ſchien in der That vor jedem andern berufen, durch die Art ſeines Auftretens, durch Feſtigkeit und Milde, dem „Umſichgreifen der Irrlehre," wie es damals hieß, zu ſteuern, und als Beauftragter des Brandenburger Biſchofs Hieronymus Scultetus erſchien er in Wittenberg, um den Auguſtiner-Mönch zu warnen. Sein Erſcheinen ſcheint nicht ohne Einfluß auf Luther geblieben zu ſein, der nicht nur ſeinem Freunde Spalatinus bemerkte: „wie er ganz beſchämt geweſen ſei, daß ein ſo hoher Geiſtlicher (der Biſchof) einen ſo hohen Abt ſo demüthig an ihn abgeſandt habe," ſondern auch am 22. Mai 1518 dem Biſchof von Brandenburg ſchrieb: „Ich erkläre hiermit ausdrücklich und mit klaren Worten, daß ich in der Sache des Ablaſſes nur disputire, aber nichts feſtſtelle."

Abt Valentin, wie wir annehmen dürfen, ging viel zu Hofe, aber wenn ſchon er häufiger in dem Abthauſe zu Berlin als in dem Abthauſe des Kloſters ſelber anweſend ſein mochte, ſo war er doch nicht gewillt, um Hof und Politik willen den unmittelbaren Obliegenheiten ſeines Amtes, der Fürſorge für das Kloſter ſelber, aus dem Wege zu gehen. Wir ſehen ihn, wie er ſich das Wachsthum, die Gerechtſame, vor allem auch die Schönheit und die Ausſchmückung ſeines Kloſters angelegen ſein läßt; er ſchenkt Glocken,

er errichtet Altäre, vor allem zieht er die unter Dürer, Kranach, Holbein eben erst geborene deutsche Kunst in seinen Dienst und ziert die Kirche mit jenem prächtigen Altarschrein,*) der bis auf diesen Tag, wenn auch an anderem Ort, als ein Kunstwerk ersten Ranges erhalten, damals der Stolz des Klosters, die Bewundrung der Fremden war. Die wohl erhaltene Unterschrift: „anno dom. 1518 sub d. Valentino Abbate“ hat in aller Sichtlichkeit den Namen Abt Valentin's bewahrt.

Ueber 25 Jahre waren die Wirren der Zeit an Abt Valentin vorübergegangen, das Ausharren seines kurfürstlichen Herrn hatte ihn vor den schwersten Kümmernissen bewahrt, da kam, fast unmittelbar nach dem Regierungsantritt Joachims II., die sogenannte „Kirchenvisitation,“ und auch Lehnin wurde ihr unterworfen.

---

*) Dieser Altarschrein, der jetzt eine Zierde und Sehenswürdigkeit des schönen Brandenburger Domes bildet, hat eine Höhe von etwa 9 Fuß bei circa 12 Fuß Breite. Die Einrichtung ist die herkömmliche: ein Mittelstück mit zwei Flügel- oder Klappthüren, die je nach Gefallen geöffnet oder geschlossen werden können. Das Mittelstück zeigt in seiner schreinartigen Vertiefung die Gestalt der heiligen Jungfrau; rechts neben ihr Paulus mit dem Schwert, zur Linken Petrus mit dem Schlüssel. Diese drei Figuren sind Holzschnitzwerk, buntbemalt, mehr derb characteristisch als schön. Der hohe Kunstwerth des Schreins besteht lediglich in der Schönheit der Malereien, die sich auf beiden Flügeln und zwar auf der Vorder- wie auf der Rückseite derselben befinden. Sind diese Flügel, wie gewöhnlich, geöffnet, so erblicken wir die beiden besonderen Schutzheiligen der Cistercienser, den heiligen Benedikt, aus dessen Orden sie hervorgingen, und den heiligen Bernhard, der den Orden zu höchstem Glanz und Ansehen führte. (Die Cistercienser werden deswegen auch oft Bernhardiner genannt.) Neben den beiden Heiligen stehen die Gestalten der Maria Magdalena und der heiligen Ursula. Auf der Rückseite befinden sich: der heilige Gregorius, St. Ambrosius, St. Augustinus und der heilige Hieronymus, lauter Kirchenväter, die zu dem Klosterleben der katholischen Kirche in besonderer Beziehung stehn. Die Köpfe aller dieser Gestalten, besonders der des St. Benedikt und des heiligen Bernhard (die Frauenköpfe sind weniger vollendet) haben immer für Meisterwerke gegolten und man hat sie ebenso um ihrer Ausführung wie um ihrer Charakteristik willen, abwechselnd dem Albrecht Dürer, dem Lucas Kranach und endlich dem Grunewaldt, einem der besten Schüler Dürers, zugeschrieben. Der letzteren Ansicht ist Ernst Förster in München. Grunewaldt war allerdings speziell durch seine Charakterisirung der Köpfe ausgezeichnet.

Man verfuhr nicht ohne Milde, nicht ohne Rückſicht in der Form, aber in Wahrheit erſchienen die Viſitatoren zu keinem andern Behuf, als um dem Kloſter den Todtenſchein zu ſchreiben. Draußen ſtehende fingen an, es in ihre „Obhut“ zu nehmen, man ſtellte es unter Curatel. Es wurde dieſes „In-Obhutnehmen“ von Abt und Kloſter auch durchaus als das empfunden, was es war, und ein ſchwacher Verſuch der Auflehnung, ein paſſiver Widerſtand, wurde geübt. Als es ſich darum handelte, einem der Kloſterdörfer einen neuen Geiſtlichen zu geben, wurde der alte Abt Valentin aufgefordert, die übliche Präſentation, die Einführung des Geiſtlichen in die Gemeinde, zu übernehmen. Abt Valentin lehnte dies ab, weil er es verſchmähte, der Beauftragte, der Abgeſandte proteſtantiſcher Kirchenviſitatoren zu ſein. Darüber hinaus aber ging er nicht. Zu hofmänniſch geſchult, um dem Sohn und Nachfolger ſeines heimgegangenen Kurfürſten eine ernſte Gegnerſchaft zu bereiten, zu ſchwach für den Kampf ſelbſt, wenn er ihn hätte kämpfen wollen, unterwarf er ſich dem neuen Regiment, und ſchon zu Neujahr 1542 bittet er den Kurfürſten nicht nur, „ihm und ſeinem Kloſter auch bei veränderten Zeitläuften allezeit ein gnädigſter Herre zu ſein,“ ſondern fügt auch den Wunſch bei, „daß ſeine kurfürſtliche Durchlaucht ihm und ſeinen Fratribus, wie bisher, etzliches Wildpret verehren möge.“

So verläuft der Widerſtreit faſt in Gemüthlichkeit, bis im Laufe deſſelben Jahres der alte Abt das Zeitliche ſegnet. Sein Tod macht den Strich unter die Rechnung des Kloſters. Keine Rückſichten auf den „alten Gevatter des Vaters“ hemmen länger die Aktion des Sohnes, und der Befehl ergeht an die Mönche: keinen neuen Abt zu wählen. Den Mönchen ſelber wird freigeſtellt, ob ſie „bleiben oder wandern“ wollen, und die Mehrzahl, alles was jung, geſcheidt oder thatkräftig iſt, wählt das Letztere und wandert aus.*)

*) Eine Urkunde vom 8. Dezember 1542 hat uns die Namen von zehn Kloſterbrüdern aufbewahrt, die, mit Geld und Kleidung („mehr als wir verhofft“) ausgerüſtet, Lehnin verließen und in die Welt gingen. Es waren: Caspar Welle, Chriſtoph Brun, Martin Uchtenhagen, Joachim Kerſten, Joachim Sandmann, Gregorius Kock, Wipertus Schulte,

Die Alten blieben. Ob sie im Kloster selber ruhig weiter lebten, oder aber, wie andrerseits versichert wird, in dem dritthalb Meilen entfernten, dicht bei Paretz gelegenen Klosterdorfe Neu-Töplitz sich häuslich niederließen, ist nicht mehr mit voller Gewißheit festzustellen gewesen. Gleichviel aber, wo sie den Rest ihrer Tage beschlossen, sie beschlossen sie ruhig, friedfertig, ergeben, ohne jede Spur von Märtyrerschaft, ohne den kleinsten Schimmer von jenem Goldglanz um ihr Haupt, den zu allen Zeiten das Einstehn für eine Idee verliehen hat.

Die letzten Lehniner standen für nichts ein, als für sich selbst, und das letzte Lebenszeichen, das wir, überliefert von ihnen, besitzen, ist eine Bitte des „Priors, Subpriors und Seniors so zu Lehnin verharren," worin sie ihren gnädigsten Herrn und Kurfürsten ersuchen, unter vielen andern Dingen jedem Einzelnen auch folgendes zu gewähren:

Mittagessen: 4 Gerichte; Abendessen: 3 Gerichte; Bier: 1 Tonne wöchentlich; Wein: 8 Tonnen jährlich; außerdem zu Neujahr und zu Mitfasten einen Pfefferkuchen.

So erlosch Lehnin. Das 400jährige Klosterleben, das mit der Ermordung Abt Siebolds begonnen hatte, schrieb zum Schluß einen Bitt- und Speisezettel, es den Räthen ihres gnädigsten Kurfürsten überlassend, „an den obgemeldeten Artikeln zu reformiren nach ihrem Gefallen."

Heinrich Forten, Maternus Meier, Valentin Bissow. Dazu kamen später: Steffen Lindstedt und Johannes Nagel, beide aus Stendal, ferner Gerhard Berchsow und Hieronymus Teuffel. Einige von diesen Namen: Uchtenhagen, Lindstedt, Teuffel waren Adelsnamen, doch ist nicht zu ersehn, ob die obengenannten Drei von adliger oder bürgerlicher Abkunft waren. Im Allgemeinen traten hierlands fast nur Bürgerliche in den Cistercienser-Orden ein, während sich in den Nonnenklöstern desselben Ordens fast nur die Töchter adeliger Familien befanden.

3.

Kloſter Lehnin, wie es war und wie es iſt.

Kapellen
Das Schiff umſtellen;
In engen
Gängen
Die Lampen hängen,
Und werfen ihre düſtren Lichter
Auf grabſtein-geſchnittene Mönchsgeſichter.

* * *

Nach Waltham-Abtei hieher alsdann
Sollt ihr die Leiche bringen,
Damit wir chriſtlich beſtatten den Leib
Und für die Seele ſingen.

H. Heine.

Lehnin war nicht nur das älteſte Kloſter in der Mark, es war auch, wie ſchon hervorgehoben, das reichſte, das begütertſte, und demgemäß war ſeine Erſcheinung. Nicht daß es ſich durch architektoniſche Schönheit vor allen andern ausgezeichnet hätte — nach dieſer Seite hin wurd' es von Kloſter Chorin übertroffen — aber die Fülle der Baulichkeiten, die ſich innerhalb ſeiner weitgeſpannten Kloſtermauern vorfand, die Gaſt- und Empfangs- und Wirthſchaftsgebäude, die Schulen, die Handwerks- und Siechenhäuſer, die nach allen Seiten hin das eigentliche Kloſter umſtanden, alle dieſe Schöpfungen, eine gothiſche Stadt im Kleinen, deuteten auf die Ausgedehntheit und Solidität des Beſitzes.

Der ſtattliche Mittelpunkt des Ganzen, die zahlreichen Giebel überragend, war und blieb die hohe Kloſterkirche, deren mit Kupfer gedeckter Mittelthurm dunkel bronzefarben in der Sonne glänzte. Dieſe Kirche ſelbſt war ihrer Anlage nach eher ſchlicht als ſchön, mehr geräumig als prächtig, aber das Leben und Sterben der

Geschlechter, Hoffnung und Bangen, Dank und Reue hatten die weiten Räume im Lauf der Jahrhunderte belebt, und die ursprünglich kahlen Wände und Pfeiler waren unter der Buntheit der Decoration, unter dem wachsenden Einfluß von Licht und Farbe, von Reichthum und Schmuck zu einem immer schöneren und immer imposanteren Ganzen geworden. Seitenaltäre mit Bildern und Crucifixen, Nischen mit Marienbildern und ewigen Lampen (oft gestiftet, um schwere Unthat zu sühnen) zogen sich an Wand und Pfeiler hin, in den langen Seitenschiffen aber lagen die Leichensteine der Aebte, ihr Bild mit Mütze und Krummstab tief in den Stein geschnitten, während an der gewölbten Decke hin, schlanken Leibs und lächelnden Gesichts, die reichvergoldeten Gestalten der Heiligen und Märtyrer schwebten. In einer der Seitenkapellen lag der Grabstein Abt Siebolds, den die Nahmitzer erschlagen hatten.

Einem reichen Schmuck an Bildwerken, an Erinnerungszeichen aller Art, begegnete der Besucher, wenn er vom Mittelpunkt der Kirche aus in das Längsschiff und die Seitengänge desselben niederblickte, aber die eigentliche Bedeutung von Kloster Lehnin erschloß sich ihm erst, wenn er, den Blick nach Westen hin aufgebend, sich wandte, um, statt in das Längsschiff hernieder, in den hohen Chor hinauf zu sehn. Unmittelbar vor ihm, in den Fußboden eingelassen, sah er dann, schlicht und unscheinbar, den Stumpf der Eiche, unter der Markgraf Otto, der Gründer des Klosters, seinen Traum gehabt hatte; zwischen dem Stumpf und dem Altar aber lagen die Grabsteine der Askanier, elf an der Zahl, die hier innerhalb des Klosters, das ihr Ahnherr in's Leben gerufen, ihre letzte Ruhestatt gesucht und gefunden hatten.

Elf Askanier lagen hier, und einträchtig neben ihnen drei aus dem Hause der Hohenzollern, Friedrich mit dem Eisenzahn, Johann Cicero und Joachim I. Dieser stand nur ein einzig Jahr in der Gruft (von 1535—36), dann wurde sein Sarg, wie der Sarg seines Vaters und Großoheims, nach Berlin hin übergeführt, wo ihnen im Dom eine Stätte bereitet war. Jener Tag der Ueberführung der drei Särge von Lehnin nach dem Dom in Cöln an der Spree war recht eigentlich der Todestag Lehnin's. Die Güter wurden eingezogen und innerhalb zwanzig Jahren war die Umwandlung vollzogen — der Klosterhof war ein Amtshof

geworden. Der Krieg kam und begann ſein Werk der Zerſtörung, aber ſchlimmer als die Hand der Schweden und Kaiſerlichen, die hier abwechſelnd ihr Kriegsweſen trieben, griffen in Zeiten tiefſten Friedens die Hände derer ein, die am ehſten die Pflicht gehabt hätten, dieſe alte Stätte zu ſchützen und zu wahren: die Um- und Anwohner ſelbſt. Freilich waren dieſe Um- und Anwohner zumeiſt nur ſolche, die weder ſelbſt, noch auch ihre Väter und Vorväter, das alte Lehnin gekannt hatten. 1791 waren Landleute aus der Schweiz nach Amt Lehnin berufen worden, um beſſere Viehzucht daſelbſt einzuführen. Kloſter Lehnin wurde nun ein Steinbruch für Büdner und Koſſäthen, und Haue und Pickaxt ſchlugen Wände und Pfeiler nieder. Die Regierungen ſelbſt, namentlich unter Friedrich Wilhelm I., nahmen an dieſem Vandalismus Theil, und weil die ganze Zeit eine die Vergangenheit ſchonende Pietät nicht kannte, ſo geziemt es ſich auch nicht, dem Einzelnen einen Vorwurf daraus zu machen, daß er die Anſchauungsweiſe theilte, die damals die gültige war. Kloſter Lehnin, wär es nach dem guten Willen ſeiner Schädiger gegangen, würde nur noch eine Trümmerſtätte ſein, aber das alte Mauerwerk erwies ſich als feſter und ausdauernder als alle Zerſtörungsluſt, und ſo hat ſich ein Theil des Baues, durch ſeine eigene Macht und Widerſtandskraft, bis in unſere Tage hinein gerettet.

Werfen wir einen Blick auf das, was noch vorhanden iſt, von der Kirche ſowohl wie von der ganzen Kloſter-Anlage überhaupt! Der älteſte Theil, der romaniſche, ſteht; der gothiſche Theil liegt in Trümmern. Da wo dieſe Trümmer an den noch intakt erhaltenen Theil der Kirche ſich lehnen, hat man jetzt eine Quermauer gezogen und mit Hülfe dieſer das Zerfallene von dem noch Erhaltenen geſchieden. Das lange gothiſche Schiff hat dadurch freilich aufgehört ein Längsſchiff zu ſein und iſt ein Kurzſchiff geworden; die Seitenſchiffe fehlen ganz, und die Pfeilerarkaden, die früher die Verbindung zwiſchen dem Hauptſchiff und den zwei Seitenſchiffen vermittelten, bilden jetzt, nach Vermauerung ihrer Rundbogen, die Seitenwände jenes einen kurzen Schiffes, das überhaupt noch vorhanden iſt. An die Stelle friſcher Farben iſt die lebloſe weiße Tünche getreten, und reparaturbedürftige Kirchenſtühle, über denen ſich, an einer Seite des Schiffs,

eine ebenfalls hinfällige Empore mit vergilbten Brautkronen und Todtenkränzen entlang zieht, steigern eher die Dürftigkeit des Anblicks, als daß sie sie minderten. Den Fußboden entlang, abgetreten und ausgehöhlt, liegen rothe Fliesen; die Grabsteine sind fort, ebenso die schwebenden Heiligen mit rothen Bändern und Goldschein hoch oben an der Decke. Alles was einst glänzte und leuchtete, ist hin. Der schon erwähnte Altarschrein mit Schnitzwerk und Bilderpracht hat seine Stelle gewechselt, und statt des Purpurs und Brokats ist die übliche schwarz-wollene Decke, die mehr zu einem Trauer- als zu einem Freudenmahle paßt, über den schlichten Altartisch gebreitet. Nur der alte, halb zu Stein gewordene Eichenstumpf, einstens die lebendige Wurzel, aus der dieses Kloster erwuchs, ist ihm geblieben und hat alles überdauert, seinen Glanz und seinen Verfall. Nichts mehr von Nischen und Marienbildern, von Kapellen und askanischen Grabsteinen; nur Otto VI., auch Ottoken genannt, Schwiegersohn Kaiser Rudolphs von Habsburg, der als Akoluth des Klosters verstarb, behauptet — auch in künstlerischer Beziehung ein interessantes Ueberbleibsel aus geschwundener Zeit — seinen Ehrenplatz an alter Stelle. Sein Grabstein liegt mitten im hohen Chor. Die Erinnerungszeichen an Abt Siebold sind zerstört; seine Begräbnißkammer, die noch im vorigen Jahrhundert existirte, ist niedergerissen, und statt des Grabsteins des Ermordeten, der fünf Jahrhunderte lang seinen Namen und die Daten seines Lebens bewahrt hatte, erzählen nur noch die beiden alten Bilder im Querschiff die Geschichte seines Todes. Diese Bilder, wichtig wie sie sind, sind alles andre eher als ein Schmuck. Zu dem Grauen über die That gesellt sich ein Unbehagen über die Häßlichkeit der Darstellung, die diese That gefunden. Das ursprünglich bessere Bild ist kaum noch erkennbar.

Es ist ein trister Aufenthalt, diese Klosterkirche von Lehnin, aber ein Bild anheimelnder Schönheit thut sich vor uns auf, sobald wir aus der öden freudlosen Kirche mit ihren hohen, weißgetünchten Pfeilern in's Freie treten und nun die Scenerie der unmittelbaren Umgebung: Altes und Neues, Kunst und Natur auf uns wirken lassen. Innen hatten wir die nackte, nur kümmerlich bei Leben erhaltene Existenz, die trister ist als Tod und Zer-

ſtörung, draußen haben wir die ganze Poeſie des Verfalls, den alten Zauber, der überall da waltet, wo die ewig junge Natur das zerbröckelte Menſchenwerk liebevoll in ihren Arm nimmt. Hohe Park- und Gartenbäume, Kaſtanien, Pappeln, Linden, haben den ganzen Bau wie in eine grüne Rieſenlaube eingeſponnen, und was die Bäume am Ganzen thun, das thun hundert Sträucher an hundert einzelnen Theilen. Himbeerbüſche, von Epheuranken wunderbar durchflochten, ſitzen wie ein grotesker Kopfputz auf Säulen- und Pfeilerreſten, Weinſpaliere ziehen ſich an der Südſeite des Hauptſchiffs entlang, und überall in die zerbröckelten Fundamente neſtelt ſich jenes bunte, rankenziehende Geſtrüpp ein, das die Mitte hält zwiſchen Unkraut und Blumen. So iſt es hier Sommer lang. Dann kommt der Herbſt, der Spätherbſt, und das Bild wird farbenreicher denn zuvor. Auf den hohen Pfeilertrümmern wachſen Ebereſchen und Berberitzenſträucher, jeder Zweig ſteht in Frucht, und die Schuljugend jagt und klettert umher und lacht mit rothen Geſichtern aus den rothen Beeren heraus. Aber wenn die Sonne unter iſt, geben ſie das Spiel in den Trümmern auf, und wer dann das Ohr an die Erde legt, der hört tief unten die Mönche ſingen. Dabei wird es kalt und kälter; das Abendroth ſtreift die Kirchenfenſter, und mitunter iſt es, als ſtünde eine weiße Geſtalt inmitten der rothen Scheiben. Das iſt das weiße Fräulein, das umgeht, treppauf, treppab, und den Mönch ſucht, den ſie liebte. Um Mitternacht tritt ſie aus der Mauerwand, raſch, als habe ſie ihn geſehen, und breitet die Arme nach ihm aus. Aber umſonſt. Und dann ſetzt ſie ſich in den Pfeilerſchatten und weint.

Und unter den Altangeſeſſenen, deren Vorfahren noch unter dem Kloſter gelebt, iſt keiner, der das weiße Fräulein nicht geſehn hätte. Nur die reformirten Schweizer und alle die, die nach ihnen kamen, ſehen nichts und ſtarren in's Leere. Die Alt-Lehninſchen aber ſind ſtolz auf dieſe ihre Gabe des Geſichts, und ſie haben ein Sprüchwort, das dieſem Stolz einen Ausdruck giebt. Wenn ſie einen Fremden bezeichnen wollen, oder einen ſpäter Zugezogenen, der nichts gemein hat mit Alt-Lehnin, ſo ſagen ſie nicht: „er iſt ein Fremder oder ein Neuer," ſie ſagen nur: „er kann das weiße Fräulein nicht ſehn."

Die Lehninsche Weissagung.

Jetzo will ich, Lehnin, Dir sorgsam singen die Zukunft,
Die mir gewiesen der Herr, der einstens alles geschaffen.
Vaticinium Lehninense.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, während der Regierungsjahre Friedrich Wilhelms I., erschienen an verschiedenen Druckorten, theils selbstständig, theils umfangreicheren Arbeiten einverleibt, 100 gereimte lateinische Hexameter, sogenannte Leoninische Verse, die in dunklem Prophetenton über die Schicksale der Mark und ihrer Fürsten sprachen und die Ueberschrift führten: „Weissagung des seligen Bruders Herrmann, weiland Lehniner Mönches, der ums Jahr 1300 lebte und blühte."

Diese Verse, die sich gleich selbst, in ihren ersten Zeilen, als eine Weissagung ankündigen: „Jetzt weissage ich Dir, Lehnin, Dein künftiges Schicksal", machten großes Aufsehen, da in denselben mit bemerkenswerthem Geschick und jedenfalls mit ungewöhnlicher poetischer Begabung das Aussterben der Hohenzollern in der elften Generation nach Joachim I. und die gleichzeitige Rückkehr der Mark in den Schooß der katholischen Kirche prophezeit wurde. Eine solche Prophezeiung war durchaus dazu angethan, Aufsehn zu erregen, da es auch damals (1721) in Deutschland nicht an Parteien fehlte, die freudig aufhorchten, wenn der Untergang der Hohenzollern in nähere oder fernere Aussicht gestellt wurde. In Berlin selbst, wie sich annehmen läßt, war das Interesse nicht geringer, und man begann nachzuforschen, nach welchem Manuscript die Veröffentlichung dieser Weissagung erfolgt sein könne. Diese Nachforschungen führten zuletzt auf eine

mehr oder weniger alte Handschrift, die etwa um 1693 in der nachgelassenen Bibliothek des in dem genannten Jahre verstorbenen Kammergerichtsraths Seidel aufgefunden worden war.

Diese älteste Handschrift, die übrigens nie die Prätension erhob, das räthselvolle Original aus dem Jahre 1300 sein zu wollen, existirte bis 1796 im Staats-Archiv. In eben diesem Jahre wurde sie durch Friedrich Wilhelm II. nach Charlottenburg gefordert und von dort nicht wieder remittirt. Man muß annehmen, daß sie verloren gegangen ist. Die vier ältesten Abschriften, die jetzt noch in der Königlichen Bibliothek vorhanden sind, gehören, ihrer Schrift nach, dem Anfange des vorigen Jahrhunderts an. Jedenfalls also fehlt nicht nur das wirkliche Original, sondern auch alles, was sich, wohl oder übel, als Original ausgeben könnte! Hiermit fällt selbstverständlich die Möglichkeit fort, aus allerlei äußerlichen Anzeichen, wie Handschrift, Initialen, Pergament ꝛc. irgend etwas für die Aechtheit oder Unächtheit beweisen zu wollen, und wir haben die Beweise pro oder contra eben wo anders zu suchen. Solche Untersuchungen sind denn nun auch, gleich vom ersten Erscheinen der „Weissagung" an, vielfach angestellt worden, und haben im Lauf von anderthalb hundert Jahren zu einer ganzen Literatur geführt. Katholischer- und seit einem Vierteljahrhundert auch demokratischerseits hat man eben so beharrlich die Aechtheit der Weissagung, wie protestantisch-preußischerseits die Unächtheit zu beweisen getrachtet. Nur wenige Ausnahmen von dieser Regel kommen vor. Die demokratischen Paraphrasen und Deutungen, die an die Weissagung anknüpfen, sind sämmtlich tendenziöser Natur, bloße Pamphlete und haben keinen Anspruch, hier ernstlicher in Erwägung gezogen zu werden; sie rühren aus den Jahren 1848 und 1849 her und sind eigentlich nichts anderes als damals gern geglaubte Versicherungen, der Stern der Hohenzollern sei im Erlöschen. Was die katholischen Arbeiten angeht, die alle für die Aechtheit eintreten, so sind sicherlich viele derselben bona fide geschrieben, dennoch haben sie sammt und sonders wenig Werth für die Entscheidung der Frage, da sie, ohne mit der Grundempfindung, aus der sie hervorgingen, rechten zu wollen, doch schließlich aller eigentlichen Kritik entbehren.

Unter den protestantischen Gelehrten, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, begegnen wir sehr bewährten, zum Theil sogar hervorragenden Namen: Oberbibliothekar Wilckens, Dr. C. L. Gieseler, Professor Giesebrecht, Schulrath Otto Schulz, vor allem Professor Guhrauer in Breslau, meist Historiker, die mit einem großen Aufwand von Studium, Gelehrsamkeit und Scharfsinn die Unächtheit darzuthun getrachtet haben. Sie haben indessen, meinem Ermessen nach, den Fehler gemacht, daß sie zu viel und manches an der unrechten Stelle haben beweisen wollen. Anstatt einen entscheidenden Schlag zu thun, haben sie viele Schläge gethan, und wie es immer in solchen Fällen geht, sind die Schläge nicht nur vielfach nebenbei, sondern gelegentlich auch zurück gefallen. Man schadet einem einzigen, aber ganzen Beweise jedesmal dadurch, daß man zur Anfügung vieler Halbbeweise schreitet, namentlich dann aber, wenn man bei der Anwendung unkünstlerisch verfährt und, statt aus dem Halben zum Ganzen fortzuschreiten, aus dem Ganzen zum Halben hin die Dinge zurückentwickelt.

Ich sagte schon, die Angreifer hätten vielfach an unrechter Stelle angegriffen; ich muß hinzusetzen, nicht bloß an unrechter Stelle, sondern gelegentlich just an dem allerstärksten Punkte der feindlichen Position. Dieser stärkste Punkt der Lehniner Weissagung aber ist meinem Dafürhalten nach ihr Inhalt, ihr Geist, ihr Ton.

Sehen wir, wogegen die protestantischen Kritiker sich richteten. Sie haben zunächst als verdachterweckende Punkte hervorgehoben, erstens, daß der Prophet, wenn er denn nun 'mal durchaus ein solcher sein solle, vielfach falsch prophezeit, zweitens aber, daß er in Vor-Hohenzollernscher Zeit bereits Anti-Hohenzollersch gesprochen habe. Dies deute auf spätere Zeiten, wo es bereits Sympathien und Antipathien in Betreff der Hohenzollern gegeben. Auf beide Einwände ist die Antwort leicht.

Was die Irrthümer des Propheten Herrmann angeht, so hat es sich ja niemals darum gehandelt, endgültig festzustellen, ob Mönch Herrmann richtig prophezeit habe oder falsch, es hat sich bei dieser Controverse immer nur darum gehandelt, ob er überhaupt geweissagt habe. Wenn nun aber einerseits die

Prophetie keine Garantie übernimmt, daß alles Prophezeite zutreffen muß, so übernimmt sie noch viel weniger — und hiermit fassen wir den zweiten Punkt in's Auge — die Verpflichtung, kommenden Herrscher-Geschlechtern, gleichsam in anticipirter Loyalität angenehme Dinge zu sagen. Der Prophet sagt die Dinge so, wie er sie sieht, und kümmert sich nicht darum, wie kommende Zeiten sich zu den Menschen und Thaten stellen werden, die er, lediglich Kraft seiner Kraft, vorweg hat in die Erscheinung treten sehn. Nehmen wir einen Augenblick an, die Prophezeiung sei ächt, so liegt doch für einen gläubigen Cistercienser-Mönch, der plötzlich, inmitten seiner Visionen, die Gestalt Joachims II. vor sich hintreten sieht, nicht der geringste Grund vor, warum er nicht gegen den Schädiger seiner Kirche und seines Klosters vorweg die heftigsten Invectiven schleudern sollte. Er weiß nicht, daß er Joachim heißen, er weiß auch nicht, daß er einem bestimmten Geschlecht, das den Namen der Hohenzollern führt, zugehören wird, er sieht ihn nur, ihn und die That, die er vorhat — das genügt, ihn zu verwerfen. Dies sagen wir nicht, wie schon angedeutet, zur Rechtfertigung dieser speciellen Prophezeiung oder als Beweis für ihre Aechtheit, sondern nur zur Charakterisirung aller Prophetie überhaupt.

Wenn nun weder die Irrthümer, die mit drunter laufen, noch der antihohenzollernsche Geist, der aus dieser sogenannten Weissagung spricht, etwas Erhebliches gegen die Aechtheit beibringen können, so ist doch ein dritter Punkt allerdings ernster in Erwägung zu ziehn. Alle protestantischen Angreifer der Weissagung (mit Ausnahme W. Meinholds) sind dahin übereingekommen, daß die sogenannte Lehnin'sche Weissagung in ersichtlich 2 Theile zerfalle, in eine größere Hälfte, in der es der, nach Annahme der Gegner, um 1690 lebende Verfasser leicht gehabt habe, über die rückliegenden Ereignisse von 1290 bis 1690 zutreffend zu prophezeien, und in eine kleinere Hälfte von 1690 an, in der denn auch den vorgeblichen Mönch Herrmann seine Prophetengabe durchaus im Stich gelassen habe. Hätten die Angreifer hierin unbedingt Recht, so wäre der Streit dadurch gewissermaßen entschieden. Indessen existirt meiner Meinung nach eine solche Scheidelinie nicht. Es zieht sich vielmehr umgekehrt ein vieldeutig-orakelhafter Ton

durch das Ganze hindurch, eine Sprache, die überall der mannigfachſten Auslegungen fähig iſt und in der zweiten Hälfte, in räthſelvoll anklingenden Worten, ebenſo das Richtige trifft wie in der erſten Hälfte. Es iſt kein eſſentieller Unterſchied zwiſchen Anfang und Ende: beide Theile treffen's, und beide Theile treffen es nicht; beide Theile ergehen ſich in Irrthümern und Dunkelheiten, und beide Theile blenden durch Lichtblitze, die, hier wie dort, gelegentlich einen völlig viſionären Charakter haben.

Beſchäftigen wir uns, unter Heranziehung einiger Beiſpiele, zuerſt mit der erſten Hälfte. Wir bemerken hier eine Verquickung jener drei Hauptelemente, die nirgends in dieſer ſogenannten Weiſſagung fehlen: Falſches, Dunkles, Zutreffendes. Frappant zutreffend vom katholiſchen Standpunkt aus ſind die 8 Zeilen in der Mitte des Gedichts, die ſich auf Joachim I. und II. beziehen. Sie lauten:

Seine (Johann Cicero's) Söhne werden beglückt durch gleichmäßiges Loos;
Allein dann wird ein Weib dem Vaterlande trauriges Verderben bringen,
Ein Weib, angeſteckt vom Gift einer neuen Schlange,
Dieſes Gift wird auch währen bis in's elfte Glied.

Und dann

Und nun kommt der, welcher Dich, Lehnin, nur allzu ſehr haßt,
Wie ein Meſſer Dich zertheilt, ein Gottesleugner, ein Ehebrecher,
Er macht wüſte die Kirche, verſchleudert die Kirchengüter.
Geh, mein Volk: Du haſt keinen Beſchützer mehr,
Bis die Stunde kommen wird, wo die Wiederherſtellung (restitutio) kommt.

Die Vorgänge in der Mark in dem zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts, der Uebertritt Eliſabeths zur neuen Lehre und die Aufhebung der Klöſter durch Joachim II., der die Axt an den Stamm legte, konnten, wir wiederholen es, vom katholiſchen Standpunkt aus, nicht zutreffender und in nicht beſſerem Prophetenton geſchildert werden. Aber zugegeben, daß — wie die Angreifer erwidern — der Verfaſſer im Jahre 1690 gut prophezeien hatte in Betreff von Vorgängen, die 150 Jahre zurücklagen, warum, ſo fragen wir, prophezeite er theils falſch, theils dunkel in Betreff ſo vieler anderer Vorgänge, die, wenn 1690 die Scheidelinie ziehen ſoll, ebenfalls der Vergangenheit angehörten. Nehmen wir

ein Beiſpiel ſtatt vieler — die Verſe, die ſich auf George Wilhelm, alſo auf die Epoche während des 30jährigen Krieges beziehen. Es ſind die folgenden:

Nach dem Vater iſt der Sohn Herr des Markgrafenthums.
Er läßt nicht viele leben nach ihrem Sinne, ohne ſie zu ſtrafen.
Indem er zu ſtark vertrauet, frißt der Wolf das arme Vieh,
Und es folgt in Kurzem der Diener dem Herrn im Tode.

Die vierte Zeile iſt auf den Tod Adam Schwarzenbergs gedeutet worden, wogegen ſich nichts ſagen läßt. Der Inhalt dieſer Zeile träfe alſo zu. Aber die zweite und dritte geben, wenn man das auch hier vorhandene Dunkel durchdringt, eine Charakteriſtik der Zeit ſowohl wie des Mannes, wie ſie nicht leicht falſcher gedacht werden kann. Wenn es umgekehrt hieße: „Er ließ alle leben nach ihrem Sinne, ohne ſie zu ſtrafen," und „er vertraute (da er bekanntlich immer ſchwankte) nicht ſtark genug" — ſo würden dieſe Sätze um vieles richtiger ſein als die, die jetzt daſtehen. Wo bleibt da das bequeme Prophezeien nach rückwärts?*)

*) Aus der Epoche von vor 1690 ſind auch (aus einem andern Grunde noch, als aus dem eben bei George Wilhelm angeführten) die vier Zeilen merkwürdig, die ſich auf Kurfürſt Friedrich I., den erſten Hohenzoller, beziehn. Sie lauten:

Wahrheit ſprech ich: Dein Stamm, der zu langem Alter beſtimmt iſt,
Wird einſt mit ſchwacher Gewalt die heimiſchen Gauen beherrſchen,
Bis zu Boden geſtreckt, die einſt in Ehre gewandelt,
Städte verwüſtet und frech beſchränkt die Herrſchaft der Fürſten.

In dieſen vier Zeilen, wenn wir eine Post-fact-Prophezeiung annehmen wollen (was wir, ſchon hier ſei es geſagt, wirklich thun), erſchwert ſich der Dichter ſeine Aufgabe freiwillig, und anſtatt im Prophetenton Dinge über die Regierungszeit Friedrichs I. zu ſagen, die er 1690 allerdings wiſſen konnte, ohne ein Prophet zu ſein, verſchmäht er dieſe bequeme Aushülfe völlig und knüpft vielmehr Betrachtungen an die Erſcheinung des erſten Hohenzollern, die, ſelbſt von 1690 ab gerechnet, noch in der Zukunft lagen. Er machte ſich's alſo nicht leicht, hatte vielmehr immer das Ganze im Auge und prophezeite auch da noch wirklich und aus eigenſtem Antrieb, (man könnte ſagen: „ſeine Mittel erlaubten es ihm"), wo das Prophezeien post fact einem Stümper in der Prophetie das bequemere und ſichere Auskunftsmittel geweſen ſein würde.

Vergleichen wir nun damit die Prophezeiungen der zweiten Hälfte, der Epoche nach 1690, wo also der Dichter, selbst wenn er um 1690 schrieb, jedenfalls gezwungen war, in die Zukunft zu blicken.

Ueber Friedrich den Großen*) heißt es, wie nicht geleugnet werden soll, mehr dunkel und anklingend, als scharf zutreffend:

In Kurzem tobet ein Jüngling daher, während die große Gebärerin seufzt;
Aber wer wird vermögen, den zerrütteten Staat wieder herzustellen?
Er wird das Banner erfassen, allein grausame Geschicke zu beklagen haben,
Er will beim Wehen der Südwinde sein Leben den Festungen vertraun.

oder (nach anderer Uebersetzung):

Weht es von Süden herauf, will Leben er borgen den Klöstern.

Dann (Friedrich Wilhelm II.):

Welcher ihm folgt, ahmt nach die bösen Sitten der Väter,
Hat nicht Kraft im Gemüth, noch eine Gottheit im Volke.
Wessen Hülf' er begehrt, der wird entgegen ihm stehen,
Und er im Wasser sterben, das Oberste kehrend zu unterst.

Dann (Friedrich Wilhelm III.):

Der Sohn wird blühen; was er nicht gehofft, wird er besitzen.
Allein das Volk wird in diesen Zeiten traurig weinen;
Denn es scheinen Geschicke zu kommen sonderbarer Art,
Und der Fürst ahnet nicht, daß eine neue Macht im Wachsen ist.

---

*) Die Prophezeiung geht von König Friedrich I. gleich auf Friedrich II. über und überspringt also Friedrich Wilhelm I. Man hat daraus einen Beweis für die Unächtheit herleiten wollen, aber ganz mit Unrecht. Der Prophet (so nehmen wir zunächst an) blickte in die Zukunft, er sah wechselnde Gestalten, und den Soldatenkönig sah er nicht. Das geistige Auge, — dies müssen wir festhalten, — kann Gegenstände ebenso gut übersehen wie das leibliche. Ja, es läßt sich aus dem Fehlen König Friedrich Wilhelms I. viel eher, wenigstens mittelbar, ein Beweis für den wirklich prophetischen Gehalt der Weissagung herleiten. Versucht man nämlich, wie einige gethan haben, das, was sich auf Friedrich den Großen bezieht, auf Friedrich Wilhelm I. zu deuten, so entsteht ein völliger Nonsens, und werden dadurch alle diejenigen schlagend widerlegt, die beweisen möchten, daß diese Sätze überhaupt dunkle Allgemeinheiten seien, die schließlich, bei einiger Interpretationskunst, auf jeden paßten. Man kann aber leicht die Probe machen, daß dies durchaus nicht zutrifft, und daß bestimmte Verse auch nur auf bestimmte Personen passen.

Niemand, der vorurtheilslos an dieſe Dinge herantritt, wird in Abrede ſtellen können, daß ganz ſpeciell in den letzten 8 Zeilen Wendungen anzutreffen ſind, die von einer frappirenden Zutreffendheit ſind, ſo zutreffend, daß in der ganzen Weiſſagung nur eine einzige Stelle iſt: jene 8 Zeilen, die ſich auf Joachim I. und II. beziehen, die an Charakteriſirung von Zeit und Perſonen damit verglichen werden können. Wenn auch hier ausweichend geantwortet iſt, es handle ſich in allen dreien um bloße Allgemeinheiten, ſo iſt das theils nicht richtig, theils bezeichnet es den Charakter der ganzen Dichtung überhaupt, gleichviel, ob dieſelbe Nahes oder Zurückliegendes in Worte faßt.

Es iſt nach dem allen nicht zu verwundern, daß der Streit über die Aechtheit nach wie vor ſchwebt, und daß die Weiſſagung, ſelbſt unter den Proteſtanten, die verſchiedenſten Urtheile erfahren hat. Küſter nennt das Vaticinium einfach ein „Spiel des Witzes“ (lusus ingenii); Guhrauer bezeichnet es als eine lakoniſch-orakelmäßige Darſtellung, die, mit Rückſicht auf die einmal befolgte Tendenz, nicht ohne Geſchick angelegt und durchgeführt worden ſei. Schulrath Otto Schulz geht in ſeinem Unmuth ſchon weiter und iſt der feſten Ueberzeugung, „daß der geſunde Sinn des preußiſchen Volkes dieſe Weiſſagung als die Ausgeburt eines hämiſchen Fanatikers zu würdigen wiſſen werde.“ Profeſſor Trahndorff denkt noch ſchlimmer darüber, indem er ſie geradezu für Teufelswerk ausgiebt; hält ſie aber andererſeits für eine wirkliche, wenn auch diaboliſche Prophezeiung. „Dieſe 100 Verſe,“ ſo ſagt er, „ſind als eine ächte Prophezeiung anzuſehn, aber zugleich wegen des darin waltenden unevangeliſchen Geiſtes als das Werk des Lügengeiſtes zu verwerfen.“ Von Trahndorff zu Meinhold, dem Verfaſſer der Bernſteinhexe, iſt nur noch ein Schritt. Wenn jener die wirkliche Prophezeiung zugegeben hat, ſo fragt es ſich nur noch, ob nicht der Lügengeiſt, den der eine darin findet, durch den andern ohne viele Mühe in einen Geiſt der Wahrheit verkehrt werden kann. Meinhold vollzieht denn auch dieſe Umwandlung und verſichert, „daß er beim Leſen dieſer Lehninſchen Weiſſagung die Schauer der Ewigkeit gefühlt habe.“

So weichen ſelbſt proteſtantiſche Beurtheiler im Einzelnen und gelegentlich auch im Ganzen von einander ab.

Es wird also schwerlich jemals glücken, aus dem Geist und Inhalt der Prophezeiung, wie so vielfach versucht worden ist, ihre Unächtheit zu beweisen. Diese Dinge appelliren an das Gefühl, und bei dem poetischen Geschick, das aus dem Vaticinium unverkennbar spricht, empfängt dieser Appell keine ungünstige Antwort. Es ist nicht zu leugnen, daß, wenn man Geist und Ton der Dichtung durchaus betonen will, beide mehr für die Aechtheit als gegen dieselbe sprechen. Beispielsweise die Schlußzeilen:

Endlich führet das Scepter, der der Letzte seines Stammes sein wird,
Israel wagt eine unnennbare, nur durch den Tod zu sühnende That,
Und der Hirt empfängt die Heerde, Deutschland einen König wieder.
Die Mark vergißt gänzlich aller ihrer Leiden
Und wagt die Ihrigen allein zu hegen, und kein Fremdling darf mehr frohlocken,
Und die alten Mauern von Lehnin und Chorin werden wieder erstehen,
Und die Geistlichkeit steht wieder da nach alter Weise in Ehren,
Und kein Wolf stellt mehr dem edlen Schafstalle nach.

Selbst diese matte Uebersetzung der volltönenden Verse des Originals hat noch etwas von prophetischem Klang.

Die Frage wird nicht aus dem Inhalt, sondern umgekehrt einzig und allein aus der Form und aus äußerlich Einzelnem heraus entschieden werden.

Guhrauer hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß sich in der Weissagung (Zeile 63) das Wort „Jehovah" vorfinde, und hat daran die Bemerkung geknüpft, daß dieser Ausdruck „Jehovah" an Stelle des bis dahin üblichen „Adonai" überhaupt erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts gebräuchlich geworden sei. Bis dahin habe man den Ausdruck oder die Lesart „Jehovah" gar nicht gekannt. Ist diese Bemerkung richtig, so ist sie mehr werth als alle andern Halb-Beweise zusammengenommen. Gleichviel indeß, ob richtig oder nicht, der Weg, der in dieser Guhrauerschen Bemerkung vorgezeichnet liegt, ist der einzige, der zum Ziele führen kann. Nur Sprachforscher, Philologen, die, ausgerüstet mit einer gründlichen Kenntniß aller Nüancen mittelalterlichen Lateins, nachzuweisen im Stande sind: „dies Wort, diese Wendung waren im 13. Jahrhundert unmöglich," nur sie allein werden den Streit endgültig entscheiden.

Das Reſultat einer ſolchen Unterſuchung, wenn ſie ſtattfände, würde lauten: „unächt“. Darüber unterhalte ich, ſo wenig ich mich mit den bisherigen Verwerfungsbeweiſen habe befreunden können, nicht den geringſten Zweifel. Aber auch der gegentheilige Beweis würde das alte Intereſſe an dieſer Streitfrage nicht wiederbeleben können. Denn die Ereigniſſe haben mittlerweile die Prophezeiung überholt. Seit der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV. iſt ſie falſch geworden, gleichviel ob ſie ächt iſt oder nicht. Dieſen Unterſchied zwiſchen „unächt“ und „falſch“ ziemt es ſich durchaus zu betonen. Schon Guhrauer hat ſehr richtig darauf aufmerkſam gemacht, daß der Text der Prophezeiung ächt und die Prophezeiung ſelber doch eine falſche, d. h. eine unerfüllt gebliebene ſein könne. „Eine unerfüllt gebliebene — ſo fügt er hinzu — gleich ſo vielen anderen falſchen Prophezeiungen, deren Authenticität von niemand bezweifelt worden iſt.“

Friedrich Wilhelm III. war bereits der elfte Hohenzoller nach Joachim I.; der Zeiger an der Uhr iſt über die verhängnißvolle Stunde ruhig hinweggegangen, die Hohenzollern leben und nur die Weiſſagung, ächt oder nicht, iſt todt.

Kloſter Chorin.

Den Leib des Fürſten hüllt der Rauch
Von Ampeln und von Weihrauchſchwehlen
Und ringsum ſteigt ein Trauerchor
Und ein Tedeum ſteigt empor
Aus hundert und aus tauſend Kehlen.

Unter den Töchtern Lehnins war Chorin die bedeutendſte, ja, eine Zeit lang ſchien es, als ob das Tochterkloſter den Vorrang über die mater gewinnen würde. Das war unter den letzten Askaniern. Dieſe machten Chorin zum Gegenſtand ihrer beſonderen Gunſt und Gnade und beſchenkten es nicht nur reich, ſondern wählten es auch zu ihrer Begräbnißſtätte. Unter den ſechs Markgrafen, die hier beigeſetzt wurden, iſt der letzte zugleich der hervorragendſte: Markgraf Waldemar, geſt. 1319. Nach dem Erlöſchen der Askanier trat Chorin wieder hinter Lehnin zurück.

Chorin erreicht man am bequemſten von der benachbarten Eiſenbahnſtation Chorinchen aus, die ziemlich halben Weges zwiſchen Neuſtadt-Eberswalde und Angermünde gelegen iſt. Ein kurzer Spaziergang führt von der Station aus zum Kloſter. Empfehlenswerth aber iſt es, in Neuſtadt bereits die Eiſenbahn zu verlaſſen und in einem offenen Wagen an Kapellen, Seen und Laubholz vorbei, über ein leichtgewelltes Terrain hin, den Reſt des Weges zu machen. Dies Wellenterrain wird auch Urſache, daß Chorin, wenn es endlich vor unſeren Blicken auftaucht, völlig wie eine Ueberraſchung wirkt. Erſt in dem Augenblicke, wo wir den letzten Höhenzug paſſirt haben, ſteigt der prächtige Bau, den die Hügelwand bis dahin deckte, aus der Erde auf und ſteht nun ſo frei,

ſo bis zur Sohle ſichtbar vor uns, wie eine korkgeſchnitzte Kirche auf einer Tiſchplatte. Es kommt dies der *architektoniſchen* Wirkung, wie gleich hier hervorgehoben werden mag, ſehr zu ſtatten, weniger der *maleriſchen*, die für eine Ruine meiſt wichtiger iſt als jene. Wir kommen am Schluſſe unſeres Aufſatzes auf dieſen Punkt zurück.

Kloſter Marienſee.

Kloſter Chorin trat nicht gleich *als es ſelbſt* ins Daſein, ſondern ging vielmehr aus einer früheren, an anderem Orte gelegenen Anlage hervor. Es ſcheint geboten, auch bei dieſer Vorgeſchichte, die wenig gekannt iſt, zu verweilen.

Kloſter Chorin, ehe es dieſen ſeinen Namen annahm, war Kloſter *Marienſee*. Die Stelle, wo letzteres ſtand, war lange zweifelhaft. Die Urkunden ſagten freilich deutlich genug: „auf der Ziegeninſel im Parſteiner See"; aber der Parſteiner See hatte *zwei* Inſeln, von denen — wenigſtens in den Nachſchlagebüchern — keine mehr den Namen „Ziegeninſel" führte. Die eine hieß, in eben dieſen Büchern, der „Parſteiner Werder", die andere der „Pelitzer Werder".

Nachfragen am Parſteiner See ſelbſt indes, die ich anſtellen durfte, haben die Streitfrage ſchnell entſchieden. Der „Pelitzer Werder" heißt im Volksmund an Ort und Stelle noch immer die *Ziegeninſel*, und wenn dennoch ein leiſer Zweifel bliebe, ſo würde derſelbe durch die Kirchentrümmer beſeitigt werden, die, unverkennbar auf eine Kloſteranlage deutend, bis dieſen Augenblick noch auf dem „Pelitzer Werder" — in alten Urkunden Insula Caprarum — angetroffen werden.

Dieſe Ziegeninſel liegt am Südende des Sees und iſt Privateigenthum, etwa wie ein eingezäuntes Stück Grasland, weshalb man auch nur vom gegenüberliegenden Amtshof aus die Ueberfahrt nach derſelben bewerkſtelligen kann. Die Erlaubniß dazu wird gern gewährt.

Früher, wenn die Tradition recht berichtet, war das Terrain zwiſchen dem Amtshof und der Inſel mehr *Sumpf* als See, ſo daß ein Steindamm, eine Art Moole, exiſtirte, die hinüber führte;

der Parsteiner See aber, im Gegensatz zu anderen Gewässern der Mark, wuchs konstant an Wassermenge, so daß allmählich der Sumpf in der wachsenden Wassermenge ertrank und mit dem Sumpf natürlich auch der Steindamm. Die Tradition hat nichts unwahrscheinliches; auch erkennt man noch jetzt, bei klarem Wasser, lange Steinfundamente, die in gerader Linie vom Ufer zur Insel führen.

Die Insel selbst, an deren Südwestseite man landet, hat die Form eines verschobenen Vierecks, dessen vier Spitzen ziemlich genau die vier Himmelsgegenden bezeichnen. Der Umfang der Insel mag einige Morgen betragen.

An der Landungsstelle, in ziemlicher Ausdehnung, erhebt sich eine aus mächtigen Blöcken aufgethürmte Wand: Roll- und Feldsteine, von denen es schwer zu sagen ist, ob die Fluten hier vor Jahrtausenden sich ablagerten oder ob erst unsere Freunde, die Mönche, sie zu Schutz und Trutz hier aufschichteten.

Die Insel zeigt im übrigen auf den ersten Blick nichts Besonderes; sie macht den Eindruck eines vernachlässigten Parks, in dem die Natur längst wieder über die Kunst hinausgewachsen ist. Es vergeht eine Zeit, ehe man die Trümmer entdeckt und überhaupt in dem bunten Durcheinander sich zurechtfindet; dann aber wirkt alles mit einem immer wachsenden Reiz. Die Ueberreste des Klosters liegen nach Osten zu, fast entgegengesetzt der Stelle, wo man landet. Was noch vorhanden ist, ragt etwa zwei Fuß hoch über den Boden und reicht in seinen charakteristischen Formen völlig aus, einem ein Bild des Baues zu geben, der hier stand.*)

*) Eine Bau-Autorität giebt folgende Details: „Auf dem höchsten Punkte der Insel fand ich einen Gebäuderest, der mich, abgesehn von allem Andern, schon durch das vortrefflich ausgeführte Mauerwerk interessirte. Ungefähr 2½ Fuß aus der Erde hervorragend, zeigt es die eine ganze Frontmauer eines rechteckigen Bauwerks, sowie die Ansätze der beiden daranstoßenden andern Seiten. Erstere hat eine Länge von 75', und ist durch zwei von den Ecken des Gebäudes 18' entfernte Strebepfeiler verstärkt, die eine Breite von 6' haben und eben so viel nach außen wie nach innen aus der Mauer hervortreten. In dem südlich gelegenen Pfeiler ist deutlich der Zugang zu einer Treppe zu erkennen, während sich nördlich von dem andern Strebepfeiler ein Eingang von außen in den wahrscheinlich durch mehrere Thüren zugänglichen Raum befindet.

An der Profilirung der Steine erkennen wir, daß wir es mit einem romaniſchen Bau zu thun haben, der wahrſcheinlich drei Schiffe (eher ſchmal als breit) hatte; an einzelnen Stellen glaubt man noch Pfeilerfundamente des Mittelſchiffs zu erkennen. Weitere Nachgrabungen würden gewiß mancherlei Auskunft Gebendes zu Tage fördern, wobei bemerkt werden mag, daß auch das, was jetzt dem Auge ſich bietet, erſt in Folge von Erdarbeiten, die der Pelitzer Amtmann anordnete, vor kurzer Zeit zu Tage getreten iſt.

Was die Trümmer ſelbſt angeht, ſo gehören ſie ſehr wahrſcheinlich der Oſtſeite der ehemaligen Kloſterkirche an, woraus ſich ergeben würde, daß das Längsſchiff derſelben ſich nicht parallel mit dem Ufer, ſondern ſenkrecht auf daſſelbe, alſo inſeleinwärts hingezogen haben muß. In dieſer Richtung hätten alſo auch weitere Nachgrabungen zu erfolgen.

Wie die eigentlichen Kloſtergebäude, die Mönchswohnungen, zu dieſer Kloſterkirche ſtanden, wird um ſo ſchwerer nachzuweiſen ſein, als die ganze Anlage nur von beſcheidenen Dimenſionen war, Einzelnes auch leicht möglicherweiſe in dem heraufſteigenden See verſunken iſt. Zwiſchen dieſem und der Kloſterkirche bemerken wir noch ein niedriges Feldſteinfundament, über deſſen Zugehörigkeit und frühere Beſtimmung die Anſichten abweichen. Ich bin indeß der Meinung, daß alle dieſe außerhalb und doch zugleich in nächſter Nähe gelegenen, dabei durch eine eigenthümliche Schrägſtellung markirten Feldſteinbauten nichts anderes waren als die Siechenhäuſer, in denen die Mönche den Hospitaldienſt übten.

In der Mitte der Inſel erhebt ſich der ſogenannte Mühlberg, der beſte Punkt, um einen Ueberblick zu gewinnen. Wir erkennen von hier aus unter den Zweigen der Bäume hindurch die Kirchen-

---

Wenn ſchon die Sauberkeit der Arbeitsausführung auf ein monumentales Bauwerk ſchließen läßt, ſo geſtattet der Formencharakter der vornehm gebildeten Fußglieder an den innern Strebepfeilern keinen Zweifel darüber, daß wir es mit einem Gebäude aus dem 12. Jahrhundert zu thun haben, das entweder eine Kirche war oder einem Kloſter zugehörte. Für die erſtere Annahme ſpricht die Form der Ruine, die wohl am richtigſten als Ueberbleibſel der öſtlichen Giebelſeite einer dreiſchiffigen Kirche angeſehen wird. Es wäre intereſſant, dieſe Anſicht durch eine Aufgrabung des Terrains in der Richtung der nach innen vorſpringenden Strebepfeiler vielleicht beſtätigt zu finden."

ſtelle und die Hospitalſtelle, wir ſehen die prächtige alte Lindenallee, die am Norduſer der Inſel entlang den dahinter liegenden breiten Schilfgürtel halb verdeckt, und ſehen durch die offenen Stellen hindurch die blaue Fläche des Sees, die ſich wie ein Haff jenſeits des Schilfgürtels dehnt. Dieſer weitgedehnte See, überall eingefaßt durch prächtig geſchwungene Uferlinien, gewährt ein Landſchaftsbild voll imponirender Schönheit; aber dieſer Schönheit vermählt ſich eine Sterilität, wie ſie an märkiſchen Seen nur ſelten getroffen wird. Die Ufer, wenn ſie Baſalt wären, könnten nicht unfruchtbarer ſein. Keine Spur von Grün bedeckt die ſandgelben, in ihren Formen nicht unmaleriſchen Abhänge, kein Saatfeld läuft wie ein grünes Band von den Hügeln zum See hernieder, kein Laubholz, kein Tannicht, keine Decke grünen Mooſes. Dieſe abſolute Oede, nur einmal zur Rechten durch eine Thurmſpitze unterbrochen, iſt an ſich nicht ohne einen gewiſſen Zauber, aber das Gefühl, daß hier die Grundelemente zu einem märkiſchen Landſchaftsbilde erſten Ranges nur geboten wurden, um von Seiten der Kultur unbenutzt zu bleiben, verkümmert die Freude an dem, was wirklich vorhanden iſt.

Freilich, ſtänden dieſe Ufer auch in Grün und lachten auch die Wohnungen der Menſchen daraus hervor, hier rothe Dächer mit Tauben auf dem Firſt, dort Waſſermühlen, von niederſtürzenden Gewäſſern getrieben — doch würde niemand da ſein, um ſich von dieſer Inſelſtelle aus des ſchönen Landſchaftsbildes zu freuen. Der „Pelitzer Werder" (Insula caprarum), einſt in regem Verkehr mit den Bewohnern dieſer Landestheile, eine Zufluchtsſtätte für Verfolgte, eine Pflegeſtätte für Kranke und Verwundete, iſt jetzt nichts mehr als Koppel- und Grasplatz für den Amtshof. Im Monat Mai ſchwingen ſich Knechte und Hütejungen auf die Rücken der Pferde, und wie zur Tränke reitend, ſchwimmen ſie mit ihnen zur Inſel hinüber. Dieſer gehört nun ſommerlang den Pferden und Füllen. Am Ufer hin, in der alten Lindenallee graſen ſie auf und ab und horchen nur auf, wenn bei untergehender Sonne drüben der Parſteiner Kirchthurm zu Abend läutet. Eines der halbwachſenen Füllen tritt dann auch wohl in das Kloſtergemäuer, um die Diſteln abzugraſen, die über dem alten Mönchsgrabe ſtehen; aber plötzlich, als ſei eine Flamme aus der Erde

gefahren, dreht ſich das Jungthier im Kreiſe herum und ſtarrt und pruſtet, und mit Schüttelmähne und gehobenem Schweif flieht es die Stätte und jagt zitternd, raſtlos, an der Uferlinie der Inſel hin. — —

Kloſter Chorin von 1272 bis 1542.

Bis 1272 beſtand Kloſter Marienſee auf der Ziegeninſel im Parſteiner See. In dieſem Jahre, ſo ſcheint es, kam man überein, „wegen mehrerer Unbequemlichkeit, die ſich aus der Lage des Kloſters ergäbe", daſſelbe weiter weſtwärts und zwar an den Choriner See zu verlegen, richtiger wohl, es mit einer neuen klöſterlichen Pflanzung, die ſich bereits am Choriner See befinden mochte, zu vereinigen. Eine ſolche neue Pflanzung muß nämlich, wenn auch nur in kleinen Anfängen, um 1272 ſchon exiſtirt haben, wie nicht nur aus einzelnen allerdings ſo oder ſo zu deutenden urkundlichen Angaben, ganz beſonders aber aus einer Steintafelinſchrift hervorgeht, die noch bis zum Jahre 1769 im Kloſter vorhanden war.*) Die erſten Zeilen derſelben lauteten:

---

*) Dieſe Steintafel befand ſich an der Stelle, wo das ſpäter ſogenannte „Invalidenhaus" an die Kloſterkirche ſtieß, und gab in ihrer Inſchrift die Namen aller in Chorin begrabenen Markgrafen. Dieſe Inſchrift, wie jetzt nur noch aus den Choriner Amtsakten zu erſehen iſt, lautete:

Anno 1254 iſt der Markgraf Johannes (I.) Churfürſt zu Brandenburg, der dieſes Kloſter Chorin Ciſtercienſer-Ordens geſtiftet, allhier begraben.

Anno 1267 iſt Johannes (III.) Markgraf, welcher zu Merſeburg auf ſeiner Schweſter Hochzeit im Scharfrennen mit einem Klitz (Pfeil oder kleinen Lanze) verwundet worden und davon geſtorben, allhier begraben.

Anno 1285 iſt Markgraf Johannes (V.) Churfürſt zu Brandenburg geſtorben und allhier begraben.

Anno 1298 ſtarb zu Beerwalde Markgraf Otto Sagittarius (der Pfeilſchütze) des Churfürſten Johannes zu Brandenburg Sohn und iſt allhier begraben.

Anno 1304 iſt zu Sehed (?) geſtorben Markgraf Conrad (I.) Churfürſt zu Brandenburg und iſt allhier begraben.

Anno 1307 beſtätigte Markgraf Hermann von Brandenburg, Markgraf Otten des Langen Sohn, dieſes Kloſter Chorin.

Anno 1319 ſtarb Markgraf Waldemar (I.) zu Beerwalde und iſt allhier begraben.

„Anno 1254 ist der Markgraf Johannes (I.), Churfürst zu Brandenburg, der dieses Kloster Chorin Cistercienserordens gestiftet, allhier begraben.“

Wenn nun bereits um 1254 Markgraf Johann I. hier beigesetzt werden konnte, so mußte wenigstens ein Klosteranfang und in ihm eine Grablapelle vorhanden sein. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir die Anfänge von Kloster Chorin gerade um die Mitte des 13. Jahrhunderts setzen.

Wie immer aber dem sein möge, jedenfalls haben wir von 1272 an ein Kloster Chorin und dürfen annehmen, daß sich die bauliche Vollendung desselben, trotz einer unverkennbaren Großartigkeit der Anlage, in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollzogen haben muß. Es sprechen dafür die zum Theil vortrefflich erhaltenen Ueberbleibsel des Klosters, die ihrem Baustil nach in die Wendezeit des 13. und 14. Jahrhunderts gehören. Die Zeit war einem solchen raschen Aufblühen besonders günstig; das Ansehen des Ordens stand auf seiner Höhe, und die Askanier, wie bereits hervorgehoben, waren unermüdlich, dem Kloster ihre besondere Gnade zu bethätigen. Keiner mehr als Markgraf Waldemar, der letzte des Geschlechts. Fast alles Land zwischen Neustadt und Oderberg im Süden und eben so zwischen Neustadt und Angermünde im Norden gehörte dem Kloster. Der Parsteiner See war so ziemlich der Mittelpunkt der reichen Stiftung, die bei der Säkularfeier des Klosters 62 Dörfer zählte.

Diese Dörfer deuten auf einen Totalbesitz, der dem Reichthum Lehnins (2 Flecken und 64 Güter) nahe kam, vielleicht auch diesen Reichthum übertraf, da die Dörfer der Odergegenden im Allgemeinen für reicher und ergiebiger gelten als die Dörfer der Zauche und selbst des Havellandes; doch mochte das damals, wo der Reichthum, der in den Sümpfen und Brüchen des Oberlandes

---

Tu mater Lehnin et filia tua Chorin,
Ex te est orta nova Cella et Coeli Porta.

[Diese Inschriften, wie schon im Text hervorgehoben, waren 1769 sicherlich noch vorhanden. 1823 suchte sie Consistorialrath Bellermann, Direktor des grauen Klosters, vergeblich. Er vermuthet, daß sie 1772 bei einer Reparatur übertüncht oder beseitigt worden sind.]

ſteckte, noch nicht erſchloſſen war, anders ſein als jetzt. Iſt es doch noch nicht lange her, daß jedes Sanddorf vor dem Sumpfdorfe den Vorrang behauptete, der Sand gab wenig, aber der Sumpf gab nichts.

Laſſen wir aber die Frage nach dem größeren oder geringeren Beſitz bei Seite, ſo müſſen wir bei Betrachtung beider Klöſter ſofort durch die Thatſache überraſcht werden, daß wir von der Geſchichte des einen, trotz aller Lücken und Mängel, verhältnißmäßig viel, von der Geſchichte des andern verhältnißmäßig wenig wiſſen. Ohne die urkundlichen Ueberlieferungen, die Sagen und Traditionen, die ſich an Lehnin knüpfen, überſchätzen zu wollen, ſo muß doch ſchließlich zugeſtanden werden, daß etwas da iſt, und daß wir Geſtalten und Ereigniſſe von größerem oder geringerem Intereſſe an uns vorüber ziehen ſehen. Nichts derartiges aber, oder doch faſt nichts, bietet Chorin.

Ob dieſe Armuth der Ueberlieferung einfach darin liegt, daß das Kloſter Chorin in der That nichts anderes war als ein klöſterlicher Amtshof, mit vielen Gütern und Vorwerken, oder ob uns die Glanzſeiten der Geſchichte, wenn ſolche da waren, einfach verloren gegangen ſind, iſt nachträglich ſchwer zu entſcheiden, doch ſpricht manches dafür, daß das erſtere der Fall war und daß Kloſter Chorin nicht viel etwas anders zu bedeuten hatte als eine große mönchiſche Oekonomie, in der es auf Erhaltung und Mehrung des Wirthſchaftsbeſtandes, aber wenig auf die Heilighaltung ideeller Güter ankam. Was indeſſen mehr beſagen will als die Dürre dieſer urkundlichen Ueberlieferungen, das iſt der Umſtand, daß das Kloſter auch bei ſeinen Um- und Anwohnern nicht die geringſte Spur ſeiner Exiſtenz zurückgelaſſen zu haben ſcheint.

Da ſind keine Traditionen, die an die Lehniner Sagen von Abt Siebold erinnerten, da iſt kein See, kein Haus, kein Baum, die als Zeugen blutiger Vorgänge mit in irgend eine alte Kloſterlegende verflochten wären; da iſt keine „weiße Frau", die abends in den Trümmern erſcheint und nach dem Mönche ſucht, den ſie liebte; alles iſt todt hier, alles ſchweigt.

Ein einziger kurzer Abſchnitt klingt an die Hiſtorie wenigſtens an. Es bezieht ſich dies auf das baieriſche Interregnum in unſrer Geſchichte, ſpezieller auf die Epoche, die zwiſchen dem Tode

des echten und dem Auftauchen und Wiederverschwinden des falschen Waldemar liegt, also auf die Zeit zwischen 1319 und 1349. Man hat dem Kloster nachgesagt, daß es in dieser Zeit sich durch Intrigue, Schweigekunst und feines politisches Spiel hervorgethan und wenigstens um seiner Klugheit willen einen gewissen Anspruch auf unseren Respekt erworben habe. Ich habe indeß nichts finden können, was einen Anhaltepunkt für die Annahme einer solchen Superiorität böte. Von scharfer Vorausberechnung, von raschem Hervortreten im rechten Moment, oder wohl gar von dem Blitzenden eines genialen Coups nirgends eine Spur; überall nur die Bethätigung allertrivialster Lebensklugheit, eine Politik von heute auf morgen, von der Hand in den Mund.

Verfolgen wir, wie zur Beweisführung für die vorstehenden Sätze, die Haltung des Klosters während der vorgenannten Epoche, so werden wir es einfach immer „bei der Macht" finden. Hielt die Macht aus, so hielt Chorin auch aus, schwankte die Macht, so schwankte auch Chorin. In zweifelhaften Fällen hielt sichs zurück und wartete ab. Wenn dies „Diplomatie" ist, so ist nichts billiger als die diplomatische Kunst.

Von 1319—23 waren für die Mark drei Prätendenten da: Herzog Rudolf von Sachsen, Herzog Heinrich von Mecklenburg und Herzog Wratislaw von Pommern-Wolgast. Die besten Ansprüche hatte unbedingt Rudolf von Sachsen; das Kloster sagte sich aber: „Herzog Heinrich und Herzog Wratislaw sind uns näher und weil sie uns näher sind, sind sie wichtiger für uns." Diese Erwägung genügte, um sich — im Gegensatze zur Mittelmark, die nach Sachsen hinneigte — auf die Seite von Pommern und Mecklenburg zu stellen.

So lagen die Sachen noch im Juni 1320. Aber das Ansehen Rudolfs von Sachsen wuchs; zu seinem größeren Rechte gesellte sich mehr und mehr auch die größere Macht, und sobald das Kloster diese Wahrnehmung machte, war es rasch zu einer Wandlung entschlossen. Im November 1320 begegnen wir bereits einer Urkunde, worin „Herzog Rudolf das Kloster Chorin in seinen Schutz nimmt, ihm seine Ungnade erläßt" und dabei natürlich seinen Besitz ihm bestätigt. Wir sehen, das Kloster hatte es für gut befunden, seine erste Schwenkung zu machen.

Indeſſen die Dinge gingen nicht lange ſo. Kaiſer Ludwig hielt es um dieſe Zeit für angethan, die Mark als ein verwaiſtes Reichslehn einzuziehen und ſeinen älteſten Sohn damit zu begnaden. Dieſer kam als Markgraf ins Land. Die Rechnung, die von Seiten Chorins nunmehr angeſtellt wurde, war einfach die folgende: „Rudolf von Sachſen iſt ſtärker geweſen als Mecklenburg oder Pommern, Kaiſer Ludwig aber iſt wiederum ſtärker als der Sachſenherzog.“ So wurde unſer Kloſter denn, nachdem es drei oder vier Jahre lang ſächſiſch geweſen war, ohne Zögern bairiſch. Dies war die zweite Schwenkung. Aber noch andere ſtanden bevor.

1345 tauchte der ſogenannte „falſche Waldemar“ auf; wir laſſen dahingeſtellt ſein, ob er der falſche oder der echte war. Sein Anhang mehrte ſich, aber die größere Macht ſtand zunächſt noch auf bairiſcher Seite. Was that nun Chorin? Es hielt aus bei den Baiern, ſo lange Baiern der ſtärkere Theil war, und dies Ausharren führte den beſten Beweis, daß man dem Kloſter viel zu viel Ehre anthut, wenn man ihm, wie geſchehen iſt, nachredet, daß es all die Zeit über (von 1319 bis 1345) gut askaniſch geweſen wäre oder gar an der Rückkehr und Reſtituirung Waldemars, nöthigenfalls irgend eines Waldemars, gearbeitet habe. Nichts davon. Das Kloſter Chorin hatte weder die Treue, auf die Wiedereinſetzung eines „echten Waldemar“, wenn es an einen ſolchen glaubte, zu dringen, noch hatte es andererſeits den Muth einer politiſch-patriotiſchen Intrigue, d. h. den Muth, nöthigenfalls auf jede Gefahr hin und blos dem askaniſchen Namen zu Liebe, den unechten Waldemar zu einem echten zu machen. Chorin that nichts, als wartete ab. Waldemar, gleichviel ob der falſche oder der richtige, zog ſchon zwei Jahre durchs Land, und die Uckermark, darin unſer Kloſter gelegen war, hatte ihn bereits anerkannt; nur gerade Abt und Konvent von Chorin zögerten immer noch, ein Wort zu ſprechen und die alten askaniſchen Sympathien zu bezeigen. Warum? Die bairiſche Herrſchaft, wenn auch mannigfach bedroht, erſchien noch unerſchüttert, jedenfalls dem Eindringling überlegen. Chorin blieb alſo gut bairiſch, ſo lange es das Klügſte war, gut bairiſch zu ſein.

Aber der Herbſt 1348 änderte plötzlich die Machtſtellung der Parteien, und mit der veränderten Machtſtellung änderte ſich

natürlich auch die Stellung Chorins. Kaiser Karl IV., der Luxemburger, der dem bairischen Kaiser, dem Vater des bairischen Markgrafen von Brandenburg, auf den Kaiserthron gefolgt war, trat auf die Seite des falschen Waldemar und ließ ihn für ächt erklären.

Jetzt wäre die Stunde für Chorin dagewesen, endlich Treue zu zeigen, wenn auch nur Treue gegen Baiern; aber es kannte nichts als Unterwerfung unter die Macht. Mit dieser Anerkennung des falschen Waldemar durch den Kaiser war der bairische Markgraf von Brandenburg auf einen Schlag der schwächere Theil geworden; die natürliche Folge davon war, daß Chorin aufhörte, bairisch zu sein, um sofort kaiserlich und Waldemarisch zu werden.*)

Dies war ein böser Fleck, eine häßliche Wandlung; aber das Häßlichere kam noch nach. Die Sache währte nicht lange; der Kaiser dachte bald anders und ließ den Waldemar im Frühjahr 1350 eben so leicht wieder fallen, wie er ihn achtzehn Monate früher erhoben hatte. Die Häuser Luxemburg und Baiern söhnten sich aus. Waldemar war nun wieder nichts oder doch nicht viel; nur die askanische Partei stand noch zu ihm. Einzelne treue unter den Städten suchten ihn auch jetzt noch zu halten, nur nicht Chorin. Die Machthaber hatten ihn fallen lassen, und das Kloster that selbstverständlich dasselbe. Von einem Einstehen, einem Zeugnißablegen, von dem, was wir heute Charakter und Gesinnung nennen würden, keine Spur. Nach halbjähriger Theilnahme an der Waldemar-Komödie war Chorin wieder so gut bairisch, wie es vorher gewesen war. Die bairischen Markgrafen ihrerseits waren auch zufrieden damit und machten aus dem flüchtigen Abfall nicht allzu viel. Sie drückten zwar in einer Urkunde

*) Wenn man hier einwenden wollte, daß das Land im Wesentlichen diese Schwankungen und Wandlungen mitmachte, und daß deshalb kein Grund vorliege, für Chorin einen besonderen Vorwurf daraus herzuleiten, so darf man drei Dinge nicht übersehen: 1) daß Chorin besser wissen konnte, ob ächt oder unächt, und wahrscheinlich es wirklich wußte; 2) daß Chorin sich mit Vorliebe bairisch gezeigt und deshalb eine größere Pflicht hatte, Farbe zu halten, und 3) daß andere Plätze, die zum Theil dieselbe Wandlung durchmachten, doch wenigstens länger ausdauerten und etwas schamhafter verfuhren.

ihren Unmuth und ihre Trauer darüber aus, das Kloſter nicht feſt befunden zu haben; aber das war wenig mehr als eine Formalität, die Sache war beigelegt und Chorin wieder angeſehen, vielleicht angeſehener als zuvor. Es hielt nun auch aus, ſo lange die Baiern im Lande waren; aber wir dürfen wohl annehmen, nicht aus Treue, ſondern einfach deshalb, weil das Ausbleiben jeder neuen Verſuchung ein neues Ausgleiten unmöglich machte.

Die angebliche „politiſche Glanzzeit" Chorins war das natürliche Reſultat gegebener Verhältniſſe, nicht mehr und nicht weniger, und die Quitzow-Zeit wird dem Kloſter zu einem ähnlich abwartenden politiſchen Verfahren Veranlaſſung gegeben haben. Doch ſind die Aufzeichnungen darüber lückenhafter. Chorin hatte keinen Heinrich Stich (S. S. 55), entbehrte vielmehr eines Abtes, der ſich gemüßigt geſehen hätte, die Verwicklungen einer verwicklungsreichen Epoche niederzuſchreiben. Die letzten anderthalbhundert Jahre des Kloſters unter der ſich befeſtigenden Macht der Hohenzollern ſcheinen ohne jede Gefährdung hingegangen zu ſein; Schenkungsbrief reiht ſich an Schenkungsbrief, bis endlich die Reformation dazwiſchen tritt und den Faden durchſchneidet.

Die Vorgänge, die die Säkulariſirung Chorins begleiteten, waren wohl dieſelben wie bei Einziehung der brandenburgiſchen Klöſter überhaupt. Chorin wurde freilich zunächſt aus freier Hand verkauft, aber dies hatte keinen Beſtand, und binnen kurzem wurde auch hier der Kloſterhof ein Amtshof, eine Domäne. Er iſt es noch.

Kloſter Chorin wie es iſt.

Von den alten Baulichkeiten, wenn dieſelben auch Umwandlungen unterworfen wurden, iſt noch vieles erhalten; lange einſtöckige Fronten, die den Mönchen als Wohnung und Arbeitsſtätten dienen mochten, dazu Abthaus, Refectorium, Küche, Speiſeſaal, ein Theil des Kreuzganges, vor allem die Kirche. Dieſe, wenn ſchon eine Ruine, richtiger eine ausgeleerte Stätte, giebt doch ein volles Bild von dem, was dieſe reiche Kloſteranlage einſt war. Schon die Maße, die Dimenſionen deuten darauf hin; das Schiff iſt 44 Fuß länger als die Berliner Nikolaikirche und bei verhält-

nißmäßiger Breite um 17 Fuß höher. Im Mittelſchiff ſtehen auf jeder Seite elf viereckige Pfeiler (einige zur Linken ſind neuerdings verſchwunden); der zwölfte Pfeiler, rechts wie links, ſteckt in der Mauer. Die Konſolen oder Kapitälornamente ſind verſchieden geſtaltet und ſtellen abwechſelnd Akanthus-, Klee- und Eichenblätter dar. Das Blattwerk zeigt hier und da noch Spuren von grüner Farbe, während der Grund roth und gelb gemalt war. Freskoartige Malereien finden ſich noch in letzten Ueberreſten im Kreuzgang; an einer ſtehengebliebenen Kappe zeigt ſich Zweig- und Blattwerk, das ein Wallnußgeſträuch darzuſtellen ſcheint. Das hohe Gewölbe, welches von den Pfeilern des Mittelſchiffes getragen wurde, iſt ſeit einem Jahrhundert eingeſtürzt. An Stelle deſſelben wurde im Jahre 1772 ein Dachſtuhl aufgerichtet, der ſeitdem das neue Dach trägt. Dies neue Dach iſt niedriger, als das alte war, was ſich an den Giebelwänden, beſonders an dem Frontiſpiz im Weſten noch deutlich markirt. Von den Seitenſchiffen iſt nur noch eins vorhanden, das nördliche; über dem niedrigen Dach deſſelben ragen die elf Spitzbogenfenſter des Hauptſchiffes auf, deren obere Steinverzierungen noch beinahe unverſehrt erhalten ſind.

Leider geht dieſer baulich ſchönen Ruine, wie geſagt, das eigentlich Maleriſche ab. Ruinen, wenn ſie nicht blos, als nähme man ein Inventarium auf, nach Pfeiler- und Fenſterzahl beſchrieben werden ſollen, müſſen zugleich ein Landſchafts- oder auch ein Genrebild ſein. In einem oder im andern, am beſten in der Zuſammenwirkung beider wurzelt ihre Poeſie. Chorin aber hat wenig oder nichts von dem allen; es giebt ſich faſt ausſchließlich als Architekturbild. Alles fehlt, ſelbſt das eigentlich Ruinenhafte der Erſcheinung, ſo daß, von gewiſſer Entfernung her geſehen, das Ganze nicht anders wirkt wie jede andere gothiſche Kirche, die ſich auf irgend einem Marktplatz irgend einer mittelalterlichen Stadt erhebt. Nur fehlt leider der Marktplatz und die Stadt. Und treten wir nun in die öden und doch wiederum nicht maleriſch zerfallenen Innenräume ein, ſo fehlt uns Eines mehr als alles andere. Wer immer auch unſer Führer ſein mag, und wäre er der beſte, wir vermiſſen die ſtille Führerſchaft von Sage und Geſchichte. Alles läßt uns im Stich, und wir ſchreiten auf dem

harten Schuttboden hin, wie auf einer Tenne, über die der Wind fegte. Alles leer.

Kloſter Chorin iſt keine jener lieblichen Ruinen, darin ſich's träumt wie auf einem Frühlingskirchhof, wenn die Gräber in Blumen ſtehen; es geſtattet kein Verweilen in ihm und es wirkt am beſten, wenn es wie ein Schattenbild flüchtig an uns vorüberzieht. Wer hier in der Dämmerſtunde des Weges kommt und plötzlich zwiſchen den Pappeln hindurch dieſen ſtill einſamen Prachtbau halb märchenartig, halb geſpenſtiſch auftauchen ſieht, dem iſt das Beſte zu Theil geworden, daß dieſe Trümmer, die kaum Trümmer ſind, ihm bieten können. Die Poeſie dieſer Stätte iſt dann wie ein Traum, wie ein romantiſches Bild an ihm vorübergezogen, und die ſang- und klangloſe Oede des Innern hat nicht Zeit gehabt, den Zauber wieder zu zerſtören, den die flüchtige Begegnung ſchuf.

Spandau und Umgebung.

St. Nicolai zu Spandau.

Wie Spukgestalten die Nebel sich drehn,
's ist schaurig über das Moor zu gehn,
Die Ranke häkelt am Strauche.
Annette Droste-Hülshof.

Ein klarer Decembertag; die Erde gefroren, die Dächer bereift. Aber schon mischt sich ein leises Grau in die heitere Himmelsbläue, es weht leise herüber von Westen her, und jenes Fröstein läuft über uns hin, das uns ankündigt: Schnee in der Luft.

Schnee in der Luft; vielleicht morgen schon, daß er in Flocken niederfällt! So seien denn die Stunden genutzt, die noch einen freien Blick in die Landschaft gestatten.

Das Spreethal hinunter, an dem Charlottenburger Schloß vorbei (dessen vergoldete Kuppel-Figuren nicht recht wissen, ob sie in dem spärlichen Tageslicht noch blitzen sollen oder nicht), über Brücken hin, zwischen Schwanen-Rudeln hindurch, geht der Zug, bis die Havelveste vor uns aufsteigt, mit Brücken und Gräben, mit Thorwarten und Mauern, und über dem allen: Sanct Nicolai, die erinnerungsreiche Kirche dieser Stadt.

Der Zug hält. Ohne Aufenthalt, mit den Minuten geizend, steuern wir durch ein Gewirr immer enger werdender Gassen auf den alten gothischen Bau zu, der sich, auf engem und kahlem Platze, über den Dächer-Kleinkram hinweg, in die stahlfarbene Luft erhebt. Kein Bau ersten Ranges, aber doch an dieser Stelle.

Das Innere, ein seltner Fall bei renovirten Kirchen, bietet

mehr als das Aeußere verspricht. Emporen, wie Brückenbogen geschwungen, ziehen sich zwischen den granitnen Pfeilern hin und wirken hier, in dem sonst schmucklosen Gange, fast wie ein Ornament des Mittelschiffes.

Die Kirche selbst, bei aller Schönheit, ist kahl; im Chor aber drängen sich die Erinnerungsstücke, die der Kirche noch aus alter Zeit her geblieben sind. Hier, an der Rundung des Gemäuers hin, hängen die Wappenschilde der Quaste, Ribbeck und Rostitz, hier richtet sich das prächtige Denkmal der Gebrüder Röbel auf, hier begegnen wir dem berühmten Steinaltar, den Rochus von Lynar der Kirche stiftete, und hier endlich, in Front eben dieses Altars, erhebt sich das dreifußartige, schönste Kunstform zeigende Taufbecken, das zugleich die Stelle angiebt, wo unter dem Estrich die Ueberreste Adam Schwarzenbergs ruhn. Zur Rechten die eigene Wappentafel des Grafen: der Rabe mit dem Türkenkopf.

Alle diese Dinge indeß sind es nicht, die uns heute nach Sanct Nicolai in Spandau geführt haben, unser Besuch gilt vielmehr dem alten Thurme, zu dessen Höhe ein Dutzend Treppenstiegen hinanführen. Viele dieser Stiegen liegen im Dunkel, andere empfangen einen Schimmer durch eingeschnittene Oeffnungen, alle aber sind bedrohlich durch ihre Steile und Gradlinigkeit und machen einem die Weisheit der alten Baumeister wieder gegenwärtig, die ihre Treppen spiralförmig durch die dicke Wandung der Thürme zogen und dadurch die Gefahr beseitigten, funfzig Fuß und mehr erbarmungslos hinab zu stürzen.

Die Treppe frei und gradlinig. Und doch ist es ein Ersteigen mit Hindernissen: die Schlüssel versagen den Dienst in den rostigen Schlössern und man merkt, daß die Höhe von Sanct Nicolai zu Spandau keine täglichen Gäste hat, wie St. Stephan in Wien, oder St. Paul in London. Endlich sind wir an Uhr und Glockenwerken vorbei, haben das Schlüsselbund, im Kampf mit Großschlössern und Vorlegeschlössern, siegreich durchprobirt und steigen nun, durch eine letzte Klappenöffnung, in die luftige Laterne hinein, die den steinernen Thurmbau krönt. Keine Fenster und Blenden sind zu öffnen, frei bläst der Wind durch

das gebrechliche Holzwerk. Das ist die Stelle, die wir suchten. Ein Lug-ins-Land.

Zu Füßen uns, in scharfer Zeichnung, als läge eine Karte vor uns ausgebreitet, die Zickzackwälle der Festung; ostwärts im grauen Dämmer die Thürme von Berlin; nördlich, südlich die bucht- und seenreiche Havel, inselbetupfelt, mit Flößen und Kähnen überdeckt; nach Westen hin aber ein breites, kaum hier und da von einer Hügelwelle unterbrochenes Flachland, das Havelland.

Wer hier an einem Juni-Tage stände, der würde hinausblicken in üppig grüne Wiesen, durchwirkt von Raps- und Weizenfeldern, gesprenkelt mit Büschen und rothen Dächern, ein Bild moderner Cultur; an diesem frostigen Decembertage aber liegt das schöne Havelland brachfeldartig vor uns ausgebreitet, eine grau-braune, haideartige Fläche, durch welche sich in breiten blanken Spiegeln, wie Seeflächen, die Grundwasser und übergetretenen Gräben dieser Niederungen ziehen. Wir haben diesen Tag gewählt, um den flußumspannten Streifen Landes, der uns auf diesen und den folgenden Seiten beschäftigen soll, in der Gestalt zu sehen, in der er sich in alten, fast ein Jahrtausend zurückliegenden Zeiten darstellte. Ein grauer Himmel über grauem Land, nur ein Krähenvolk aufsteigend aus dem Weidenwege, der sich an den Wasserlachen entlang zieht, so war das Land von Anfang an: öde, still, Wasser, Weide, Wald.

Freilich, auch dieses Decembertages winterliche Hand hat das Leben nicht völlig abstreifen können, das hier langsam, aber siegreich nach Herrschaft gerungen hat. Dort zwischen Wasser und Weiden hin läuft ein Damm, im ersten Augenblicke nur wie eine braune Linie von unserem Thurm' aus bemerkbar; aber jetzt gewinnt die Linie mehr und mehr Gestalt; denn zischend, brausend, dampfend, dazwischen einen Funkenregen ausstreuend, rasseln jetzt von zwei Seiten her die langen Wagenreihen zweier Züge heran und fliegen — an derselben Stelle vielleicht, wo einst Jazko und Albrecht der Bär sich trafen — an einander vorüber. Das Ganze wie ein Blitz! —

Der Tag neigt sich; der Sonnenball lugt nur noch blutroth aus dem Grau des Horizonts hervor. Ein rother Schein

läuft über die grauen Waſſerflächen hin. Nun iſt die Sonne unter, die Nebel ſteigen auf und wälzen ſich von Weſten her auf die Stadt und unſere Thurmſtelle zu. Noch ſehen wir, wie aus dem nächſten Röhricht ein Volk Enten auffſteigt; aber ehe es in die nächſte Lache niederfällt, iſt das ſchwarze Geflatter in dem allgemeinen Grau verſchwunden.

Das Havelland träumt wieder von alter Zeit.

Das Havelländische Luch.

Es schien das Abendroth
Auf diese sumpfgewordne Urwald-Stätte,
Wo ungestört das Leben mit dem Tod
Jahrtausendlang gekämpfet um die Wette.

Lenau.

Das Havelland, oder mit andern Worten jene nach drei Seiten hin von der Havel*), nach der vierten aber vom Rhin-Flüßchen eingeschlossene Havelinsel, bestand in alter Zeit aus großen, nur hier und dort von Sand oder Lehm-Plateaus unterbrochenen Sumpfstrecken, die sich, trotz der mannigfachsten Veränderungen und Umbildungen, bis diesen Tag unter dem Sondernamen „das Havelländische Luch" oder auch blos „das Luch" erhalten haben. Und sie haben in der That Anspruch auf eine unterscheidende Bezeichnung, da sie in Form und Art von den fruchtbaren Flußniederungen anderer Gegenden vielfach abweichen und z. B. statt des Weizens und der Gerste nur ein mittelmäßiges Heu produciren. Im Großen und Ganzen darf man vom „Luche" sagen, daß es weniger seine Producte, als vielmehr sich selbst zu Markte bringt — den Torf. Denn das Luch besteht großentheils aus Torf. Seitdem es aufgehört hat, ein bloßer Sumpf zu sein, ist es ein großes Gras- und Torfland

*) Zu den vielen Eigenthümlichkeiten der Havel gehört auch die, daß sie, von Norden kommend, auf dem letzten Drittel ihres Laufes wieder nach Norden fließt. Sie beschreibt also einen Halbbogen und umfängt mit ihrem gekrümmten Arm ein 50 Quadratmeilen großes Stück Land, das „Havelland".

geworden. Linum, der Hauptſitz der Torfgräbereien, iſt das Newcaſtle unſerer Reſidenz.

Wie das Havelland den Mittelpunkt Alt-Brandenburgs bildet, ſo bildet das Luch wiederum den Mittelpunkt des Havellandes. Das letztere (d. h. alſo der Weſt- und Oſthavelländiſche Kreis) iſt ohngefähr 50 Q.-Meilen groß; in dieſen 50 Q.-Meilen ſtecken die 22 Q.-Meilen des Luch's wie ein Kern in der Schale. Die Form dieſes Kernes iſt aber nicht rund, auch nicht oval oder elliptiſch, ſondern pilzförmig. Ich werde gleich näher beſchreiben, wie dieſe etwas ungewöhnliche Bezeichnung zu verſtehen iſt. Jeder meiner Leſer kennt jene Pilzarten mit kurzem dicken Stengel, die ein bereits ſchirmförmiges Dach und eine große kugelförmige Wurzel haben. Man nehme den Längsdurchſchnitt eines ſolchen Pilzes und klebe ihn auf ein kleines Quartblatt Papier, ſo wird man ein ziemlich deutliches Bild gewinnen, welche Form „das Luch" innerhalb des Havellandes einnimmt. Gleich der erſte Blick wird dem Beſchauer zeigen, daß das Luch aus zwei Hälften, aus einer ſchirmförmig-nördlichen und einer kugelförmig-ſüdlichen beſteht, die beide da, wo der kurze Strunk des Pilzes läuft, nah zuſammentreffen. Die ſchirmförmige Hälfte heißt das Rhin-Luch, die kugelförmige das Havelländiſche Luch. Das Verbindungsſtück zwiſchen beiden hat keinen beſonderen Namen. Dies verhältnißmäßig ſchmale, dem Strunk des Pilzes entſprechende Verbindungsſtück iſt dadurch entſtanden, daß ſich von rechts und links her Sandplateau's in den Luchgrund hineingeſchoben haben. Dieſe Sandplateau's führen wohlgekannte Namen; das öſtliche iſt das zu beſondrem hiſtoriſchen Anſehn gelangte „Ländchen Bellin", das weſtliche heißt „Ländchen Frieſack". Dieſe beiden „Ländchen" ſind alte Sitze der Cultur, und ihre Hauptſtädte, Fehrbellin und Frieſack, wurden ſchon genannt, als beide Luche, das Rhin-Luch wie das Havelländiſche, noch einem See glichen, der in der Sommerzeit zu einem ungeſunden, unſicheren Sumpfland zuſammentrocknete.

Klöden hat den früheren Zuſtand dieſer Luchgegenden ſehr ſchön und mit poetiſcher Anſchaulichkeit geſchildert. Er ſchreibt: „es war eine wilde Urgegend, wie die Hand der Natur ſie gebildet hatte, ein Seitenſtück zu den Urwäldern Südamerika's, nur kleiner und nicht Wald, ſondern Luch. Es zeigte damals in

großer Ausdehnung, was kleinere Bruchflächen der Mark noch jetzt zeigen. Weit und breit bedeckte ein Rasen aus zusammengefilzter Wurzeldecke von bräunlich-grüner Farbe die wassergleiche Ebene, deren kurze Grashalme besonders den Riedgräsern angehörten. In jedem Frühjahr quoll der Boden durch das hervordringende Grundwasser auf, die Rasendecke hob sich in die Höhe, bildete eine schwimmende, elastische Fläche, welche bei jedem Schritt unter den Füßen einsank, während sich ringsum ein flach trichterförmig ansteigender Abhang bildete. Andere Stellen, die sich nicht in die Höhe heben konnten, sogenannte Lanken, wurden überschwemmt, und so glich das Luch in jedem Frühjahr einem weiten See, über welchen jene Rasenstellen wie grüne, schwimmende Inseln hervorragten, während an anderen Stellen Weiden, Erlen und Birkengebüsch sich im Wasser spiegelten, oder da, wo sie auf einzelnen Sandhügeln, den sogenannten Horsten, gewachsen waren, kleine Wald-Eilande darstellten. Solcher Horsten gab es mehrere, von denen einige mitten im Havelländischen Luche lagen. Die umliegenden Ortschaften versuchten es, dem Luche dadurch einigen Nutzen abzugewinnen, daß sie ihre Kühe darin weiden ließen und das freilich schlechte und saure Gras, so gut es ging, mähten. Beides war nur mit großer Mühseligkeit zu erreichen. Das Vieh mußte häufig durch die Lanken schwimmen, um Grasstellen zu finden, oder es sank in die weiche Decke tief ein, zertrat dieselbe, daß bei jedem Fußtritt der braune Moderschlamm hervorquoll, ja daß es sich oft nur mit großer Mühe wieder herausarbeitete. Oft blieb eine Kuh im Morast stecken und ward nach unsäglicher Mühe kalt, kraftlos und krank wieder herausgebracht, oder wenn dies zu schwer hielt, an dem Orte, wo sie versunken war, geschlachtet und zerstückt herausgetragen. Nur im hohen Sommer und bei trockener Witterung war der größte Theil des Luch's zu passiren; dann mähte man das Gras, allein nur an wenigen Stellen konnte es mittels Wagen herausgebracht werden; an den meisten mußte man es bis in den Winter in Haufen stehen lassen, um bei gefrornem Boden es einzufahren. Unter allen Umständen war das Gras schlecht und eine kümmerliche Nahrung. So wenig nutzbar dieses Bruch für den Menschen und sein Hausvieh war, so vortrefflich war es für das Wild geeignet. In früheren Zeiten

hauſten hier ſelbſt Thiere, welche jetzt in der Mark nicht mehr vorkommen, wie Luchſe, Bären und Wölfe. Beſonders aber waren es die Sumpfvögel, Kraniche und Störche, welche hochbeinig in dieſem Paradieſe der Fröſche einherſtolzirten, und mit ihnen bewohnte die Waſſer ein unendliches Heer von Enten aller Art, nebſt einer Unzahl anderer Waſſervögel. Kibitze, Rohrſänger, Birkhähne, alles war da und in den Flüſſen fanden ſich Schildkröten, wie allerhand Schlangen in dem mitten im Luch gelegenen Zotzenwald."

Im Rhin-Luch änderten ſich dieſe Dinge ſchon zu Anfang des 16. Jahrhunderts; Gräben wurden gezogen, das Waſſer floß ab und die Herſtellung eines Dammes quer durch's Luch hindurch wurde möglich. Wo ſonſt die Fehrbelliner Fähre, über Sumpf und See hin, auf- und abgefahren war, erſtreckte ſich jetzt der Fehrbelliner Damm. Das Jahr genau zu beſtimmen, wann dieſer Damm gebaut wurde, iſt nicht mehr möglich; doch exiſtirt ſchon aus dem Jahre 1582 eine Verordnung, in der von Seiten des Kurfürſten Johann Georg „dem Capitul zu Cölln an der Spree, den von Bredows zu Kremmen und Frieſack, den Bellins zu Bellin und allen Zietens zu Dechtow und Brunne kund und zu wiſſen gethan wird, daß der Bellin'ſche Fährdamm ſehr böſe ſei und zu mehrerer Beſtändigkeit mit Steinen belegt werden ſolle."

Das große Havelländiſche Luch blieb in ſeinem Urzuſtand bis 1718, wo unter Friedrich Wilhelm I. die Entwäſſerung begann. Vorſtellungen von Seiten der zunächſt Betheiligten, die ihren eigenen Vortheil, wie ſo oft, nicht einzuſehen vermochten, wurden ignorirt oder abgewieſen und im Sommer deſſelben Jahres begannen die Arbeiten. Im Mai 1719 waren ſchon über 1000 Arbeiter beſchäftigt und der König betrieb die Canaliſirung des Luch's mit ſolchem Eifer, daß ihm ſelbſt ſeine vielgeliebten Soldaten nicht zu gut dünkten, um mit Hand anzulegen. Zweihundert Grenadiere, unter Leitung von zwanzig Unteroffizieren, waren hier in der glücklichen Lage, ihren Sold durch Tagelohn erhöhen zu können. Im Jahre 1720 war die Hauptarbeit bereits gethan, aber noch 5 Jahre lang wurde an der völligen Trockenlegung des Luch's gearbeitet. Nebengräben wurden gezogen, Brücken und

Stau-Schleusen angelegt, Dämme gebaut und an allen trocken gelegten Stellen das Holz- und Strauchwerk ausgerodet. Die Arbeiten waren zum großen Theil unter Anleitung holländischer Werkführer und nach holländischen Plänen vor sich gegangen. Dies mochte den Wunsch in dem König anregen, mit Hülfe der 'mal vorhandenen Arbeitskräfte, aus dem ehemaligen Sumpf- und Seelande überhaupt eine reiche, fruchtbare Colonie zu machen. Der Plan wurde ausgeführt und das „Amt Königshorst" entstand an dem Nordrande des kreisförmigen Havelländischen Luch's, ohngefähr da, wo das vom Rhin-Luch abzweigende Verbindungsstück in das Havelländische Luch einmündet. Die Fruchtbarkeit freilich, die dem eben gewonnenen Grund und Boden von Natur aus abging, hat kein Königlicher Erlaß ihm geben können; aber in allem andern hat der „Soldatenkönig" seinen Willen glücklich durchgeführt und Königshorst mit seinen platten, unabsehbaren Grasflächen, seinen Gräben, Deichen und Alleen, erinnert durchaus an die holländischen Landschaften des Rhein-Deltas. Hier wie dort ist die grüne Ebene der Wiesen und Weiden belebt von Viehheerden, die hier gemischter Raçe sind: Schweizer, Holländer, Oldenburger und Holsteiner.

Die Gewinnung guter Milch und Butter war von Anfang an ein Hauptzweck gewesen, und es wurde demgemäß eine förmliche Lehr-Anstalt für die Kunst des Butterns und Käsemachens eingerichtet, wohin die Beamten der Kurmärkischen Aemter eine Anzahl von Bauertöchtern, für deren gute Führung sie verantwortlich waren, als Mägde zu schicken hatten. Diese Mägde wurden während eines zweijährigen Dienstes in allem Nöthigen unterwiesen. Dann mußten sie ohne Hülfe der Holländerin eine Probe guter Butter bereiten, die der König selbst zu prüfen nicht verschmähte. Fiel die Prüfung zu Gunsten der betreffenden Magd aus, so verlieh ihr der König einen Brautschatz im Betrage von 100 Thlr. Diese Einrichtung hat bis zum Tode des Königs bestanden und zu ihrer Zeit reiche Früchte getragen, die noch heut zu Tage nachwirkend sind. Auch Friedrich II. widmete dem Amte Königshorst eine besondere persönliche Aufmerksamkeit. Anfänglich ließ er den größten Theil der dortigen Ländereien zu Fettweiden benutzen, um die Einfuhr von ausländischem Schlachtvieh für den

Berliner Markt entbehrlich zu machen; in ſpäteren Regierungsjahren aber kehrte er ganz zu dem Benutzungsplan des Gründers von Königshorſt zurück und ſtellte das von ſeinem Vater begründete Lehrinſtitut als „eine — wie der König in einem Erlaß vom 13. Mai 1780 ſich ausdrückte — ordentliche Akademie des Buttermachens“ wieder her. Bis dieſen Tag gilt die Königshorſter Butter (Horſtbutter) in Berlin als die beſte. Eins fehlt ihr vielleicht — das Aroma. Das Luchgras, was immer auch die Cultur zu ſeiner Verbeſſerung gethan haben mag, kann nicht wetteifern mit dem ſüßen, ſaftigen, kräuterreichen Gras der Nordſee-Marſchen. Noch weniger iſt es geglückt, das Sandland der alten Horſten (Sandſtellen im Sumpf) zu einem fruchtbaren Boden umzugeſtalten; nur mühſam wird das Getreide gewonnen, das zum Unterhalt des Viehſtandes nöthig iſt. Von der Bedeutung jener Entwäſſerungsarbeiten aber, die durch König Friedrich Wilhelm I. eingeleitet wurden, wird man ſich am eheſten eine Vorſtellung machen können, wenn man erfährt, daß die Geſammtlänge der im Luche befindlichen Gräben und Canäle über 71 Meilen beträgt. —

Der Brieſelang.

Balſamiſch wogten die Düfte
Ueber das feuchte Revier,
Die alten Störche bezogen
Freudig das alte Quartier.
In all den Luchen und Lanken
Waren die Waſſer erwacht,
Die Kiefern lauſchten und tauſchten
Ihre Grüße ſacht.

G. Heſekiel.

Eine der älteſten Waldpartien des Havellandes iſt der Brieſelang, anderthalb Meilen weſtlich von Spandau. Die Hamburger Eiſenbahn ſchneidet an ſeinem Südrande hart vorbei und bildet, wenn man auf die Karte blickt, den Fuß, auf dem er ſteht. Wer ihn beſuchen will und die Jahre des Turner-Enthuſiasmus hinter ſich hat, pflegt deshalb auch die genannte Bahn zu benutzen, die ihn Wochentags bis an die öſtlichen Vorlande des Waldes (Station Segefeld) oder Sonntags in Extrazügen direct bis an ſeine Eingänge führt.

Der Brieſelang iſt nicht mehr, was er war. In alten Tagen ging er über Quadratmeilen hin und füllte das ganze Territorium, das man damals als Alt-Bredow-Land bezeichnen konnte. Das Nauen'ſche Luch, die Falkenhagen'ſchen Wieſen, der Bredow'ſche Forſt, das Pauſin'ſche Bruch, alles war Brieſelang, ein Elsbruch im großen Stil: im Frühjahr ein Sumpf oder See, im Sommer eine Prairie, zu allen Jahreszeiten aber von mächtigen Eichen, den „Brieſelang-Eichen", überragt, die um einen Schuh höher waren als alle anderen im Lande. Das iſt nun anders geworden. In allen Theilen des alten Gebiets, zumal auch auf jener Strecke,

St. Nicolai zu Spandau.

Wie Spukgestalten die Nebel sich drehn,
's ist schaurig über das Moor zu gehn,
Die Ranke häkelt am Strauche.
Annette Droste-Hülshof.

Ein klarer Decembertag; die Erde gefroren, die Dächer bereift. Aber schon mischt sich ein leises Grau in die heitere Himmelsbläue, es weht leise herüber von Westen her, und jenes Frösteln läuft über uns hin, das uns ankündigt: Schnee in der Luft.

Schnee in der Luft; vielleicht morgen schon, daß er in Flocken niederfällt! So seien denn die Stunden genutzt, die noch einen freien Blick in die Landschaft gestatten.

Das Spreethal hinunter, an dem Charlottenburger Schloß vorbei (dessen vergoldete Kuppel-Figuren nicht recht wissen, ob sie in dem spärlichen Tageslicht noch blitzen sollen oder nicht), über Brücken hin, zwischen Schwanen-Rudeln hindurch, geht der Zug, bis die Havelveste vor uns aufsteigt, mit Brücken und Gräben, mit Thorwarten und Mauern, und über dem allen: Sanct Nicolai, die erinnerungsreiche Kirche dieser Stadt.

Der Zug hält. Ohne Aufenthalt, mit den Minuten geizend, steuern wir durch ein Gewirr immer enger werdender Gassen auf den alten gothischen Bau zu, der sich, auf engem und kahlem Platze, über den Dächer-Kleinkram hinweg, in die stahlfarbene Luft erhebt. Kein Bau ersten Ranges, aber doch an dieser Stelle.

Das Innere, ein seltner Fall bei renovirten Kirchen, bietet

mehr als das Aeußere verſpricht. Emporen, wie Brückenbogen geſchwungen, ziehen ſich zwiſchen den grauweißen Pfeilern hin und wirken hier, in dem ſonſt ſchmuckloſen Gange, faſt wie ein Ornament des Mittelſchiffes.

Die Kirche ſelbſt, bei aller Schönheit, iſt kahl; im Chor aber drängen ſich die Erinnerungsſtücke, die der Kirche noch aus alter Zeit her geblieben ſind. Hier, an der Rundung des Gemäuers hin, hängen die Wappenſchilde der Quaſte, Ribbeck und Noſtitz, hier richtet ſich das prächtige Denkmal der Gebrüder Röbel auf, hier begegnen wir dem berühmten Steinaltar, den Rochus von Lynar der Kirche ſtiftete, und hier endlich, in Front eben dieſes Altars, erhebt ſich das dreifußartige, ſchönſte Kunſtform zeigende Taufbecken, das zugleich die Stelle angiebt, wo unter dem Eſtrich die Ueberreſte Adam Schwarzenbergs ruhn. Zur Rechten die eigene Wappentafel des Grafen: der Rabe mit dem Türkenkopf.

Alle dieſe Dinge indeß ſind es nicht, die uns heute nach Sanct Nicolai in Spandau geführt haben, unſer Beſuch gilt vielmehr dem alten Thurme, zu deſſen Höhe ein Dutzend Treppenſtiegen hinanführen. Viele dieſer Stiegen liegen im Dunkel, andere empfangen einen Schimmer durch eingeſchnittene Oeffnungen, alle aber ſind bedrohlich durch ihre Steile und Gradlinigkeit und machen einem die Weisheit der alten Baumeiſter wieder gegenwärtig, die ihre Treppen ſpiralförmig durch die dicke Wandung der Thürme zogen und dadurch die Gefahr beſeitigten, funfzig Fuß und mehr erbarmungslos hinab zu ſtürzen.

Die Treppe frei und gradlinig. Und doch iſt es ein Erſteigen mit Hinderniſſen: die Schlüſſel verſagen den Dienſt in den roſtigen Schlöſſern und man merkt, daß die Höhe von Sanct Nicolai zu Spandau keine täglichen Gäſte hat, wie St. Stephan in Wien, oder St. Paul in London. Endlich ſind wir an Uhr und Glockenwerken vorbei, haben das Schlüſſelbund, im Kampf mit Großſchlöſſern und Vorlegeſchlöſſern, ſiegreich durchprobirt und ſteigen nun, durch eine letzte Klappenöffnung, in die luftige Laterne hinein, die den ſteinernen Thurmbau krönt. Keine Fenſter und Blenden ſind zu öffnen, frei bläſt der Wind durch

das gebrechliche Holzwerk. Das ist die Stelle, die wir suchten. Ein Lug-ins-Land.

Zu Füßen uns, in scharfer Zeichnung, als läge eine Karte vor uns ausgebreitet, die Zickzackwälle der Festung; ostwärts im grauen Dämmer die Thürme von Berlin; nördlich, südlich die bucht- und seenreiche Havel, inselbetupfelt, mit Flößen und Kähnen überdeckt; nach Westen hin aber ein breites, kaum hier und da von einer Hügelwelle unterbrochenes Flachland, das Havelland.

Wer hier an einem Juni-Tage stände, der würde hinausblicken in üppig grüne Wiesen, durchwirkt von Raps- und Weizenfeldern, gesprenkelt mit Büschen und rothen Dächern, ein Bild moderner Cultur; an diesem frostigen Decembertage aber liegt das schöne Havelland brachfeldartig vor uns ausgebreitet, eine grau-braune, haideartige Fläche, durch welche sich in breiten blanken Spiegeln, wie Seeflächen, die Grundwasser und übergetretenen Gräben dieser Niederungen ziehen. Wir haben diesen Tag gewählt, um den flußumspannten Streifen Landes, der uns auf diesen und den folgenden Seiten beschäftigen soll, in der Gestalt zu sehen, in der er sich in alten, fast ein Jahrtausend zurückliegenden Zeiten darstellte. Ein grauer Himmel über grauem Land, nur ein Krähenvolk aufsteigend aus dem Weidenwege, der sich an den Wasserlachen entlang zieht, so war das Land von Anfang an: öde, still, Wasser, Weide, Wald.

Freilich, auch dieses Decembertages winterliche Hand hat das Leben nicht völlig abstreifen können, das hier langsam, aber siegreich nach Herrschaft gerungen hat. Dort zwischen Wasser und Weiden hin läuft ein Damm, im ersten Augenblicke nur wie eine braune Linie von unserem Thurm' aus bemerkbar; aber jetzt gewinnt die Linie mehr und mehr Gestalt; denn zischend, brausend, dampfend, dazwischen einen Funkenregen ausstreuend, rasseln jetzt von zwei Seiten her die langen Wagenreihen zweier Züge heran und fliegen — an derselben Stelle vielleicht, wo einst Jazko und Albrecht der Bär sich trafen — an einander vorüber. Das Ganze wie ein Blitz! —

Der Tag neigt sich; der Sonnenball lugt nur noch blutroth aus dem Grau des Horizonts hervor. Ein rother Schein

läuft über die grauen Waſſerflächen hin. Nun iſt die Sonne unter, die Nebel ſteigen auf und wälzen ſich von Weſten her auf die Stadt und unſere Thurmſtelle zu. Noch ſehen wir, wie aus dem nächſten Röhricht ein Volk Enten aufſteigt; aber ehe es in die nächſte Lache niederfällt, iſt das ſchwarze Geflatter in dem allgemeinen Grau verſchwunden.

Das Havelland träumt wieder von alter Zeit.

Das Havelländische Luch.

Es schien das Abendroth
Auf diese sumpfgewordne Urwald-Stätte,
Wo ungestört das Leben mit dem Tod
Jahrtausendlang gekämpfet um die Wette.
Lenau.

Das Havelland, oder mit andern Worten jene nach drei Seiten hin von der Havel*), nach der vierten aber vom Rhin-Flüßchen eingeschlossene Havelinsel, bestand in alter Zeit aus großen, nur hier und dort von Sand oder Lehm-Plateaus unterbrochenen Sumpfstrecken, die sich, trotz der mannigfachsten Veränderungen und Umbildungen, bis diesen Tag unter dem Sondernamen „das Havelländische Luch" oder auch blos „das Luch" erhalten haben. Und sie haben in der That Anspruch auf eine unterscheidende Bezeichnung, da sie in Form und Art von den fruchtbaren Flußniederungen anderer Gegenden vielfach abweichen und z. B. statt des Weizens und der Gerste nur ein mittelmäßiges Heu produciren. Im Großen und Ganzen darf man vom „Luche" sagen, daß es weniger seine Producte, als vielmehr sich selbst zu Markte bringt — den Torf. Denn das Luch besteht großentheils aus Torf. Seitdem es aufgehört hat, ein bloßer Sumpf zu sein, ist es ein großes Gras- und Torfland

*) Zu den vielen Eigenthümlichkeiten der Havel gehört auch die, daß sie, von Norden kommend, auf dem letzten Drittel ihres Laufes wieder nach Norden fließt. Sie beschreibt also einen Halbbogen und umfängt mit ihrem gekrümmten Arm ein 50 Quadratmeilen großes Stück Land, das „Havelland".

geworden. Linum, der Hauptſitz der Torfgräbereien, iſt das Newcaſtle unſerer Reſidenz.

Wie das Havelland den Mittelpunkt Alt-Brandenburgs bildet, ſo bildet das Luch wiederum den Mittelpunkt des Havellandes. Das letztere (d. h. alſo der Weſt- und Oſthavelländiſche Kreis) iſt ohngefähr 50 Q.-Meilen groß; in dieſen 50 Q.-Meilen ſtecken die 22 Q.-Meilen des Luch's wie ein Kern in der Schale. Die Form dieſes Kernes iſt aber nicht rund, auch nicht oval oder elliptiſch, ſondern pilzförmig. Ich werde gleich näher beſchreiben, wie dieſe etwas ungewöhnliche Bezeichnung zu verſtehen iſt. Jeder meiner Leſer kennt jene Pilzarten mit kurzem dicken Stengel, die ein bereits ſchirmförmiges Dach und eine große kugelförmige Wurzel haben. Man nehme den Längsdurchſchnitt eines ſolchen Pilzes und klebe ihn auf ein kleines Quartblatt Papier, ſo wird man ein ziemlich deutliches Bild gewinnen, welche Form „das Luch" innerhalb des Havellandes einnimmt. Gleich der erſte Blick wird dem Beſchauer zeigen, daß das Luch aus zwei Hälften, aus einer ſchirmförmig-nördlichen und einer kugelförmig-ſüdlichen beſteht, die beide da, wo der kurze Strunk des Pilzes läuft, nah zuſammentreffen. Die ſchirmförmige Hälfte heißt das Rhin-Luch, die kugelförmige das Havelländiſche Luch. Das Verbindungsſtück zwiſchen beiden hat keinen beſonderen Namen. Dies verhältnißmäßig ſchmale, dem Strunk des Pilzes entſprechende Verbindungsſtück iſt dadurch entſtanden, daß ſich von rechts und links her Sandplateau's in den Luchgrund hineingeſchoben haben. Dieſe Sandplateau's führen wohlgekannte Namen; das öſtliche iſt das zu beſondrem hiſtoriſchen Anſehn gelangte „Ländchen Bellin", das weſtliche heißt „Ländchen Frieſack". Dieſe beiden „Ländchen" ſind alte Sitze der Cultur, und ihre Hauptſtädte, Fehrbellin und Frieſack, wurden ſchon genannt, als beide Luche, das Rhin-Luch wie das Havelländiſche, noch einem See glichen, der in der Sommerzeit zu einem ungeſunden, unſicheren Sumpfland zuſammentrocknete.

Klöden hat den früheren Zuſtand dieſer Luchgegenden ſehr ſchön und mit poetiſcher Anſchaulichkeit geſchildert. Er ſchreibt: „es war eine wilde Urgegend, wie die Hand der Natur ſie gebildet hatte, ein Seitenſtück zu den Urwäldern Südamerika's, nur kleiner und nicht Wald, ſondern Luch. Es zeigte damals in

großer Ausdehnung, was kleinere Bruchflächen der Mark noch jetzt zeigen. Weit und breit bedeckte ein Rasen aus zusammengefilzter Wurzeldecke von bräunlich-grüner Farbe die wassergleiche Ebene, deren kurze Grashalme besonders den Riedgräsern angehörten. In jedem Frühjahr quoll der Boden durch das hervordringende Grundwasser auf, die Rasendecke hob sich in die Höhe, bildete eine schwimmende, elastische Fläche, welche bei jedem Schritt unter den Füßen einsank, während sich ringsum ein flach trichterförmig ansteigender Abhang bildete. Andere Stellen, die sich nicht in die Höhe heben konnten, sogenannte Lanken, wurden überschwemmt, und so glich das Luch in jedem Frühjahr einem weiten See, über welchen jene Rasenstellen wie grüne, schwimmende Inseln hervorragten, während an anderen Stellen Weiden, Erlen und Birkengebüsch sich im Wasser spiegelten, oder da, wo sie auf einzelnen Sandhügeln, den sogenannten Horsten, gewachsen waren, kleine Wald-Eilande darstellten. Solcher Horsten gab es mehrere, von denen einige mitten im Havelländischen Luche lagen. Die umliegenden Ortschaften versuchten es, dem Luche dadurch einigen Nutzen abzugewinnen, daß sie ihre Kühe darin weiden ließen und das freilich schlechte und saure Gras, so gut es ging, mähten. Beides war nur mit großer Mühseligkeit zu erreichen. Das Vieh mußte häufig durch die Lanken schwimmen, um Grasstellen zu finden, oder es sank in die weiche Decke tief ein, zertrat dieselbe, daß bei jedem Fußtritt der braune Moderschlamm hervorquoll, ja daß es sich oft nur mit großer Mühe wieder herausarbeitete. Oft blieb eine Kuh im Morafte stecken und ward nach unsäglicher Mühe kalt, kraftlos und krank wieder herausgebracht, oder wenn dies zu schwer hielt, an dem Orte, wo sie versunken war, geschlachtet und zerstückt herausgetragen. Nur im hohen Sommer und bei trockener Witterung war der größte Theil des Luch's zu passiren; dann mähte man das Gras, allein nur an wenigen Stellen konnte es mittels Wagen herausgebracht werden; an den meisten mußte man es bis in den Winter in Haufen stehen lassen, um bei gefrornem Boden es einzufahren. Unter allen Umständen war das Gras schlecht und eine kümmerliche Nahrung. So wenig nutzbar dieses Bruch für den Menschen und sein Hausvieh war, so vortrefflich war es für das Wild geeignet. In früheren Zeiten

hausten hier selbst Thiere, welche jetzt in der Mark nicht mehr vorkommen, wie Luchse, Bären und Wölfe. Besonders aber waren es die Sumpfvögel, Kraniche und Störche, welche hochbeinig in diesem Paradiese der Frösche einherstolzirten, und mit ihnen bevölkerte die Wasser ein unendliches Heer von Enten aller Art, nebst einer Unzahl anderer Wasservögel. Kibitze, Rohrsänger, Bachstelzen, alles war da und in den Flüssen fanden sich Schildkröten, wie allerhand Schlangen in dem mitten im Luch gelegenen Jagenwald."

Im Rhin-Luch änderten sich diese Dinge schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts; Gräben wurden gezogen, das Wasser floß ab und die Herstellung eines Dammes quer durch's Luch hindurch wurde möglich. Wo sonst die Fehrbelliner Fähre, über Sumpf und See hin, auf- und abgefahren war, erstreckte sich jetzt der Fehrbelliner Damm. Das Jahr genau zu bestimmen, wann dieser Damm gebaut wurde, ist nicht mehr möglich; doch existirt schon aus dem Jahre 1582 eine Verordnung, in der von Seiten des Kurfürsten Johann Georg „dem Capitul zu Cölln an der Spree, den von Bredows zu Kremmen und Friesack, den Bellins zu Bellin und allen Zietens zu Dechtow und Brunne kund und zu wissen gethan wird, daß der Bellin'sche Fährdamm sehr böse sei und zu mehrerer Beständigkeit mit Steinen belegt werden solle."

Das große Havelländische Luch blieb in seinem Urzustand bis 1718, wo unter Friedrich Wilhelm I. die Entwässerung begann. Vorstellungen von Seiten der zunächst Betheiligten, die ihren eigenen Vortheil, wie so oft, nicht einzusehen vermochten, wurden ignorirt oder abgewiesen und im Sommer desselben Jahres begannen die Arbeiten. Im Mai 1719 waren schon über 1000 Arbeiter beschäftigt und der König betrieb die Canalisirung des Luch's mit solchem Eifer, daß ihm selbst seine vielgeliebten Soldaten nicht zu gut dünkten, um mit Hand anzulegen. Zweihundert Grenadiere, unter Leitung von zwanzig Unteroffizieren, waren hier in der glücklichen Lage, ihren Sold durch Tagelohn erhöhen zu können. Im Jahre 1720 war die Hauptarbeit bereits gethan, aber noch 5 Jahre lang wurde an der völligen Trockenlegung des Luch's gearbeitet. Nebengräben wurden gezogen, Brücken und

Stau-Schleusen angelegt, Dämme gebaut und an allen trocken gelegten Stellen das Holz- und Strauchwerk ausgerodet. Die Arbeiten waren zum großen Theil unter Anleitung holländischer Werkführer und nach holländischen Plänen vor sich gegangen. Dies mochte den Wunsch in dem König anregen, mit Hülfe der 'mal vorhandenen Arbeitskräfte, aus dem ehemaligen Sumpf- und Seelande überhaupt eine reiche, fruchtbare Colonie zu machen. Der Plan wurde ausgeführt und das „Amt Königshorst" entstand an dem Nordrande des kreisförmigen Havelländischen Luch's, ohngefähr da, wo das vom Rhin-Luch abzweigende Verbindungsstück in das Havelländische Luch einmündet. Die Fruchtbarkeit freilich, die dem eben gewonnenen Grund und Boden von Natur aus abging, hat kein Königlicher Erlaß ihm geben können; aber in allem andern hat der „Soldatenkönig" seinen Willen glücklich durchgeführt und Königshorst mit seinen platten, unabsehbaren Grasflächen, seinen Gräben, Deichen und Alleen, erinnert durchaus an die holländischen Landschaften des Rhein-Deltas. Hier wie dort ist die grüne Ebene der Wiesen und Weiden belebt von Viehheerden, die hier gemischter Raçe sind: Schweizer, Holländer, Oldenburger und Holsteiner.

Die Gewinnung guter Milch und Butter war von Anfang an ein Hauptzweck gewesen, und es wurde demgemäß eine förmliche Lehr-Anstalt für die Kunst des Butterns und Käsemachens eingerichtet, wohin die Beamten der Kurmärkischen Aemter eine Anzahl von Bauertöchtern, für deren gute Führung sie verantwortlich waren, als Mägde zu schicken hatten. Diese Mägde wurden während eines zweijährigen Dienstes in allem Nöthigen unterwiesen. Dann mußten sie ohne Hülfe der Holländerin eine Probe guter Butter bereiten, die der König selbst zu prüfen nicht verschmähte. Fiel die Prüfung zu Gunsten der betreffenden Magd aus, so verlieh ihr der König einen Brautschatz im Betrage von 100 Thlr. Diese Einrichtung hat bis zum Tode des Königs bestanden und zu ihrer Zeit reiche Früchte getragen, die noch heut zu Tage nachwirkend sind. Auch Friedrich II. widmete dem Amte Königshorst eine besondere persönliche Aufmerksamkeit. Anfänglich ließ er den größten Theil der dortigen Ländereien zu Fettweiden benutzen, um die Einfuhr von ausländischem Schlachtvieh für den

Berliner Markt entbehrlich zu machen; in ſpäteren Regierungsjahren aber kehrte er ganz zu dem Benutzungsplan des Gründers von Königshorſt zurück und ſtellte das von ſeinem Vater begründete Lehrinſtitut als „eine — wie der König in einem Erlaß vom 13. Mai 1780 ſich ausdrückte — ordentliche Akademie des Buttermachens“ wieder her. Bis dieſen Tag gilt die Königshorſter Butter (Horſtbutter) in Berlin als die beſte. Eins fehlt ihr vielleicht — das Aroma. Das Luchgras, was immer auch die Cultur zu ſeiner Verbeſſerung gethan haben mag, kann nicht wetteifern mit dem ſüßen, ſaftigen, kräuterreichen Gras der Nordſee-Marſchen. Noch weniger iſt es geglückt, das Sandland der alten Horſten (Sandſtellen im Sumpf) zu einem fruchtbaren Boden umzugeſtalten; nur mühſam wird das Getreide gewonnen, das zum Unterhalt des Viehſtandes nöthig iſt. Von der Bedeutung jener Entwäſſerungsarbeiten aber, die durch König Friedrich Wilhelm I. eingeleitet wurden, wird man ſich am eheſten eine Vorſtellung machen können, wenn man erfährt, daß die Geſammtlänge der im Luche befindlichen Gräben und Canäle über 71 Meilen beträgt. —

Der Brieſelang.

Balſamiſch wogten die Düfte
Ueber das feuchte Revier,
Die alten Störche bezogen
Freudig das alte Quartier.
In all den Luchen und Lanken
Waren die Waſſer erwacht,
Die Kiefern lauſchten und tauſchten
Ihre Grüße ſacht.

G. Heſekiel.

Eine der älteſten Waldpartien des Havellandes iſt der Brieſelang, anderthalb Meilen weſtlich von Spandau. Die Hamburger Eiſenbahn ſchneidet an ſeinem Südrande hart vorbei und bildet, wenn man auf die Karte blickt, den Fuß, auf dem er ſteht. Wer ihn beſuchen will und die Jahre des Turner-Enthuſiasmus hinter ſich hat, pflegt deshalb auch die genannte Bahn zu benutzen, die ihn Wochentags bis an die öſtlichen Vorlande des Waldes (Station Segefeld) oder Sonntags in Extrazügen direct bis an ſeine Eingänge führt.

Der Brieſelang iſt nicht mehr, was er war. In alten Tagen ging er über Quadratmeilen hin und füllte das ganze Territorium, das man damals als Alt-Bredow-Land bezeichnen konnte. Das Nauen'ſche Luch, die Falkenhagen'ſchen Wieſen, der Bredow'ſche Forſt, das Pauſin'ſche Bruch, alles war Brieſelang, ein Elsbruch im großen Stil: im Frühjahr ein Sumpf oder See, im Sommer eine Prairie, zu allen Jahreszeiten aber von mächtigen Eichen, den „Brieſelang-Eichen", überragt, die um einen Schuh höher waren als alle anderen im Lande. Das iſt nun anders geworden. In allen Theilen des alten Gebiets, zumal auch auf jener Strecke,

die noch den alten Namen führt, haben ſich die Elemente geſchieden, aus weiten Sumpfſtrecken, denen man die Elſen und Eichen nahm, ſind weite Wieſenſtrecken geworden, und aus anderen, denen man Elſen und Eichen hinzuthat, ſind regelrechte Waldreviere geworden. Nur da, wo Wald und Wieſe mit einander grenzen und der Wald aus ſeinem Heerlager einzelne Poſten in die weite Wieſe hinausſtellt, nur an dieſen Stellen zeigt der Brieſelang noch ſeinen alten Charakter, zumal im Frühjahr, wenn das Sumpfwaſſer ſteigt und ſich wieder in Lachen und Lanken um die Elſenbüſche ſammelt.

Der Brieſelang iſt eine ſchwindende Macht, an Terrain verlierend wie an Charakter, aber auch noch im Schwinden ehrwürdig, voll Zeichen alter Berühmtheit und alten Glanzes. Er beſteht zur Zeit noch aus zwei Hälften, aus dem eigentlichen Brieſelang und aus der Buten-Haide, von denen jener, mit dem Hauptpunkt „Finkenkrug", die ſüdliche, dieſe, die Buten-Haide, mit dem Hauptpunkt „Königs-Eiche", die nördliche Hälfte bildet. Da aber, wo beide Hälften zuſammentreffen, inmitten einer Lichtung, erhebt ſich die „Förſterei Brieſelang", die als Centralpunkt mit Recht den Namen des ganzen Waldes trägt.

In den Brieſelang alſo!

1.

Finkenkrug.

Es ſauſet und brauſet
Das Tamburin,
Es raſſeln und praſſeln
Die Schellen darin.
Clemens Brentano.

In Tagen ſommerlicher Luſt:
Mai, Juni, Juli und Auguſt
vergeht kein Sonntag, wo nicht Schaaren von Beſuchern den Brieſelang umſchwärmten. Aber die Tauſende, die kommen und gehn, begnügen ſich damit, den Zipfel ſeines Gewandes zu faſſen, die Parole lautet nicht „Brieſelang", ſondern „Finkenkrug". Und doch iſt der Finkenkrug, an der ſüdlichſten Stelle der Südhälfte gelegen, ein bloßes Portal, durch das man hindurch muß, um in die eigentliche Schönheit des Waldes einzutreten; nicht dieſſeits liegt die Herrlichkeit, ſondern jenſeits, und alles, was den Brieſelang ausmacht, ſeinen Charakter, ſeine Erinnerungen, ſeine Schätze, alles liegt drüber hinaus. Der Finkenkrug iſt nur erſte Etappe. Wer den Brieſelang kennen lernen will, der muß auch, rüſtigen Fußes, die beiden andern Staffeln zu erreichen wiſſen: die Förſterei und die Eiche. Nur erſt wer bei der „Königs-Eiche" ſteht, der hat den Brieſelang hinter ſich und kann mitſprechen.

Wir thun's. Der geneigte Leſer wolle uns folgen.

Es iſt Sonntag vor Pfingſten. Wir haben den 11 Uhr-Zug benutzt und die Sonne ſteht bereits in Mittag, als wir landen. Wir ſind zu drei: mein Reiſebegleiter, ein pommerſch Blut, ich ſelbſt, und als dritter unſer Führer, ein Autochthone dieſer Ge-

genden. Das Dreieck Spandau-Nauen-Cremmen umschließt seine Welt. Er ist hager und ausdauernd wie ein Trapper, erfahren und lederfarben wie „Pfadfinder". Er versteht auch zu sprechen.

Können Sie's glauben, so hebt er an, daß ich diese Straße seit zwanzig Jahren nicht gekommen bin. Ich fasse den Brieselang immer von Norden her, hier unten bin ich ein Fremder ... Ja, vor zwanzig Jahren! Das war ein Tag, gerade so kalt, wie der heutige warm ist, und wir hatten Wahl in Finkenkrug.

Im Finkenkrug?

Ja, in Finkenkrug. Er mag dadurch poetisch verlieren, mehr verlieren, als er politisch gewinnt, aber ich kann es nicht ändern. Es war in Finkenkrug und ich kam mit dem Falkenhagener Oberförster hier des Wegs. Die Pferde waren ganz weiß, der Wald glitzerte; ich habe kein Rothkehlchen gesehn, so todt war der Wald.

Und sie kamen an und stießen auf's leere Nest. Jeder war zu Hause geblieben.

Fehlgeschossen. Viele Hunderte waren da, immer neue Schlitten fuhren an, und ehe eine halbe Stunde um war, war es nicht mehr möglich, die Ankommenden und Hereindrängenden in den Stuben unterzubringen. Da rief Oberförster Brandt: „Wir machen ein Feuer und tagen draußen." Allgemeiner Jubel. Er war Oberförster, und die Paar Klafter Holz, die nun bald lichterloh und mit Gepraſſel an zu brennen fingen, wird er wohl nach oben hin verdefendiret haben. Es war ein entzückendes Bild. Der glitzernde Wald, das verschneite Haus, auf dessen weißes Dach die rothen Lichter fielen, und um das Feuer herum, in Pelze gewickelt, all die havelländischen Bredow's, die Ribbeck's, die Hünekens, Erxleben von Selbelang, Risselmann von Schönwalde, dazwischen die Pastoren in ihren Filial-Reisemänteln, endlich die Kutscher und Knechte mit ihren Pferdedecken. Jede Stimme galt. Der alte Landrath v. Hobe präsidirte und versicherte uns einmal über das andere, daß v. Patow-Potsdam gewählt werden müsse.

Und was wurde?

Nun, er wurde gewählt. Aber nicht ohne Zwischenfälle. Es muß wahr sein, nie habe ich solche Vertilgung von Grog und

Glühwein gesehen. In solchem Moment höchster Hitze sprang der Oberprediger aus Cremmen, ein scharfer Liberaler, auf die Tribüne und schrie: „Was wollt Ihr jungen Most in alte Schläuche fassen; weg mit Patow, ich stelle mich zur Wahl.“ Und sein Anhang rief ihm Bravo zu. Aber ein Pächter aus Pressentin, der schon völlig unter Grog stand, schrie in die Versammlung hinein: „'runter mit ihm und hinein in's Feuer.“ Allgemeines Gelächter. Aber der Oberprediger, der klugerweise nicht abwarten wollte, wie viel hier Ernst oder Spaß war (denn einige faßten bereits zu) rettete sich durch einen Sprung und verschwand im Unterholze des Brieselang. Er hat den Tag nicht vergessen können.

So ging das Gespräch.

Es war inzwischen heiß geworden, so heiß, daß unsere Phantasie mit einem gewissen Neid an dem Winterbilde hing, das unser Führer eben vor uns entrollt hatte, und schon dämmerte die Frage herauf, ob nicht ein flüchtiges „Ausspannen“, eine Lagerung an schattiger Stelle gestattet sei, als wir deutlich eine Art Janitscharenmusik vernahmen, belebende Klänge, die, immer lauter werdend, unsern Füßen ihre Elasticität wieder gaben. Wir waren am Ziel, wenigstens an einem vorläufigen. Der Finkenkrug blitzte durch's Gezweig, und in guter Haltung rückten wir auf einen kastanienumschatteten Platz, zu dem sich der Waldweg hier verbreitert. Eine Alternative, vor die wir uns plötzlich und gegen Erwarten gestellt sahen, gebot uns, mitten im Wege halt zu machen. Der Finkenkrug umfaßt nämlich eine Doppelwirthschaft: links ist Kaffee und Kegelbahn, rechts ist Bier und Büchsenstand. Dies hielt sich die Wage. Aber was zuletzt unserem Schwanken ein Ende machte, war, daß nach rechts hin, wo freilich das verlockende Seidel blühte, doch zugleich auch die minder verlockende Janitscharenmusik ihren Platz genommen hatte, die, in die Waldesferne hinein unbedingt segensreich wirkend, in nächster Nähe ihr entschieden Bedenkliches hatte.

Also links.

Da hatten wir's denn wirklich mal getroffen. Es war auch die Damenseite, die Seite der jungen Paare, und ich kann mich nicht entsinnen, von meinen Landsmänninnen — honni soit qui mal y pense — jemals einen so ungestört guten Eindruck empfangen zu

geworden. Linum, der Hauptſitz der Torfgräbereien, iſt das Newcaſtle unſerer Reſidenz.

Wie das Havelland den Mittelpunkt Alt-Brandenburgs bildet, ſo bildet das Luch wiederum den Mittelpunkt des Havellandes. Das letztere (d. h. alſo der Weſt- und Oſthavelländiſche Kreis) iſt ohngefähr 50 Q.-Meilen groß; in dieſen 50 Q.-Meilen ſtecken die 22 Q.-Meilen des Luch's wie ein Kern in der Schale. Die Form dieſes Kernes iſt aber nicht rund, auch nicht oval oder elliptiſch, ſondern pilzförmig. Ich werde gleich näher beſchreiben, wie dieſe etwas ungewöhnliche Bezeichnung zu verſtehen iſt. Jeder meiner Leſer kennt jene Pilzarten mit kurzem dicken Stengel, die ein bereits ſchirmförmiges Dach und eine große kugelförmige Wurzel haben. Man nehme den Längsdurchſchnitt eines ſolchen Pilzes und klebe ihn auf ein kleines Quartblatt Papier, ſo wird man ein ziemlich deutliches Bild gewinnen, welche Form „das Luch" innerhalb des Havellandes einnimmt. Gleich der erſte Blick wird dem Beſchauer zeigen, daß das Luch aus zwei Hälften, aus einer ſchirmförmig-nördlichen und einer kugelförmig-ſüdlichen beſteht, die beide da, wo der kurze Strunk des Pilzes läuft, nah zuſammentreffen. Die ſchirmförmige Hälfte heißt das Rhin-Luch, die kugelförmige das Havelländiſche Luch. Das Verbindungsſtück zwiſchen beiden hat keinen beſonderen Namen. Dies verhältnißmäßig ſchmale, dem Strunk des Pilzes entſprechende Verbindungsſtück iſt dadurch entſtanden, daß ſich von rechts und links her Sandplateau's in den Luchgrund hineingeſchoben haben. Dieſe Sandplateau's führen wohlgekannte Namen; das öſtliche iſt das zu beſondrem hiſtoriſchen Anſehn gelangte „Ländchen Bellin", das weſtliche heißt „Ländchen Frieſack". Dieſe beiden „Ländchen" ſind alte Sitze der Cultur, und ihre Hauptſtädte, Fehrbellin und Frieſack, wurden ſchon genannt, als beide Luche, das Rhin-Luch wie das Havelländiſche, noch einem See glichen, der in der Sommerzeit zu einem ungeſunden, unſicheren Sumpfland zuſammentrocknete.

Klöden hat den früheren Zuſtand dieſer Luchgegenden ſehr ſchön und mit poetiſcher Anſchaulichkeit geſchildert. Er ſchreibt: „es war eine wilde Urgegend, wie die Hand der Natur ſie gebildet hatte, ein Seitenſtück zu den Urwäldern Südamerika's, nur kleiner und nicht Wald, ſondern Luch. Es zeigte damals in

großer Ausdehnung, was kleinere Bruchflächen der Mark noch jetzt zeigen. Weit und breit bedeckte ein Rasen aus zusammengefilzter Wurzeldecke von bräunlich-grüner Farbe die wassergleiche Ebene, deren kurze Grashalme besonders den Riedgräsern angehörten. In jedem Frühjahr quoll der Boden durch das hervordringende Grundwasser auf, die Rasendecke hob sich in die Höhe, bildete eine schwimmende, elastische Fläche, welche bei jedem Schritt unter den Füßen einsank, während sich ringsum ein flach trichterförmig ansteigender Abhang bildete. Andere Stellen, die sich nicht in die Höhe heben konnten, sogenannte Lanken, wurden überschwemmt, und so glich das Luch in jedem Frühjahr einem weiten See, über welchen jene Rasenstellen wie grüne, schwimmende Inseln hervorragten, während an anderen Stellen Weiden, Erlen und Birkengebüsch sich im Wasser spiegelten, oder da, wo sie auf einzelnen Sandhügeln, den sogenannten Horsten, gewachsen waren, kleine Wald-Eilande darstellten. Solcher Horsten gab es mehrere, von denen einige mitten im Havelländischen Luche lagen. Die umliegenden Ortschaften versuchten es, dem Luche dadurch einigen Nutzen abzugewinnen, daß sie ihre Kühe darin weiden ließen und das freilich schlechte und saure Gras, so gut es ging, mähten. Beides war nur mit großer Mühseligkeit zu erreichen. Das Vieh mußte häufig durch die Lanken schwimmen, um Grasstellen zu finden, oder es sank in die weiche Decke tief ein, zertrat dieselbe, daß bei jedem Fußtritt der braune Moderschlamm hervorquoll, ja daß es sich oft nur mit großer Mühe wieder herausarbeitete. Oft blieb eine Kuh im Morast stecken und ward nach unsäglicher Mühe kalt, kraftlos und krank wieder herausgebracht, oder wenn dies zu schwer hielt, an dem Orte, wo sie versunken war, geschlachtet und zerstückt herausgetragen. Nur im hohen Sommer und bei trockener Witterung war der größte Theil des Luch's zu passiren; dann mähte man das Gras, allein nur an wenigen Stellen konnte es mittels Wagen herausgebracht werden; an den meisten mußte man es bis in den Winter in Haufen stehen lassen, um bei gefrornem Boden es einzufahren. Unter allen Umständen war das Gras schlecht und eine kümmerliche Nahrung. So wenig nutzbar dieses Bruch für den Menschen und sein Hausvieh war, so vortrefflich war es für das Wild geeignet. In früheren Zeiten

hauſten hier ſelbſt Thiere, welche jetzt in der Mark nicht mehr vorkommen, wie Luchſe, Bären und Wölfe. Beſonders aber waren es die Sumpfvögel, Kraniche und Störche, welche hochbeinig in dieſem Paradieſe der Fröſche einherſtolzirten, und mit ihnen bewohnte die Waſſer ein unendliches Heer von Enten aller Art, nebſt einer Unzahl anderer Waſſervögel. Kibitze, Rohrſänger, Birkhähne, alles war da und in den Flüſſen fanden ſich Schildkröten, wie allerhand Schlangen in dem mitten im Luch gelegenen Zotzenwald."

Im Rhin-Luch änderten ſich dieſe Dinge ſchon zu Anfang des 16. Jahrhunderts; Gräben wurden gezogen, das Waſſer floß ab und die Herſtellung eines Dammes quer durch's Luch hindurch wurde möglich. Wo ſonſt die Fehrbelliner Fähre, über Sumpf und See hin, auf- und abgefahren war, erſtreckte ſich jetzt der Fehrbelliner Damm. Das Jahr genau zu beſtimmen, wann dieſer Damm gebaut wurde, iſt nicht mehr möglich; doch exiſtirt ſchon aus dem Jahre 1582 eine Verordnung, in der von Seiten des Kurfürſten Johann Georg „dem Capitul zu Cölln an der Spree, den von Bredows zu Kremmen und Frieſack, den Bellins zu Bellin und allen Zietens zu Dechtow und Brunne kund und zu wiſſen gethan wird, daß der Bellin'ſche Fährdamm ſehr böſe ſei und zu mehrerer Beſtändigkeit mit Steinen belegt werden ſolle."

Das große Havelländiſche Luch blieb in ſeinem Urzuſtand bis 1718, wo unter Friedrich Wilhelm I. die Entwäſſerung begann. Vorſtellungen von Seiten der zunächſt Betheiligten, die ihren eigenen Vortheil, wie ſo oft, nicht einzuſehen vermochten, wurden ignorirt oder abgewieſen und im Sommer deſſelben Jahres begannen die Arbeiten. Im Mai 1719 waren ſchon über 1000 Arbeiter beſchäftigt und der König betrieb die Canaliſirung des Luch's mit ſolchem Eifer, daß ihm ſelbſt ſeine vielgeliebten Soldaten nicht zu gut dünkten, um mit Hand anzulegen. Zweihundert Grenadiere, unter Leitung von zwanzig Unteroffizieren, waren hier in der glücklichen Lage, ihren Sold durch Tagelohn erhöhen zu können. Im Jahre 1720 war die Hauptarbeit bereits gethan, aber noch 5 Jahre lang wurde an der völligen Trockenlegung des Luch's gearbeitet. Nebengräben wurden gezogen, Brücken und

Stau-Schleusen angelegt, Dämme gebaut und an allen trocken gelegten Stellen das Holz- und Strauchwerk ausgerodet. Die Arbeiten waren zum großen Theil unter Anleitung holländischer Werkführer und nach holländischen Plänen vor sich gegangen. Dies mochte den Wunsch in dem König anregen, mit Hülfe der 'mal vorhandenen Arbeitskräfte, aus dem ehemaligen Sumpf- und Seelande überhaupt eine reiche, fruchtbare Colonie zu machen. Der Plan wurde ausgeführt und das „Amt Königshorst" entstand an dem Nordrande des kreisförmigen Havelländischen Luch's, ohngefähr da, wo das vom Rhin-Luch abzweigende Verbindungsstück in das Havelländische Luch einmündet. Die Fruchtbarkeit freilich, die dem eben gewonnenen Grund und Boden von Natur aus abging, hat kein Königlicher Erlaß ihm geben können; aber in allem andern hat der „Soldatenkönig" seinen Willen glücklich durchgeführt und Königshorst mit seinen platten, unabsehbaren Grasflächen, seinen Gräben, Deichen und Alleen, erinnert durchaus an die holländischen Landschaften des Rhein-Deltas. Hier wie dort ist die grüne Ebene der Wiesen und Weiden belebt von Viehheerden, die hier gemischter Raçe sind: Schweizer, Holländer, Oldenburger und Holsteiner.

Die Gewinnung guter Milch und Butter war von Anfang an ein Hauptzweck gewesen, und es wurde demgemäß eine förmliche Lehr-Anstalt für die Kunst des Butterns und Käsemachens eingerichtet, wohin die Beamten der Kurmärkischen Aemter eine Anzahl von Bauertöchtern, für deren gute Führung sie verantwortlich waren, als Mägde zu schicken hatten. Diese Mägde wurden während eines zweijährigen Dienstes in allem Nöthigen unterwiesen. Dann mußten sie ohne Hülfe der Holländerin eine Probe guter Butter bereiten, die der König selbst zu prüfen nicht verschmähte. Fiel die Prüfung zu Gunsten der betreffenden Magd aus, so verlieh ihr der König einen Brautschatz im Betrage von 100 Thlr. Diese Einrichtung hat bis zum Tode des Königs bestanden und zu ihrer Zeit reiche Früchte getragen, die noch heut zu Tage nachwirkend sind. Auch Friedrich II. widmete dem Amte Königshorst eine besondere persönliche Aufmerksamkeit. Anfänglich ließ er den größten Theil der dortigen Ländereien zu Fettweiden benutzen, um die Einfuhr von ausländischem Schlachtvieh für den

Berliner Markt entbehrlich zu machen; in ſpäteren Regierungsjahren aber kehrte er ganz zu dem Benutzungsplan des Gründers von Königshorſt zurück und ſtellte das von ſeinem Vater begründete Lehrinſtitut als „eine — wie der König in einem Erlaß vom 13. Mai 1780 ſich ausdrückte — ordentliche Akademie des Buttermachens“ wieder her. Bis dieſen Tag gilt die Königshorſter Butter (Horſtbutter) in Berlin als die beſte. Eins fehlt ihr vielleicht — das Aroma. Das Luchgras, was immer auch die Cultur zu ſeiner Verbeſſerung gethan haben mag, kann nicht wetteifern mit dem ſüßen, ſaftigen, kräuterreichen Gras der Nordſee-Marſchen. Noch weniger iſt es geglückt, das Sandland der alten Horſten (Sandſtellen im Sumpf) zu einem fruchtbaren Boden umzugeſtalten; nur mühſam wird das Getreide gewonnen, das zum Unterhalt des Viehſtandes nöthig iſt. Von der Bedeutung jener Entwäſſerungsarbeiten aber, die durch König Friedrich Wilhelm I. eingeleitet wurden, wird man ſich am eheſten eine Vorſtellung machen können, wenn man erfährt, daß die Geſammtlänge der im Luche befindlichen Gräben und Canäle über 71 Meilen beträgt. —

Der Brieſelang.

Balſamiſch wogten die Düfte
Ueber das feuchte Revier,
Die alten Störche bezogen
Freudig das alte Quartier.
In all den Luchen und Lanken
Waren die Waſſer erwacht,
Die Kiefern lauſchten und tauſchten
Ihre Grüße ſacht.

G. Heſekiel.

Eine der älteſten Waldpartien des Havellandes iſt der Brieſelang, anderthalb Meilen weſtlich von Spandau. Die Hamburger Eiſenbahn ſchneidet an ſeinem Südrande hart vorbei und bildet, wenn man auf die Karte blickt, den Fuß, auf dem er ſteht. Wer ihn beſuchen will und die Jahre des Turner-Enthuſiasmus hinter ſich hat, pflegt deshalb auch die genannte Bahn zu benutzen, die ihn Wochentags bis an die öſtlichen Vorlande des Waldes (Station Segefeld) oder Sonntags in Extrazügen direct bis an ſeine Eingänge führt.

Der Brieſelang iſt nicht mehr, was er war. In alten Tagen ging er über Quadratmeilen hin und füllte das ganze Territorium, das man damals als Alt-Bredow-Land bezeichnen konnte. Das Nauen'ſche Luch, die Falkenhagen'ſchen Wieſen, der Bredow'ſche Forſt, das Pauſin'ſche Bruch, alles war Brieſelang, ein Elsbruch im großen Stil: im Frühjahr ein Sumpf oder See, im Sommer eine Prairie, zu allen Jahreszeiten aber von mächtigen Eichen, den „Brieſelang-Eichen", überragt, die um einen Schuh höher waren als alle anderen im Lande. Das iſt nun anders geworden. In allen Theilen des alten Gebiets, zumal auch auf jener Strecke,

die noch den alten Namen führt, haben ſich die Elemente geſchieden, aus weiten Sumpfſtrecken, denen man die Elſen und Eichen nahm, ſind weite Wieſenſtrecken geworden, und aus anderen, denen man Elſen und Eichen hinzuthat, ſind regelrechte Waldreviere geworden. Nur da, wo Wald und Wieſe mit einander grenzen und der Wald aus ſeinem Heerlager einzelne Poſten in die weite Wieſe hinausſtellt, nur an dieſen Stellen zeigt der Brieſelang noch ſeinen alten Charakter, zumal im Frühjahr, wenn das Sumpfwaſſer ſteigt und ſich wieder in Lachen und Lanken um die Elſenbüſche ſammelt.

Der Brieſelang iſt eine ſchwindende Macht, an Terrain verlierend wie an Charakter, aber auch noch im Schwinden ehrwürdig, voll Zeichen alter Berühmtheit und alten Glanzes. Er beſteht zur Zeit noch aus zwei Hälften, aus dem eigentlichen Brieſelang und aus der Buten-Haide, von denen jener, mit dem Hauptpunkt „Finkenkrug", die ſüdliche, dieſe, die Buten-Haide, mit dem Hauptpunkt „Königs-Eiche", die nördliche Hälfte bildet. Da aber, wo beide Hälften zuſammentreffen, inmitten einer Lichtung, erhebt ſich die „Förſterei Brieſelang", die als Centralpunkt mit Recht den Namen des ganzen Waldes trägt.

In den Brieſelang alſo!

1.

Finkenkrug.

Es ſauſet und brauſet
Das Tamburin,
Es raſſeln und praſſeln
Die Schellen darin.
Clemens Brentano.

In Tagen ſommerlicher Luſt:
Mai, Juni, Juli und Auguſt
vergeht kein Sonntag, wo nicht Schaaren von Beſuchern den Brieſelang umſchwärmten. Aber die Tauſende, die kommen und gehn, begnügen ſich damit, den Zipfel ſeines Gewandes zu faſſen, die Parole lautet nicht „Brieſelang", ſondern „Finkenkrug". Und doch iſt der Finkenkrug, an der ſüdlichſten Stelle der Südhälfte gelegen, ein bloßes Portal, durch das man hindurch muß, um in die eigentliche Schönheit des Waldes einzutreten; nicht dieſſeits liegt die Herrlichkeit, ſondern jenſeits, und alles, was den Brieſelang ausmacht, ſeinen Charakter, ſeine Erinnerungen, ſeine Schätze, alles liegt drüber hinaus. Der Finkenkrug iſt nur erſte Etappe. Wer den Brieſelang kennen lernen will, der muß auch, rüſtigen Fußes, die beiden andern Staffeln zu erreichen wiſſen: die Förſterei und die Eiche. Nur erſt wer bei der „Königs-Eiche" ſteht, der hat den Brieſelang hinter ſich und kann mitſprechen.

Wir thun's. Der geneigte Leſer wolle uns folgen.

Es iſt Sonntag vor Pfingſten. Wir haben den 11 Uhr-Zug benutzt und die Sonne ſteht bereits in Mittag, als wir landen. Wir ſind zu drei: mein Reiſebegleiter, ein pommerſch Blut, ich ſelbſt, und als dritter unſer Führer, ein Autochthone dieſer Ge-

genden. Das Dreieck Spandau-Nauen-Cremmen umſchließt ſeine Welt. Er iſt hager und ausdauernd wie ein Trapper, erfahren und lederfarben wie „Pfadfinder“. Er verſteht auch zu ſprechen.

Können Sie's glauben, ſo hebt er an, daß ich dieſe Straße ſeit zwanzig Jahren nicht gekommen bin. Ich faſſe den Brieſelang immer von Norden her, hier unten bin ich ein Fremder . . . Ja, vor zwanzig Jahren! Das war ein Tag, gerade ſo kalt, wie der heutige warm iſt, und wir hatten Wahl in Finkenkrug.

Im Finkenkrug?

Ja, in Finkenkrug. Er mag dadurch poetiſch verlieren, mehr verlieren, als er politiſch gewinnt, aber ich kann es nicht ändern. Es war in Finkenkrug und ich kam mit dem Falkenhagener Oberförſter hier des Wegs. Die Pferde waren ganz weiß, der Wald glitzerte; ich habe kein Rothkehlchen geſehn, ſo todt war der Wald.

Und ſie kamen an und ſtießen auf's leere Neſt. Jeder war zu Hauſe geblieben.

Fehlgeſchoſſen. Viele Hunderte waren da, immer neue Schlitten fuhren an, und ehe eine halbe Stunde um war, war es nicht mehr möglich, die Ankommenden und Hereindrängenden in den Stuben unterzubringen. Da rief Oberförſter Brandt: „Wir machen ein Feuer und tagen draußen.“ Allgemeiner Jubel. Er war Oberförſter, und die Paar Klafter Holz, die nun bald lichterloh und mit Gepraſſel an zu brennen fingen, wird er wohl nach oben hin verdefendiret haben. Es war ein entzückendes Bild. Der glitzernde Wald, das verſchneite Haus, auf deſſen weißes Dach die rothen Lichter fielen, und um das Feuer herum, in Pelze gewickelt, all die hävelländiſchen Bredow's, die Ribbeck's, die Hünekens, Erxleben von Selbelang, Riſſelmann von Schönwalde, dazwiſchen die Paſtoren in ihren Filial-Reiſemänteln, endlich die Kutſcher und Knechte mit ihren Pferdedecken. Jede Stimme galt. Der alte Landrath v. Hobe präſidirte und verſicherte uns einmal über das andere, daß v. Patow-Potsdam gewählt werden müſſe.

Und was wurde?

Nun, er wurde gewählt. Aber nicht ohne Zwiſchenfälle. Es muß wahr ſein, nie habe ich ſolche Vertilgung von Grog und

Glühwein gesehen. In solchem Moment höchster Hitze sprang der Oberprediger aus Cremmen, ein scharfer Liberaler, auf die Tribüne und schrie: „Was wollt Ihr jungen Most in alte Schläuche fassen; weg mit Patow, ich stelle mich zur Wahl.“ Und sein Anhang rief ihm Bravo zu. Aber ein Pächter aus Pressentin, der schon völlig unter Grog stand, schrie in die Versammlung hinein: „'runter mit ihm und hinein in's Feuer.“ Allgemeines Gelächter. Aber der Oberprediger, der klugerweise nicht abwarten wollte, wie viel hier Ernst oder Spaß war (denn einige faßten bereits zu) rettete sich durch einen Sprung und verschwand im Unterholze des Brieselang. Er hat den Tag nicht vergessen können.

So ging das Gespräch.

Es war inzwischen heiß geworden, so heiß, daß unsere Phantasie mit einem gewissen Neid an dem Winterbilde hing, das unser Führer eben vor uns entrollt hatte, und schon dämmerte die Frage herauf, ob nicht ein flüchtiges „Ausspannen“, eine Lagerung an schattiger Stelle gestattet sei, als wir deutlich eine Art Janitscharenmusik vernahmen, belebende Klänge, die, immer lauter werdend, unsern Füßen ihre Elasticität wieder gaben. Wir waren am Ziel, wenigstens an einem vorläufigen. Der Finkenkrug blitzte durch's Gezweig, und in guter Haltung rückten wir auf einen kastanienumschatteten Platz, zu dem sich der Waldweg hier verbreitert. Eine Alternative, vor die wir uns plötzlich und gegen Erwarten gestellt sahen, gebot uns, mitten im Wege halt zu machen. Der Finkenkrug umfaßt nämlich eine Doppelwirthschaft: links ist Kaffee und Kegelbahn, rechts ist Bier und Büchsenstand. Dies hielt sich die Wage. Aber was zuletzt unserem Schwanken ein Ende machte, war, daß nach rechts hin, wo freilich das verlockende Seidel blühte, doch zugleich auch die minder verlockende Janitscharenmusik ihren Platz genommen hatte, die, in die Waldesferne hinein unbedingt segensreich wirkend, in nächster Nähe ihr entschieden Bedenkliches hatte.

Also links.

Da hatten wir's denn wirklich mal getroffen. Es war auch die Damenseite, die Seite der jungen Paare, und ich kann mich nicht entsinnen, von meinen Landsmänninnen — honni soit qui mal y pense — jemals einen so ungestört guten Eindruck empfangen zu

haben. Schlank, hübſch, wohlgekleidet, munter ohne Lärm, neckiſch ohne Frivolität, frei ohne „Freiheiten", ſchritten ſie paarweiſe auf und ab, ſpielten zwiſchen den Bäumen, oder flogen in der Schaukel durch die Luft. Fremde, die ſich auf vergleichende Völkerkunde verſtehen, würden die günſtigſten Urtheile von dieſer Stelle mit hinweg genommen haben, wenn man ihnen, die Paare vorſtellend, hätte ſagen können: dies iſt die Schweſter eines Steinmetzen, die Braut eines Büchſenmachers, die junge Frau eines Schiffszimmermanns oder Kahnbauers.

Eine kurze Raſt wurde genommen, das Seidel „von gegenüber" geprobt; dann brachen wir wieder auf, mit einem Gruß gegen das graciöſe Paar, das eben jetzt im Verſteckſpiel hinter den Bäumen ſich neckte, und traten dann in jenen ſchon erwähnten, an der Grenzlinie von Wald und Wieſe ſich hinſchlängelnden Weg ein, der, zumal in Apriltagen, wenn Alles wieder See und Sumpf iſt und jedes Elſengebüſch zu einer Inſel wird, die alten Brieſelang-Zeiten herauf beſchwört. Heute bot die Scenerie nichts von den Bildern jener Zeit. Links zwitſcherten die Vögel im Wald, nach rechts hin dehnte ſich die Wieſe, mit Tauſendſchön, Ranunkel und rothem Ampfer geſprenkelt. Alles war Heiterkeit und Friede. Unſer „Pfadfinder", der während unſers kurzen Aufenthalts im Finkenkrug ſich mehr meinem Reiſegefährten als mir zu attachiren gewußt hatte, brach hier die raſch angeknüpften Beziehungen ebenſo raſch wieder ab, geſellte ſich mir aufs neue und antwortete eingehend und immer bereit auf meine hundert Fragen, die alsbald kurz und quer gingen wie der Weg, den er uns führte.

Sie fragen nach Wildſtand und Wilddieben. Nun, der Wilddiebe hat der Brieſelang wohl nicht allzuviel, aber der Walddiebe deſto mehr. Sie glauben gar nicht, was in ſolchem Walde alles ſteckt und wie viele Hunderte von Menſchen daraus ihre Nahrung oder doch einen Theil ihres Erwerbes ziehen. Es mag wohl zwanzig Arten von „Jägern" geben, die hier im Brieſelang zu Hauſe ſind. Vielleicht noch viel mehr.

Und das wären?

Ich will Ihnen nur ein halbes Dutzend nennen. Da ſind die Kräuterjäger, die Käfer-, Fliegen- und Inſekten-Jäger, die Eier- und Vogeljäger, die Laubfroſchjäger, die Schlangenjäger, die

Ameiſenjäger. Auf dem Schwanen-Kruge verſammeln ſich im Juni allerlei Geſtalten, jung und alt, die Jagd auf wilde Roſenſtämme, auf „Hagebutten-Sträucher“ machen, während andere, etwas früher ſchon, aber mit derſelben Pertinacität, dem jungen Faulbaum nachſtellen.

Dem Faulbaum?

Ja! das Faulbaumholz giebt eine allerbeſte Kohle für die Pulverfabrikation. Selbſt Pappeln und Linden kommen gegen den Faulbaum nicht auf. Da iſt denn immer Nachfrage, und ſo macht ſich der Handel. Nun werden Sie fragen: iſt das legal? Und die Frage iſt nur allzu berechtigt. Aber wer will in der Kohle noch nach der Legalität des Holzes ſpüren? Wer kauft Pottaſche und verlangt Ausweis über den eingeäſcherten Wald?

Ich verſteh. Aber Sie ſprachen auch von Schlangenjägern. Das klingt ja bedenklich. Sind wir hier auf Reptilien-Terrain?

Nicht gerade hier. Aber weiter rechts, nach dem Spandauer Forſt hinüber, da ſind die Schlangen zu Hauſe.

Blindſchleichen, Columbellen.

Nicht ſo harmlos. Die echte Kreuzotter. Es ſind dort Stellen, wo ſie ſo dicht wie Regenwürmer liegen. Dieſe Stellen kennen die Schlangenjäger ganz genau. Ihre ganze Waffe beſteht in einem Stock, der vorn gegabelt iſt. Nun lüften ſie das halbverfaulte Gebälk, drunter die Kreuzotter liegt und im nächſten Moment fahren ſie mit dem Stock derart in die Erde, daß die Gabel ſich wie ein Halsring um die Schlange legt. Nun iſt ſie wehrlos und wird durch eine zweite Manipulation in einem Behälter, meiſt einer Flaſche, untergebracht.

Iſt dies nun wiſſenſchaftliche Paſſion?

Unter Umſtänden ja. Aber zumeiſt Erwerb. Solche Kreuzotter hat ihren Werth. Da ſind Händler, auf deren Preiscouranten die Rubrik „Schlange“ eine halbe Spalte füllt.

Aber wer kauft dergleichen?

Hunderte von Perſonen. Da ſind zuerſt die Zoologen und Toxikologen von Fach, da ſind die unerbittlichen Männer der Viviſektion, die von dem harmloſen Kaninchen 'mal gern auf ein kleineres Ungethüm mit Giftzahn und Giftblaſe überſpringen (ein höherer Sport, weil gefährlich) und da ſind endlich die chemiſch-

physikalischen Oberlehrer dieses oder jenes Progymnasiums, die das Naturalien-Cabinet in Pritzwalk oder Pasewalk auf der „Höhe der Wissenschaft" zu erhalten, d. h. mit allerhand Reptilien in Glasflaschen auszustaffiren wünschen.

Auch mit Kreuzottern?

Gewiß. Die Herren von der Feder glauben immer, daß sich die Welt blos aus Autographen- und wenn es hoch kommt aus Kupferstichsammlern zusammensetzt. Sie glauben gar nicht, was alles gesammelt wird.

In diesem Augenblick, als ob uns der Beweis, „was alles gesammelt würde", auf der Stelle geführt werden sollte, trat aus einem wilden Elsbusch-Bosquet eine sonnenverbrannte Gestalt hervor, deren Costüm (eine Art Jagdtasche, aus der drei oder vier aufrechtstehende Cigarrenkisten hervorragten; dazu ein Stock mit flatterndem Gazebeutel) keinen Zweifel darüber lassen konnte, welcher Kategorie von Sammlern er zugehörte. Es war ein Muster-Exemplar.

Er trat mit rascher Wendung an uns heran, machte mit seinem Käscherstock eine Bewegung wie ein Tambour-Major, wenn die Musik aufhören oder wieder anfangen soll, und sagte dann im Berliner Dialekt: Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, mein Name ist Lampe, Kalitten-Jäger.

Bei diesem Schlußwort wiederholte er die Bewegung mit dem Stock. Im ersten Augenblick, als er so jäh und plötzlich wie die bekannten Drei auf der schottischen Haide, vor uns hintrat, erschrak ich ein wenig. Und zunächst mit Recht. Die Klasse von Jägern nämlich, der er, auch wenn er sich nicht dazu bekannt hätte, ganz unverkennbar angehörte, zählt keineswegs zu den angenehmen, am allerwenigsten zu den harmlosen Erscheinungen, wie man, ihrem Namen nach, ohne weiteres schließen sollte. Sie vereinigen den Hochmuth des Turners, des Dauerläufers und des Gelehrten in sich; jeder „steht und fällt mit der Wissenschaft".

Zu dieser Gruppe gehörte Lampe nun glücklicherweise nicht. Das Berlinerthum wirkte hier als Gegengift. Seine Selbstironie brachte wieder alles ins Gleichgewicht und ließ noch einen gefälligen Ueberschuß. Er bat, wie gesagt, sich uns anschließen und

„seine Fahne hochhalten zu dürfen“. Unsere Herzen fielen ihm gleich zu, und so ging es weiter.

Herr Lampe, Sie sind gewiß auch Kräuterjäger.

Nicht doch. Wer seinen Käscher mit Ehren tragen will, muß die grüne Trommel zu Hause lassen. Fauna apart und Flora apart. Sie glauben gar nicht, welche profunde Wissenschaft die Käferei ist. Hundertundzwanzig Bockkäfer blos im Brieselang. Das will gemacht sein.

Gewiß. Aber ich habe mir sagen lassen, daß die Dinge doch Hand in Hand gehen und daß die „Käferei“, wie Sie sagen, ohne „Kräuterei“ gar nicht recht bestehen kann. Beispielsweise wenn Sie eine Weißdornhecke sehen, so wissen Sie auch schon, was in dieser Hecke vorkommen kann, eben so gewiß wir wissen, wo die Cretins und die Kröpfe zu suchen sind. Ursach und Wirkung, Theorie von der Ernährung. Bergwasser.

Ich danke Ihnen für Ihre Vergleiche. Aber Sie haben Recht. Das Land und die Leute, die Kräuter und die Insekten stehen in allernächster Beziehung zu einander und obwohl ich für strenge Scheidung bin und die Mengerei in der Wissenschaft nicht leiden kann, so kann man doch nicht käfern in absoluter Ignorirung der grünen Trommel. Rund heraus, ich kenne dies und das. Aber das ist nicht Wissenschaft.

Ich höre, daß der Brieselang eine eigene Flora haben soll, daß hier Dinge vorkommen, die sonst in der ganzen Mark nicht mehr zu finden sind. Hat das seine Richtigkeit?

Gewiß. Der Brieselang hat seine eigenen Pflanzen und seine eigenen Insekten, er ist unser gelobtes Land und selbst die Rudower Wiese, in „all dem Ruhm ihrer Orchideen“, muß sich gegen den Brieselang verstecken.

Was kommt denn wohl so vor? Ich meine zunächst von Pflanzen.

Da haben wir zunächst das Wanzen-Knabenkraut. Da haben wir ferner Neottia Nidus avis, das Vogelnest. Noch seltener ist Coptolanthera rubra, der rothe Rundbeutel. Die Krone von allem aber ist vielleicht Dicranum montanum, der gebirgliebende Gabelzahn. Wie der speciell in den Brieselang kommt, wo die

Maulwurfshügel für Alles, was Berglinie heißt, aufkommen müſſen, iſt mir unerfindlich.

Und nun die Käfer.

Nun wiſſen Sie, da giebt's kein Ende. Aber ich will es gnädig machen. Da iſt der Widderkäfer, der Baſtkäfer, der Feuerkäfer; dies ſind die leichten Truppen. Dann kommt die Garde: der Schwarzkäfer, der Panzerkäfer. Aber das eigentlich ſchwere Geſchütz, das den Ausſchlag giebt, das iſt doch Procrustes coriaceus und Saperda Seydlii. Beſonders Saperda. Sie lächeln; aber glauben Sie mir, wie unſer einem zu Muthe wird, wenn man blos das Wort Saperda ausſprechen hört, davon können Sie ſich keine Vorſtellung machen. Ich hatte einen legitimiſtiſch-hiſtoriſchen Freund, deſſen Geſicht ſich immer verklärte, wenn er „Montmorency" ſagte; ſehen Sie, ſo geht es mir mit Saperda. Und ſagen Sie ſelbſt, klingt es nicht ſchön, apart, dies Doppel a und das r in der Mitte! O, wir haben auch ein Herz.

Iſt denn nun Saperda im ganzen Brieſelang verbreitet?

Verbreitet? Ich weiß nicht, was Sie verbreitet nennen. Wenn eine Sache verbreitet iſt, nun, ſo iſt es mit ihr vorbei, ſo iſt ſie entzaubert. Es giebt keine verbreitete Schönheit. Schönheit iſt immer rar. Saperda findet ſich auf einem einzigen Baum, an der Segefelder Straße.

Davon hab ich gehört.

Nicht mehr wie billig. Manche Meſſerklinge iſt da zerbrochen worden. Der Baum ſieht aus wie ein Scheibenpfahl, den hundert Kugeln geſtreift, durchbohrt, zerſplittert haben. Es giebt keinen unter uns, der den Baum nicht kennte. Bei Segefeld liegt der Sand wie eine Sahara. Aber wir durchwaten ihn mit Freudigkeit; — der Weg zu den großen Pilgerſtätten hat noch immer durch die Wüſte geführt.

2.

Förſterei Brieſelang.

Leſen konnt ich in ſeinen feſten Zügen
Seinen lang und treu bewahrten Entſchluß:
Auch mit keinem Fingerdrucke zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei ſeinem Gruß.

Nic. Lenau.

Unter ſolchem Geplauder hatten wir eine Stelle erreicht, wo der Weg, die bis dahin inne gehaltene Scheidelinie zwiſchen Wald und Wieſe aufgebend, nach links hin ſcharf einbiegt. Hier ſchlug ſich Lampe in die Tiefen des Waldes, während wir, den Weg weiter verfolgend, alsbald auf eine große Lichtung mit Gärten, Häuſern und Stallgebäuden hinaus traten. Wir hatten den Centralpunkt dieſer Waldregionen erreicht: Förſterei Brieſelang. Daneben das „Remonte-Depot" gleichen Namens. Die Lichtung, die dieſe beiden Häuſercomplexe einſchließt, hat den Charakter einer großen Waldwieſe. Ein Waſſerlauf, „der neue Graben", der in früheren Jahren das Sumpfland entwäſſert hat und nun zum Holzflößen dient, zieht ſich quer durch die ganze Breite; eine Brücke führt darüber hin. Jenſeits des Waſſerlaufes aber ſteigt der Wald („die Buten-Haide") aufs Neue an und ſchließt gegen Norden hin das Bild. Am jenſeitigen Rande des Waldes: die Königseiche und Dorf Pauſin.

Ein Hirſchgeweih über der Thür ließ uns nicht lange in Zweifel, wo wir die Förſterei, für die wir einen Gruß mitbrachten, zu ſuchen hätten. Wir traten ein. Es war um die dritte Stunde. Der Förſter, ein Mann von nah an 70, fuhr aus ſeinem Nach-

mittagsſchlaf auf, ſtrich ſich die momentane Runzel von der Stirn und ſtand grüßend vor uns. Wer in ſolchen Momenten Haltung bewahrt, iſt allemal eine liebenswürdige Natur.

Wenn dies je zutraf, ſo hier. Wir ſetzten uns zunächſt in eine Geisblattlaube, die den Eingang umrankte, als aber die Nachmittagsſchwüle zu drücken begann, rückten wir — ein paar Forſteleven hatten ſich uns zugeſellt — weiter vor und ſtellten die Bänke in's Freie. Und nun die ganze Waldwieſe ſammt Graben, Brücke und Remonte-Depot (das zur Hälfte eine Brandſtelle war) vor uns, begann das Geplauder.

Der alte Förſter verſtand es. Ich darf wohl ſagen, ſo hob er an, der liebe Gott hat es gut mit mir gemeint. Mein Großvater war Förſter, mein Vater war Förſter, ich bin Förſter und meine drei Jungens ſind auch Förſter, oder ſollen's werden. Wir haben Alle Waldblut in den Adern, Brieſelang-Blut. Ein Jahr bin ich einmal in einer Kiefern-Haide geweſen, aber mir wurde erſt wieder wohl, als ich wieder Elſen und Eichen um mich her hatte.

Iſt der Brieſelang ihre Heimath?

Nicht ſo ganz, aber doch beinah. Wir ſind auf dem Glin zu Hauſe. Mein Vater war in Dienſten beim alten Blücher, der dazumal Groß-Ziethen hatte. Ich habe oft auf des alten Feldmarſchalls Knie geritten. „Willſt Du auch ein Förſter werden?" Das will ich. „Na, denn werd' ein ſo braver Kerl wie dein Vater." Das hab' ich nicht vergeſſen. Es war doch ein gnädiger, alter Herr. Als es Anno 15 wieder los ging, ſagte er zu meinem Vater: „Grote, denk Dir, der Deubelskerl iſt wieder da; wir müſſen ihm noch 'mal eins geben; aber diesmal ordentlich, daß er genug hat un nich wiederkommt." Und dabei ſah er ganz ernſthaft aus, garnicht ſo ſchabernackiſch wie ſonſt wohl; es mocht' ihm wohl ſchwanen, daß er am Ende ſelber nicht wiederkommen könne. Und hören Sie, es war auch dichte dran, als er da bei Ligny unter ſeinem Schimmel lag!

Wir nickten Alle. Vom Wald her aber ſchmetterte Finken- und Droſſelſchlag immer friſcher zu uns herüber und mit dem Daumen rückwärts deutend, ſagte der alte Förſter: ja, das klingt in's Herz.

Das thut's, erwiderte jetzt mein Reisegefährte (den es nachgerade wohl Zeit ist aus seiner stummen Rolle zu erlösen, in der er bisher eigensinnig beharrte), aber wollen Sie glauben, Herr Förster, daß es Gegenden giebt, wo die Vögel denn doch noch anders singen, so melodisch, so tieferschütternd, daß man aufhorcht, als habe man den Klang einer Menschenstimme, die ersten Töne einer wehmüthigen Volksweise gehört.

Der Tausend auch, sagte der Förster, Sie machen mich neugierig.

Und diese Vögel, von denen ich spreche, die singen da, wo wir's am wenigsten glauben möchten, in Australien bei den Antipoden. Ein Engländer ist dort gereist, hat die Waldstimmen belauscht, hat die Töne in Noten festgehalten und zuletzt eine Art Melodien-Buch herausgegeben, aus dem wir nun genau erfahren können, wie die australischen Vögel singen.

Ist es möglich!

Es ist sogar gewiß. Ich habe das Buch. Und unter all diesen Stimmen ist eine, die es mir besonders angethan hat, das ist die Stimme des Leather-head. Leather-head heißt Lederkopf, ein Name, den dieser Vogel führt, weil er einen völlig kahlen Kopf hat. Ich will Ihnen die Melodie pfeifen; sie geht leise; Sie müssen scharf aufhorchen.

Unser Reisegefährte pfiff nun in langgezogenen Tönen die Klagemelodie des Leather-head. Selbst im Walde war es still geworden. Es war, als ob die Vögel drinnen mit zu Rathe säßen.

Das ist schön, sagte der Förster, aber Ihr Engländer kann sich die Melodie erfunden haben.

Ich gestehe, fuhr unser Reisegefährte fort, daß ich dann und wann denselben Verdacht hatte. Aber denken Sie, wo mir plötzlich die Gewißheit kam! Sie haben vom Aquarium gehört. Nun, in dem Aquarium befindet sich auch eine Vogelhecke, die mir das Liebste vom Ganzen ist. Jeder hat so seinen Geschmack. Und wie ich nun den Gang entlang komme und das Gezwitscher der anderen Vögel einen Augenblick schweigt, was höre ich da plötzlich aus der Volière heraus? Die leisen, langgezogenen Töne meines Leather-head, einmal, zweimal, dreimal. Mir war,

als ob ich einen alten Bekannten wiederſähe. Da ſaß er und ſtarrte mich lange an, wie wenn er gefühlt hätte: der hat dich verſtanden.

Alles ſchwieg. Der Erzähler pfiff die Melodie noch einmal. Dann knipſte der Förſter mit den Fingern und ſagte: nichts für ungut, aber ich bin doch für eine richtige Brieſelang-Droſſel; ihr Leather-head hat mich ganz melancholiſch gemacht. Ich bin für's Fidele.

Ich auch, ich auch, riefen die anderen. Der Lederkopf war abvotirt.

Inzwiſchen begann ſich Gewölk am Himmel zu ſammeln. Dann brach die Sonne wieder durch, aber die Schwüle wuchs. „Haben Sie viel Gewitter im Brieſelang?“ fragte ich.

Oft nicht, aber wenn ſie kommen, kommen ſie gut. Im vorigen Juli ging's hier eine Stunde toll her. Sehen Sie dort die Brandſtelle (er zeigte nach rechts); da ſtand vor Jahresfriſt noch das Remonte-Depot, 180 Pferde, alle ſchwarz.

Und es ſchlug ein?

Es ſchlug ein und es gab ein Wetter, wie ich's hier nicht wieder haben möchte, und doch war es zugleich eine Stunde, daß mir das Herz im Leibe lacht, wenn ich daran denke. Da habe ich geſehen, was ein preußiſcher Futtermeiſter iſt.

Ein Futtermeiſter?

Ja, ſolch Remonte-Depot, müſſen Sie wiſſen, hat einen Wachtmeiſter von altem Schrot und Korn, der regiert das Ganze; er iſt wie ein kleiner König. Und ich ſage Ihnen, dieſer Futtermeiſter, ... nun, der verſtand's. Das Remonte-Depot hatte acht Thüren. Als nun das Wetter über uns ſtand und die erſten Blitze herunterfuhren, ſtellte er ſeine acht Knechte an die acht Eingänge, ſich ſelber aber mitten auf dieſen Platz da.

Da ſtand er wie ein Feldherr, während das Feuer in breiten Scheiben niederfiel. „Kerls,“ ſchrie er, „wenn ich rufe: Vorwärts, Thüren auf! dann iſt's Zeit, dann hat's eingeſchlagen“. So vergingen wohl zehn Minuten; die Blitze ließen nach, ein Hagelwetter kam, Körner wie die Tauben-Eier. Mit einem Mal ſchwieg auch das; der Hagel war wie abgeſchnitten. Aber im nächſten Augenblick „Krach!“ und der Blitz lief über den Firſt hin. „Vorwärts!“

Alle Thüren flogen auf; die Schloßen fielen nieder wie ausgeſchüttet, und im nächſten Moment jagten die 180 ſchwarzen Pferde an mir vorbei, hier über die Brücke hin, in die Buten-Haide hinein, auf Pauſin zu. Zwölf Minuten ſpäter hatten wir die Spritzen hier; denn als die 180 ſchwarzen Pferde wie die wilde Jagd durch's Dorf jagten, da wußten die Pauſiner, was los war. „Das Remonte-Depot brennt" und heidi ging's in den Wald hinein, auf das Depot zu. Solch Wettfahren hat die alte Buten-Haide ihr Lebtag nicht geſehen. Ein ſchöner Tag war's, aber ich mag ihn nicht wieder erleben.

3.

Die Königseiche.

Man ſieht noch am zerhauen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Uhland.

Dieſe Erzählung konnte nicht umhin, uns leiſe daran zu mahnen, daß wir noch einen Theil unſerer Wanderung vor uns hätten, ein letztes Drittel, einen Schlußabſchnitt, den es auf alle Fälle gut ſei hinter ſich zu haben, um ſo mehr als das ſich anſammelnde, grelldurchleuchtete Gewölk am Himmel das Einbrechen eines Briefelang-Gewitters nicht geradezu unwahrſcheinlich machte.

Ein Wind machte ſich auf, das Gewölk zerſtreute ſich wieder, die Schwüle ließ nach; ſo ging es vorwärts. Als wir den entgegengeſetzten Waldrand nahezu erreicht hatten, nahm unſer Führer die Tete und brach mit dem Kommando „halb rechts“ in das Unterholz der Butenhaide ein. Es ſchien undurchdringliches Geſtrüpp, bald aber lichtete ſich's wieder und in eine breite, durch den Forſt gehauene Avenue tretend, hatten wir die Königseiche auf etwa dreihundert Schritte vor uns. Wir ließen ſie zunächſt als ein Ganzes auf uns wirken. Sie ſteht da, wie ein Rieſen-Skelett mit gen Himmel gehobenen Händen. Die Avenue hat ganz den Charakter eines feierlichen Aufgangs, einer Trauer-Allee, die zu einem Denkmal oder Mauſoleum führt. Erſt ein Weißbuchen-, dann immer ſchmaler werdend ein Weißdorn-Spalier, bis die Avenue in einen tannenumſtellten Kreis mündet, aus deſſen Mitte die „Königs-Eiche“ aufſteigt.

Sie führt ihren Namen mit Recht. Es ist ein majestätischer Baum, 8 Fuß Durchmesser, 80 bis 100 Fuß hoch; man braucht 20 Schritt, ihn zu umschreiten. Sein Holzinhalt wird auf 25 Klafter und sein Alter auf 1000 Jahre berechnet. Bis vor Kurzem lebte er noch; seit etwa drei Jahren indeß ist er völlig todt, nirgends ein grünes Blatt, die Rinde halb abgefallen. Aber noch im Tode ist er gesund. Alles Kernholz. Die Forstleute sagen: er steht noch 100 Jahr. Dem wird Jeder zustimmen, der die „Königseiche" sieht. Auf einen Laien macht sie den Eindruck, als halte sie nur einen langen Winterschlaf, als brauche sie dazu mehr Zeit als junge Bäume und müsse deshalb ein paar Sommer überschlagen, aber als sei ihr Erwachen unter allen Umständen gewiß und als würd' es binnen Kurzem im ganzen Brieselang heißen: sie lebt wieder.

Eine Welt von Gethier bewohnt die alte Eiche. Der Bockkäfer in wahren Riesenexemplaren hat sich zu Hunderten darin eingenistet; am ersten großen Ast schwärmen Waldbienen um ihren Stock, und im kahlen Geäst, höher hinauf, haben zahllose Spechte ihre Nestlöcher.

In den Tagen sich regenden deutschen Geistes, in den Tagen Jahn's und der Turnerei, wurde die Eiche Wanderziel und Symbol. Dies war ihre historische Zeit. Damals vereinigte man sich hier, gelobte sich Treue und Ausharren und befestigte in Mittelhöhe des Stammes die Inschrifttafel, die bis diese Stunde dem Baum erhalten worden ist. Die Inschrift selbst aber, die um des Kaisergedankens willen, den sie ausspricht, in diesem Augenblicke wieder ein besonderes Interesse gewährt, ist die folgende:

Sinnbild alter deutscher Treue,
Das des Reiches Glanz gesehn,
Eiche, hehre, stolze, freie,
Sieh, Dein Volk wird auferstehn.
Brüder, alle die da wallen
Her zu diesem heil'gen Baum,
Laßt ein deutsches Lied erschallen
Auf dem altgeweihten Raum:
Wie in Sturmeswehn die Eiche,
Stehet fest bei Treu und Recht,

Einend ſchirme alle Zweige
Einer Krone Laubgeflecht.*)

Außer dieſen Turnerfahrten ſcheint die Eiche, vorher und nachher, nicht allzu viel geſehen und erlebt zu haben. Sie lebte wie ſo mancher Alte, ſtill und abgeſchieden. Ein beſtändiges Gleichmaß in beſtändigem Wechſel. Auf Sommerdürre folgten die Stürme, dann fiel Schnee, dann war Alles Sumpf und Bruch, dann wieder Sommerdürre; — ſo kamen die Jahre, ſo gingen ſie. Nichts geſchah. Es giebt Hollunderbäume in Pfarrgärten, die in 50 Jahren mehr geſehen haben, als die große Eiche in 500. Nur die letzten Jahrzehnte ſchufen einen Wandel: Landpartien und Berliner kamen.

Es handelte ſich jetzt für uns darum, ihr ein beſonderes Zeichen unſerer Huldigung zu geben. Ein dreimaliges Hurrah erſchien uns für unſere civilen Verhältniſſe theils zu prätenſiös, theils unausreichend. Aus dieſer Verlegenheit indeß ſollten wir alsbald gerissen werden; — unſer Reiſegefährte hatte alles bereits ſinnig erwogen. Er nahm ſeine umſponnene Flaſche, füllte ein Glas mit rothgoldenem Cap Conſtantia-Wein, trat vor und ſprach: „Eiche, tauſendjährige, ſei uns gegrüßt! Hier hat der Wende gelagert und der Berliner, und allerlei Wein, fränkiſcher und deutſcher, nicht minder die „gebrannten Wäſſer“ beider Indien, Jamaica's und Goa's, ſind Dir zu Ehren an dieſer Stelle verſchüttet worden. Aber ob Süd-Afrika, ob Mohrenland von jenſeit der Linie, Dir je gehuldigt, das iſt mindeſtens fraglich. Empfange denn die

*) Dieſe Verſe, wie ich nachträglich erfahre, rühren nicht aus der Jahn'ſchen Zeit her, ſondern ſind erſt, vor kaum zwanzig Jahren, niedergeſchrieben und an der Brieſelang-Eiche befeſtigt worden. Das geſchah an einem heißen Auguſt-Nachmittage 1862 durch zwei Mitglieder des kurz zuvor gegründeten Nauener Turnvereins. Der eine dieſer beiden Turner hatte die Verſe verfaßt, der andere die techniſche Niederſchrift geliefert. Beide Turner blieben ſeitdem vereint; ſie dienten in demſelben Truppentheil der Garde; ſie fochten am 3. Juli bei Königgrätz; und abermals an einem heißen Auguſttage, heißer als jener Wandertag, der ſie 8 Jahre vorher zur Königseiche geführt hatte, ſtürmten ſie gemeinſchaftlich gegen St. Privat. Beide fielen ſchwerverwundet, der eine durch den Schenkel, der andere durch die Bruſt geſchoſſen; beide ſind geneſen.

Gabe aus Gegenden, in denen nur Freiligrath und der Kaffer „einsam schweift durch die Karroo", empfange diesen Tropfen Cap Constantia; — die Hänge des Tafelberges grüßen Dich und den Brieselang!" Damit goß er den Capwein ihr zu Füßen. Wir schwenkten die Hüte, stimmten Lieder an von Arndt und Körner und machten uns auf den Rückweg.

Im Fluge. Denn immer bedrohlicher zog sich's über uns zusammen und kein Wind machte sich mehr auf, das Gewölk zu zerstreuen. So ging es an den alten Stätten vorbei, am Forsthaus, am Remonte-Depot, an dem Elsbusch, aus dem uns Lampe, der „Jäger", so bedrohlich entgegengetreten war. Als wir Finkenkrug erreichten, war es die höchste Zeit, wenn uns daran lag, mit den Extrazüglern, die eben in Sektionen formirt aufbrachen, den Rettungshafen der Eisenbahn zu gewinnen. Musik vorauf, so ging es durch die letzte Waldstrecke. Die Pauke that wieder ihr Aeußerstes, als plötzlich einer rief: Pauke still! Und sie schwieg wirklich. Ueber das weite Himmelsgewölbe hin rollte der erste Donner. In den Wipfeln begann ein unheimliches Wehen, die obersten Spitzen brachen fast. „Rasch, rasch", hieß es, „Laufschritt"; alles drängte durcheinander, „sauve qui peut" und der Zug, der schon hielt, wurde im Sturm genommen. In demselben Augenblick aber brach es los; die Blitze fuhren nieder, das Gekrach überdröhnte das Gerassel des Zuges; wie ein Wolkenbruch fiel der Regen.

Als wir eine Stunde später im klapperigen Gefährt über die Alsenbrücke fuhren, auf den Thiergarten zu, stand das Wasser in Lachen und Lanken. Wer um diese Zeit vom Finkenkrug bis zur „Königseiche" gewandert wäre, der hätte wohl den Brieselang gesehen wie vor tausend Jahren!

Der Eibenbaum

im Parkgarten des Herrenhauſes.

Die Eibe
Schlägt an die Scheibe.
Ein Funkeln
Im Dunkeln.
Wie Götzenzeit, wie Heidentraum
Blickt ins Fenſter der Eibenbaum.

Nicht voll ſo alt wie die Brieſelang-Eiche, von der ich im letzten Kapitel erzählt habe, aber doch auch ein alter, oder ſehr alter Baum iſt die Eibe, die in dem Parkgarten hinter dem Herrenhauſe ſteht. Von ihr will ich, einſchaltend, an dieſer Stelle erzählen.

Der Stamm dieſes Baumes, wie es ſeiner Art*) in den Marken keinen zweiten giebt, iſt etwa mannsdick, und die Spannung ſeiner faſt den Boden berührenden Zweige wird 30 Fuß ſein. Die Höhe beträgt wenig mehr. Aus der Dicke des Stammes hat man das Alter des Baumes berechnet. Man kennt Taxusbäume, die nachweisbar 200 bis 300 Jahre alt ſind; dieſe ſind weſentlich kleiner und ſchwächer als der Baum, von dem ich hier ſpreche. Man kennt ferner einen Taxusbaum, (bei Fürſtenſtein in Schleſien), der nachweisbar 1000 Jahr alt iſt, und dieſer eine iſt um ein gut Theil höher und ſtärker als der unſrige. Dies läßt für dieſen auf ein Alter von 500 bis 700 Jahren ſchließen, und das wird wohl richtig ſein.

---

*) Die ſchönſte Ceder (eigentlich ein Taxodium) ſteht im Schloßpark zu Guſow, der größte Birnbaum im Predigergarten zu Werneuchen.

Dieſer unſer Taxusbaum war vor 100 oder 120 Jahren eine Zierde unſeres Thiergartens, der damals bis an die Mauerſtraße ging. Als ſpäter die Stadt in den Thiergarten hineinwuchs, ließ man in den Gartenſtücken der nach und nach entſtehenden Häuſer einige der ſchönſten Bäume ſtehen, ganz in derſelben Weiſe, wie man auch heute noch verfahren iſt, wo man die alten Elſen und Eichen von „Kemperhof“ wenigſtens theilweiſe den Villen und Gärten der Victoriaſtraße belaſſen hat.

Unſer Taxusbaum, Jahrhunderte lang ein Thiergartenbaum, wurde, ohne daß er ſich vom Fleck gerührt hätte, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Gartenbaum. Und noch etwa 20 Jahre ſpäter tritt er aus ſeiner bis dahin dunklen Vergangenheit in die Geſchichte ein.

Zu Anfang dieſes Jahrhunderts gehörten Haus und Garten dem General-Intendanten v. d. Recke, der öfters von den Königlichen Kindern, zumal vom Kronprinzen, dem ſpäteren König Friedrich Wilhelm IV., Beſuch empfing. Der Kronprinz liebte dieſen v. d. Reckeſchen Garten ganz ungemein; es wurde ein bevorzugter Spielplatz von ihm, und der alte Taxusbaum mußte herhalten zu ſeinen erſten Kletterkünſten. Der Prinz vergaß das dem alten Eibenbaume nie. Wer überhaupt dankbar iſt, iſt es gegen Alles, Menſch oder Baum. Vielleicht regte ſich in dem phantaſtiſchen Gemüthe des Knaben auch noch ein Anderes; vielleicht ſah er in dem ſchönen, fremdartigen Baume einen Fremdling, der unter Märkiſchen Kiefern Wurzel gefaßt; vielleicht war er mit den Hohenzollern ſelbſt ins Land gekommen, und es wob ſich ein geheimnißvolles Lebensband zwiſchen dieſem Baum und ſeinem eignen fränkiſchen Geſchlecht. War es doch ſelbſt an dieſer Stelle erſchienen, wie eine hohe Tanne unter den Kiefern.

Das v. d. Reckeſche Haus wurde verkauft (ich weiß nicht, wann) und die Mendelsſohns kauften es. Sie beſaßen es erſt kurze Zeit, da gab es eine hohe Feier hier: die Freiwilligen zogen aus und ein Abſchiedsfeſt verſammelte viele derſelben in dieſem Garten. Eine lange Tafel war gedeckt und aus der Mitte der Tafel wuchs der alte Eibenbaum auf, wie ein Weihnachtsbaum, ungeſchmückt — nur die Hoffnung ſah goldne Früchte in ſeinem Grün.

Und dieſe Hoffnung hatte nicht gelogen. Der Friede kam, und die heitern Künſte ſchaarten ſich jetzt um den Eibenbaum, der, ernſt wie immer, aber nicht unwirſch dreinſchaute. Felix Mendelsſohn, halb ein Knabe noch, hörte unter ſeinem mondlichtdurchglitzerten Dach die Muſik tanzender Elfen.

Und wieder andere Zeiten kamen. Vieles war begraben, Menſchen und Dinge; da zog ſich auch über dem Eibenbaum ein ernſtes Wetter zuſammen. Wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht des Eibenbaumes beſter Freund noch gelebt hätte. Der lenkte den Strahl ab.

1852 brannte die damals in der Oberwallſtraße gelegene „Erſte Kammer" nieder; das Mendelsſohnſche Haus, ſammt Garten und Eibenbaum, wurde gekauft und das Preußiſche Oberhaus hielt ſeinen Einzug an neuer Stelle. Niemand ahnte Böſes. Da ergab ſich's, daß die Räumlichkeiten nicht ausreichten, und ein großes, neu zu errichtendes Hintergebäude ſollte den fehlenden Raum ſchaffen. So weit war Alles klipp und klar, wenn nur der Eibenbaum nicht geweſen wäre. Der bereitete Schwierigkeiten, der „beherrſchte die Situation". Einige, muthmaßlich die Baumeiſter, wollten zwar kurzen Prozeß mit ihm machen und ihm einfach den Kopf vor die Füße legen. Aber die hatten es ſehr verſehen. Sie erfuhren bald zu ihrem Leidweſen, welch hohen Fürſprecher der Baum an entſcheidender Stelle hatte.

Was war zu thun? Der Baum ſtand juſt da, wo das neue Gebäude ſeinen Platz finden ſollte. 1851 in London hatte man über zwei alte Hydeparkbäume die Kuppel des Glaspalaſtes ruhig weggeführt und die Einweihungsfeier unter grünem Dach und zwitſchernden Vögeln gehalten; aber der alte Eibenbaum im Sitzungsſaale des Herrenhauſes, — das ging doch nicht. Man kam alſo auf die Idee einer Verpflanzung. Der König bot Sansſouci, der Prinz von Preußen Babelsberg zu dieſem Behufe an. Wer wäre nicht bereit geweſen, dem Alten eine Stätte zu bereiten! Conſultationen wurden abgehalten und die Frage aufgeworfen, „ob es wohl ginge?" Aber ſelbſt die geſchickteſten Operateure der Gartenkunſt mochten keine Garantie des Gelingens übernehmen. So wurde denn der Plan einer „Verpflanzung im Großen" aufgegeben und ſtatt deſſen die Idee einer Verſchiebung,

einer Verpflanzung im Kleinen aufgenommen. Man wollte den Baum loslösen, den Garten abschrägen und nun den losgelösten Baum, mit Hülfe der Schrägung, bis mitten in den Garten hineinschieben. Aber auch diese Procedur wurde, als zu bedenklich, ad acta gelegt und endlich beschlossen, den Baum am alten Platze zu lassen. Da unser Freund nicht in der Lage war, sich den Baumeistern zu bequemen, so blieb diesen nichts übrig, als ihrerseits nachzugeben und die Mauern des zu bauenden Hauses an dem Baume entlang zu ziehen. Man hat ihm die Mauer empfindlich nahe gerückt, aber der Alte, über Aerger und Verstimmung längst weg, reicht ruhig seine Zweige zum Fenster hinein. Ein Gruß, keine Drohung.

Seine Erlebnisse indeß, auch seine Gefährdungen während der Bauzeit, sind hiermit noch nicht zu Ende erzählt. Während des Baues (so hatte es der hohe Fürsprecher gewollt) war der Baum mit einem Brettergerüst umkleidet worden, in dem er ziemlich geborgen stand, eine Art Verschlag, der die hübsche Summe von 300 Thalern gekostet hatte. Der Freund in Sanssouci gab es gern für seinen Freund im Reckeschen Garten. Der Verschlag war gut gemeint und that auch seine Dienste. Aber er that sie doch nicht ganz. Mauerstaub und Berliner Staub dringen überall hin und finden jeden feinsten Spalt aus, wie Luft und Licht. Als endlich das Haus stand und mit dem Baugerüst zugleich auch der Verschlag des Baumes fiel, da ging ein Schrecken durch alle Herzen — der Eibenbaum war weiß geworden. Wie Puder lag der Mauerstaub auf allen Aesten und Zweigen. Was war zu thun? Gefahr war im Verzuge; der Besuch des Königs stand nahe bevor. Da trat ein leuchtender Gedanke auf die Lippe des einen der Geängstigten und er sprach: Feuerwehr! Sie kam, ganz still, ohne Geklingel, und mit kunstvoll gemäßigtem Strahl wusch sie jetzt den Staub von dem schönen Baume ab, der nun bald schöner und frischer dastand, als je zuvor. Er trieb neue Zweige, als ob er sagen wolle: „Wir leben noch".

Frisch und grün, wie der jüngsten einer, so steht er wieder da, schön im Sommer, aber am schönsten in Decembernächten, wenn seine obere Hälfte sich unter dem Schnee beugt, während unten die Zweige wie unter einem Dache weitergrünen.

Dies Schneedach ist sein Schmuck und — sein Schutz. Das zeigte sich vor einigen Jahren. Der Schnee lag so dicht auf ihm, daß es schien, seine Oberzweige würden brechen. Mißverstandene Sorgfalt fegte und kehrte den Schnee herunter; da gingen im nächsten Sommer einige jener Zweige aus, denen man mit dem Schneedach ihr warmes Winterkleid genommen hatte.

Aber er hat's überwunden und grünt in Frische weiter, und wenn ihm wieder Gefahren drohen, so oder so, möge unser Eibenbaum immer einen treuen Freund haben, wie in alter Zeit.

Dies Vorstehende wurde im Herbst 1862 geschrieben; in den Jahren, die seitdem vergangen sind, sammelte ich Material über allerhand „alte Bäume", insonderheit auch über Eibenbäume, und ich lasse zunächst folgen, was ich darüber in Erfahrung brachte.

Die Eibe, so scheint es, steht auf dem Aussterbe-Etat der Schöpfung. Wie bekanntlich im Laufe der Jahrtausende ganze Thiergeschlechter von der Erde vertilgt worden sind, so werden auch Baumarten ausgerottet, oder doch nahezu bis zum Erlöschen gebracht. Unter diesen steht die Eibe (Taxus baccata) mit in erster Reihe. Einst in den Wäldern von ganz Europa, Nord und Süd, so häufig wie der Auerochs, das Elennthier, begegnet man ihr in unseren Tagen nur noch ausnahmsweise. In Hecken und Spalieren trifft man kleinere Exemplare allerdings noch an, am häufigsten in Anlagen nach französischem Geschmack, aber große, imponirende Exemplare sind selten. Vor der waldvernichtenden Axt älterer Ansiedler und neuer Industrieller haben sich nur einzelne knorrige Taxusbäume retten können, die jetzt, wo wir ihnen begegnen, ein ähnliches Gefühl wecken wie die Ruinen auf unseren Bergesgipfeln. Zeugen, Ueberbleibsel einer längst geschwundenen Zeit.

In Mitteldeutschland ist dieser Baum jetzt schon recht selten, obwohl es bekannt ist, daß er hier, wie in ganz Europa, noch vor einem halben Jahrtausend allgemein vorkam. Zu Cäsar's Zeiten war er, wie uns dieser gelehrte Feldherr selbst erzählt, sowohl in Gallien als in Germanien in großer Menge überall anzutreffen. Man findet in Thüringen nur noch einzelne verkrüppelte und ver-

stämmelte Bäume. An einem einzigen Orte jedoch haben sie sich zahlreicher erhalten, nämlich am Veronikaberge bei Martinroda unweit Ilmenau, wo noch 20 bis 30 Fuß hohe Individuen mit einem Stammdurchmesser von 1 bis 1¼ Fuß stehen. Daß die Eibe in Thüringen ehemals einen wesentlichen Bestandtheil der Wälder ausgemacht habe, ergiebt sich aus den Ortsnamen „Ibenhain", „Taxberg", „Eiba" und anderen.

Die ältesten und schönsten Exemplare dieses einst auch in Griechenland und Italien häufig gewesenen Nadelbaumes trifft man heutzutage noch in England an, besonders auf Friedhöfen, wo einzelne auf mehr als 2000 Jahre geschätzte Stücke von prachtvollem Ansehen sich finden.*) Der Taxus ist in England der Baum der Trauer, wie die Cypresse in den Mittelmeerländern und die Trauerweide in Deutschland. „Albero della morte" nennen ihn übrigens auch die heutigen Italiener.

Eine große, zum Theil noch nicht völlig aufgeklärte Rolle spielte die Eibe in dem Mythus der germanischen und keltischen Völker, von der sich Nachklänge noch in manchen bis heute üblichen Gebräuchen erhalten haben. Wie der deutsche Name Eibe von dem gothischen aiw (ivi), ewig, herrührt, weil der Baum immer grün ist, und das keltische Wort yw (eiddew) dieselbe Wurzel hat, so war dieser während des langen und schneereichen nordischen Winters im frischen Blattschmuck prangende Baum in Britannien und Skandinavien den ewigen Göttern geweiht. Die Druiden hatten bei ihren Heiligthümern ganze Haine davon, und manche in Cäsar's Zeiten hinaufragende alte Eiben Englands mögen ehrwürdige Reste aus solchen heiligen Hainen sein. In der Nähe des berühmten heidnischen Tempels bei Upsala in Schweden stand ebenfalls, wie A. Krantz erzählt, „ein gewaltiger Baum mit dicht-

*) England, wie bekannt, ist überhaupt das Land schöner alter Bäume und einer entsprechenden sorglichen Cultur. So befindet sich beispielsweise in der Nähe von Cumberlandlodge im Windsor-Parke ein Leviathan-Weinstock, welcher ein einzelnes Haus von 138 Fuß Länge und 20 Fuß Breite gänzlich ausfüllt. Er bedeckt gegen 2870 Quadratfuß Glas und bringt jedes Jahr durchschnittlich 2000 Trauben hervor. Der mehr bekannte Weinstock in Hampton Court trug vor einigen Jahren 1400 Trauben, deren Werth man auf mehr als 100 Lstr. veranschlagte.

belaubten Zweigen, ebenſo grün im Winter wie im Sommer; Niemand kannte ſeine Art.“ Sehr wahrſcheinlich war es eine Eibe.

Daß dieſer Baum in alter Zeit für heilig und geheimnißvoll gehalten wurde, ergiebt ſich aus gar vielen noch jetzt fortlebenden Bräuchen. In den öſtlichen Scheeren Skandinaviens wird die Eibe allgemein zu Maſchenbrettern beim Netzſtricken benutzt, weil man glaubt, daß alle Netze, welche über Bretter aus dieſem Holze geſtrickt worden ſind, Glück beim Fiſchfang bringen.

Aber nicht blos für glückbringend und heilig, auch für geeignet zu geheimnißvollem Zauber und ſelbſt zu teufliſchem Beginnen galt und gilt noch der Eibenbaum. Daher fehlen in der Macbeth'ſchen Hexenküche neben dem Auge des Waſſermolchs, dem Fledermaushaar, Eidechsbein und Käuzchenflügel und der gegabelten Natterzunge auch nicht

„Eibenzweige, abgeriſſen
In des Mondes Finſterniſſen.“

In Thüringen heißt es, daß die „Ife“ (Eibe) gegen Viehbezauberung ſchütze. Die Hälfte der Bewohner des Dorfes Angelrode bei Arnſtadt, in deſſen Nähe Eibenſträuche noch ziemlich häufig ſind, zieht an einem beſtimmten Tage des Jahres hinaus und bricht ſich Taxuszweige ab, um ſie in die Viehſtälle zu ſtecken. Im Speſſart meint man, daß ein Stück Eibenholz, am Körper getragen, allen Zauber vertreibe. Das Volk ſagt dort: „Vor der Euwe, ka Zauber bleibe.“

Im Alterthume wurde die Eibe ihres elaſtiſchen und feſten Holzes wegen vorzüglich zu Bogen verwendet. Ebenſo machte man Pfeile aus deren zähem Kernholz. Während des ganzen Mittelalters gab ſo der Eibenbaum den Stoff für die vorzüglichſten Kriegswaffen ab, beſonders in England und Schweden. Auch Uller, der nordiſche Jagdgott, hatte nach der Edda einen Eibenbogen (altnordiſch ybogi). Heutzutage wird das rothe oder purpurbraune Kernholz der Eibe zu viel friedlicheren und proſaiſcheren Gegenſtänden verarbeitet, namentlich zu Faßpipen. Beſonders in Ungarn werden aus dem dort ſogenannten „Theißholz“ („tisza-fa“, welcher Name aber nicht auf die Theiß bezogen werden ſollte, ſondern ſlaviſchen Urſprungs iſt, da die Eibe ſlaviſch tis heißt)

viele Haus- und Wirthschaftsgegenstände verfertigt und zahlreiche Pipen aus Eibenholz in den Handel gebracht.

In modernem Englisch heißt die Eibe yew, der Epheu ivy; dieses deutsch, jenes keltisch. Beide Wörter (vergl. oben) bedeuten „immergrün".

Ich kehre, nach dieser Excursion in die Eibenwelt im Allgemeinen, zu unserer Eibe im Besonderen, im Herrenhausgarten, zurück.

Auch an ihr gingen die letzten Ruhmesjahre preußischer Geschichte nicht unbeachtet vorüber, ja einen der schönsten Tage feierte sie mit. Noch wichtiger, sie bereitete der Feier die Stätte. Unter ihrem Dache gab am 20. September 1866 das Herrenhaus dem siegreich heimkehrenden Heere ein Festmahl. Der König saß unmittelbar rechts neben dem Eibenstamm und sah den Mittelgang des Gartens hinunter. Das Schrägdach des Leinwandzeltes war in geschickten Verschlingungen, streifenweise, durch das Gezweig der Eibe gezogen; rings umher brannte das Gas in Sonnen und Sternen, ein Anblick, von dem der alte Baum in seinen Jugendtagen schwerlich geträumt haben mochte. Als das Fest auf seiner Höhe war, erhob sich Graf Eberhard Stolberg zu einer Ansprache, begrüßte den König und schloß dann prophetisch fast: „und sollten Euer Majestät noch einmal zu den Waffen rufen, so wird Ihr Volk, wie es jetzt für seinen König geblutet und gesiegt hat, neue Thaten mit eisernem Griffel in das Buch unserer glorreichen Geschichte schreiben." Der König antwortete: „.... Sie wissen nicht, wie schwer es einem Fürsten wird, das Wort „Krieg" auszusprechen. Es war ein gewagter Krieg ... Die Armee hat alle meine Erwartungen übertroffen.... Ich nehme gern die Gelegenheit wahr, derselben meinen Dank zu sagen; zuerst Meinem Sohne, hier zu meiner Rechten, Meinem Neffen Friedrich Karl, den commandirenden Generalen, unter denen ich einen schmerzlich vermisse. (Wahrscheinlich Hiller v. Gärtringen.) Auch Ihnen, Graf Stolberg."

Das war im Herbst 1866. Dem siegreichen Kriege, als eigentlichste Schöpfung desselben, folgte, das Jahr darauf, der „norddeutsche Reichstag", der, von 1867 bis 1870 in den

Räumen des Herrenhauſes tagend, auch nun ſeinerſeits in Beziehungen zu unſerem alten Eibenbaume trat. In die heiterſten. Die Debatten-Flüchtlinge, ſo oft es das Wetter erlaubte, pflegten hier zu tagen, und während drinnen im Saale der Redner noch nach Beifall rang, unterlag er hier draußen bereits einer zerſetzenden Kritik. Der Witz goß ſeine Lauge unter dem Eibenbaume aus.

Aber er, der Alte, an dem ſo viele Zeiten ihre Eigenart verſucht hatten, überdauerte auch das und eben jetzt (15. Mai 1872) haben alle ſeine Zweige neue Schößlinge getrieben, die, hellgelblich ſchimmernd, faſt wie Hollunderdolden auf dem dunklen Untergrunde liegen und den ſchönen Baum ſchöner und friſcher erſcheinen laſſen, denn je zuvor.

Schloß Oranienburg.

Noch ragt der Bau, doch auf den breiten Treppen
Kein Leben mehr, kein Rauſchen ſeidner Schleppen,
Die alten Mauern ſtehen öd' und leer,
's ſind noch die alten und — ſie ſind's nicht mehr.

Die prächtige Havel, mit jener Fülle von See'n, die ſie, namentlich um Potsdam herum, an ihrem blauen Bande aufreiht, iſt, auf weite Strecken hin, wie ein Spiegel unſrer königlichen Schlöſſer, deren Schönheit ſie verdoppelt.

Aber nicht überall zeigt ſie dieſe breite Pracht. Schlicht, ſchmal, ein Wäſſerchen nur, tritt ſie aus dem Mecklenburgiſchen in die Mark, um dann, auf ihrem ganzen Oberlaufe, ein Flüßchen zu bleiben, das nicht Inſeln leicht und frei wie ſchwimmende Blätter trägt, ſondern ſich theilen muß, um hier und dort ein Stückchen Land mit dünnem Arm zu umſpannen. Nicht das Waſſer der Herr und Sieger, ſondern das Land.

So giebt ſich die Havel bei Oranienburg, dem unſere heutige Wanderung gilt. Der Weg dahin führt uns, an Tegel vorbei, zunächſt bis an den romantiſchen Sandkrug, wo die Stehkrippen von unſeren zwei Braunen mit lebhaftem Pruſten begrüßt werden. Der Sandkrug verdient den Beinamen „romantiſch", den wir ihm ſoeben gegeben, denn die Forſten, die ihn einfaſſen, ſind faſt der einzige Punkt noch in der Umgegend Berlins, darin ſich ein Stückchen mittelalterliche Wegelagerei erhalten hat, freilich von jener unpoetiſcheren Art, die ſtatt des lauten Angriffs in

Stahl und Eiſen die Schoßkelle leiſe beſchleicht und ſich damit begnügt, ſtatt der Hälſe die Koffer abzuſchneiden.

Sandkrug iſt halber Weg. Noch eine anderthalbſtündige Fahrt an Tannenholz und Dörfern vorbei und wir halten auf einem großſtädtiſch angelegten Platz, über dem ſich eben der prächtigſte Regenbogen wölbt. Das iſt der Schloßplatz von Oranienburg. Das Wetter klärt ſich auf; die Sonne iſt da. Das Haus, das uns aufnehmen ſoll, verbirgt ſich faſt hinter den Lindenbäumen, die es umſtehen, und erweckt, neben manchem Anderen, unſere günſtigſten Vorurtheile auch dadurch, daß wir vernehmen, es ſei Rathhaus und Gaſthaus zugleich. Wo Juſtiz und Gaſtlichkeit ſo nahe zuſammen wohnen, da iſt es gut ſein. In alten Zeiten war das häufiger. Unſere Altvodern verſtanden ſich beſſer auf Gemüthlichkeit als wir.

Die Luft iſt warm und weich und ladet uns ein, unſern Nachmittagskaffee im Freien zu nehmen. Da ſitzen wir denn auf der Treppe des Hauſes, die ſich nach rechts und links hin zu einer Art Veranda erweitert, und freuen uns der Stille und der balſamiſchen Luft, die uns umgeben. Die Kronen der Lindenbäume ſind unmittelbar über uns, und ſo oft ein Luftzug über den Platz weht, ſchüttelt er aus dem dichten Blattwerk einzelne Regentropfen auf uns nieder. Zu unſerer Linken, ziemlich in der Mitte des Platzes, ragt die Statue der hohen Frau auf, die dieſer Stadt den Namen und, über einen allerengſten Kreis hinaus, ein Anſehen in der Geſchichte unſeres Landes gab. Dahinter, zwiſchen den Stäben eines Gitterthors, ſchimmern die Bäume des Parks hervor, unmittelbar vor uns aber, nur durch die Breite des Platzes von uns getrennt, ragt der alte Schloßbau ſelbſt auf, deſſen Bild und deſſen Geſchichte uns heut beſchäftigen ſoll.

Wir haben die Front des Schloſſes in aller Klarheit vor uns, aber doch iſt es nur die kleinere Hälfte, deren wir von unſerem Platz aus anſichtig werden. Die Form des Oranienburger Schloſſes in ſeiner Blüthezeit war die eines lateiniſchen H, oder, mit anderen Worten, es beſtand aus einem Haupt- oder Mittelſtück (corps de logis), an das ſich zwei Vorder- und zwei Hinterflügel lehnten. Die beiden Hinterflügel exiſtiren noch, entziehen ſich aber unſerem

Blick; von den Vorderflügeln wurde der eine (der rechts gelegene) durch Feuer zerstört.

Schloß Oranienburg, wenn wir diese Bezeichnung zunächst unterschiedlos und mit einer Art rückwirkender Kraft festhalten wollen, ist ein alter Schloß- und Burgbau, der sich an derselben Stelle, d. h. also auf der kleinen vor uns gelegenen Havelinsel, seit nah an 700 Jahren erhebt. Wir haben hier, wie bei verschiedenen andern hohenzollerschen Schlössern, drei Epochen zu unterscheiden, drei Epochen, die sich in aller Kürze durch drei bestimmte Worte bezeichnen lassen: Burg, Jagdhaus, Schloß. Erst das „Schloß" (wir werden bald sehen, aus welcher Veranlassung) empfing den Namen Oranienburg, während Burg und Jagdhaus den Namen Bötzow, d. h. den Namen jenes uralten wendischen Dorfes führten, den die vordringenden Deutschen bei ihrer Eroberung des Landes bereits vorfanden. Die Geschichte kennt also bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein nur eine „Burg Bötzow", resp. ein „Jagdhaus zu Bötzow"; erst von den Tagen der Oranierin an, die hier ein „Schloß", einen verhältnißmäßig prächtigen Neubau, an alter Stelle erstehen ließ, existirt ein Oranienburg.

Burg und Jagdhaus Bötzow von 1200—1650.

Wann Burg Bötzow gegründet wurde, ist nicht genau ersichtlich, wahrscheinlich zwischen 1170 und 1200 von einem der unmittelbaren Nachfolger Albrechts des Bären. 1217 ist urkundlich von einer Feldmark zu Bötzow die Rede, aber freilich erst 1288 von einer Burg zu Bötzow. Nichtsdestoweniger ist der Schluß berechtigt, daß sie schon volle hundert Jahre früher existirte. Oefter genannt wird die Burg zu den Zeiten des Markgrafen Waldemar; Leben und Farbe jedoch erhalten die Ueberlieferungen erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts während der Quitzow-Zeit.

Versuch ich es, in kurzen Zügen ein Bild jener Epoche zu geben?

1402 war Bötzow eine markgräfliche oder kurfürstliche Burg, die durch einen Burgvoigt im Namen des Markgrafen Jobst von Mähren, oder vielleicht auch seines Statthalters, Günther von

Schwarzburg, gehalten wurde. Das Elend des Landes ſtand damals auf ſeiner Höhe; wie ein hingeworfener Fetzen lag es da, von dem jeder Nachbar, ja jeder ehrgeizige Vaſall im Lande ſelbſt, glaubte nehmen zu dürfen, was ihm gut erſchien. Sie hatten es ſammt und ſonders leicht genug; um aber noch ſicherer und bequemer zu gehen, vereinigten ſie ſich zu gemeinſchaftlichen Angriffen, nachdem die Vertheilung der Beute zuvor feſtgeſetzt worden war. Im genannten Jahre (1402) kam es zu einer Art von nordiſchem Bündniß gegen die offen daliegende Mark, zu einer Ligue, die aus den Herzögen von Mecklenburg und Pommern, ſo wie aus den Ruppin'ſchen Grafen beſtand, deren Seele jedoch die Quitzow's waren. Die letztern, wiewohl ſelber Lehnsträger des Markgrafen, verfolgten, politiſch genommen, den richtigen und gut zu heißenden Plan, ſich in dem immer herrenloſer werdenden Lande ſchließlich ſelber zum Herrn zu machen, und die Bündniſſe, die ſie ſchloſſen, dienten ihnen nur als Mittel zum Zweck. Die Völker dieſer Ligue fielen endlich in die Mark ein, ſengten und plünderten, wohin ſie kamen, erſtürmten Burg Bötzow und legten an Stelle der märkiſchen nunmehr eine pommerſche Beſatzung in die Burg. Die Mark, nachdem die kurfürſtliche Autorität durch dieſe Vorgänge, beſonders aber in Folge der Gefangennahme des Statthalters Günther von Schwarzburg (durch die Quitzows 1404) einen Schlag nach dem andern erfahren hatte, ſuchte endlich eine Ausſöhnung mit ihren gefährlichſten Gegnern, den Quitzows, herbeizuführen und war in ihren Verhandlungen — vielleicht eben deshalb, weil die beiden Brüder ein eben ſo feines wie kühnes Spiel ſpielten — glücklich genug, dieſe ſelbſt und ihren nächſten Anhang auf ihre Seite zu ziehen. Burg Bötzow wurde nun abermals geſtürmt, diesmal von den Märkern, und die gefangenen Pommern im Triumph nach Berlin geführt. Eine Quitzow'ſche Beſatzung, aber keine kurfürſtliche, ward in die Burg gelegt.

Von da ab, auf faſt zehn Jahre hin, blieb Bötzow eine Quitzow'ſche Burg, bis zum endlichen Untergang der Familie. In dieſer Zeit wird die Burg vielfach genannt. Nach Burg Bötzow war es, wohin die Quitzows den Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard (1407) als Gefangenen abführten, nachdem er zuvor in ihrer Burg Plaue geſeſſen hatte. In denſelben Thurm ſetzten ſie

14 Monate ſpäter den Berliner Rathsherrn Nicolaus Wins, den ſie, mit andern Berliner Bürgern, bei der Tegeler Mühle (3. September 1410) geſchlagen hatten, und noch 1414, als der Stern des Hauſes bereits im Niedergange ſtand, geſchah es, daß ihr Hauptmann, Werner von Holzendorff, dem ſie die Vertheidigung der Burg anvertraut hatten, den Boten Kurfürſt Friedrichs I., der die Aufforderung zur Uebergabe brachte, in den Thurm werfen und mit Ruthen ſtreichen ließ. Aber das war das letzte Aufflackern und das kecke, kriegeriſche Leben ging ſeinem Ende raſch entgegen. Klugheit und Politik traten an die Stelle der Sturmleitern, und ohne Schwertſtreich hielten alsbald die Hohenzollern ihren Einzug. An die Zeit der Quitzows aber erinnert der „Quitzen-Steig", der bei dem nahe gelegenen Havelhauſen vorüberführt.

Von da ab iſt die Geſchichte Burg Bötzows ſtumm. Verpfändungen und Einlöſungen folgten einander, bis endlich um 1550 die Burg ſelbſt verſchwindet und ein „Jagdhaus" an ſeine Stelle tritt. Aber auch über dieſem Jagdhaus liegen Dunkel und Schweigen. Wir irren wohl nicht, wenn wir uns einen Bau mit Eckthürmen und gothiſchem Dache denken.*) Im Uebrigen iſt kein Bild des alten kurfürſtlichen Hauſes auf uns gekommen, noch weniger ein Bericht von Vorgängen innerhalb ſeiner Mauern. Kurfürſt Joachim gab den Spreeforſten den Vorzug und das Jagdhaus zu Bötzow kam, dem Favorit-Jagdſchloß zu Koepenick gegenüber, nur noch ausnahmsweiſe zu Ehren, wenn ſich, zu dem Reize der Jagd überhaupt, auch noch der der Abwechſelung geſellen ſollte. Burg und Jagdhaus Bötzow ſind ſpurlos verſchwunden. Nur bei dem Umbau, dem, in jüngſter Zeit erſt, Schloß Oranienburg unterworfen wurde, ſtieß man auf gewölbte Feldſtein-Fundamente, die zweifellos wohl der alten Zeit von Burg Bötzow angehörten und bei weiterer Nachforſchung (die ſich leider nicht ermöglichte) vielleicht

*) Dagegen ſpräche nur, daß es in der Lebensbeſchreibung des berühmten Grafen Rochus v. Lynar heißt: „Zu gleicher Zeit (etwa 1578 oder 80) gab der Graf allerhand Verbeſſerungen an dem kurfürſtlichen Schloß oder Jagdhaus zu Bötzow an." Dieſe Verbeſſerungen waren ſchwerlich im gothiſchen Styl.

einigen Aufſchluß über die Vorgeſchichte der Burg gegeben haben würde.

Schloß Oranienburg.

So kam das Jahr 1650. Die Kurfürſtin Louiſe Henriette, geborene Prinzeſſin von Oranien, ſeit dem 7. December 1646 dem großen Kurfürſten vermählt, pflegte ihren Gemahl auf ſeinen Jagdausflügen zu begleiten. Einer dieſer Ausflüge führte das junge Paar im Laufe des Sommers 1650 auch in die Nähe von Bötzow, und hier war es, wo die junge Fürſtin beim Anblick der lachenden Wieſen, die den Lauf der Havel einfaßten, ſich lebhaft in die fruchtbaren Niederungen ihrer holländiſchen Heimath zurückverſetzt fühlte und der Freude darüber den unverkennbarſten Ausdruck gab. Der Kurfürſt, deſſen Herz voller Liebe und Verehrung gegen die ſchöne, an Gaben des Geiſtes und Gemüthes gleich ausgezeichnete Frau war, ergriff mit Eifer die Gelegenheit, ihr ein erneutes Zeichen dieſer Liebe zu geben, und ſchenkte ihr das „Amt Bötzow mit allen dazu gehörigen Dörfern und Mühlen, Triften und Weiden, Seen und Teichen". Die Schenkung wurde dankbar angenommen, und an die Stelle des alten Jagdhauſes aus der Zeit Joachims II. trat jetzt ein Schloß, das im Jahre 1652, in Huldigung gegen die Oranierin, deren Eigenthum und Lieblingsſitz es inzwiſchen geworden war, den Namen „die Oranienburg" erhielt. In kürzeſter Friſt that auch die zu Füßen des Schloſſes gelegene Stadt ihren alten Namen Bötzow bei Seit' und nahm den Namen Oranienburg an. Das Jahr 1650 (eigentlich 52) bezeichnet alſo einen Wendepunkt. Bis dahin Burg und Stadt Bötzow, von da ab Schloß und Stadt Oranienburg.

Auch die Geſchichte von Schloß Oranienburg, der wir uns jetzt zuwenden, ſondert ſich in drei Hauptepochen und zwar in die Zeit der Kurfürſtin Louiſe Henriette von 1620—1667, in die Zeit ihres Sohnes, des erſten Königs, von 1688—1713 und in die Zeit des Prinzen Auguſt Wilhelm, von 1744—1758. Alles Andere wird nur in Kürze zu erwähnen ſein.

Die Zeit Louise Henriettens von 1650—1667.

Kaum war die Schenkungsurkunde ausgestellt, so begann auch die Thätigkeit der hohen Frau, die durch den Anblick frischer Wiesen nicht nur an die Bilder ihrer Heimath erinnert sein, die vor Allem auch einen Wohlstand, wie ihn die Niederlande seit lange kannten, hier in's Dasein rufen und nach Möglichkeit die Wunden heilen wollte, die der 30jährige Krieg diesen schwer geprüften Landestheilen geschlagen hatte. Kolonisten wurden in's Land gezogen, Häuser gebaut, Vorwerke angelegt und alle zur Landwirthschaft gehörigen Einzelheiten alsbald mit Emsigkeit betrieben. Eine Meierei entstand und Gärten und Anlagen faßten alsbald das Schloß ein, in denen der Gemüsebau, die Baum- und Blumenzucht ebenso das Interesse der Kurfürstin wie die Arbeit der Kolonisten in Anspruch nahmen. Sie war eine sehr fromme Frau (ihr Leben und ihre Lieder zeugen in gleicher Weise dafür), aber ihre Frömmigkeit war nicht von der blos beschaulichen Art und neben dem „bete" stand ihr das „arbeite". Mild und wohlwollend, wie sie war, duldete sie doch keine Nachlässigkeit, und in diesem Sinne schrieb sie z. B. am 27. April 1657 nach Oranienburg, daß es schimpflich für alle Beamten und geradezu unverantwortlich sei, daß in allen Gärten nicht so viel Hopfen gewonnen werde, wie zum Brauen erforderlich, und könne daran nichts als eine schändliche Faulheit die Schuld sein.

Eine Musterwirthschaft nach Holländischem Vorbild sollte hier entstehn, aber die Hauptaufmerksamkeit der hohen Frau war doch dem Schloßbau, der Gründung eines Waisenhauses und der Aufführung einer Kirche zugewendet. Von dem Schloßbau werden wir ausführlicher zu sprechen haben; nur die Kirche sei schon hier in aller Kürze erwähnt. Mit großer Munifizenz ausgestattet, war sie nur wenig über hundert Jahr eine Zierde der Stadt. Im Jahre 1788 brannte sie nieder und nichts blieb übrig oder wurde aus dem Trümmerhaufen gerettet als ein kleiner Sandstein, der als einzige Inschrift die Buchstaben trägt: L. C. Z. B. G. P. V. O., M, D. C. L. VIII. (Louise, Churfürstin zu Brandenburg, geborene Prinzessin von Oranien 1658.) Diesen Sandstein hat man bei

Aufführung des kümmerlichen Neubaues, der ſeitdem an die Stelle der alten Kirche getreten iſt, in die Außenwand, nahe dem Eingang, eingefügt. Inſoweit gewiß mit Unrecht, als er nunmehr die irrige Vorſtellung weckt, daß dieſer Bau es ſei, den die fromme Werkthätigkeit der Kurfürſtin habe entſtehen laſſen.

Waiſenhaus und Kirche entſtanden unter der chriſtlichen Fürſorge Louiſe Henriettens, aber früher als beide entſtand ihr Wohnſitz, das Schloß ſelber. Die Frage drängt ſich uns auf: wie war dies Schloß? Es war, nach allgemeiner Annahme, ein drei Stock hohes, fünf Fenſter breites Gebäude von Würfelform, das nur mittelſt eines ſtattlichen Frontiſpice's den Character eines Schloſſes erhielt. Dies Frontiſpice war drei Fenſter breit und vier Stock hoch, ſo daß es nicht nur das Hauptſtück der ganzen Front bildete, ſondern auch den übrigen Theil des Gebäudes thurmartig überragte. Auf dem flachen Dache befand ſich ein mit einer Galerie umgebener Altan, auf dem ſich in der Mitte ein hoher und an jeder der vier Ecken ein kleinerer Thurm erhob. Der Schloßhof war mit einem bedeckten Gange umgeben, auf deſſen Plattform zur Sommerzeit zahlreiche Orangenbäume ſtanden. So war Schloß Oranienburg in den Jahren, die ſeiner Gründung unmittelbar folgten. Nichts davon iſt der Gegenwart geblieben, und wir würden, da keine gleichzeitigen Pläne und Beſchreibungen exiſtiren darauf verzichten müſſen, uns eine Vorſtellung von dem damaligen Schloſſe zu machen, wenn nicht in dem Waiſenhauſe ein großes, für die Local-Geſchichte Oranienburgs höchſt werthvolles Gemälde exiſtirte, das, früher den Prachtzimmern des Schloſſes angehörig, jetzt dazu dient, uns, in Ermangelung jedes andern Anhaltepunkts, über die Geſtalt der damaligen Oranienburg einen muthmaßlichen, wenn auch freilich immer noch ſehr disputablen Aufſchluß zu geben. Dies wandgroße Bild (etwa 11 Fuß im Quadrat), von dem ſich eine gleichzeitige Copie als Plafond-Gemälde in einem der Säle des Schloſſes befand, ſtellt, unter Benutzung der alten Dido-Sage, die Gründung Oranienburgs dar.

In der Mitte des Bildes erkennen wir das kurfürſtliche Paar, angethan mit allen Abzeichen ſeiner Würde. Louiſe Henriette als Dido. Hinter dem Kurfürſten, den Speer in der Hand, ſteht der Oberſt La Cave, während die Gräfin von Blumenthal, eine ſchöne,

ſtattliche Dame, die Schleppe der Kurfürſtin trägt. Weiter zurück, der Gräfin Blumenthal zunächſt, erblicken wir den Oberjägermeiſter von Hertefeld und einen von Rochow. Die Angaben fehlen, welchen. Alle die Genannten füllen die linke Seite des Bildes, während zur Rechten des Kurfürſten der Geheimrath Otto von Schwerin ſteht, in wenig ſchmeichelhafter Weiſe mit zurückgeſchlagenen Hemdsärmeln und im günſtigſten Fall in der Rolle eines behäbigen Gerbermeiſters. Er hält eine Kuhhaut mit der Inſchrift plus outre, „immer weiter", in der Linken, während er mit der Rechten bemüht iſt, die Haut in Streifen zu ſchneiden. Dieſe Streifen werden von drei oder vier geſchäftigen Dienern zur Abſteckung einer weiten, ſich im Hintergrund markirenden Feldfläche benutzt, aus deren Mitte ſich in grauweißer Farbe ein Schloß erhebt, nur ſkizzirt, aber doch deutlich genug erkennbar, um ein verſtändliches, anſchauliches Bild zu geben.*)

*) Paſtor Ballhorn, in ſeiner trefflichen Geſchichte Oranienburg's, hat dieſer architektoniſchen Skizze des großen Bildes eine Beweiskraft beigelegt, die ſie ſchließlich doch kaum beſitzen dürfte. Paſtor B. vermuthet, daß das Bild zwiſchen 1653 und 1654 gemalt worden ſei, was aber unmöglich iſt, da der Holländiſche Maler, Auguſtin Terweſten, von dem es herrührt, erſt 1649 geboren wurde. Auguſtin Terweſten (von 1696 ab Director der Akademie der Künſte) kam 1690 nach Berlin, wohin er, 40 Jahre nach der Gründung Schloß Oranienburgs, durch Kurfürſt Friedrich III. gerufen wurde. Er begann damit die kurfürſtlichen Luſtſchlöſſer mit großen Tableaux zu ſchmücken, und da um 1690 Schloß Koepenick bereits beendet und Schloß Charlottenburg noch nicht angefangen war, ſo iſt es wohl möglich, daß er in den Sälen von Schloß Oranienburg debütirte, das eben damals einem Umbau im großen Stil unterworfen wurde. Da dieſer Umbau jedoch im Jahre 1688 bereits ſeinen Anfang nahm, ſo iſt es mindeſtens fraglich, ob Terweſten das urſprüngliche Schloß, wie es die Kurfürſtin hier entſtehen ließ, noch geſehen hat. Dennoch möcht' ich auf dieſen Umſtand kein allzu bedeutendes Gewicht legen, da es, zwei Jahre nach dem Neu- und Umbau des Schloſſes, allerdings nicht ſchwer halten konnte, bei Malern und Architekten Auskunft darüber zu erhalten, wie denn eigentlich das Schloß der Oranierin geweſen ſei, immer vorausgeſetzt, daß dem Künſtler daran gelegen war, über dieſen Punkt zuverläſſiges zu erfahren. Es iſt aber ſehr zweifelhaft, daß ihm daran lag. Denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß er den Moment der Landesſchenkung (1650) bildlich darzuſtellen hatte, alſo einen Moment, der dem Schloßbau um vier, mindeſtens aber um zwei Jahre vorausging. Er

Schloß Oranienburg, wie es jetzt vor uns liegt, zeigt nichts mehr von dem Bau, den ich vorstehend (S. 142) beschrieben habe. Weder Frontispice noch Säulengänge, weder Altan noch Thürme bieten sich zur Zeit dem Auge dar, und die Umwandlung, die im Laufe von zwei Jahrhunderten erfolgt ist, ist eine so vollständige gewesen, daß es zweifelhaft bleibt, ob auch nur eine einzige Außenwand des oranischen Schlosses stehen geblieben und dem Neubau, der 1688 begann, zu gute gekommen ist. Ein ähnliches Schicksal hat über Allem gewaltet, was die fromme Kurfürstin hier entstehen ließ. Jegliches ging zu Grunde, meist durch Feuer, und existirt nur noch dem Wort und Wesen, aber nicht mehr seiner ursprünglichen Form nach. Das Schloß, die Kirche, das Waisenhaus von heute, sind nicht mehr das Schloß, die Kirche, das Waisenhaus von damals, und wenn wir von einem, übrigens in seiner Aechtheit ebenfalls anfechtbaren Portrait absehen, so findet sich an Ort und Stelle nichts mehr, was sich mit Bestimmtheit auf die Zeit der Oranierin zurückführen ließe. Das ihr seitens der Stadt errichtete Denkmal, eine Neu-Schöpfung, stammt erst aus dem Jahre 1858. Es ist ein überlebensgroßes Bildniß in Erz, aus der Hand Wilhelm Wolffs hervorgegangen, und führt die Inschrift: „Der hohen Wiederbegründerin dieser Stadt, Louise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, geb. Prinzessin von Oranien, zum dauernden Gedächtniß die dankbare Bürgerschaft Oranienburgs."

Und dieser Dank war Pflicht. Was Louise Henriette schuf, es hat das Kleid gewechselt, aber die Dinge blieben und der Segen lebt fort.

Die Zeit Friedrichs III. von 1688—1713.

Schloß Oranienburg war, wie wir es geschildert haben, ein Bau von mäßigen Dimensionen (nur fünf Fenster breit), als 1688, nach

konnte sich also in seinem künstlerischen Gewissen nicht im Geringsten gedrungen fühlen, ein Schloß in historischer Treue darzustellen, das 1650 noch gar nicht existirte, sondern erst 1654 fertig aus der Hand des Baumeisters hervorging.

dem Tode des großen Kurfürſten, der prachtliebende Friedrich III. zur Regierung kam. Es war eine Zeit für die bildenden Künſte in unſerem Lande, wie vielleicht keine zweite,*) zumal wenn man die verhältnißmäßig beſcheidenen Mittel in Anſchlag bringt, die dem fürſtlichen Bauherrn zur Verfügung ſtanden. Schloß Koepenick, wo der Kurfürſt die letzten Jahre vor ſeiner Thronbeſteigung zugebracht hatte, wurde zuerſt beendet; dann folgte, mit einer Munificenz, die noch weit über das hinausging, was in Koepenick geleiſtet worden war, der Ausbau des Oranienburger Schloſſes. Ob der Kurfürſt damals die Abſicht hatte, das Schloß an der Oberhavel zu ſeinem bevorzugten Aufenthalt zu machen, oder ob er ſeiner Stiefmutter, der holſtein'ſchen Dorothea, in nicht mißzuverſtehender Weiſe zeigen wollte, wie heilig, wie werth ihm die Schöpfung und Hinterlaſſenſchaft ſeiner rechten Mutter ſei, gleichviel, Schloß Oranienburg wuchs alsbald aus ſeiner engen Umgrenzung heraus und ein Prachtbau ſtieg empor, wie die Marken damals, mit alleiniger Ausnahme des Schloſſes zu Cölln an der Spree, keinen zweiten aufzuweiſen hatten. Von 1688 bis 1704 dauerte der Bau, und das Schloß nahm im Weſentlichen die Geſtalt und Dimenſionen an, worin wir es noch jetzt erblicken. An ein reich ornamentirtes Mittelſtück (corps de logis) lehnten ſich zwei Vorder- und zwei Hinterflügel, zwiſchen denen ein nach einer Seite hin geöffneter Hofraum lag. Ganz wie jetzt. Am Ende jedes der vier Flügel erhob ſich ein Pavillon und das corps de logis trug zwiſchen dem Dach und den Fenſtern des dritten Stockes die Frontal-Inſchrift: A Ludovica princip. Auriac. matre optima exstruct. et nom. gentis insignit. aedes Friedericus Tertius Elector in memoriam Parentis piissimae ampliavit, ornavit, auxit MDCXC. (Dies von der beſten Mutter, der Prinzeſſin von Oranien, Louiſe, gebaute und durch den Namen ihres Geſchlechtes ausgezeichnete Schloß hat der Kurfürſt Friedrich III. zum Gedächtniß der frömmſten Mutter erweitert und geſchmückt im Jahre 1690.) Dieſe Inſchrift exiſtirt noch.

Es kann nicht Zweck dieſer Zeilen ſein, mit Hülfe noch vor-

*) Die Zahl der Baumeiſter, Bildhauer und Maler belief ſich damals im Brandenburgiſchen auf 143.

Stahl und Eisen die Schoßkelle leise beschleicht und sich damit begnügt, statt der Hälse die Koffer abzuschneiden.

Sandkrug ist halber Weg. Noch eine anderthalbstündige Fahrt an Tannenholz und Dörfern vorbei und wir halten auf einem großstädtisch angelegten Platz, über dem sich eben der prächtigste Regenbogen wölbt. Das ist der Schloßplatz von Oranienburg. Das Wetter klärt sich auf; die Sonne ist da. Das Haus, das uns aufnehmen soll, verbirgt sich fast hinter den Lindenbäumen, die es umstehen, und erweckt, neben manchem Anderen, unsere günstigsten Vorurtheile auch dadurch, daß wir vernehmen, es sei Rathhaus und Gasthaus zugleich. Wo Justiz und Gastlichkeit so nahe zusammen wohnen, da ist es gut sein. In alten Zeiten war das häufiger. Unsere Altvodern verstanden sich besser auf Gemüthlichkeit als wir.

Die Luft ist warm und weich und ladet uns ein, unsern Nachmittagskaffee im Freien zu nehmen. Da sitzen wir denn auf der Treppe des Hauses, die sich nach rechts und links hin zu einer Art Veranda erweitert, und freuen uns der Stille und der balsamischen Luft, die uns umgeben. Die Kronen der Lindenbäume sind unmittelbar über uns, und so oft ein Luftzug über den Platz weht, schüttelt er aus dem dichten Blattwerk einzelne Regentropfen auf uns nieder. Zu unserer Linken, ziemlich in der Mitte des Platzes, ragt die Statue der hohen Frau auf, die dieser Stadt den Namen und, über einen allerengsten Kreis hinaus, ein Ansehen in der Geschichte unseres Landes gab. Dahinter, zwischen den Stäben eines Gitterthors, schimmern die Bäume des Parks hervor, unmittelbar vor uns aber, nur durch die Breite des Platzes von uns getrennt, ragt der alte Schloßbau selbst auf, dessen Bild und dessen Geschichte uns heut beschäftigen soll.

Wir haben die Front des Schlosses in aller Klarheit vor uns, aber doch ist es nur die kleinere Hälfte, deren wir von unserem Platz aus ansichtig werden. Die Form des Oranienburger Schlosses in seiner Blüthezeit war die eines lateinischen H, oder, mit anderen Worten, es bestand aus einem Haupt- oder Mittelstück (corps de logis), an das sich zwei Vorder- und zwei Hinterflügel lehnten. Die beiden Hinterflügel existiren noch, entziehen sich aber unserem

Blick; von den Vorderflügeln wurde der eine (der rechts gelegene) durch Feuer zerstört.

Schloß Oranienburg, wenn wir diese Bezeichnung zunächst unterschiedlos und mit einer Art rückwirkender Kraft festhalten wollen, ist ein alter Schloß- und Burgbau, der sich an derselben Stelle, d. h. also auf der kleinen vor uns gelegenen Havelinsel, seit nah an 700 Jahren erhebt. Wir haben hier, wie bei verschiedenen andern hohenzollerschen Schlössern, drei Epochen zu unterscheiden, drei Epochen, die sich in aller Kürze durch drei bestimmte Worte bezeichnen lassen: Burg, Jagdhaus, Schloß. Erst das „Schloß" (wir werden bald sehen, aus welcher Veranlassung) empfing den Namen Oranienburg, während Burg und Jagdhaus den Namen Bötzow, d. h. den Namen jenes uralten wendischen Dorfes führten, den die vordringenden Deutschen bei ihrer Eroberung des Landes bereits vorfanden. Die Geschichte kennt also bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein nur eine „Burg Bötzow", resp. ein „Jagdhaus zu Bötzow"; erst von den Tagen der Oranierin an, die hier ein „Schloß", einen verhältnißmäßig prächtigen Neubau, an alter Stelle erstehen ließ, existirt ein Oranienburg.

Burg und Jagdhaus Bötzow von 1200—1650.

Wann Burg Bötzow gegründet wurde, ist nicht genau ersichtlich, wahrscheinlich zwischen 1170 und 1200 von einem der unmittelbaren Nachfolger Albrechts des Bären. 1217 ist urkundlich von einer Feldmark zu Bötzow die Rede, aber freilich erst 1288 von einer Burg zu Bötzow. Nichtsdestoweniger ist der Schluß berechtigt, daß sie schon volle hundert Jahre früher existirte. Oefter genannt wird die Burg zu den Zeiten des Markgrafen Waldemar; Leben und Farbe jedoch erhalten die Ueberlieferungen erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts während der Quitzow-Zeit.

Versuch ich es, in kurzen Zügen ein Bild jener Epoche zu geben?

1402 war Bötzow eine markgräfliche oder kurfürstliche Burg, die durch einen Burgvoigt im Namen des Markgrafen Jobst von Mähren, oder vielleicht auch seines Statthalters, Günther von

Schwarzburg, gehalten wurde. Das Elend des Landes ſtand damals auf ſeiner Höhe; wie ein hingeworfener Fetzen lag es da, von dem jeder Nachbar, ja jeder ehrgeizige Vaſall im Lande ſelbſt, glaubte nehmen zu dürfen, was ihm gut erſchien. Sie hatten es ſammt und ſonders leicht genug; um aber noch ſicherer und bequemer zu gehen, vereinigten ſie ſich zu gemeinſchaftlichen Angriffen, nachdem die Vertheilung der Beute zuvor feſtgeſetzt worden war. Im genannten Jahre (1402) kam es zu einer Art von nordiſchem Bündniß gegen die offen daliegende Mark, zu einer Ligue, die aus den Herzögen von Mecklenburg und Pommern, ſo wie aus den Ruppin'ſchen Grafen beſtand, deren Seele jedoch die Quitzow's waren. Die letztern, wiewohl ſelber Lehnsträger des Markgrafen, verfolgten, politiſch genommen, den richtigen und gut zu heißenden Plan, ſich in dem immer herrenloſer werdenden Lande ſchließlich ſelber zum Herrn zu machen, und die Bündniſſe, die ſie ſchloſſen, dienten ihnen nur als Mittel zum Zweck. Die Völker dieſer Ligue fielen endlich in die Mark ein, ſengten und plünderten, wohin ſie kamen, erſtürmten Burg Bötzow und legten an Stelle der märkiſchen nunmehr eine pommerſche Beſatzung in die Burg. Die Mark, nachdem die kurfürſtliche Autorität durch dieſe Vorgänge, beſonders aber in Folge der Gefangennahme des Statthalters Günther von Schwarzburg (durch die Quitzows 1404) einen Schlag nach dem andern erfahren hatte, ſuchte endlich eine Ausſöhnung mit ihren gefährlichſten Gegnern, den Quitzows, herbeizuführen und war in ihren Verhandlungen — vielleicht eben deshalb, weil die beiden Brüder ein eben ſo feines wie kühnes Spiel ſpielten — glücklich genug, dieſe ſelbſt und ihren nächſten Anhang auf ihre Seite zu ziehen. Burg Bötzow wurde nun abermals geſtürmt, diesmal von den Märkern, und die gefangenen Pommern im Triumph nach Berlin geführt. Eine Quitzow'ſche Beſatzung, aber keine kurfürſtliche, ward in die Burg gelegt.

Von da ab, auf faſt zehn Jahre hin, blieb Bötzow eine Quitzow'ſche Burg, bis zum endlichen Untergang der Familie. In dieſer Zeit wird die Burg vielfach genannt. Nach Burg Bötzow war es, wohin die Quitzows den Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard (1407) als Gefangenen abführten, nachdem er zuvor in ihrer Burg Plaue geſeſſen hatte. In denſelben Thurm ſetzten ſie

14 Monate ſpäter den Berliner Rathsherrn Nicolaus Wins, den ſie, mit andern Berliner Bürgern, bei der Tegeler Mühle (3. September 1410) geſchlagen hatten, und noch 1414, als der Stern des Hauſes bereits im Niedergange ſtand, geſchah es, daß ihr Hauptmann, Werner von Holzendorff, dem ſie die Vertheidigung der Burg anvertraut hatten, den Boten Kurfürſt Friedrichs I, der die Aufforderung zur Uebergabe brachte, in den Thurm werfen und mit Ruthen ſtreichen ließ. Aber das war das letzte Aufflackern und das kecke, kriegeriſche Leben ging ſeinem Ende raſch entgegen. Klugheit und Politik traten an die Stelle der Sturmleitern, und ohne Schwertſtreich hielten alsbald die Hohenzollern ihren Einzug. An die Zeit der Quitzows aber erinnert der „Quitzen-Steig", der bei dem nahe gelegenen Havelhauſen vorüberführt.

Von da ab iſt die Geſchichte Burg Bötzows ſtumm. Verpfändungen und Einlöſungen folgten einander, bis endlich um 1550 die Burg ſelbſt verſchwindet und ein „Jagdhaus" an ſeine Stelle tritt. Aber auch über dieſem Jagdhaus liegen Dunkel und Schweigen. Wir irren wohl nicht, wenn wir uns einen Bau mit Eckthürmen und gothiſchem Dache denken.*) Im Uebrigen iſt kein Bild des alten kurfürſtlichen Hauſes auf uns gekommen, noch weniger ein Bericht von Vorgängen innerhalb ſeiner Mauern. Kurfürſt Joachim gab den Spreeforſten den Vorzug und das Jagdhaus zu Bötzow kam, dem Favorit-Jagdſchloß zu Koepenick gegenüber, nur noch ausnahmsweiſe zu Ehren, wenn ſich, zu dem Reize der Jagd überhaupt, auch noch der der Abwechſelung geſellen ſollte. Burg und Jagdhaus Bötzow ſind ſpurlos verſchwunden. Nur bei dem Umbau, dem, in jüngſter Zeit erſt, Schloß Oranienburg unterworfen wurde, ſtieß man auf gewölbte Feldſtein-Fundamente, die zweifellos wohl der alten Zeit von Burg Bötzow angehörten und bei weiterer Nachforſchung (die ſich leider nicht ermöglichte) vielleicht

*) Dagegen ſpräche nur, daß es in der Lebensbeſchreibung des berühmten Grafen Rochus v. Lynar heißt: „Zu gleicher Zeit (etwa 1578 oder 80) gab der Graf allerhand Verbeſſerungen an dem kurfürſtlichen Schloß oder Jagdhaus zu Bötzow an." Dieſe Verbeſſerungen waren ſchwerlich im gothiſchen Styl.

einigen Aufſchluß über die Vorgeſchichte der Burg gegeben haben würde.

Schloß Oranienburg.

So kam das Jahr 1650. Die Kurfürſtin Louiſe Henriette, geborene Prinzeſſin von Oranien, ſeit dem 7. December 1646 dem großen Kurfürſten vermählt, pflegte ihren Gemahl auf ſeinen Jagdausflügen zu begleiten. Einer dieſer Ausflüge führte das junge Paar im Laufe des Sommers 1650 auch in die Nähe von Bötzow, und hier war es, wo die junge Fürſtin beim Anblick der lachenden Wieſen, die den Lauf der Havel einfaßten, ſich lebhaft in die fruchtbaren Niederungen ihrer holländiſchen Heimath zurückverſetzt fühlte und der Freude darüber den unverkennbarſten Ausdruck gab. Der Kurfürſt, deſſen Herz voller Liebe und Verehrung gegen die ſchöne, an Gaben des Geiſtes und Gemüthes gleich ausgezeichnete Frau war, ergriff mit Eifer die Gelegenheit, ihr ein erneutes Zeichen dieſer Liebe zu geben, und ſchenkte ihr das „Amt Bötzow mit allen dazu gehörigen Dörfern und Mühlen, Triften und Weiden, Seen und Teichen". Die Schenkung wurde dankbar angenommen, und an die Stelle des alten Jagdhauſes aus der Zeit Joachims II. trat jetzt ein Schloß, das im Jahre 1652, in Huldigung gegen die Oranierin, deren Eigenthum und Lieblingsſitz es inzwiſchen geworden war, den Namen „die Oranienburg" erhielt. In kürzeſter Friſt that auch die zu Füßen des Schloſſes gelegene Stadt ihren alten Namen Bötzow bei Seit' und nahm den Namen Oranienburg an. Das Jahr 1650 (eigentlich 52) bezeichnet alſo einen Wendepunkt. Bis dahin Burg und Stadt Bötzow, von da ab Schloß und Stadt Oranienburg.

Auch die Geſchichte von Schloß Oranienburg, der wir uns jetzt zuwenden, ſondert ſich in drei Hauptepochen und zwar in die Zeit der Kurfürſtin Louiſe Henriette von 1620—1667, in die Zeit ihres Sohnes, des erſten Königs, von 1688—1713 und in die Zeit des Prinzen Auguſt Wilhelm, von 1744—1758. Alles Andere wird nur in Kürze zu erwähnen ſein.

Die Zeit Louise Henriettens von 1650—1667.

Kaum war die Schenkungsurkunde ausgestellt, so begann auch die Thätigkeit der hohen Frau, die durch den Anblick frischer Wiesen nicht nur an die Bilder ihrer Heimath erinnert sein, die vor Allem auch einen Wohlstand, wie ihn die Niederlande seit lange kannten, hier in's Dasein rufen und nach Möglichkeit die Wunden heilen wollte, die der 30jährige Krieg diesen schwer geprüften Landestheilen geschlagen hatte. Kolonisten wurden in's Land gezogen, Häuser gebaut, Vorwerke angelegt und alle zur Landwirthschaft gehörigen Einzelheiten alsbald mit Emsigkeit betrieben. Eine Meierei entstand und Gärten und Anlagen faßten alsbald das Schloß ein, in denen der Gemüsebau, die Baum- und Blumenzucht ebenso das Interesse der Kurfürstin wie die Arbeit der Kolonisten in Anspruch nahmen. Sie war eine sehr fromme Frau (ihr Leben und ihre Lieder zeugen in gleicher Weise dafür), aber ihre Frömmigkeit war nicht von der blos beschaulichen Art und neben dem „bete" stand ihr das „arbeite". Mild und wohlwollend, wie sie war, duldete sie doch keine Nachlässigkeit, und in diesem Sinne schrieb sie z. B. am 27. April 1657 nach Oranienburg, daß es schimpflich für alle Beamten und geradezu unverantwortlich sei, daß in allen Gärten nicht so viel Hopfen gewonnen werde, wie zum Brauen erforderlich, und könne daran nichts als eine schändliche Faulheit die Schuld sein.

Eine Musterwirthschaft nach Holländischem Vorbild sollte hier entstehn, aber die Hauptaufmerksamkeit der hohen Frau war doch dem Schloßbau, der Gründung eines Waisenhauses und der Aufführung einer Kirche zugewendet. Von dem Schloßbau werden wir ausführlicher zu sprechen haben; nur die Kirche sei schon hier in aller Kürze erwähnt. Mit großer Munifizenz ausgestattet, war sie nur wenig über hundert Jahr eine Zierde der Stadt. Im Jahre 1788 brannte sie nieder und nichts blieb übrig oder wurde aus dem Trümmerhaufen gerettet als ein kleiner Sandstein, der als einzige Inschrift die Buchstaben trägt: L. C. Z. B. G. P. V. O., M, D. C. L. VIII. (Louise, Churfürstin zu Brandenburg, geborene Prinzessin von Oranien 1658.) Diesen Sandstein hat man bei

Aufführung des kümmerlichen Neubaues, der ſeitdem an die Stelle der alten Kirche getreten iſt, in die Außenwand, nahe dem Eingang, eingefügt. Inſoweit gewiß mit Unrecht, als er nunmehr die irrige Vorſtellung weckt, daß dieſer Bau es ſei, den die fromme Werkthätigkeit der Kurfürſtin habe entſtehen laſſen.

Waiſenhaus und Kirche entſtanden unter der chriſtlichen Fürſorge Louiſe Henriettens, aber früher als beide entſtand ihr Wohnſitz, das Schloß ſelber. Die Frage drängt ſich uns auf: wie war dies Schloß? Es war, nach allgemeiner Annahme, ein drei Stock hohes, fünf Fenſter breites Gebäude von Würfelform, das nur mittelſt eines ſtattlichen Frontiſpice's den Character eines Schloſſes erhielt. Dies Frontiſpice war drei Fenſter breit und vier Stock hoch, ſo daß es nicht nur das Hauptſtück der ganzen Front bildete, ſondern auch den übrigen Theil des Gebäudes thurmartig überragte. Auf dem flachen Dache befand ſich ein mit einer Galerie umgebener Altan, auf dem ſich in der Mitte ein hoher und an jeder der vier Ecken ein kleinerer Thurm erhob. Der Schloßhof war mit einem bedeckten Gange umgeben, auf deſſen Plattform zur Sommerzeit zahlreiche Orangenbäume ſtanden. So war Schloß Oranienburg in den Jahren, die ſeiner Gründung unmittelbar folgten. Nichts davon iſt der Gegenwart geblieben, und wir würden, da keine gleichzeitigen Pläne und Beſchreibungen exiſtiren darauf verzichten müſſen, uns eine Vorſtellung von dem damaligen Schloſſe zu machen, wenn nicht in dem Waiſenhauſe ein großes, für die Local-Geſchichte Oranienburgs höchſt werthvolles Gemälde exiſtirte, das, früher den Prachtzimmern des Schloſſes angehörig, jetzt dazu dient, uns, in Ermangelung jedes andern Anhaltepunkts, über die Geſtalt der damaligen Oranienburg einen muthmaßlichen, wenn auch freilich immer noch ſehr disputablen Aufſchluß zu geben. Dies wandgroße Bild (etwa 11 Fuß im Quadrat), von dem ſich eine gleichzeitige Copie als Plafond-Gemälde in einem der Säle des Schloſſes befand, ſtellt, unter Benutzung der alten Dido-Sage, die Gründung Oranienburgs dar.

In der Mitte des Bildes erkennen wir das kurfürſtliche Paar, angethan mit allen Abzeichen ſeiner Würde. Louiſe Henriette als Dido. Hinter dem Kurfürſten, den Speer in der Hand, ſteht der Oberſt La Cave, während die Gräfin von Blumenthal, eine ſchöne,

ſtattliche Dame, die Schleppe der Kurfürſtin trägt. Weiter zurück, der Gräfin Blumenthal zunächſt, erblicken wir den Oberjägermeiſter von Hertefeld und einen von Rochow. Die Angaben fehlen, welchen. Alle die Genannten füllen die linke Seite des Bildes, während zur Rechten des Kurfürſten der Geheimrath Otto von Schwerin ſteht, in wenig ſchmeichelhafter Weiſe mit zurückgeſchlagenen Hemdsärmeln und im günſtigſten Fall in der Rolle eines behäbigen Gerbermeiſters. Er hält eine Kuhhaut mit der Inſchrift plus outre, „immer weiter", in der Linken, während er mit der Rechten bemüht iſt, die Haut in Streifen zu ſchneiden. Dieſe Streifen werden von drei oder vier geſchäftigen Dienern zur Abſteckung einer weiten, ſich im Hintergrund markirenden Feldfläche benutzt, aus deren Mitte ſich in grauweißer Farbe ein Schloß erhebt, nur ſkizzirt, aber doch deutlich genug erkennbar, um ein verſtändliches, anſchauliches Bild zu geben.*)

*) Paſtor Ballhorn, in ſeiner trefflichen Geſchichte Oranienburg's, hat dieſer architektoniſchen Skizze des großen Bildes eine Beweiskraft beigelegt, die ſie ſchließlich doch kaum beſitzen dürfte. Paſtor B. vermuthet, daß das Bild zwiſchen 1653 und 1654 gemalt worden ſei, was aber unmöglich iſt, da der Holländiſche Maler, Auguſtin Terweſten, von dem es herrührt, erſt 1649 geboren wurde. Auguſtin Terweſten (von 1696 ab Director der Akademie der Künſte) kam 1690 nach Berlin, wohin er, 40 Jahre nach der Gründung Schloß Oranienburgs, durch Kurfürſt Friedrich III. gerufen wurde. Er begann damit die kurfürſtlichen Luſtſchlöſſer mit großen Tableaux zu ſchmücken, und da um 1690 Schloß Koepenick bereits beendet und Schloß Charlottenburg noch nicht angefangen war, ſo iſt es wohl möglich, daß er in den Sälen von Schloß Oranienburg debütirte, das eben damals einem Umbau im großen Stil unterworfen wurde. Da dieſer Umbau jedoch im Jahre 1688 bereits ſeinen Anfang nahm, ſo iſt es mindeſtens fraglich, ob Terweſten das urſprüngliche Schloß, wie es die Kurfürſtin hier entſtehen ließ, noch geſehen hat. Dennoch möcht' ich auf dieſen Umſtand kein allzu bedeutendes Gewicht legen, da es, zwei Jahre nach dem Neu- und Umbau des Schloſſes, allerdings nicht ſchwer halten konnte, bei Malern und Architekten Auskunft darüber zu erhalten, wie denn eigentlich das Schloß der Oranierin geweſen ſei, immer vorausgeſetzt, daß dem Künſtler daran gelegen war, über dieſen Punkt zuverläſſiges zu erfahren. Es iſt aber ſehr zweifelhaft, daß ihm daran lag. Denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß er den Moment der Landesſchenkung (1650) bildlich darzuſtellen hatte, alſo einen Moment, der dem Schloßbau um vier, mindeſtens aber um zwei Jahre vorausging. Er

Schloß Oranienburg, wie es jetzt vor uns liegt, zeigt nichts mehr von dem Bau, den ich vorstehend (S. 142) beschrieben habe. Weder Frontispice noch Säulengänge, weder Altan noch Thürme bieten sich zur Zeit dem Auge dar, und die Umwandlung, die im Laufe von zwei Jahrhunderten erfolgt ist, ist eine so vollständige gewesen, daß es zweifelhaft bleibt, ob auch nur eine einzige Außenwand des oranischen Schlosses stehen geblieben und dem Neubau, der 1688 begann, zu gute gekommen ist. Ein ähnliches Schicksal hat über Allem gewaltet, was die fromme Kurfürstin hier entstehen ließ. Jegliches ging zu Grunde, meist durch Feuer, und existirt nur noch dem Wort und Wesen, aber nicht mehr seiner ursprünglichen Form nach. Das Schloß, die Kirche, das Waisenhaus von heute, sind nicht mehr das Schloß, die Kirche, das Waisenhaus von damals, und wenn wir von einem, übrigens in seiner Aechtheit ebenfalls anfechtbaren Portrait absehen, so findet sich an Ort und Stelle nichts mehr, was sich mit Bestimmtheit auf die Zeit der Oranierin zurückführen ließe. Das ihr seitens der Stadt errichtete Denkmal, eine Neu-Schöpfung, stammt erst aus dem Jahre 1858. Es ist ein überlebensgroßes Bildniß in Erz, aus der Hand Wilhelm Wolffs hervorgegangen, und führt die Inschrift: „Der hohen Wiederbegründerin dieser Stadt, Louise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, geb. Prinzessin von Oranien, zum dauernden Gedächtniß die dankbare Bürgerschaft Oranienburgs."

Und dieser Dank war Pflicht. Was Louise Henriette schuf, es hat das Kleid gewechselt, aber die Dinge blieben und der Segen lebt fort.

Die Zeit Friedrichs III. von 1688—1713.

Schloß Oranienburg war, wie wir es geschildert haben, ein Bau von mäßigen Dimensionen (nur fünf Fenster breit), als 1688, nach

---

konnte sich also in seinem künstlerischen Gewissen nicht im Geringsten gedrungen fühlen, ein Schloß in historischer Treue darzustellen, das 1650 noch gar nicht existirte, sondern erst 1654 fertig aus der Hand des Baumeisters hervorging.

dem Tode des großen Kurfürsten, der prachtliebende Friedrich III. zur Regierung kam. Es war eine Zeit für die bildenden Künste in unserem Lande, wie vielleicht keine zweite,*) zumal wenn man die verhältnißmäßig bescheidenen Mittel in Anschlag bringt, die dem fürstlichen Bauherrn zur Verfügung standen. Schloß Koepenick, wo der Kurfürst die letzten Jahre vor seiner Thronbesteigung zugebracht hatte, wurde zuerst beendet; dann folgte, mit einer Munificenz, die noch weit über das hinausging, was in Koepenick geleistet worden war, der Ausbau des Oranienburger Schlosses. Ob der Kurfürst damals die Absicht hatte, das Schloß an der Oberhavel zu seinem bevorzugten Aufenthalt zu machen, oder ob er seiner Stiefmutter, der holstein'schen Dorothea, in nicht mißzuverstehender Weise zeigen wollte, wie heilig, wie werth ihm die Schöpfung und Hinterlassenschaft seiner rechten Mutter sei, gleichviel, Schloß Oranienburg wuchs alsbald aus seiner engen Umgrenzung heraus und ein Prachtbau stieg empor, wie die Marken damals, mit alleiniger Ausnahme des Schlosses zu Cölln an der Spree, keinen zweiten aufzuweisen hatten. Von 1688 bis 1704 dauerte der Bau, und das Schloß nahm im Wesentlichen die Gestalt und Dimensionen an, worin wir es noch jetzt erblicken. An ein reich ornamentirtes Mittelstück (corps de logis) lehnten sich zwei Vorder- und zwei Hinterflügel, zwischen denen ein nach einer Seite hin geöffneter Hofraum lag. Ganz wie jetzt. Am Ende jedes der vier Flügel erhob sich ein Pavillon und das corps de logis trug zwischen dem Dach und den Fenstern des dritten Stockes die Frontal-Inschrift: A Ludovica princip. Auriac. matre optima exstruct. et nom. gentis insignit. aedes Friedericus Tertius Elector in memoriam Parentis piissimae ampliavit, ornavit, auxit MDCXC. (Dies von der besten Mutter, der Prinzessin von Oranien, Louise, gebaute und durch den Namen ihres Geschlechtes ausgezeichnete Schloß hat der Kurfürst Friedrich III. zum Gedächtniß der frömmsten Mutter erweitert und geschmückt im Jahre 1690.) Diese Inschrift existirt noch.

Es kann nicht Zweck dieser Zeilen sein, mit Hülfe noch vor-

*) Die Zahl der Baumeister, Bildhauer und Maler belief sich damals im Brandenburgischen auf 143.

handener Aufzeichnungen den Leſer durch eine lange Reihe von Prachtzimmern und Gallerien, von Sälen und Porzellan-Cabinetten zu führen, von denen, mit Ausnahme weniger Zimmer, die ich gegen den Schluß des Aufſatzes hin zu beſchreiben gedenke, auch jede Spur verloren gegangen iſt; nur Einiges werde ich hervorzuheben haben, um wenigſtens eine Andeutung von dem Reichthum zu geben, der innerhalb dieſer Mauern heimiſch war. In dem Treppenhaus, das faſt die halbe Breite des corps de logis einnahm, ſprang eine Fontaine und trieb den Waſſerſtrahl bis in das dritte Stock hinauf; die Treppe ſelbſt aber war unten mit vier Jaspis- und weiter oben mit vier Marmorſäulen geſchmückt. An der gewölbten Decke waren die vier Laſter des Hofes: Gleisnerei, Verleumdung, Neid und Habſucht dargeſtellt, wie ſie von eben ſo vielen Engeln aus dem Himmel geſtürzt werden. Deckengemälde, zum Theil ähnlichen ſymboliſchen Inhalts, zeigen ſich in faſt allen größeren Sälen. Im Vorzimmer des Königs befand ſich an den Plafond gemalt, wie ſchon erwähnt, eine Copie des großen Terweſten'ſchen Bildes, während im ſogenannten „Orangeſaal" ein anderes großes Deckengemälde die Verherrlichung des Oraniſchen Hauſes ſymboliſch darſtellte. In der Mitte deſſelben erblickte man eine weibliche Figur mit dem Oraniſchen Wappen und einem Orange-Bouquet im Haar, während ſie zugleich eine Schnur mit Medaillons in Händen hielt, wodurch die Geſchlechtsfolge des Hauſes Oranien veranſchaulicht werden ſollte. Neid und Verrätherei mühen ſich, die Schnur zu zerreißen, aber ein Blitzſtrahl aus den Wolken fährt zwiſchen ſie.

In demſelben Saale befanden ſich die Bildniſſe der Fürſten von Oranien von 1382 ab, daneben aber das Porträt König Friedrichs I. ſelbſt, mit dem bekannten Diſtichon als Unterſchrift, durch das einſt der Königsberger Dichter Bödecker die Geburt Friedrichs verherrlicht und ſeine künftige Königſchaft vorhergeſagt hatte:

Nascitur in Regis Friedericus Monte, quid istud?
Praedicunt Musae: Rex Friedericus erit.

(Königsberg heißt die Geburtsſtadt des Prinzen Friedrich; was folgt draus? Muſen kündet es laut: König wird Friedrich uns ſein.)

So waren Säle und Treppenhaus. Fast noch prächtiger war die Capelle: die Wände waren mit Marmor bekleidet und die Decke mit Kirchenbildern geziert, während der Altartisch auf vier vergoldeten Adlern ruhte. Bischof Ursinus hielt hier 1704 die Einweihungsrede. Nun ist Alles hin, Alles verweht und zerstoben. Nur Orgel, Kanzel und königliche Loge existiren noch, sind aber nach Französisch-Buchholz hin verpflanzt worden und zieren dort die Kirche bis diesen Tag.

So war Schloß Oranienburg in den Tagen, die der oranischen Prinzessin unmittelbar folgten. Wir fragen weiter, *wie war das Leben in diesen Räumen?* Darüber liegen leider wenige Aufzeichnungen vor und wir müssen auf Umwegen und durch Schlüsse zu einem Resultat zu gelangen suchen. Daß der Kurfürst häufig hier verweilte, geht weniger aus der Reichthumsfülle hervor, mit der er das Schloß ausstattete (eine prächtige Ausstattung verräth noch keine persönliche Theilnahme, keine Herzensbeziehungen), als aus dem Eifer, mit dem er die Herrschaft Oranienburg zu erweitern und einige der im Umkreis gelegenen Dörfer in einen gewissen *Einklang mit dem Schlosse selbst zu bringen* suchte. Diese sorgliche *Fassung*, die er dem Edelsteine gab, bewies am besten, wie sehr er an demselben hing. So wurden Grabsdorf und Lehnitz, Cossebant und Perwenitz, vier in der Nähe befindliche Güter, angekauft und in Vorwerke oder Koloniedörfer umgewandelt. Grabsdorf erhielt ein Jagdschloß, das innerhalb seiner schmucklosen Mauern bis diesen Augenblick noch die eiförmigen Zimmer zeigt, die, nach damaliger Mode, ihm gegeben wurden. Dabei wurde der Name *Grabsdorf*, der an unbequeme Dinge erinnern mochte, bei Seite gethan und in „Friedrichsthal" umgewandelt, unter welcher Bezeichnung Dorf und Jagdschloß bis diesen Tag noch vorhanden sind. Auch Cossebant verlor seinen alten Namen und trat die Erbschaft des vakant gewordenen Namens „Bötzow" an. Das *heutige* Bötzow hat also nichts gemein mit Burg und Stadt Bötzow, die bis 1650 an Stelle des jetzigen Oranienburg zu finden waren, sondern ist ein in der Nähe gelegenes Dorf, das bis 1694 den Namen Cossebant führte.

Diese Neuschöpfungen, mit denen der Kurfürst Schloß Oranienburg umgab, beweisen genugsam, daß dies Havelschloß, dies

Vermächtniß von der Mutter her, ein bevorzugter Aufenthalt des Kurfürsten und spätern Königs war, aber auch einzelne Berichte sind uns zur Hand, die uns, trotz einer gewissen Dürftigkeit der Details, den Kurfürsten (damals schon König) direct an dieser Stelle zeigen. „Im Sommer 1708", so erzählt Poellnitz, „riethen die Aerzte dem Könige, das Karlsbad in Böhmen zu gebrauchen, wohin er sich im Laufe des Sommers auch wirklich begab. Vorher war er in Oranienburg und hatte auf dem dortigen Schlosse eine Zusammenkunft mit dem regierenden Herzog von Mecklenburg-Schwerin. Diese Zusammenkunft der beiden Fürsten war nicht ohne Bedeutung: sie hatte zunächst nur eine Erneuerung und Bestätigung des alten Erbfolgevergleichs im Auge, der im Jahre 1442, zu Wittstock, zwischen Friedrich II., dem Eisernen, und den Herzögen von Mecklenburg, geschlossen worden war, mußte aber natürlich, da man Gefallen an einander fand, einige Monate später die Schritte wesentlich erleichtern, die, im November 1708, zu einer dritten Vermählung des Königs, und zwar mit Luisa Dorothee, der Schwester des regierenden Herzogs von Mecklenburg führten. „Am 24. November," so fährt unsere Quelle fort, „traf die neue Königin in Oranienburg ein und wurde daselbst vom Könige und dem ganzen Hofe empfangen. Nachdem die Vorstellung aller Prinzen und Prinzessinnen stattgefunden hatte, verließ man das Schloß und begab sich nach Berlin, wo am 27. desselben Monats die Königin ihren feierlichen Einzug hielt." Der König, trotz seiner Jahre, war anfänglich von der Königin bezaubert; keine Ahnung beschlich sein Herz, daß, vier Jahre später, dieselbe Prinzessin geistesgestört und wie eine Mahnung des Todes an ihn herantreten werde. Das war im Berliner Schloß, in den Januartagen 1713. Der König, krank schon, ruhte auf einem Armstuhl und war eben eingeschlummert, als er sich plötzlich angefaßt und aus dem Schlaf gerüttelt fühlte. Die geisteskranke Königin, die eine Glasthür erbrochen hatte, stand weißgekleidet und mit blutenden Händen vor ihm. Der König versuchte sich aufzurichten, aber er sank in seinen Stuhl zurück. „Ich habe die weiße Frau gesehen." Wenige Wochen später hatte sich die alte Prophezeiung seines Hauses an ihm erfüllt. Nicht zu seinem Glück hatte die

mecklenburgiſche Prinzeſſin das Land und, als erſte Stufe zum Thron, die Marmortreppe von Schloß Oranienburg betreten.

Die Zeit des Prinzen Auguſt Wilhelm von 1744 bis 1758.

Der Tod König Friedrichs I. traf keinen Punkt des Landes härter als Oranienburg; bis dahin ein Lieblingsſitz, wurde es jetzt von der Liſte der Reſidenzen ſo gut wie geſtrichen. Dem Soldatenkönige, deſſen Sinn auf andere Dinge gerichtet war als auf Springbrunnen und künſtliche Grotten, genügte es nicht, die Schöpfung ſeines Vaters ſich ſelbſt zu überlaſſen, er griff auch feſten und praktiſchen Sinnes ein, um die in ſeinen Augen halb nutzloſe, halb koſtſpielige Hinterlaſſenſchaft nach Möglichkeit zu verwerthen. Bauten wurden abgebrochen und die Materialien verkauft; die Faſanerie, das Einzige, woran er als Jäger ein Intereſſe hatte, kam nach Potsdam; die 1029 Stück eiſerne Röhren aber, die der Waſſerkunſt im Schloſſe das Waſſer zugeführt hatten, wurden auf neun Oderkähnen nach Stettin geſchafft.

Schloß und Park verwilderten. Wie das Schloß im Märchen, eingeſponnen in undurchdringliches Grün, lag Oranienburg da, als 31 Jahre nach dem Tode des erſten Königs ſein Name wieder genannt wurde. Im Jahre 1744 war es, wo Friedrich II. in Betreff ſeiner Brüder allerhand Ernennungen und Entſcheidungen traf. Prinz Heinrich erhielt Rheinsberg, Prinz Ferdinand das Palais und den Garten in Neu-Ruppin, der älteſte Bruder Auguſt Wilhelm aber, unter gleichzeitiger Erhebung zum Prinzen von Preußen, wurde mit Schloß Oranienburg belehnt.

Ueber die baulichen Veränderungen, die in dieſe Epoche von 1744 bis 58 fallen, wiſſen wir nichts, muthmaßlich waren ſie allergeringfügigſter Natur, aber einzelne Berichte von Bielefeld und namentlich von Poellnitz ſind auf uns gekommen, die uns zum erſten Mal Gelegenheit geben, die bis hierher nur äußerlich beſchriebenen Prachträume auch mit Geſtalten und Scenen zu beleben. Der Prinz bewohnte nur einen einzigen Flügel, alſo unge-

fähr den fünften Theil des Schloſſes, aber die entſprechenden Zimmer genügten vollſtändig, zumal zur Sommerzeit, wo der Park mit ſeinen Laubgängen aushelfen konnte. Bielefeld entwirft von dieſem Park folgende anſprechende Schilderung: „Den großen, nach Le Notre's Plan angelegten Garten fand ich, durch die Verwilderung, zu der die lange Zeit von 1713—44 vollauf Gelegenheit gegeben hatte, wunderbarerweiſe verſchönt. Die ſeit 1713 nicht mehr verſchnittenen Buchenhecken haben ſich verwachſen und verſchlungen und bilden einen Gang, der ſo dicht jetzt iſt, daß weder Sonne noch Wind hindurchdringen kann. In der größten Mittagshitze gewährt er Kühlung und Schatten und Abends ſpeiſt man darin, ohne daß die Luft die Kerzen auslöſcht. Ein geſchickter Gärtner, der die Verwilderung benutzte, hat viele geſchmackvolle Gartenhäuſer aus der Erde wachſen laſſen." Dieſe Schilderung paßt noch heute; nur die Gartenhäuſer ſind ſeitdem wieder verſchwunden.

Prinz Auguſt Wilhelm lebte nur zeitweilig in Oranienburg; ſein Regiment ſtand zu Spandau in Garniſon und die Pflichten des Dienſtes feſſelten ihn an den Standort deſſelben. Aber die Sommermonate führten ihn oft und ſo lange wie möglich nach dem benachbarten, durch Stille und Schönheit einladenden Oranienburg, und hier war es auch, wo er im April 1745 den Beſuch ſeiner Mutter, der verwittweten Königin Sophie Dorothee, empfing. Ueber dieſen Beſuch liegt uns die Schilderung eines Augenzeugen vor — unverkennbar Poellnitz ſelber, wenn ſein Name auch nicht ausdrücklich genannt iſt.

„Am 14. April, ſo heißt es darin, brach die Königin Mutter von Berlin auf und traf am Nachmittag deſſelben Tages in Oranienburg ein. Ihr Hofſtaat folgte ihr in einer langen Reihe von Karoſſen, wohl dreißig an der Zahl. Die Prinzeſſin Amalie ſaß im Wagen der Königin. Sobald dem Prinzen Auguſt Wilhelm das Herannahen des Zuges gemeldet war, eilte er die große Allee hinauf, dem Zuge entgegen, ſprang angeſichts des Wagens der Königin Mutter vom Pferde und begrüßte ſie, indem er entblößten Hauptes an den Schlag des Wagens trat. Dann ſchwang er ſich raſch wieder in den Sattel und eilte dem Zuge in geſtrecktem

Galopp vorauf, um vor dem Eingang des Schloſſes die Honneurs wiederholen zu können. Ihm zur Seite ſtanden ſeine Gemahlin, die Prinzeſſin von Preußen (eine geborne Prinzeſſin von Braunſchweig), die Prinzen Heinrich und Ferdinand, außerdem die Hofdamen von Wollden, von Henckel, von Wartensleben, von Kamecke, von Hacke, von Pannewitz und von Kannenberg. Die Königin umarmte ihre Söhne auf's zärtlichſte, begrüßte die Umſtehenden und wurde dann die große Treppe hinauf in das für ſie beſtimmte Schlafgemach geführt, daſſelbe, das König Friedrich I. bei ſeinen Beſuchen in Schloß Oranienburg zu bewohnen pflegte. Die Königin fand in dieſem Zimmer ein Staatsbett von rothem Damaſt vor, eben ſo einen Fauteuil, einen Ofenſchirm und vier Tabourets von demſelben Stoff und derſelben Farbe. Bald, nachdem die hohe Frau ſich eingerichtet und an dem Anblick von Park und Landſchaft erfreut hatte, erſchien der Prinz, um ihr drei ſchöne Figuren von Dresdner Porzellan zu überreichen, an denen die Königin Mutter, wie der Prinz wußte, eine beſondere Freude zu haben pflegte. Aber die Königin Mutter war es nicht allein, an die ſich die Aufmerkſamkeiten dieſes liebenswürdigen Prinzen richteten, auch Baron von Poellnitz wurde einer ähnlichen Aufmerkſamkeit gewürdigt. Seine Königliche Hoheit kannten ſehr wohl die Vorliebe des alten Barons (v. Poellnitz) für alle Antiquitäten und Curioſitäten aus der Zeit König Friedrichs I. her, der ihm immer ein guter und gnädiger Herr geweſen war, und eingedenk dieſer Vorliebe, überreichten Seine Königliche Hoheit dem alten Baron eine reich mit Gold geſtickte Morgenmütze und ein Paar Pantoffeln, deren ſich König Friedrich I. bei ſeinen Beſuchen in Oranienburg zu bedienen pflegte und die nun ſeit über 32 Jahren unbeachtet und ungewürdigt in einer halbvergeſſenen Truhe geſteckt hatten. Nach Sonnenuntergang folgten Promenaden in den Park; dann wurden Spieltiſche arrangirt, bis gegen 10 die willkommene Nachricht, daß das Souper angerichtet ſei, das Spiel unterbrach. Welche Feinheiten und Ueberraſchungen aus dem Bereich der Küche, welche hochqualificirten Weine, welch' Frohſinn, welche Heiterkeit der Gäſte! Und doch zuletzt vollzog ſich das Unvermeidliche, was ſchon König Dagobert ſeinerzeit ſo bitter beklagt hat, daß auch die beſte Geſellſchaft ihr Ende habe und ſich trennen müſſe.

„Das war am 14. April. Früh am andern Morgen und früher faſt als uns lieb war, weckten uns ungewohnte Klänge; der Hirt trieb ſeine Heerde, am Schloß vorbei, auf die friſchen Felder hinaus. Den Beſchluß machte ein Stier von ſo extra-eleganter Schönheit, daß er kein anderer als der wohlbekannte glückliche Liebhaber der Jungfrau Europa ſein konnte, ja die Art, wie er ſich trug, dazu die Kraft ſeiner Bruſttöne, ſchienen andeuten zu wollen, daß er ein Erſcheinen unſerer Damen an den verſchiedenen Fenſtern des Schloſſes erwartet habe. Aber er ſah ſich getäuſcht, unſere Damen, die die Geſchichte geleſen haben mochten, fürchteten ſich und hielten ſich zurück, um ſich und ihre Reize nicht ähnlichen Gefahren auszuſetzen. Wie dem immer ſei, der Morgenſchlummer war geſtört und an die Stelle des Schlafs, der nicht wieder kommen wollte, traten Promenaden in leichtem, flatternden Morgenkoſtüm und, nach eingenommenem Frühſtück, die gegenſeitigen Beſuche. Die Prinzeſſin Amalie empfing die Huldigungen, die ihrer Schönheit dargebracht wurden; ſie trug ein Corſet von ſchwarzem Atlas, das mit weißer Seide geſteppt war, und darunter ein ſilber-geſticktes Kleid, mit natürlichen Blumen aufgenommen. In dieſem Koſtüm ſtand ſie da und übte ſich im Flötenſpiel: Euterpe ſelbſt hätte ſie beneiden können.

Nach Tiſch empfing die Königin Mutter alle anweſenden Damen in ihrem Bettzimmer; diejenigen, die eine Handarbeit dem Kartenſpiel vorzogen, ſetzten ſich auf Tabourets um die Königin her, während Baron Poellnitz ſeinen Platz als Vorleſer einnahm und in der Lektüre von „La Manche oder die Abenteuer des Mr. Bigaud“ fortfuhr. Die Königin folgte der Vorleſung und zog Goldfäden aus (se mit à effiler de l'or). Den Beſchluß des Tages machte ein Ball in dem hell erleuchteten Tanzſaal, woran ſich ein Souper in dem Staatszimmer, am Ausgange der Porzellan-Galerie, anſchloß. Als die Königin eben in das Staatszimmer eintrat, bemerkte ſie durch die hohen, gegenübergelegenen Fenſterflügel, wie es plötzlich, inmitten des dunklen Parks, wie ein Flammenbaum aus der Erde wuchs. Immer deutlicher geſtaltete ſich das Bild, bis es endlich wie ein feuriger Laubengang daſtand, der an höchſter Stelle eine Krone und darunter die Worte: „Vivat Sophia Dorothea“ trug.“

So lebte man 1744 in Oranienburg. Sechs Wochen später wurde die Schlacht bei Hohenfriedberg geschlagen, an welcher Prinz August Wilhelm, der eben noch Zeit zu Geplauder und Feuerwerk gehabt hatte, einen rühmlichen Antheil nahm.

Die Beziehungen der drei jüngern Prinzen: August Wilhelm, Heinrich und Ferdinand, zu ihrem älteren Bruder, dem Könige, waren damals noch kaum getrübt. Es ist wahr, sie lebten, zumal wenn sie in Potsdam, also in unmittelbarer Nähe Friedrichs waren, unter einem gewissen Drucke, aber man fand diesen Druck gleichsam in der Ordnung; er war der älteste, der begabteste und — der König. Dabei ließ er es seinerseits, um strengen Forderungen ein Gegengewicht zu geben, an Huldigungen nicht fehlen und besonders war es der Prinz von Preußen, für den er die zartesten Aufmerksamkeiten hatte. Er widmete ihm sein großes Gedicht „die Kriegskunst", er widmete ihm ferner „die Geschichte seines Hauses" und sprach es in der meisterhaften Einleitung dieses Werkes vor der ganzen Welt und vor der Zukunft aus, warum er diesen seinen Bruder, der ihn einst beerben solle, als Freund und Fürsten besonders liebe. „Die Milde, die Humanität Ihres Charakters ist es, die ich so hoch schätze; ein Herz, das der Freundschaft offen ist, ist über niedern Ehrgeiz erhaben; Sie kennen kein anderes Gebot, als das der Gerechtigkeit, und keinen andern Willen, als den Wunsch, die Hochschätzung der Weisen zu verdienen."

So war das Verhältniß zwischen den beiden Brüdern, als die schweren Tage, die dem Unglückstage von Kollin folgten, diesem schönen Einvernehmen plötzlich ein Ziel setzten. Prinz August Wilhelm erhielt bekanntlich den Oberbefehl über diejenigen Truppen, die ihren Rückzug nach der Lausitz nehmen sollten; Winterfeldt wurde ihm beigegeben. Die Sachen gingen schlecht und bei endlicher Wiederbegegnung der beiden Brüder fand jene furchtbare Scene statt, die Graf Schwerin, der Adjutant Winterfeldt's, mit folgenden Worten beschrieben hat: „Ein Parolekreis wurde geschlossen, in dem der Prinz und alle seine Generale standen. Nicht der König trat in den Kreis, sondern Winterfeldt statt seiner. Im Auftrage des Königs mußte er sagen: „Sie hätten Alle verdient, daß über Ihr Betragen ein Kriegsrath gehalten würde,

wo ſie dann dem Spruch nicht entgehen könnten, die Köpfe zu verlieren; indeß wolle der König es nicht ſo weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergeſſe.“ „Der König ſtand unweit des Kreiſes,“ ſo fährt Graf Schwerin fort, „und horchte, ob Winterfeldt ſich auch ſtrikte der ihm anbefohlenen Ausdrücke bediene. Winterfeldt that es, aber mit Schaudern, und er konnte den Eindruck ſeiner Worte ſogleich ſehen, denn der Prinz trat augenblicklich aus dem Kreiſe und ritt, ohne den König zu ſprechen, nach Bautzen.“

Im Spätherbſt deſſelben Jahres finden wir den Prinzen wieder in Oranienburg, an ſelbiger Stelle, wo er uns zuerſt als liebenswürdiger und aufmerkſamer Sohn und geübt in der Kunſt ſinniger Ueberraſchungen entgegentrat. Aber wir finden ihn jetzt in Einſamkeit und gebrochenen Herzens. Ob er ſich in ſeiner Liebe zum König oder in ſeiner eignen Ehre ſchwerer getroffen fühlte, iſt ſchwer zu ſagen. Gleichviel, unheilbare Krankheit hatte ſich ſeiner bemächtigt und er litt an Leib und Seele. Ueber die letzten Momente ſeines Lebens iſt nichts Beſtimmtes aufgezeichnet, doch verdank' ich den Mittheilungen einer Dame, die noch den Hof des Prinzen Heinrich und dieſen ſelbſt gekannt hat, allerlei Züge und Andeutungen, aus denen genugſam erhellt, daß der Ausgang ſo erſchütternd wie möglich war. Die Gemüthskrankheit hatte ſchließlich die Form eines nervöſen Fiebers angenommen und die Bilder von Perſonen und Scenen, die ſeine Seele ſeit jenem Unglückstage nicht los geworden war, traten jetzt aus ſeiner Seele heraus, nahmen Geſtalt an und ſtellten ſich wie faßbar und leibhaftig an ſein Lager. Den Schatten Winterfeldt's rief er an, und als ſich die Geſtalt nicht bannen ließ, ſprang er auf, um vor dem Gehaßten und Gefürchteten zu fliehen. Das waren die letzten Momente Prinz Auguſt Wilhelms; er ſtarb im Fieber, am 12. Juni 1758, im Schloſſe zu Oranienburg. Der König war bei der Nachricht von ſeinem Tode tiefgebeugt; im Volke hieß es, er ſei vor Gram geſtorben. 1790 errichtete ihm ſein jüngerer Bruder Heinrich den oft beſchriebenen Obelisken, gegenüber dem Rheinsberger Schloß, nachdem die ſterblichen Ueberreſte des Prinzen ſchon früher im Rheinsberger Parke beigeſetzt worden waren. Dieſer Punkt iſt in Dunkel gehüllt, weshalb ich hier — damit Eingeweihtere es lich-

ten mögen — die alte Verſion und meine eignen Aufzeichnungen aus dem Rheinsberger Park zuſammenſtelle. Prediger Ballhorn in ſeiner mehrcitirten Geſchichte ſchreibt: „Seine Leiche wurde zuerſt in einem Gewölbe der Oranienburger Kirche aufbewahrt, dann aber am 10. Juli von ſeinem Regimente nach Berlin abgeführt. Prinz Heinrich widmete ihm zu Rheinsberg ein prachtvolles Monument, das zugleich die Urne umſchließt, in welcher ſein Herz aufbewahrt wird.“ Zwei Dinge erſcheinen hierin unrichtig: erſtlich ſtand das Regiment des Prinzen von Preußen damals im Felde (Friedrich der Große ſchreibt eigens: „der Anblick des prinzlichen Regiments erneuert mir jedesmal den Schmerz um ihn“) und zweitens befindet ſich die Urne nicht eingeſchloſſen im Monument, ſondern ſteht frei und offen an einer ganz andern Stelle des Parks. Dieſe Stelle, in unmittelbarer Nähe des „bekannten Theaters im Grünen“ gelegen, zeigt unter einer Baumgruppe zwei Marmorarbeiten: eine große Urne auf einem Piedeſtal und zweitens eine Art Herme, die die trefflich ausgeführte Büſte des Prinzen Auguſt Wilhelm trägt. Beide Arbeiten ſtehen ſich, in Entfernung von etwa ſechs Schritt, einander gegenüber. Das Piedeſtal der Urne trägt die Inſchrift: „Hic cineres Marmor exhibit“, und darunter: „August Gullielm, Princeps Prussiae Natus Erat IX Die Mens. Aug. Ann. 1722. Obiit Die XII Mens. Jun. Anno 1758“. Die Inſchrift unter der Büſte aber lautet: „Hic Venustum Os Viri, veritatis, virtutis, patriae amantissimi“. (Hier das freundliche Antlitz des Lieblings der Wahrheit, der Tugend, des Vaterlands.)

Die erſte dieſer Inſchriften: „Hic cineres Marmor exhibit“, alſo: „dieſe Urne umſchließt ſeine Aſche“, ſchafft die eigentliche Streitfrage. Ruht der Prinz Auguſt Wilhelm im Dom zu Berlin, oder ruht er (laut vorſtehender Inſchrift) im Rheinsberger Park? Vielleicht müßte die Inſchrift lauten: „Dieſe Urne umſchließt die Aſche ſeines Herzens“. Dann hätte Paſtor Ballhorn in der Hauptſache Recht, nur nicht hinſichtlich der Aufſtellung der Urne.

An jenem Tage, als der Prinz Auguſt Wilhelm aus dem Schloßportal getragen wurde und 50 Bürger dem Sarge folgten, um ihm bis Havelhauſen das Geleit zu geben, an jenem Tage ſchloß das Leben in Schloß Oranienburg überhaupt. Auf ein Jahrhundert voll Glanz und lachender Farben folgte ein anderes voll Oede und Verwahrloſung. Andere Zeiten kamen; der Geſchmack ging andere Wege — Schloß Oranienburg war vergeſſen.

1802 wurde der prächtige alte Bau, deſſen zahlreiche Deckengemälde allein ein bedeutendes, wenn auch freilich todtes Capital repräſentirten, für 12000 Thaler mit all und jeglichem Zubehör verkauft und der Käufer nur zur Herausgabe der Eingangs erwähnten vier Jaſpis- und vier Marmorſäulen (im Treppenhauſe) verpflichtet. Schloß Oranienburg wurde eine Kattun-Manufaktur. Wo die Edeldamen auf Tabourets von rothem Damaſt geſeſſen und der Vorleſung des alten Poellnitz gelauſcht hatten, während die Königin Mutter Goldfäden aus alten Brokaten zog, klapperten jetzt die Webſtühle und lärmte der alltägliche Betrieb. Aber noch triſtere Tage kamen, Krieg und Feuer, bis endlich in den zwanziger Jahren ein chemiſches Laboratorium, eine Schwefelſäure-Fabrik, hier einzog. Die Schwefeldämpfe ätzten und beitzten den letzten Reſt alter Herrlichkeit hinweg. Ich entſinne mich der Jahre, wo ich als Kind dieſes Weges kam und von Platz und Brücke aus ängſtlich nach dem unheimlichen alten Bau herüberblickte, der, grau und verkommen, in Qualm und Rauch dalag, wie ein Gefängniß oder Landarmenhaus, aber nicht wie der Lieblingsſitz Friedrichs I.

Nun iſt das alte Schloß der Kolben und Retorten wieder los und ledig, und friſch und neu, beinahe ſonntäglich, blickt es drein. Aber es iſt das moderne Allerweltskleid, das es trägt; die Borten und Kanten ſind abgetrennt und der Königsmantel iſt ein Bürgerrock geworden. Noch wenige Wochen und das alte Schloß von ehedem wird neue Gäſte empfangen: wie Schloß Koepenick iſt es beſtimmt, als Schullehrer-Seminar in ſein drittes Jahrhundert einzutreten. Sei es. In den neuen Bewohnern wird wenigſtens ein Bewußtſein davon zu wecken ſein, welcher Stelle ſie angehören, und, leiſe berührt von der Macht und dem Zauber hiſtoriſcher Erinnerungen, werden ſie ſpäter den Namen

und die Geſchichte Schloß Oranienburgs in ihre Berufskreiſe mit hinübernehmen.

Unter den Linden des Gaſthofes, während der Sommerwind die Tropfen von den Bäumen ſchüttelte, hab' ich dem Leſer die Geſchichte des alten Schloſſes erzählt, die Bilder aufgerollt ſeines Glanzes und ſeines Verfalls. Die Frage bleibt noch übrig: haben die letzten hundert Jahre Alles zerſtört? Haben Krieg und Feuer, Retorte und Siedepfanne von dem alten Glanze kein Reſtchen übrig gelaſſen? Iſt Alles hin, bis auf die letzte Spur? Der Pietät des hohen Herrn, der nun vor'm Altar ſeiner Friedenskirche in Frieden ruht, der Pietät Friedrich Wilhelms IV., dem es ſo oft zum Verbrechen angerechnet wurde, daß er das wahren wollte, was des Wahrens werth war, dieſem hohen Liebesſinne, der auf das Erhalten gerichtet war, haben wir allein es zu danken, daß wir der aufgeworfenen Frage mit einem „Nein" entgegentreten können — es iſt nicht Alles hin, es exiſtiren noch Spuren, gerettete Ueberbleibſel aus alter Zeit her und ihnen gilt zum Schluß unſer Beſuch.

Wir verweilen nicht bei zerſtreuten Einzelheiten, die da, wo ſie zufällig verloren gingen, auch zufällig aufgeleſen und in die Wand oder den Fußboden, als wär' es ein Relief- oder Moſaikſtück, eingelegt wurden — wir gehen an dieſen Einzelheiten ohne Aufenthalt vorüber und treten in den nach Weſt und Norden zu gelegenen Hinterflügel ein, wo wir noch einer zuſammenhängenden Zimmerreihe aus der Zeit König Friedrichs I. begegnen. Daraus, daß das vorzüglichſte dieſer Zimmer an den vier Ecken des Plafonds mit eben ſo vielen Sternen des Hoſenbandordens geſchmückt iſt, auf deſſen Beſitz König Friedrich I. einen ganz beſonders hohen Werth legte, würde ſich mit einiger Beſtimmtheit ableiten laſſen, wann dieſer Theil des Schloſſes ausgebaut wurde. Es ſind ſechs Zimmer, von denen zunächſt zwei durch ihre Ausſchmückung unſer Intereſſe in Anſpruch nehmen. Sie bilden die beiden Grenzpunkte der ganzen Reihe, ſo daß das eine (das kleinere) dem corps de logis, alſo dem Mittelpunkte des Schloſſes zu gelegen iſt, während das andere am äußerſten Ende

des Flügels liegt und den Blick ins Freie auf Fluß und Wiesen hat. Das kleinere Zimmer bildete entweder einen Theil der seiner Zeit viel berühmten und von Touristen jener Epoche oft beschriebenen Porzellan-Galerie, oder war ein Empfangs- und Gesellschafts-Zimmer, wo die fürstlichen Personen unter Herzuziehung ihres Hofstaats den Thee einzunehmen pflegten. Das Decken-Gemälde, das ich gleich näher beschreiben werde, scheint mit seinen vielen Porzellangeräthschaften für die erstere Annahme zu sprechen; ein schärferes Eingehen aber macht es beinahe zweifellos, daß es das Theezimmer war. In der Mitte des Deckenbildes erblicken wir nämlich eine starke, blühend aussehende Frauensperson mit rothen Rosen im Haar; in ihrer ganzen Erscheinung einer holländischen Theeschenkerin sehr ähnlich. Mit der linken Hand drückt sie eine blau und weißgemusterte Theebüchse fest ans Herz, während sie mit der Rechten einen eben so gemusterten porzellanenen Theetopf einer gleichfalls wohlbeleibten, blonden, hochroth gekleideten Dame entgegenstreckt. Diese, ihrerseits durch die Schlange, die sich um ihren weißen Arm ringelt, als Hygea charakterisirt, hält der Theeschenkerin einen Spiegel entgegen, als ob sie ihr zurufen wolle: „erkenne dich selbst und schrick zurück, wenn du dich als Lügnerin, d. h. deinen Thee als schlecht und unächt erkennst".

Die Malerei ist vortrefflich, man erkennt durchaus die gute holländische Schule, und viele unserer Maler werden von Glück sagen können, wenn ihre Deckengemälde sich nach 150 Jahren und länger in ähnlich guter Weise präsentiren. Auch die diesen Bildern zu Grunde liegenden Ideen, denen es an Humor und Selbstpersiflage nicht fehlt, sind leichter zu verspotten, als besser zu machen. Es sind doch immerhin Ideen, mit denen total gebrochen zu haben, wir häufig zur Unzeit stolz sind.

Das am entgegengesetzten Ende liegende Zimmer ist aller Wahrscheinlichkeit nach das ehemalige Wohn- und Lieblingszimmer Friedrichs I., dasselbe, in das, wie ich S. 151 beschrieben habe, am 15. April 1745 die Königin Sophie Dorothea eintrat und am Abend durch das prächtige Feuerwerk überrascht wurde, das wie eine Flammenlaube mitten aus dem Dunkel des Parks emporwuchs. Dies Zimmer, das nach drei Seiten hin Balkone hat, von

denen aus man nach Gefallen den Park, das offene Feld oder den Hofraum überblickt, ist sehr geräumig, dreißig Fuß im Quadrat, und mit acht marmorirten Säulen derart umstellt, daß sie, an den vier Wänden entlang, einen deutlich markirten Gang oder Rahmen bilden, der nun das kleiner gewordene Viereck des Saales umspannt. Der Zweck dieser Einrichtung ist schwer abzusehen. Vielleicht diente das Zimmer auch als Tanzsaal und die Tänzer und Tänzerinnen hatten den inneren Raum für sich, während die plaudernden oder sich ausruhenden Paare wohlgeborgen unter dem Säulengange standen. Das Wichtigste ist auch hier das Deckengemälde. Ich schicke zunächst die bloße Beschreibung vorauf. In der Mitte des Bildes befindet sich eine weiße, hochbusige Schönheit mit pechschwarzem Haar, welches von Perlenschnüren durchzogen ist; in der Linken hält sie eine Art Zauberlaterne, in der Rechten einen kleinen Oelkrug. Allerhand pausbackige Genien halten Tafelgeräth und Kannen empor, andere entschweben mit leeren Schüsseln, noch andre kommen mit Theegeschirr herbei und gießen den Thee in kleine Schälchen. Diese Scenen füllen zwei Drittel des Bildes. Links in der Ecke hält Apoll mit seinen Sonnenrossen, vor ihm her schwebt bereits Aurora, das Haupt des Sonnengottes selbst strahlt aber nicht, sondern ist noch von einer dunklen Scheibe umhüllt.

Neben diesem Staatszimmer, demselben, das den Stern des Hosenbandordens in seinen vier Ecken zeigt, befindet sich ein sehr kleines Gemach, nicht viel größer als ein altmodisches Himmelbett. Dies ist das Sterbezimmer des Prinzen Auguſt Wilhelm. Die Wände sind schmucklos, eben so die Decke, nur an der Hohlkante zwischen beiden zieht sich eine schmale Borte von schwarzem Holz entlang. Sie ist wie ein Trauerrand, der dieses Zimmer einfaßt, und mahnt deutlich an die letzten, in Dunkel gehüllten Stunden eines liebenswürdigen und unglücklichen Prinzen.

Aus diesem engen Raume, der so trübe Bilder weckt, treten wir, da die übrigen Zimmer unserer Betrachtung nichts mehr bieten, wieder in den Corridor und über den noch immer imposanten Vorflur endlich in's Freie hinaus.

Der Ball der untergehenden Sonne hängt am Horizont, leise Schleier liegen über dem Park, und die Abendkühle weht von Fluß

und Wieſen her zu uns herüber. Wir ſitzen wieder auf der Treppe des Gaſthofs und blicken durch die Umrahmung der Bäume in das Bild abendlichen Friedens hinein. Muſikanten ziehen eben am Hauſe vorüber, auf die Havelbrücke zu und in die Vorſtadt hinein; hinter den Muſikanten allerlei Volk. Was iſt es? „Das Theater fängt an; die Stadtkapelle macht ſich auf den Weg, um mit dabei zu ſein". Und wir leſen jetzt erſt den Theaterzettel, der, in gleicher Höhe mit uns, an einen der Baumſtämme geklebt iſt. „Das Teſtament des großen Churfürſten, Schauſpiel in 5 Aufzügen". Wir lieben das Stück, aber wir kennen es, und während die Sonne hinter Schloß und Park verſinkt, ziehen wir es vor, in Bilder und Träume gewiegt, auf „Schloß Oranienburg" zu blicken, eine jener wirklichen Schaubühnen, auf der die Geſtalten jenes Stücks mit ihrem Haß und ihrer Liebe heimiſch waren.

Tegel.

Die Hoffnung —
Sie wird mit dem Greis' nicht begraben.

Havelabwärts von Oranienburg, schon in Nähe Spandaus, liegt das Dorf Tegel, gleich bevorzugt durch seine reizende Lage, wie durch seine historischen Erinnerungen. Jeder kennt es als das Besitzthum der Familie Humboldt. Das berühmte Brüderpaar, das diesem Fleckchen märkischen Sandes auf Jahrhunderte hin eine Bedeutung leihen und es zur Pilgerstätte für Tausende machen sollte, ruht dort gemeinschaftlich zu Füßen einer granitenen Säule, von deren Höhe die Gestalt der „Hoffnung" auf die Gräber beider hernieder blickt.

Wer seinen Füßen einigermaßen vertrauen kann, thut gut, Berlin als Ausgangspunkt genommen, die ganze Tour zu Fuß zu machen. Die erste Hälfte führt durch die volkreichste und vielleicht interessanteste der Berliner Vorstädte, durch die sogenannte Oranienburger Vorstadt, die sich, weite Strecken Landes bedeckend, aus Bahnhöfen und Kasernen, aus Kirchhöfen und Eisengießereien zusammensetzt. Diese vier heterogenen Elemente drücken dem ganzen Stadttheil ihren Stempel auf; das Privathaus ist eigentlich nur in so weit gelitten, als es jenen vier Machthabern dient. Leichenzüge und Bataillone mit Sang und Klang folgen sich in raschem Wechsel oder begegnen einander; dazwischen gellt der Pfiff der Locomotive und über den Schloten und Schornsteinen weht die bekannte schwarze Fahne. Hier befinden sich, neben der Königlichen Eisengießerei, die großen Etablissements von Egels und Borsig, und während dem Vorübergehenden die endlose Menge der zugehö-

rigen Bauten imponirt, verweilt er mit Staunen und Freude zugleich bei dem feinen Geſchmack, bei dem Sinn für das Schöne, der es nicht verſchmäht hat, hier in den Dienſt des Nützlichen zu treten.

So zieht ſich die Oranienburger Vorſtadt bis zur Pankenbrücke; jenſeits derſelben aber ändert ſie Namen und Charakter. Der ſogenannte „Wedding" beginnt und an die Stelle der Fülle, des Reichthums, des Unternehmungsgeiſtes treten die Bilder jener proſaiſchen Dürftigkeit, wie ſie dem märkiſchen Sande urſprünglich eigen ſind. Kunſt, Wiſſenſchaft, Bildung haben in dieſem armen Lande einen ſchwereren Kampf gegen die widerſtrebende Natur zu führen gehabt, als vielleicht irgend wo anders, und in geſteigerter Dankbarkeit gedenkt man jener Reihenfolge organiſatoriſcher Fürſten, die ſeit anderthalb Jahrhunderten Land und Leute umgeſchaffen, den Sumpf und den Sand in ein Fruchtland verwandelt und die Rohheit und den Ungeſchmack zu Sitte und Bildung herangezogen haben. Aber die alten, urſprünglichen Elemente leben noch überall, grenzen noch an die Neuzeit oder drängen ſich in die Schöpfungen derſelben ein, und wenige Punkte möchten ſich hierlandes finden, die ſo völlig dazu geeignet wären, den Unterſchied zwiſchen dem Sonſt und Jetzt, zwiſchen dem Urſprünglichen und dem Gewordenen zu zeigen, als die Stadttheile dieſſeits und jenſeits des Panke-Flüßchens, das wir ſo eben überſchritten haben.

Die Oranienburger Vorſtadt in ihrer jetzigen Geſtalt iſt das Kind einer neuen Zeit und eines neuen Geiſtes; der „Wedding" aber, der nun vor und neben uns liegt, iſt noch im Einklang mit dem alten nationalen Bedürfniß, mit den beſcheideneren Anforderungen einer früheren Epoche gebaut. Was auf faſt eine halbe Meile hin dieſen ganzen Stadttheil charakteriſirt, das iſt die völlige Abweſenheit alles deſſen, was wohlthut, was gefällt. In erſchreckender Weiſe fehlt der Sinn für das Maleriſche. Die Häuſer ſind meiſt in gutem Stand; nirgends die Zeichen ſchlechter Wirthſchaft oder des Verfalls; die Dachziegel weiſen keine Lücke auf und keine angeklebten Streifen Papier verkürzen dem Glaſer ſein Recht und ſeinen Verdienſt; das Holzgitter, das das Haupt- und Nebengebäude umzieht, iſt wohl erhalten und der junge Baum, der in der Nähe der Hausthür ſteht, hat ſeinen Pfoſten, daran er ſich lehnt, und

seinen Bast, der ihn hält. Ueberall ein Geist mäßiger Ordnung, mäßiger Sauberkeit, überall das Bestreben, sich nach der Decke zu strecken und durch Fleiß und Sparsamkeit sich weiter zu bringen, aber nirgends das Bedürfniß, das Schöne, das erhebt und erfreut, in etwas anderem zu suchen, als in der Neuheit eines Anstrichs, oder in der Geradlinigkeit eines Zauns. Man will keine Schwalbe am Sims — sie bringen Ungeziefer; man will keinen Epheu am Haus — er schädigt das Mauerwerk; man will keine Zierbäume in Hof und Garten — sie machen feucht und halten das Licht ab; man will nicht Laube, nicht Veranda — was sollte man damit? Nützlichkeit und Nüchternheit herrschen souverain und nehmen der Erscheinung des Lebens allen Reiz und alle Farbe. Grün und gelb und roth wechseln die Häuser und liegen doch da wie eingetaucht in ein allgemeines, trostloses Grau.

Den kläglichsten Anblick aber gewähren die sogenannten Vergnügungsörter. Man erschrickt bei dem Gedanken, daß es möglich sein soll, an solchen Plätzen das Herz zu erlaben und zu neuer Wochenarbeit zu stärken. Wie Ironie tragen einige die Inschrift: „Zum freundlichen Wirth". Man glaubt solcher Inschrift nicht. Wer könnte freundlich sein in solcher Behausung und Umgebung? An der Eingangsthür hängen zwei Wirthshausschildereien, bekannte Genrebildscenen, die mehr an die Götzen und Kunstzustände der Sandwichsinseln, als an die Nachbarschaft Berlins erinnern, und als einziger Anklang an Spiel und Heiterkeit zieht sich am Holzgitter des Hauses eine Kegelbahn entlang, deren kümmerliches und ausgebleichtes Lattenwerk dasteht wie das Skelett eines Vergnügens.

Auf halbem Wege nach Tegel sind wir endlich bis an die letzten Ausläufer der Stadt gelangt, und eine Tannenhaide beginnt, die uns, ziemlich ununterbrochen, bis an den Ort unserer Bestimmung führt. Noch ein weiter freier Platz, der nach links hin einen Blick auf den See und das Dörfchen Tegel gestattet, dann eine Wassermühle, hübsch, wie alle Wassermühlen, und eine Ahorn- und Ulmenallee liegt südlich vor uns, an deren entgegengesetztem Ende wir bereits die hellen Wände von Schloß Tegel schimmern sehen.

Schloß Tegel, ursprünglich ein Jagdschloß des großen Kurfürsten, kam, wenige Jahre nach dem Hubertsburger Frieden, in Besitz der Familie Humboldt. Alexander Georg von Humboldt, einem adeligen pommerschen Geschlechte angehörig, das im Fürstenthum Cammin und im Neustettiner Kreise seine Besitzungen hatte, brachte es im Jahr 1765 durch Kauf an sich.*) 1767 wurde Wilhelm, 1769 Alexander von Humboldt geboren, aber nicht in Tegel, sondern in Berlin, wo der Vater aller Wahrscheinlichkeit nach in Garnison stand. Nach dem Tode der Eltern wurde Schloß und Rittergut Tegel gemeinschaftliches Eigenthum der beiden Brüder und blieb es, bis es im Jahr 1802 in den alleinigen Besitz Wilhelms von Humboldt, der damals Gesandter in Rom war, überging. Alexander von Humboldt hat sich immer nur besuchsweise in Schloß Tegel aufgehalten, und die historische Bedeutung des Orts wurzelt überwiegend in der vieljährigen Anwesenheit Wilhelms von Humboldt daselbst, der die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens (von 1820 bis 1835), zurückgezogen von Hof und Politik, aber in immer wachsender Vertrautheit mit der Muse und den Wissenschaften, auf dieser seiner Besitzung zubrachte.

Die Kunstschätze, die Schloß Tegel bis diesen Augenblick umschließt, gehören, wie ich bei Aufzählung derselben noch weiter hervorheben werde, nicht unwesentlichen Theils in das Gebiet des Familienporträts. Wilhelm von Humboldt selbst, seine Gemahlin, seine drei Töchter (jüngerer, in Rom verstorbener Kinder zu ge-

*) Es scheint zweifelhaft, ob Tegel 1765 durch Kauf, oder 1766 als Frauengut an den Major v. Humboldt kam. Ich finde nämlich anderen Orts, aus ersichtlich guter Quelle, folgendes: „1766 vermählte sich der Obrist-Wachtmeister (Major) v. Humboldt mit Marie Elisabeth geb. Colomb, verwittwete Frau v. Hollwede. Aus dieser Ehe wurden Wilhelm und Alexander v. Humboldt geboren. Die Mutter der beiden Brüder war, als Erbtochter des Directors Johann Heinrich Colomb, Besitzerin von Ringenwalde in der Neumark, Tegel und Falkenberg (anderthalb Meilen von Berlin). In der Falkenberger Kirche ließ Frau v. Humboldt 1795 ein Erbbegräbniß bauen, in dem sowohl sie selbst wie ihre beiden Ehemänner: Hauptmann v. Hollwede † 1765 und Obrist-Wachtmeister v. Humboldt † 1779, beigesetzt wurden. Frau v. Humboldt starb 1796."

ſchweigen) haben alle, ſei es in Stein oder Farbe, eine ſo mannigfache Darſtellung gefunden, daß es nöthig ſein wird, behufs beſſerer Orientirung, dem Leſer einen kurzen Ueberblick über die Familienverhältniſſe Wilhelms von Humboldt zu geben.

Wilhelm von Humboldt war mit Caroline Friederike von Dacheroeden (geb. am 23. Februar 1766, geſt. am 26. März 1829) vermählt. Aus dieſer Ehe wurden ihm, mit Ausſchluß der früh verſtorbenen Kinder, drei Töchter und zwei Söhne geboren. Die beiden Söhne erhielten die großen oberſchleſiſchen Güter, die Töchter Tegel. Die älteſte Tochter, Caroline von Humboldt, blieb unverheirathet und überlebte ihren Vater um kaum zwei Jahre. Die zweite Tochter, Adelheid von Humboldt, war mit dem Generallieutenant von Hedemann vermählt und beſaß Schloß Tegel als väterliches Erbtheil von 1835 bis zu ihrem Tode 1856. Nach ihrem Tode (ſie ſtarb kinderlos) ging Tegel nunmehr auf die dritte Schweſter, Gabriele von Humboldt, Wittwe des ehemaligen Geſandten in London und Staatsminiſters von Bülow, über. Das ſchöne Gut wird aber nicht im Beſitz ihrer Deſcendenz verbleiben, ſondern fällt, nach dem Ableben der Frau v. Bülow, an die ältere männliche Linie, will ſagen an den Beſitzer der ſchleſiſchen Herrſchaft Ottmachau zurück.

Wir haben inzwiſchen die Ahorn- und Ulmenallee durchſchritten und ſtehen nunmehr, rechts einbiegend, unmittelbar vor dem alten Schloß. Die räumlichen Verhältniſſe ſind ſo klein und die hellgelben Wände, zumal an der Frontſeite, von ſolcher Schmuckloſigkeit, daß man dem Volksmunde Recht geben muß, der ſich weigert, von „Schloß Tegel“ zu ſprechen und dieſen Diminutivbau beharrlich „das Schlößchen“ nennt. Man erkennt deutlich noch die beſcheidenen Umriſſe des alten Jagdſchloſſes, deſſen einzig charakteriſtiſcher Zug, neben einem größeren Seitenthurm, in zwei erkerartig vorſpringenden Thürmchen oder Ausbuchtungen beſtand. Dieſe Erkerthürmchen ſind dem Neubau, der 1822 unter Schinkels Leitung begonnen wurde, verblieben, während der große Seitenthurm das hübſche Motiv zur Reſtaurirung des Ganzen abgegeben hat. An den vier Ecken des alten Hauſes erheben ſich jetzt vier Thürme von mäßiger Höhe, die derart eingefügt und unter einander verbunden ſind, daß ſie im Innern nach allen Seiten hin

die Zimmerreihen erweitern, während ſie nach außen hin dem Ganzen zu einer Stattlichkeit verhelfen, die es bis dahin nicht beſaß.

Wir treten nun ein und befinden uns auf dem niedrigen, aber ziemlich geräumigen Hausflur, der ganz im Charakter eines Atriums gehalten iſt. Kurze doriſche Säulen tragen Decke und Gebälke, eine einfach gemuſterte Steinmoſaik füllt den Fußboden und Basreliefs aller Art und Größe ſchmücken zu beiden Seiten die Wand. Ziemlich in der Mitte des Atriums erhebt ſich, auf einem Sockel oder Fußgeſtell, die eigentliche Sehenswürdigkeit desſelben: eine antike, mit bacchiſchen Reliefs verzierte Brunnenmündung, die ſich vormals in der Kirche St. Caliſto in Traſtevere zu Rom befand. Der Sage nach ſoll der heilige Calixtus in dieſer marmornen Brunnenmündung ertränkt worden ſein, weßhalb das Waſſer, daß aus derſelben geſchöpft wurde, lange Zeit für wunderthätig galt. Wilhelm von Humboldt, während ſeines langjährigen Aufenthalts in Rom, brachte dieſes intereſſante Curioſum käuflich an ſich und ſchmückte daſſelbe mit folgender lateiniſcher Inſchrift: „Puteal, sacra bacchica exhibens, idem illud, in quo, ad martyrium patiendum, circa A. C. C. XXIII, S. Calistus immersus traditur, ex ejusdem S. Calisti aede Romana Transtiberina emptionis jure huc devectum. (Alſo etwa: Dieſe Brunnenmündung, einen Bacchuszug auf ihrer Außenſeite darſtellend, iſt dieſelbe, in welcher, einer Sage nach, der heilige Calixtus ertränkt wurde und das Martyrium erduldete, etwa 223 nach Chriſtus. In der Kirche des heiligen Calixtus zu Traſtevere bei Rom käuflich erſtanden, wurde ſie (die Brunnenmündung) hierher gebracht.)

Zu beiden Seiten des Atriums befinden ſich verſchiedene Räumlichkeiten, die alle ohne Bedeutung ſind, mit Ausnahme des nach rechts hin gelegenen Studirzimmers Wilhelms von Humboldt. Vieles darin erinnert noch an ſeinen ehemaligen Bewohner, der hier die reifſten ſeiner Arbeiten überdachte und niederſchrieb. Hier entſtanden, ſeiner Familie ſelbſt ein Geheimniß und nach ſeinem Tode erſt aufgefunden, jene Sonette, die Alexander von Humboldt gewiß mit Recht „die Selbſtbiographie, die Charakteriſtik des theuren Bruders“ genannt hat. Hier traten, in mitternächtiger Stunde, jene ſtillen Klagen und Bekenntniſſe an's Licht, zu deren ſorglicher

Concipirung und Gestaltung ihm die Arbeit des Tages keine Muße gegönnt hatte; hier schrieb er in Dankbarkeit gegen die Stille und Verschwiegenheit der Nacht:

Das Leben ist an Möglichkeit gebunden,
Und ihre Grenzen sind oft eng gezogen;
Der Freude Maaß wird spärlich zugewogen,
Des Leidens Knäuel langsam abgewunden.

Allein der Mitternacht geheime Stunden
Sind günstiger dem Sterblichen gewogen;
Wer um des Tages Glück sich fühlt betrogen,
Der heilt im süßen Traum des Wachens Wunden;

stille, durch poetische Innigkeit ausgezeichnete Bekenntnisse, an denen sich glücklicherweise die bescheidene Hoffnung des Dichters:

Vielleicht geschieht's, daß freundliches Gefallen
Vom Untergange kleine Anzahl rette,

und nicht die Resignation der zwei folgenden Zeilen erfüllt hat:

Sonst in des Zeitenstromes breitem Bette
Ist ihr natürlich Loos, schnell zu verhallen.

In der Nähe der Fensterwand steht der Schreibtisch, kein elegantes Tischchen, sondern ein schwerer, massiver Bau von Mahagoniholz, ersichtlich „ein Krieger für den Werkeltag". Auf ihm, und zwar in der Mitte desselben, erhebt sich eine antike Doppelherme, rechts daneben ein Torso, links aber die berühmte, vom Maler Asmus Carstens herrührende Statuette einer Parze, die am Sockel die Namensinschrift des Künstlers und die Jahreszahl 1795 trägt. An der gegenüber liegenden Wand, so daß das Auge des Schreibers, so oft er aufblickte, darauf fallen mußte, befinden sich die Statuen der kapitolinischen Venus und der Venus von Milo, zwischen beiden ein Panorama von Rom und die Constantinsschlacht, nach dem berühmten Raphaelischen Bilde. Die Gesammtheit der in diesem Zimmer vorhandenen Kunstschätze aufzählen zu wollen, hieße den Leser ermüden; nur einer Kreidezeichnung Thorwaldsens, „Bacchus, welcher dem Amor zu trinken gibt", sei noch, ihrer besonderen Lieblichkeit und Grazie halber, erwähnt.

Von den Bildern und Statuen hinweg treten wir jetzt an

die Glas- und Bücherſchränke heran, die ihrem Inhalte nach, wenigſtens theilweiſe, der Humboldtſchen Zeit angehören und uns ſomit Gelegenheit geben, einen Einblick in die privaten Studien, ſelbſt in die Unterhaltungslectüre des Gelehrten zu thun. Da haben wir Byrons Life and works in 17 und Adam Smiths „Wealth of Nations“ in drei Bänden; Loudons Encyclopaedia of Gardening und Cooks Reiſen um die Welt; Schleiermachers Predigten in acht und die Schriften der Rahel in drei Bänden; Voltaire und Rouſſeau in zuſammen 74 Halbfranzbänden friedlich neben einander; Goethe in einer Ausgabe von 1817; Bulwers Eugen Aram und Rienzi in großem Originalformat und Adelungs Wörterbuch in vier mächtigen Schweinslederbänden. Beſcheiden in einer Ecke lehnen zwei der berühmteſten Werke Wilhelms von Humboldt ſelbſt und führen, in Goldbuchſtaben auf Dunkelblau, ihre wohlbekannten Titel: „Ueber die Kawi-Sprache auf der Inſel Java“, und „über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaus“.

Neben dem Arbeitszimmer befindet ſich das ehemalige Schlafkabinet Wilhelms von Humboldt, in dem er am 8. April 1835 ſtarb. Der überaus kleine Raum iſt gegenwärtig unbenutzt und dient nur zur Aufſtellung zweier weiblicher Torſen aus pariſchem Marmor, die zur Zeit des egyptiſchen Feldzugs (1799) durch einen franzöſiſchen Offizier von Athen nach Rom gebracht und an den Kunſthändler Antonini daſelbſt verkauft wurden. Von dieſem erſtand ſie Wilhelm von Humboldt. Nach dem einmüthigen Urtheil aller Sachverſtändigen gehören dieſe Torſen zu dem Schönſten, was wir an weiblichen Körpern von griechiſcher Kunſt beſitzen. Profeſſor Waagen iſt der Meinung, daß beide einer Gruppe von Grazien angehören, deren dritten Torſo er in der Sculpturenſammlung des Herrn Blundell Weld in der Nähe von Liverpool entdeckt zu haben glaubt.

Wir verlaſſen nun die untern Räume und ſteigen vom Atrium aus treppauf, um den obern Zimmern unſern Beſuch zu machen. Die Treppe ſelbſt indeß, vor allem die Art und Weiſe, wie Schinkel, der auch hier den Umbau leitete, alle entgegenſtehenden Schwierigkeiten glücklich überwunden hat, feſſelt uns noch auf Augenblicke. Die Enge des Raums ſchrieb ihm Verhältniſſe vor, die etwas Kleines und Puppenſtubenhaftes nicht vermeiden konnten,

und doch glückte es ihm, durch Wölbungen hier, durch Mauereinschnitte dort, dem Ganzen den Eindruck einer lichthellen Heiterkeit zu leihen und endlich durch Farbe und Ornamentik diesen Eindruck bis zum Schönen und Gefälligen zu steigern. Die einzelnen Decken und Rundbögen, deren Dimensionen mehr an das Modell eines Hauses als an ein wirkliches Haus erinnern, sind mit Sternchen auf dunkelblauem Grunde geschmückt und zwei in die Wandfläche des Treppenabsatzes gemalte Kandelaber (es war kein Raum da, um wirkliche aufzustellen) gelten für Meisterstücke guten Geschmacks und correkter Zeichnung.

Die oberen Räume, ein Empfangszimmer, ein Saal, ein Wohnzimmer und zwei Thurmgemächer, bilden ein völliges Museum und sind zu reich ausgestattet mit Kunstschätzen und Sehenswürdigkeiten aller Art, als daß mehr wie eine bloße Aufzählung des Vorhandenen an dieser Stelle gestattet sein könnte. Und selbst diese Aufzählung werde ich auf die Hauptsehenswürdigkeiten, d. h. also auf Originalwerke zu beschränken haben. Es sind das, soweit die Plastik in Betracht kommt, neben Werken der Antike, Arbeiten von Thorwaldsen, Rauch und Friedrich Tieck. Aus der Reihe der Maler aber begegnen wir: Gottlieb Schick, Carl Philipp Fohr, Carl Steuben und Wilhelm Wach.

Antiken. Die Statue der Nymphe Anchyrrhoe mit einem Wassergefäß, gefunden vor Ponte Molle bei der Osteria la Finocchia. Ihren Namen (Anchyrrhoe) hat diese Statue nach einer Bezeichnung, welche Ennio Quirino Visconti auf einem andern, lebensgroßen, jetzt im Louvre befindlichen Exemplar derselben Statue, von übrigens viel geringerer Arbeit gefunden hat. Diese Statue hingegen zeichnet sich ebensosehr durch das graziöse Motiv, wie durch die vortreffliche Arbeit aus.

Die Statuette einer tanzenden Bacchantin mit dem Thyrsus (der Kopf modern). — Das Fragment einer antiken Sarkophagsculptur, welche den Raub der Proserpina darstellt. — Der thronende Jupiter, ein Relief aus dem Palast Rondinini. — Vulcan, ein Relief, ebendaher. — Ein Rund, auf dessen einer Seite sich

der Kopf des Jupiter Ammon, auf der andern eine opfernde Bacchantin befindet. — Die antike Statue des Bacchus aus pentelischem Marmor. Der Kopf, nach Angaben von Rauch, ergänzt. — Die drei Parzen, ein antikes Basrelief in Marmor. Dieses Relief ist besonders durch die Art der Auffassung merkwürdig. Die sitzende Klotho spinnt, und die in der Mitte stehende Atropos schneidet den Lebensfaden ab; die Lachesis aber steht an einem Globus und bezeichnet an demselben das menschliche Geschick.

Hieran schließen sich, bevor wir zu den Arbeiten neuer Meister übergehen, jene werthvollen, wenigstens zum Theil der Antike angehörigen Geschenke, die von Seiten Pius VII., als Zeichen des Danks für wichtige, auf dem Wiener Congreß und später in Paris ihm geleistete Dienste, an Wilhelm von Humboldt überreicht wurden. Diese Geschenke sind folgende: „Eine Säule von orientalischem Granit, die eine moderne Copie, in grünem Porphyr, von dem berühmten Kopfe der Medusa aus dem Hause Rondinini trägt, deren Original sich in der Glyptothek zu München befindet. — Zwei andere Säulen aus rosso antico von großer Schönheit, die zwei zierliche Vasen aus jener Marmorart tragen, die den Namen giallo antico führt. — Alle drei Säulen tragen, aufgehängt an einem Kettchen, das in Erz gegossene und vergoldete Wappen Pius VII. Es besteht aus drei Feldern, in deren größerem sich das päpstliche Doppelkreuz und die Inschrift Pax befindet, während die zwei kleineren Felder drei Sternchen und drei Köpfe zeigen. Ueber jedem einzelnen Wappen kreuzen sich die Schlüssel Petri. Diese werthvollen Geschenke wurden an Wilhelm von Humboldt mit folgendem Schreiben überreicht:

„An den Herrn Baron von Humboldt der Papst Pius VII."

„Der so nachdrückliche Beistand, welchen Sie dem Ritter Canova*) zu dem glücklichen Ausgang seines Auftrags haben angedeihen lassen, hat Uns nicht überrascht, denn da Wir Sie zur Genüge kennen, versahen Wir Uns mit Gewißheit, daß Sie sich der Sache Roms und Unserer Person mit Nachdruck annehmen

*) Der berühmte Bildhauer Canova war im Jahr 1815 Commissarius für die Zurückforderung der aus den päpstlichen Staaten nach Paris entführten Kunstdenkmäler.

würden. Nichtsdeſtoweniger fühlen Wir uns, nachdem Wir vernommen, wie viel Sie zu der Rückkehr der antiken Denkmale, Handſchriften und anderer koſtbarer Gegenſtände beigetragen haben, verpflichtet, Ihnen in eigener Perſon Unſern Dank zu erkennen zu geben. Rom hatte ſicherlich Urſache, Sie nicht zu vergeſſen, der Sie ſich, während Ihres Aufenthaltes daſelbſt, ſo viel Liebe und Achtung erworben, es wird aber fortan noch einen andern gewichtigen Grund haben, Ihrer als des wohlverdienten Freundes des Sitzes der ſchönen Künſte zu gedenken.

„Wir werden Ihnen ein dankbares Andenken für dasjenige bewahren, was Sie in dieſer bedeutenden Angelegenheit gewirkt haben, wie Wir Ihnen ein Gleiches für alles dasjenige bewahren, welches Sie zu Unſerm Frommen in Wien gethan, wie der Cardinal Conſalvi Uns berichtet hat.

„Wir werden mit der größten Freude jede Gelegenheit ergreifen, um Ihnen Unſer beſonderes Wohlwollen und Unſere Achtung zu bezeugen, und werden den Höchſten bitten, daß es ihm gefallen möge, über Sie ſeine Gaben und ſeine himmliſche Erleuchtung in Fülle auszugießen und Ihnen die vollkommenſte Glückſeligkeit zu beſcheren.

„Gegeben zu Caſtel Gandolfo den 26. October 1815, im 16ten Jahre Unſeres Pontificats.

Pius P. P. VII.“

Ich fahre nun fort in der Aufzählung der in Tegel vorhandenen Originalwerke der Sculptur ſowohl wie der Malerei.

Zunächſt von Thorwaldſen. Die Statue der „Hoffnung“ im Stil der altgriechiſchen Kunſt, mit der Lotosblume in der Rechten. Eine Copie dieſer Statue, von Friedrich Tieck herrührend, krönt die Säule auf dem mehrgenannten Begräbnißplatz der Familie. — Die Marmorbüſte der Frau von Humboldt. — Die Marmorbüſte Wilhelms von Humboldt. — Zwei Kreidezeichnungen: Maria mit dem Kinde und dem kleinen Johannes, und Maria und das Chriſtuskind, welche ſich liebkoſen. Die erſte Zeichnung trägt die Unterſchrift: Albertus Thorwaldsen in. et del.; die zweite: Roma, 23 Febbrajo 1818, A. Thorwaldsen f.

Von Rauch. Venus, welche dem Mars ihre vom Diomedes verwundete Hand zeigt. Marmorrelief in einem Rund ausgeführt. Eine der früheſten und reizendſten Arbeiten des Meiſters. — Die ſitzende Statue eines jungen Mädchens, durch den Schmetterling in ihrer Rechten als Pſyche bezeichnet (zu gleicher Zeit Porträtſtatue der damals (1810) zehnjährigen Adelheid von Humboldt.) — Die Marmorbüſte Alexanders von Humboldt. — Die Büſten der als Kinder verſtorbenen Guſtav und Louiſe von Humboldt.

Von Friedrich Tieck. Die Statuen des Odyſſeus, des Achill, der Omphale und Iphigenie. — Reliefbild Alexanders von Humboldt. — Reliefbild des Grafen Guſtav von Schlabrendorf.

Von Gottlieb Schick. Adelheid und Gabriele von Humboldt als Kinder, Oelporträts auf Einem Bilde, eines der vorzüglichſten Werke dieſes leider ſo früh verſtorbenen Künſtlers. Durch das offene, weinumrankte Fenſter ſieht man auf Berg und See einer ſtill heitern italieniſchen Landſchaft hinaus. Die ſchlichten, einfachen Kleidchen verhüllen nur eben die jugendlichen Körper der beiden Mädchen, von denen die jüngere träumeriſch mit Blumen ſpielt. — Das Bildniß Carolinas von Humboldt, der älteren Schweſter der beiden eben genannten. In Größe, Farbe und Auffaſſung dem vorigen Bilde ſehr ähnlich, aber nicht ganz von demſelben Reiz.

Von Carl Philipp Fohr (1818 in Rom ertrunken). Hagen im Geſpräch mit den Donaunixen (Federzeichnung).

Von Carl Steuben. Das Bildniß Alexanders von Humboldt, damals (1812) 42 Jahre alt, in lebensgroßer Figur. Vorn Baſaltſäulen, im Hintergrunde der Chimboraſſo. Höchſt brillant gemacht, aber nicht ohne Anflug von Manier.

Vielleicht verlohnt es ſich, und zwar ſpeciell im Hinblick auf die zuletzt genannten Porträts, die ganze reiche Sammlung noch ein zweites mal kurz an uns vorüberziehen zu laſſen, lediglich um uns mit der Thatſache vertraut zu machen, daß neben einem Cultus der Schönheit, der unbeſtritten hier ſtattfand, zu gleicher Zeit ein Familienſinn, ein alle Glieder umſchlingendes Liebesband hier anzutreffen war, das, wie in manchem andern, ſo auch namentlich in der reichen Anſammlung von Fami-

lienporträts einen sprechenden Ausdruck gefunden hat. Die Zahl dieser Porträts, mit Umgehung geringfügiger Arbeiten, ist siebzehn.

Alexander von Humboldt: Zwei große Oelbilder von Stenben und einem Ungenannten, vielleicht Wach oder Krüger; eine Porträtbüste von Rauch; ein Relief-Porträt von Friedrich Tieck.

Wilhelm von Humboldt: Eine Büste von Thorwaldsen; ein Relief von Martin Klauer in Rom; ein Kreide-Porträt von Franz Krüger.

Frau von Humboldt: Ein Oelporträt von Schick; eine Marmorbüste von Thorwaldsen, ein Kreideporträt von Wilhelm Wach.

Caroline von Humboldt: Oelbild von Schick.

Adelheid von Humboldt: Oelbild von Schick; Marmorstatue (als Psyche) von Rauch.

Gabriele von Humboldt: Oelbild von Schick.

Gustav und Louise von Humboldt: Zwei Büsten von Rauch.

Thereſe von Bülow: Büste von Rauch.

Außer den fünf Zimmern, die alle diese Kunstschätze von Meisterhand enthalten, befinden sich im obern Stockwerk noch einige andere Räume, die nicht eigentlich zu den Sehenswürdigkeiten des Schlosses gehören, aber, unter dem Einfluß des Contrastes, bei jedem, der zu ihrem Besuch zugelassen wird, ein lebhaftes Interesse wecken werden. Hier in den Zimmern, die nach außen hin nichts zu bedeuten, nichts zu repräsentiren haben, hängen die ersten Anfänge kurbrandenburgischer Malerkunst, wie ebensoviele grob getuschte Bilderbogen an Wand und Pfeiler, und zwingen selbst dem preußenstolzesten Herzen ein mitleidiges Lächeln ab. Sinn und Seele noch tief erfüllt vom Anblick idealer Schönheit, die in hundert Gestalten, und doch immer als dieselbe eine, eben erst zu uns sprach, werden wir, Angesichts dieser blaurothen Soldateska, irre an allem, was uns bis dahin als Aufgabe einer neuen Zeit, als Ziel einer neuen Richtung gegolten hat, und verlegen treten wir seitwärts, um des Anblicks von Dreimaster und Bortenrock nach Möglichkeit überhoben zu sein. Mit Unrecht. Nicht die Richtung ist es, die uns verdrießt, nur das niedrige Kunstmaß innerhalb derselben. Ein Modell der Rauch'schen Friedrichsstatue,

eine Menzel'sche Hochkirchschlacht würden uns auch vielleicht frappirt, aber doch noch im Augenblicke der Ueberraschung, durch ihren Eindruck auf unser Gemüth, uns ihre Ebenbürtigkeit bewiesen haben.

Wir verlassen nun das Haus und seine bildgeschmückten Zimmerreihen, um der vielleicht eigenthümlichsten und fesselndsten Stätte dieser an Besonderem und Abweichendem so reichen Besitzung zuzuschreiten — der Begräbnißstätte. Der Geschmack der Humboldtschen Familie, vielleicht auch ein Höheres noch als das, hat es verschmäht, in langen Reihen eichener Särge den Tod gleichsam überdauern und die Asche der Erde vorenthalten zu wollen. Des Fortlebens im Geiste sicher, durfte ihr Wahlspruch sein „Erde zu Erde." Kein Mausoleum, keine Kirchenkrypta nimmt hier die irdischen Ueberreste auf; ein Hain von Edeltannen friedigt die Begräbnißstätte ein und in märkisch-tegelschem Sande ruhen die Mitglieder einer Familie, die, wie kaum eine zweite, diesen Sand zu Ruhm und Ansehen gebracht.

Zwei Wege führen vom Schloß aus zu diesem inmitten eines Hügelabhangs gelegenen Friedhof hin. Wir wählen die Lindenallee, die geradlinig durch den Park läuft und zuletzt in leiser Biegung zum Tannenwäldchen hinansteigt. Unmerklich haben uns die Bäume des Weges bergan geführt, und ehe uns noch die Frage gekommen, ob und wo wir den Friedhof finden werden, stehen wir bereits inmitten seiner Einfriedigung, von dicht und wandartig sich erhebenden Tannen nach allen vier Seiten hin überragt. Das Ganze berührt uns mit jenem stillen Zauber, den wir empfinden, wenn wir plötzlich aus dem Dunkel des Waldes auf eine Waldwiese treten, über die abwechselnd die Schatten und Lichter des Himmels ziehen. Die Bergwand, die den Platz gegen Norden und Osten hin umlehnt, schützt ihn gegen den Wind und schafft eine selten unterbrochene Stille. Die Form des Ganzen ist ein Oblong, etwa 30 bis 40 Schritte lang und halb so breit. Der ganze Raum theilt sich in zwei Hälften, in eine Gartenanlage und in den eigentlichen Friedhof. Dieser besteht aus einem eingegitterten Viereck, an dessen äußerstem Ende sich eine dreißig Fuß hohe Granitsäule auf Quaderstufen erhebt. Von dem ionischen

Kapitäl der Säule blickt die Marmorstatue der „Hoffnung“ auf die Gräber herab. Blumenbeete schließen das Eisengitter ein.

Die Zahl der Gräber, wenn ich richtig gezählt, beläuft sich auf zwölf, und wenig Raum ist gelassen für neu hinzukommende. Die Grabsteine, die sich der Säule zunächst befinden, darunter die Wilhelms von Humboldt, seiner Gemahlin und der ältesten Tochter Caroline, haben keine Inschriften, sondern Name, Geburts- und Todesjahr der Heimgegangenen sind in die Quadern des Postaments eingegraben. Die mehr am andern Ende des Gitters gelegenen Hügel aber weisen kleine Marmortäfelchen auf, die einfach den Namen und die Daten tragen und in ihrer Schlichtheit an die Stäbchen erinnern, die der Gärtner dort in die Erde steckt, wo er um die Herbstzeit ein Samenkorn für den Frühling eingelegt hat. Alle Gräber sind mit Epheu dicht überwachsen; nur eines, der Gitterthür und dem Beschauer zunächst, entbehrt noch des frischen, dunkelgrünen Kleides. Fahl gewordene Tannenreiser bedecken die Stätte, aber auf den Reisern liegen Lorbeer- und Eichenkränze und verrathen leicht, wer unter ihnen schläft.

Wenn ich den Eindruck bezeichnen soll, mit dem ich von dieser Begräbnißstätte schied, so war es der, einer entschiedenen Vornehmheit begegnet zu sein. Ein Lächeln spricht aus allem und das resignirte Bekenntniß: wir wissen nicht, was kommen wird, und müssen's — erwarten. Deutungsreich blickt die Gestalt der Hoffnung auf die Gräber hernieder. Im Herzen dessen, der diesen Friedhof schuf, war eine unbestimmte Hoffnung lebendig, aber kein bestimmter siegesgewisser Glaube. Ein Geist der Liebe und Humanität schwebt über dem Ganzen, aber nirgends eine Hindeutung auf das Kreuz, nirgends der Ausdruck eines unerschütterlichen Vertrauens. Das sollen nicht Splitterrichter-Worte sein, am wenigsten Worte der Anklage; sie würden dem nicht ziemen, der selbst lebendiger ist in der Hoffnung als im Glauben. Aber ich durfte den einen Punkt nicht unberührt und ungenannt lassen, der, unter allen märkischen Edelsitzen, dieses Schloß und diesen Friedhof zu einem Unicum macht. Die märkischen Schlösser, wenn nicht ausschließlich feste Burgen altlutherischer Confession, haben abwechselnd den Glauben und den Unglauben in ihren Mauern gesehen; straffe Kirchlichkeit und laxe

Freigeisterei haben sich innerhalb derselben abgelöst. Nur Schloß Tegel hat ein drittes Element in seinen Mauern beherbergt, jenen Geist, der, gleich weit entfernt von Orthodoxie wie von Frivolität, sich inmitten der klassischen Antike langsam, aber sicher auszubilden pflegt, und lächelnd über die Kämpfe und Befehdungen beider Extreme, das Diesseits genießt und auf das räthselvolle Jenseits hofft.

Die Seeſchlacht in der Malche.

Of Nelson and the North
Sing the glorious day's renown.
Thomas Campbell.

Die Mittel-Havel, wie ſchon hervorgehoben, iſt eine lange Kette von Seen, Buchten und Becken.

Eins dieſer Becken, unmittelbar nördlich von Spandau, iſt die „Malche", die ſo ziemlich den ganzen Raum zwiſchen dem Eiswerder und der Citadelle füllt. Eine prächtige Breite, die zunächſt einen Wieſenplan und, daran anſchließend, den „Saatwinkel" und die Jungfernhaide in Flanke und Rücken hat, während ſich die Baſtionen und der alte Rundthurm der Feſtung in der blauen Tiefe ſpiegeln.

Dieſe Havelbuchtung nun, ſammt ihren Ufern, war in der Joachimiſchen Zeit, und zwar im Jahre 1567, der Schauplatz eines „Waſſer- und Landgefechts", über das Leutinger in ſeiner Topographia marchica ausführlich berichtet. Dieſem Berichte entnehmen wir das Folgende:

Kurfürſt Joachim II., unſer allergnädigſter Herr, nachdem er Abends ſpät mit ſeinem Hofſtaate auf der Feſtung Spandow angekommen war, ſandte, um den Bewohnern einen Schrecken zu bereiten, des Morgens ganz früh einige ſeiner Trabanten nach der Stadt Spandow, zum Hauſe des damaligen Bürgermeiſters Bartholomäus Bier, welchen ſie, da noch Alles ſchlief, mit ſtarkem Pochen an ſeiner Hausthür erweckten. Da derſelbe beim Oeffnen der Thür die Trabanten des Kurfürſten erblickte, und ſo-

gleich den Befehl erhielt, sich anzukleiden und die Trabanten zum Kurfürsten nach der Festung zu begleiten, erschrak er sehr und konnte sich nicht darin finden, wie er dazu käme, unter militärischer Gewalt nach der Veste abgeführt zu werden. Seine Frau, welche ebenfalls hinzugekommen war, war noch mehr erschrocken und fing schon ein gewaltiges Klagen an. Zugleich gab ihm der Anführer der Trabanten eine an die ganze Bürgerschaft gerichtete kurfürstliche Ordre. Der Herr Bürgermeister sandte eine Magd eiligst nach dem Stadtdiener Strohband. Dieser, in gleicher Aufregung wie sein Herr, kam halb angekleidet und in Pantoffeln herbei. Er erhielt den Auftrag, sogleich zu allen Viertelmeistern zu gehen, um ihnen den kurfürstlichen Befehl, der ebenfalls auf ein Erscheinen vor dem hohen Herrn hinauslief, bekannt zu machen.

Während nun Strohband lief, um die Bürger zu bestellen, und der Herr Bürgermeister sich in aller Eile angekleidet hatte, mäßigte sich sein Schrecken, weil ihm sein gutes Gewissen sagte, daß der Kurfürst so wenig mit ihm wie mit der Bürgerschaft etwas Schlimmes im Sinne haben könne, da seines Wissens keine Sache vorlag, welche den Unwillen des hohen Herrn verdiente. Nachdem er seine Frau damit getröstet und beruhigt hatte, ging er getrosten Muthes mit den Trabanten ab. Einige alte Frauen und Mägde, welche früh aufgestanden waren, um die Kühe vor den Hirten zu treiben, als sie sahen, daß der gestrenge Herr Bürgermeister in der Mitte von Trabanten des Kurfürsten zur Veste geleitet wurde, kreuzten und segneten sich und liefen schnell, um die Neuigkeit zu hinterbringen. Jeder zerbrach sich den Kopf. Endlich kam denn auch der Krummstock, der allen Bürgern den uns schon bekannten Befehl brachte. Die Neugierde wuchs und die Frauen vergaßen ihre Morgensuppe; aber schon um 6 Uhr Morgens zog die ganze löbliche Bürgerschaft, Viertelmeister und Rathmänner voran, zum Thore hinaus der Festung zu.

Als der Herr Bürgermeister Bier auf der Festung angekommen war, wurde er alsbald dem gnädigen Kurfürsten vorgestellt, und als dieser ihm freundlichst entgegenkam, fiel ihm ein schwerer Stein vom Herzen, und er vernahm nun vom Kurfürsten, daß er sich über den kleinen Schrecken, welchen ihm sein Spaß vielleicht verursacht hätte, beruhigen möchte; indessen wünsche er,

daß die Bürgerſchaft zu dem Vergnügen, welches er ſich heute vorgeſetzt habe, ihm willig die Hand bieten möge; er habe nämlich ebenfalls die Berliner und Cöllner Bürger dazu beordert, daß ſie auf Schiffen mit den Spandauern ein Gefecht beſtehen möchten, und ſelbige hätten ſich dazu bereit erklärt und würden wohl bereits dazu unterwegs ſein; ein Gleiches wünſche er von ihnen; Waffen habe er mitgebracht, Schiffe möchten ſie nehmen, wo ſie ſolche fänden; die Anordnung überließe er dem Bürgermeiſter, und er mache ihn heut zugleich zum Admiral der Flotte.

Der Zug der Bürger kam indeſſen auf der Feſtung an. Der Kurfürſt trat ihnen mit ſeinem Gefolge, den Herrn Bürgermeiſter in der Mitte, entgegen und ſagte ihnen:

„Lieben Kinder, Spandower! Ihr habt wohl wer weiß was gedacht, daß ich Euren Bürgermeiſter entführt und überhaupt Euch ſo in Allarm gebracht habe. Indeſſen iſt es ſo ſchlimm nicht. Es iſt nichts weiter, als daß Ihr Euch heute mit den Berlinern zu Waſſer und vielleicht auch zu Lande ſchlagen ſollt. Waffen liegen dort, und Bruſtharniſche und Helmhauben auch; dieſe nehmt. Der Herr Bürgermeiſter wird alles weiter anordnen, und wehrt Euch tapfer!“

Nun wurden ihnen hölzerne Spieße, alle von einerlei Länge und Stärke, Helme und Harniſche zugetheilt, damit ſie ſich zum Streit bewaffnen ſollten. Jetzt zurückgekehrt zur Stadt, verwandelte ſich der Schrecken in Jubel und Alles beeiferte ſich, das Seinige beizutragen, um den Spaß vollkommen zu machen.

Da der neue Spandower Groß-Admiral wußte, daß die feindliche Berliner Flotte aus 30 Segeln beſtehen würde, ſo ſuchte er in der Eile aus den ſtets hier beiliegenden Stromſchiffen ebenfalls einige 20 zuſammenzubringen und ſolche zu bemannen; geübte Steuerleute waren auch bald gefunden und jedes Schiff wurde mit einigen 20 Streitern unter einem Anführer beſetzt.

Auf das Admiralſchiff wurde der Stadtmuſikus beſtellt, und ſo wohl gerüſtet und geordnet erwarteten ſie den Feind.

Die Flotte hatte ſich bei der Feſtung links, vor dem Platze an der hieſigen Schleuſe, vor Anker gelegt. Auch hatte der Herr Bürgermeiſter die Vorſicht gebraucht, die Fiſcher vom Kiez zu

beordern, daß ſie mit ihren Kähnen bei der Hand ſein und wenn einer der Schiffer und Streiter über Bord fiele, denſelben ſogleich retten möchten.

Die Anführer auf den Schiffen waren folgendermaßen vertheilt:

Bürgermeiſter Bartholomäus Bier.
Burghard Margert,
Otto Ruttnitz,
Baſtian Rucken,
Jacob Marzahn,
} Rathmannen.
Jonas Backe, Viertelmeiſter.
Peter Schober, do.
Claus Strohband, do.
Hermann Doering, do.
Jürgen Wardenberg, do.

Die übrigen Anführer waren die Bürger: Martin Krokow, Claus Marrelig, Peter Damitz, Andreas Raſchan, Matthis Rürmundt, Sebaſtian Reinicke, Veit Wenzlow, Claus Schumann, Jürgen Rohrſchneider, Kurt Kiepert, Traugott Kühnert, Gottfried Schönicke, Jonas Müller, Ignatz Raſenack, an der Zahl 24.

Um 9 Uhr endlich ſah man die vereinte Berliner und Cöllner Flotte, die ſich am Tegelſchen See armirt und formirt hatte, die Havel herunter geſteuert kommen; ſie ſteuerten, den Eiswerder rechts laſſend, nach der kleinen Malche, und legten ſich dort vor Anker, um ſich zum Streit noch beſſer anzuſchicken und dann das Signal zu erwarten. Voran lag das Admiralſchiff mit dem Berliner Wappen, einem Bären im weißen Felde, am Vordertheil. Alle Schiffe waren mit prächtigen Flaggen und die Segelbäume und Stangen mit bunten Bändern geſchmückt, die Steuerleute und Ruderer trugen runde Hüte mit rothen Bändern umwunden und grüne Federbüſche.

Die meiſten Schiffe waren mit Zelten von buntbemalter Leinwand überſpannt, doch ſo, daß die Streiter, welche mit denſelben Waffen wie die Spandower verſehen waren, ſich auf den Schiffen vertheilt befanden. Alles gewährte einen prächtigen, impoſanten

Anblick. Freude und Jubel waren unter Begünstigung des schönsten Wetters allgemein.

Endlich wurde von der Bastion der Festung, auf welcher sich der Kurfürst mit seinem Hofstaate eingefunden hatte und von welcher aus er das Ganze übersehen konnte, das Zeichen zum Angriff durch einen Kanonenschuß und durch den Schall der Trompeten gegeben. Im Nu war jetzt die ganze Wasserfläche, welche den großen und den kleinen Malche-See zwischen der Festung und dem Eiswerder bildet, mit Schiffen bedeckt. Unter dem Donner der Kanonen und dem Schalle der Trompeten, welche unaufhörlich vom Walle der Festung ertönten, bemühten sich beide Parteien, einander so viele Schläge und Stöße zu ertheilen, um wo möglich eine die andere zum Weichen zu bringen. Und wie es denn gewöhnlich zu gehen pflegt, so ging es auch hier, die Gemüther erhitzten sich zu sehr, so daß das Spandower Admiralschiff zwei von den Berliner Schiffen dergestalt überfuhr, daß deren Steuermänner ins Wasser gestoßen wurden und auch einige Streiter durch den Stoß über Bord fielen. Durch das Herbeieilen der Fischer wurden diese glücklich wieder herausgefischt.

Nachdem das Gefecht 2 Stunden gedauert hatte und es, trotz der Brustharnische und der Helme, manchen blauen Fleck und Beulen gegeben hatte, auch auf keiner Seite nur ein Haar breit der Sieg gewichen war, wurde das Zeichen zum Abbruch des Gefechts gegeben und die Schiffe zogen sich unter gegenseitigen Drohungen und Neckereien (Leutinger: „Spottereien") der Mannschaften in ihre vorigen Stellungen zurück. Zugleich kam der Befehl, daß der Sieg auf dem Nachmittage zu Lande entschieden werden sollte. Die Berliner verließen ihre Schiffe und lagerten sich dort auf dem Felde, „der Plan" genannt; die Spandower gingen, um sich ihre Beulen zu besehen, einstweilen nach Hause, und die Anführer, um sich zu berathen, wie sie den Nachmittagskampf mit Ehren bestünden. Denn sie verhehlten sich nicht, daß sie bei ihrer geringeren Zahl, es nur der großen Geschicklichkeit ihrer Steuerleute und Ruderer zu verdanken gehabt hätten, daß sie nicht besiegt worden wären. Auch war gewiß, daß sich die Zahl der Streiter ihrer Feinde aus der Zahl der Schaulustigen aus Berlin noch erheblich vermehren würde. Sie entschlossen sich also,

einen Succurs aus dem städtischen Kämmereidorfe Staaken nebst den zur Stadt gehörigen Weinbergen, und was sie sonst noch aufzutreiben wußten, herbeiholen zu lassen.

Die Anzahl der Berliner war, wie Leutinger versichert, über 1500 Mann. Die Spandower dagegen waren höchstens 800 Mann.

Der Gottfried Schönicke wurde demnach in aller Stille beordert, ein Pferd zu nehmen und damit nach Staaken zu reiten, um dort die Bauern und Knechte, so viel wie anwesend wären und einen guten Knüppel führen könnten, zusammen zu nehmen, solche quer übers Feld und nach der Gegend der Valentins-Insel zu führen, um von dort auf Kähnen nach dem Saatwinkel geführt zu werden. Dann sollte Schönicke während des Gefechts, unter Begünstigung der vielen Gebüsche, durch die Haselhorst den Berlinern in den Rücken fallen.

Der Schönicke führte seine Sache, da er die Kähne dort richtig vorfand, so gut aus, daß er sich schon Nachmittags um 3 Uhr an Ort und Stelle befand, ohne daß die Berliner etwas davon ahnten. Nachmittags um 2 Uhr fing die Anordnung zur Feldbataille an. Es wurden zwei Schlachtordnungen formirt; die erste hatte auf ihrem rechten Flügel die Bürger von Berlin, auf dem linken Flügel standen die Cöllnischen, zum Hinterhalt waren die übrigen Berliner aufgestellt. In der Mitte hielt der Kurfürst mit einem kleinen Theile seiner Trabanten; auf der einen Seite hatten sie die Festung und den Graben, auf dem linken Flügel die Spree, hinter sich aber den Wald.

Die Berlin-Cöllner nun, welche so gut postirt waren, glaubten schon den Sieg in Händen zu haben und triumphirten laut, forderten dabei immer die Spandower auf, heraus zu kommen. Die Spandower hingegen erkannten ihre Schwäche und das Unvortheilhafte ihrer Lage, doch munterten sie sich einander auf und erwarteten nur die Zeit, von der sie glaubten, daß ihr angeordneter Hinterhalt angekommen sein könnte. Sie zogen nun getrost, in kleinere Haufen getheilt, dem Feinde entgegen und der Streit begann. Man hielt sich wacker hüben und drüben. Der Sieg schien nicht zu wissen, wohin er sich neigen solle. Dennoch würden die Spandower schließlich überwunden worden sein, wenn nicht Gottfried Schönicke

mit seinen leichten Truppen angekommen wäre. Dieser kam plötzlich von der Haselhorst den Berlinern in den Rücken, der Hinterhalt derselben war bald in die Flucht geschlagen und nun ging's über die Hauptarmee los. Diese sah ihre Gefahr, hielt sich mit Erbitterung noch eine Weile, aber die „Staakenschen" unter Gottfried Schönicke gaben auch hier den Ausschlag und trieben endlich die vereinte Berlin-Cöllnische Armee in die Flucht.

Der Streit war so heftig geworden, daß selbst das Pferd des Kurfürsten von einem Spieße getroffen wurde. Die Nacht brach herein und der Kurfürst ließ nun durch Herolde das Ende des Streites ausrufen. Dies war ein Glück; die Erbitterung war groß und ohne diesen Abbruch des Gefechts würde Blut geflossen sein.

Die Berliner zogen sich darauf durch den Wald, die Jungfernhaide, nach Berlin zurück und die Spandower hatten die Freude, daß ihnen der Kurfürst sagte: Kinder, ihr habt euch brav geschlagen!

Das Belvedère

im Schloßgarten zu Charlottenburg.

Verſchloſſene Fenſter,
Nichts ein noch aus,
Nur Spinnen und Geſpenſter
Sind hier zu Haus.

Es regnet. Auf den Plüſchbänken des Charlottenburger Omnibus ſitzt ein halbes Dutzend fröſtelnde Geſtalten, gleichgiltig oder verſtimmt, jeder einen abtröpfelnden Alpacca in Händen. Keiner ſpricht. Ein Dunſt, wie wenn Wäſche trocknet, nebelt um uns her, und ein Kautſchuk-Mantel neben mir iſt nicht angethan, die klimatiſchen Verhältniſſe zu beſſern.

Es regnet, und am Ende mit Recht. Schreiben wir doch den 19. November! Wer mag da Sonnenſchein fordern, wenn es ihn lüſtet, den Charlottenburger Schloßgarten zu beſuchen. Was von den Menſchen gilt, gilt auch von den Tagen; man muß ſie nehmen, wie ſie ſind.

Da iſt das „Knie". Seine Rundung iſt heute völlig reizlos. Das „türkiſche Zelt" ſieht noch untürkiſcher aus als gewöhnlich, und bei Morellis hocken drei Sperlinge auf dem ſchräg geſtellten Gartentiſch, ziehen die Köpfe ein und ſchütteln die Federn. Nur die grüne Kuppel des Schloſſes hat gewonnen; ſie ſieht blau aus, friſcher als ſonſt.

An den leeren Gewehrpfoſten vorüber, tret' ich an das halboffene Parkgitter; der Thürhüter ſchüttelt den Kopf. An ſolchem Tage Beſuch! Er ſcheint die Frage ergründen zu wollen, ob ich

Unthat gegen mich oder gegen andere sinne. Ein Unglücklicher oder . . .

„Ich möchte nach dem Belvedère. Erst durch die Orangerie, dann grad' aus; nicht wahr?" So Lokalkenntniß und Unbefangenheit heuchelnd, schreit' ich an dem Bedienſteten vorüber, der ſich ſchließlich, ſeinem Mienenſpiele nach, damit beruhigt: Freitag iſt Beſuchstag.

Aſternbeete, Balſaminen; dann vorüber an den Kübeln des Gewächshauſes; noch ein Flieſengang und die Breite des eigentlichen Parkes liegt vor mir. An der Rückſeite des einen Schloßflügels hin ſtehen die Büſten römiſcher Kaiſer, Nero, Titus, Trajan; mir zunächſt Tiberius. An ſeiner Naſe hängt ein Regentropfen, fällt ab und erneut ſich wieder. Es ſieht ſo gemüthlich, ſo-einfach-menſchlich aus, daß man glauben könnte, ſeine „Wiederherſteller" hätten Recht.

Weithin ſichtbar laufen die Gänge des Schloßgartens bis zum Fluſſe nieder, parallel mit ihnen ein Waſſerbecken, halb Graben, halb Teich. Die Alleen ſind kahl. Nur einzelne Bäume, die windgeſchützter ſtanden, halten noch das je nach der Art in allen Herbſtesfarben ſpielende Laub feſt: die Eiche goldbraun, die Birke orangefarben, der Ahorn gelb; aber die meiſten Blätter fielen ab und liegen an tieferen Stellen zuſammengeweht, oder ſchwimmen auf dem Waſſer, das uns bis in die Mitte des Parks begleitet.

Hier biegt das Waſſer (der Teichgraben) plötzlich rechtwinklig ab und durchſchneidet den Weg. Eine Brücke führt darüber hin und unterhält den Verkehr zwiſchen den beiden Ufern. Dieſſeits ſtand ein Alter und harkte das Laub zuſammen.

Iſt dies die Brücke mit der Klingel?

Ja. Aber es kommt keiner mehr.

Ich weiß, Papa. Die alten Mooskköpfe ſind todt.

Er nickte und harkte weiter.

In der That befand ich mich an der vielgenannten „Klingelbrücke", einer ehemaligen Beſuchsſtation des Gartens, die viele Jahre hindurch neben dem Mauſoleum ihren Platz behauptet hatte. Der ernſten Erhebung gab man hier ein heitres Nachſpiel. Alles drängte herzu; wurde dann die Klingel gezogen, ſo erſchienen langſam und gravitätiſch, aber immer hungrig, die berühmten Moos-

karpfen des Charlottenburger Parkes an der Oberfläche. Uralte Burſche, wenn ich nicht irre, durch König Friedrich Wilhelm I. eigenhändig an dieſer Stelle eingeſetzt. Ein eigenthümlicher Sport, der darauf hinauslief, Hellinge, Milchbrode, Kringel in die immer geöffneten Karpfenmäuler zu werfen, nahm dann ſeinen Anfang. Er erinnerte an Aehnliches im zoologiſchen Garten, und man darf ſagen: wie ſich die Schrippe zum Elephanten verhält, ſo verhielt ſich die Semmel zum Karpfen. Alte Frauen, nicht viel jünger wie die krokodilartigen Ungeheuer der Tiefe, ſaßen hier ſommerlang mit ihrem Backwerk und ſahen aus, als gehörten ſie mit dazu. Es hatte etwas Spukhaftes, dieſe Altersanhäufung und die Kinderwelt dazwiſchen.

Dieſer Sport indeſſen ſollte plötzlich ein Ende haben. Der Winter 64 kam, das Waſſer fror bis auf den Boden, die Karpfen ſuchten zu retiriren, immer tiefer, aber das Eis kam ihnen nach, und eingemauert in ihrem Moorgrund, waſſer- und luftlos, mußten ſie erſticken. Als im April das Eis aufging, ſtiegen ſie wieder an die Oberfläche, aber todt. Noch am ſelben Tage wurden ſie am Ufer begraben. Es waren 36 Stück, keiner unter 150 Jahre, keiner unter 4 Fuß; alle trugen ſie die Karpfenkrone. „Wir haben nun neue eingeſetzt," brummte der Alte, „aber was will das ſagen; ſie ſind wie Steckerlinge."

Dieſer wohlgemeinte Satz hatte mir Muth gegeben. „Ich will nach dem Belvedère, Papa."

„Nach's Belfedehr. Ja, ja, da müſſen Sie bis auf die Inſel. Immer grad aus. Die Fähre geht nicht mehr. Aber rechts weg, wo der rothe Werft ſteht, da is'n Steg. Nehmen's ſich in Acht; is alles friſch geſtrichen mit Theer. Da drüber weg."

„Dank ſchön, Papa." Damit ſtapfte ich weiter, durch Laub und aufgeweichte Gänge hin, dem Rande des Parkes zu, voll wachſenden Dankes gegen den Erfinder der Gummiſchuhe. Endlich ſtand ich an einem ſchmalen, von der Spree her abgezweigten Waſſergraben; zwei Pfoſten hüben und drüben und ein Tau dazwiſchen zeigten mir, daß dies die Fährſtelle ſei. Nach rechts hin alſo mußte die Brücke ſein. Richtig. Der friſche Theergeruch ließ keinen Zweifel. Ich ſchritt über die ſchmale Bohlenlage hin.

Der Regen ließ einen Augenblick nach und geſtattete einen

Umblick. Ich ſtand erſichtlich auf einer Inſel, der magre Boden mit dünnem Gras überzogen, die Ufer von blutrothem Werft eingefaßt. Nach Weſten hin Wieſenland, von Spree-Armen und Eiſenbahnbrücken durchzogen; am Horizonte grau in grau der Spandauer Thurm; unmittelbar vor mir aber ein ſeltſamer, jalouſieenreicher Bau, rund, mit vier angeklebten flachen Balconhäuſern und einem kupfernen Dachhelm, auf deſſen Spitze drei Genien mit Genhimmelhaltung eines goldenen Fruchtkorbes beſchäftigt waren. Rococo durch und durch. Im Grundriß ein kurzes Kreuz, mit rundem Mittelſtück. Dies war das Belvedère. Die drei Genien mit dem Blumenkorb, unverkennbar an das Marmorpalais erinnernd. Die Tage der Lichtenau ſtanden wie auf einen Schlag vor mir: Sentimentalität und Sinnlichkeit, Schäferſpiele und kurze Röckchen, Antonius und Cleopatra. Nur alles trivialiſirt. Statt des Pharaonenkindes eine Stabstrompetertochter.

Ein Gartenarbeiter, wie ich bald wahrnahm, hatte in einem der angeklebten Häuschen ein Unterkommen gefunden: es fand ſich ein Schlüſſel, der eine der Hauptthüren öffnete. Das Erdgeſchoß, einſt als Küchen- und Wirthſchaftsraum benutzt, war intereſſelos; eine ſchlank gewundene, von einem ſauberen Eiſengitter eingefaßte Treppe führte in den erſten und zweiten Stock. Wir ſtiegen hinauf. Ich hatte dieſelbe Empfindung, als ging es hinunter in eine Gruft. Abgeſtorbenes ringsum. Nur mumienhaft erhalten.

Die Einrichtung beider Stockwerke iſt dieſelbe: ein einziges ſaalartiges Rundzimmer.

Der Saal des erſten Stockwerkes iſt der reichere; der Fußboden parkettirt, die Wände rhombiſch getäfelt mit rothbraunem Pflaumbaumholz. An der weißen Decke kryſtallne Leuchter. Reliefdarſtellungen aus dem Apollo- und Diana-Mythus umziehen, halb fries-, halb ſupraportenartig, die obere Rundung, während Ottomanen und Polſterſtühle, in ihren Lehnen ſelbſt wieder geſchweift, dem Rund der unteren Boiſirung folgen. Zahlreiche Bilder, meiſt engliſche Stiche nach den Dramen Shakeſpeare's, ſtehen gruppenweis, die Rückſeite nach vorn, an den Wänden umher. Die dunkle Täflung, dazu der blaue Moiré-Stoff, der alle Polſter überzieht, geben dem Zimmer einen feſtlichen, beinah ernſten Charakter.

Anders der Rundſaal des zweiten Stockes. Hier iſt dieſelbe Art der Ausſchmückung, aber in's Heitere übertragen. Wie dort Braun und ein tieferes Blau den Ton angeben, ſo lacht hier Alles in Weiß und Roth und Gold. Conſolen, mit Thongefäßen in gefälliger Form, laufen guirlandenartig um die Rundung her, und die ſcharlachnen Seidenüberzüge, als ſei es an ihrer leuchtenden Pracht nicht genug, haben ihr Roth noch mit bunten Malereien, mit Blumen und Bouqets geſchmückt. Wie im Zimmer des erſten Stocks, ſo lehnen ſich auch hier zwei Balkons und ein Cabinet an den Rundbau an; das Cabinet marmorirt und mit Wandleuchtern von Goldbronce reich verziert.

In dieſem Cabinette nun, nur durch zwei halb zurückgeſchlagene Gardinen von dem Rundſaal getrennt, ſaß König Friedrich Wilhelm II. Es war in den erſten Jahren ſeiner Regierung. Eine Aufführung ſchien ſich mit einer Art von Feierlichkeit vorzubereiten. Und ſo war es. In den goldbroncenen Wandleuchtern brannten ein paar Kerzen, aber ihr Licht, durch die ſchweren Gardinen zurückgehalten, fiel nur in einzelnen Streifen nach vorn hin in den Saal.

In dieſem herrſchte Dämmer. Der König hatte den Wunſch ausgeſprochen, die Geiſter Marc Aurel's, des Großen Kurfürſten und des Philoſophen Leibnitz erſcheinen zu ſehen. Und ſie erſchienen. Wie man dabei verfuhr, darüber berichtʼ ich an anderer Stelle. Nur dies noch. Dem Könige war geſtattet worden, Fragen an die Abgeſchiedenen zu richten; er machte den Verſuch, aber umſonſt. Es gelang ihm nicht, auch nur einen Laut über die bebenden Lippen zu bringen. Dagegen vernahm er nun ſeinerſeits von den heraufbeſchworenen Geiſtern ſtrenge Worte, drohende Strafreden und die Ermahnung, auf den Pfad der Tugend zurückzukehren. Er rief mit banger Stimme nach ſeinen Freunden; er bat inſtändig, den Zauber zu löſen und ihn von ſeiner Todesangſt zu befreien. Nach einigem Zögern trat Biſchofswerder in das Cabinet und führte den zum Tod Erſchöpften nach ſeinem Wagen. Er verlangte zur Lichtenau zurückgebracht zu werden, ein Wunſch, dem nicht nachgegeben wurde. So kehrte er noch während derſelben Nacht nach Potsdam zurück.

Das war, wie ſchon angedeutet, muthmaßlich Anfang der 90er Jahre. Beſtimmte Zeitangaben fehlen.

Von jenem Abend an ſtand das Belvedère 50 Jahre lang leer. Es war, als wär' es an dieſer Stelle nur aus der Erde gewachſen, um als Rococo-Schaubühne für eine Geiſterkomödie, hinterher aber um als Wahrzeichen dafür zu dienen, daß das alles einmal wirklich war.

Durch ein halbes Jahrhundert hin waren die Plätze wie verfehmt. Marmorpalais, Belvedère, Marquardt, daß Eckardtſteinſche Haus, auch andre noch; man mied ſie, man nannte ſie kaum. Erſt Friedrich Wilhelm IV., innerlich freier, machte einen Verſuch, den Bann der 90er Jahre zu durchbrechen. Das Marmorpalais ſah wieder Gondeln an ſeiner Treppe; die Miniatur-Büſte der Lichtenau, ein Chef d'oeuvre, wurde an altem Platze aufgeſtellt; was einſt Abneigung erweckt hatte, weckte wieder Intereſſe. Auch das Belvedère ſchien wieder zu Ehren kommen zu ſollen. Von ſeinem Balkone aus ſah der heitere König, deſſen eigene ſittliche Integrität ihm die Milde, auch nach dieſer Seite hin, zum Bedürfniß machte, in Dämmerſtunden, beim Theegeplauder, das Spreethal hinunter, freute ſich der Segelkähne, die kamen und gingen, der langen Züge, die raſſelnd, dampfend vorüberſauſten, der dunklen Flächen des Grunewaldes hier, der Jungfernhaide dort, endlich des rothen Spandauer Thurms, der die Zickzack-Feſtungswerke drüben am weſtlichen Horizont hoch überragte.

Das waren die Wiederbelebungsverſuche für das Charlottenburger Belvedère. Aber ſie kamen und gingen wie bloße Träume. Bald ſchlief der Bau mit ſeinen drei Rococo-Genien weiter. Er ſchläft noch.

Etwas Unheimliches iſt drumher, das nicht abzuthun iſt. Was iſt es? Iſt es, weil es ein Spukhaus war, weil Geſpenſter hier umgingen?

Nein, denn man ſpielte hier nur Geſpenſt.

Aber faſt ſcheint es, als ob ein doppeltes Grauen eben daraus erwuchs, daß die Geiſter, die hier auftraten, nur ein Schein, eine Lüge waren.

Potsdam und Umgebung.

Die Havelschwäne.

Da geht's an ein Picken,
An ein Schlürfen, an ein Hacken;
Sie stürzen einander über die Nacken,
Schieben sich, drängen sich, reißen sich,
Jagen sich, ängsten sich, beißen sich,
Und das all' um ein Stückchen Brod.
(Lilis Park.)

Die Havel, um es noch einmal zu sagen, ist ein aparter Fluß; man könnte ihn seiner Form nach den norddeutschen oder den Flachlands-Neckar nennen. Er beschreibt einen Halbkreis, kommt von Norden und geht schließlich wieder gen Norden, und wer sich aus Kindertagen jener primitiven Schaukeln entsinnt, die aus einem Strick zwischen zwei Aepfelbäumen bestanden, der hat die geschwungene Linie vor sich, in der sich die Havel auf unseren Karten präsentirt. Das Blau ihres Wassers und ihre zahllosen Buchten (sie ist thatsächlich eine Aneinanderreihung von Seen) machen sie in ihrer Art zu einem Unikum. Das Stückchen Erde, das sie umspannt, eben unser Havelland, ist, wie ich in den voraufgehenden Kapiteln gezeigt habe, die Stätte ältester Kultur in diesen Landen. Hier entstanden, hart am Ufer des Flusses hin, die alten Bisthümer Brandenburg und Havelberg. Und wie die älteste Kultur hier geboren wurde, so auch die neueste. Von Potsdam aus wurde Preußen aufgebaut, von Sanssouci aus durchleuchtet. Die Havel darf sich einreihen in die Zahl deutscher Kulturströme.

Aber nicht von ihren Großthaten gedenke ich heute zu erzählen, nur von einer ihrer Zierden, von den Schwänen.

Diese Schwäne sind auf dem ganzen Mittellauf der Havel zu Hause. Die zahlreichen großen Wasserbecken, die sich hier

finden: der Tegler-See, der Wann-See, der Schwilow, die Schlänitz, die Wublitz, sind ihre Lieblingsplätze. Ihre Gesammtzahl beträgt 2000. In früheren Jahren war es nicht möglich, diese hohe Zahl zu erreichen. Während der Franzosenzeit waren sie, als ein bequemes Jagdobjekt, zu Hunderten getödtet worden; später wurden die großstädtischen Eiersammler ihrer Vermehrung gefährlich. Erst die Festsetzung strenger Strafen machte diesem Uebelstande ein Ende. Seitdem ist ihre Zahl in einem steten Wachsen begriffen. Wie mächtige weiße Blumen blühen sie über die blaue Fläche hin; ein Bild stolzer Freiheit.

Ein Bild der Freiheit. Und doch stehen sie unter Kontrolle, in Sommertagen zu der Menschen, in Wintertagen zu ihrem eigenen Besten. Im Sommer werden sie eingefangen, um gerupft, im Winter, um gefüttert zu werden. So bringt der Hofstaat oder vielleicht der Fiscus, dem sie zugehören, seine sommerliche Unthat durch winterliche Gutthat wieder in Balance. Auf die Procedur des Einfangens kommen wir weiterhin zurück.

Die 2000 Schwäne zerfallen in Schwäne der Ober- und Unter-Havel; das Gebiet der einen reicht von Tegel bis Potsdam, das der andern von Potsdam bis Brandenburg. Die Glienicker Brücke zieht die Grenze. Die Schwäne der oberen Havel stehen unter der Herrschaft der spandauer, die Schwäne der unteren Havel unter der der potsdamer Fischer. Man könnte dies die Eintheilung der „Provinz Havelschwan" in zwei Regierungsbezirke nennen. Diese großen Bezirke aber zerfallen wieder in eben so viele Kreise, als es Haveldörfer gibt, besonders auf der Strecke von Potsdam bis Brandenburg. Die Uetzer Fischer beherrschen die Wublitz, die Marquardter Fischer den Schlänitz-See, die Fischer von Caput den Schwilow u. s. w. Auf der Unterhavel allein befinden sich gewiß zwanzig solcher Arrondissements, alle mit gewissen Rechten und Pflichten ausgerüstet, aber alle den beiden Hauptstädten dienstbar, alle in Abhängigkeit von Potsdam und Spandau.

Wir wenden uns nun dem Sommerfang der Schwäne zu. Er erfolgt zweimal und hat den doppelten Zweck: den Jung-Schwan zu lähmen und den Alt-Schwan zu rupfen. Ueber die Lähmung ist nicht viel zu sagen; ein Flügelglied wird weggeschnit-

ten, damit ist es gethan. — Desto komplizirter ist der Prozeß des Rupfens. Er geschieht an zwei verschiedenen Stellen. Die Schwäne der Ober-Havel werden auf dem Pichelswerder, die Schwäne der Unter-Havel auf dem „Depothof" bei Potsdam gerupft. Das Verfahren ist an beiden Orten dasselbe. Wir geben es, wie wir es auf dem Depothof sahen.

Der „Schwanenmeister", Gesammtbeherrscher des ganzen Volkes cygnus zwischen Tegel und Brandenburg, gibt die Ordre: „Am 20. Mai (der Tag wechselt) wird gerupft." Nun beginnt das Einfangen. Die Fischer der verschiedenen Haveldörfer machen sich auf, treiben die auf ihrem Revier schwimmenden Schwäne in eine Bucht oder Ecke zusammen, fahren dann mit einem zehn Fuß langen Hakenstock in die Schwanenmassen hinein, legen den Haken, der wie bei dem Schäferstock eine halboffene Oese bildet, geschickt um den Hals des Schwanes, ziehen ihn heran und in ihr Fahrzeug hinein. Dies geschieht mit großer Schnelligkeit, so daß binnen ganz kurzer Zeit das Boot mit dicht neben einander hockenden Schwänen besetzt ist und zwar derart, daß die langen Hälse der Schwäne, über die Bootkante fort, nach außen blicken. Ein sehr eigenthümlicher, grotesker Anblick.

In dieser Ausrüstung treffen nun die Boote aus wenigstens zwanzig Dörfern auf dem Depothof ein und liefern ihre Schwanenfracht in die dort befindlichen Hürden ab, von wo sie nach und nach zur Rupfbank geschleppt werden.

Die Rupfbank ist ein langer Tisch, der in einem mächtigen Schuppen steht. An der einen Seite des Tisches entlang, mit scharfem Auge und flinker Hand, sitzen die Rupfweiber, meist Kietzfischer-Frauen. Ein Schwanenknecht trägt nun Stück auf Stück die Schwäne herein, reicht sie über den Tisch, die Frauen packen zu und klemmen den Hals zwischen die Beine ein, während der Knecht den auf dem Tische liegenden Schwan festhält. Nun beginnt das Rupfen mit eben so viel Vorsicht als Virtuosität. Erst die Federn, dann die Daunen; kein Fleck von Fleisch darf sichtbar werden. Nach Beendigung der Prozedur aber nimmt der Schwanenknecht den Schwan wieder in seinen Arm, trägt ihn zurück und wirft ihn mit Macht in die Havel. Der Schwan taucht nieder

und ſegelt nun mit aller Gewalt quer über den Fluß, um ſeinen Quälern zu entfliehen. Bald aber friert ihn, und zunächſt ſonnige Ufer- und Inſelſtellen aufſuchend, eilt er erſt den zweiten oder dritten Tag wieder ſeinen Heimathplätzen im Schwilow oder Schlänitz zu.

Einen ganz anderen Zweck, wie ſchon angedeutet, verfolgt das Einfangen im Winter, wenn die Havel zugeht. Die ſchönen Thiere würden im Eiſe umkommen. Sie werden alſo abermals zuſammengetrieben und eingeſammelt, um an ſolche Havelſtellen gebracht zu werden, die nie zufrieren, oder doch faſt nie zufrieren. Der Prozeß des Einfangens iſt derſelbe, wie im Sommer, aber nicht der Transport an die eisfreien Stellen, welche letzteren ſich glücklicherweiſe bei Potsdam ſelbſt, faſt mitten in der Stadt befinden. Die Ueberführung in Booten iſt jetzt unmöglich, da ſchon ganze Partien des Fluſſes durch Eis geſchloſſen ſind; ſo treffen ſie denn in allerhand Gefährt, in Bauer- und Möbelwagen, ſelbſt in Eiſenbahnwaggons, in ihrem Potsdamer Winterhafen ein.

Sie haben nun wieder ſicheres Waſſer unter den Füßen, die Gefahr des Erfrierens iſt beſeitigt, aber die Gefahr des Verhungerns — 2000 Schwäne auf allerkleinſtem Terrain — würde jetzt um ſo drohender an ſie herantreten, wenn nicht durch Fütterung für ſie geſorgt würde. Dieſe erfolgt in den Wintermonaten täglich zweimal, Morgens um 8 und Nachmittags um 3 Uhr, immer an derſelben Stelle und zwar in der Nähe des Stadtſchloſſes.

Unmittelbar hinter der Eiſenbahnbrücke, am Ende des Luſtgartens, iſt eine Stelle, welche wegen des ſtarken Stromes nur ſelten zufriert. Dieſe iſt Rendezvous. Wir geben die 3-Uhr-Fütterung.

Schon um Mittag ziehen ſich die Schwäne von allen noch offenen Stellen der Havel und aus den Kanälen der Stadt in der Nähe der Eiſenbahnbrücke zuſammen. Unruhig, ziehen ſie nicht einzeln, ſondern zu Hunderten, neben und hintereinander, am Ufer hin und her, die alten und erfahreneren aber unter dem letzten Bogen der Eiſenbahnbrücke hindurch, auf eine Stelle zu, von wo ſie mit hochaufgerecktem Halſe über die Uferbrüſtung hinweg den langen Wallweg hinunter ſehen können, auf dem der

Schwanenmeiſter mit ſeinem Kornkarren heranfahren muß. Sie kennen ihn auch ſchon in weiteſter Entfernung, und kaum taucht ſeine Mütze zwiſchen den Bäumen auf, ſo fährt eine ganz beſondere Unruhe in das zahlreiche Rudel. In höchſter Anſtrengung rudern ſie ſofort unter der Eiſenbahnbrücke hindurch, nach dem Futterplatze, und wenn ſie ihn dort noch nicht angekommen ſehen, wieder zurück zu der Stelle, wo ſie ſeine Annäherung beobachten können. Dieſe unruhige Wanderung wiederholt ſich ſo lange, bis der Schwanenmeiſter mit Karre und Gerſtenſack an der Brücke angekommen iſt. Nun entſteht ein wahrer Tumult unter den Thieren. Alles ſtürzt über einander und neben einander hin und reckt die Hälſe, um nur ja keine Bewegung ihres Hüters zu überſehen und den erſten Schaufelwurf nicht zu verſäumen. Noch iſt es indeſſen nicht ſo weit. Der Schwanenmeiſter geht erſt auf die Brücke, um in langgezogenen Tönen ſein „Hans! Hans!“ zu rufen, auf welchen Ruf die etwa noch Verſpäteten von allen Seiten herbei ſchwimmen. So lange dies Rufen dauert, halten ſich die Schwäne in der Nähe der Brücke. Hört es aber auf, und wendet der Rufende ſich zu dem eigentlichen Fütterungsplatze, ſo rauſcht das ganze Schwanenheer in einer großen, blendend weißen Maſſe, drängend wie ein Keil und gewaltſam wie die Räder eines Dampfſchiffs, im Waſſer neben dem am Ufer gehenden Schwanenmeiſter her. Während der Sack aufgebunden wird, ſchroten ſich einige der Gierigſten über die Eisſchollen und Ränder am Ufer auf das feſte Land, watſcheln unbehülflich zum Karren, um wo möglich die erſten zu ſein, die etwas erhalten. Ihre Berechnung wird aber jedesmal getäuſcht, denn, wenn recht viele aus dem Waſſer heraus und andere im Begriff ſind, ihnen zu folgen, wird der Gerſtenkarren raſch auf die entfernteſte Stelle des Futterplatzes geſchoben. Kaum ſehen die an's Land gekommenen Schwäne, daß ihnen ihre Eile nichts hilft, ſo ſtürzen ſie ſich ſo raſch wie möglich in das Waſſer zurück; aber es hält ſchwer, in der dichtgedrängten Maſſe der ſchwimmenden Schwäne ein Fleckchen zu finden, wo ſie noch Platz hätten. Mit einer unglaublichen Gewaltſamkeit drängen die Hinterſten gegen das Ufer. Nun erfolgt der erſte Wurf weit in's Waſſer hinein, und wo die Gerſte das Waſſer berühren kann, verſchwinden im

Nu alle Hälſe, und man ſieht plötzlich Hunderte von Zuckerhüten auf dem Waſſer ſchwimmen. Unmittelbar am Ufer aber gelangt die Gerſte gar nicht in's Waſſer, ſondern bleibt auf den dicht aneinander gedrängten Rücken der Schwäne liegen. Um ſie aufzuleſen, verſchlingen die langen Hälſe ſich hin und wieder zu Knoten, ſo daß es oft den Anſchein hat, als könnten ſie kaum wieder auseinander kommen. So weit jeder Wurf reicht, tritt für einige Augenblicke eine gewiſſe Ruhe ein; deſto unruhiger und drängender geht es rings umher zu. Mit Biſſen und Flügelſchlägen ſuchen ſich die Entfernteſten Bahn in den dichten Haufen zu brechen; aber vergebens, denn es kann keines der Thiere Platz machen, wenn es auch wollte, aber es will auch nicht, ſondern beißt und ſchlägt abwehrend auf ſeinen Angreifer los. Wieder kommt ein Wurf und wieder beruhigt ſich eine Gruppe; ein dritter, ein vierter — der letzte iſt aber noch nicht geſchehen, und ſchon kommen die, welche zuerſt gefreſſen, wieder herbeigerauſcht und drängen die Freſſenden zu einem dichten Knäuel zuſammen. Wild treibende Eisſchollen, vom Föhn durcheinander gewälzte Schneemaſſen, können kein ſeltſameres Bild geben als dieſe blendend weißen, belebten Körper auf dem dunklen Waſſer der Havel, rings von Eis und Schnee umgeben, ſo daß man kaum unterſcheiden kann, wo das Eis des Ufers aufhört und der Schwanenknäuel anfängt.

Täglich werden auf dieſe Weiſe drei Scheffel Gerſte verfüttert. Vergleicht man indeſſen das Volumen all' dieſer herzudrängenden Schwäne mit den anderthalb Scheffeln, die ihnen Morgens und eben ſo viel Nachmittags zugeworfen werden, ſo begreift man, daß die Thiere beim Weggehen ihres Pflegers noch ziemlich eben ſo lange Hälſe machen wie bei ſeinem Kommen. Eine Zeitlang verweilen ſie noch; erſt wenn ſie Gewißheit haben, daß alles Warten nicht mehr fruchtet, ſchwimmen ſie langſam fort. Zurück bleiben nur noch die Kranken, die jetzt einen Verſuch machen, eine kümmerliche Nachleſe zu halten und die letzten Körnchen zu entdecken.

Zu der Havelſchönheit tragen die Schwäne ein ſehr Erhebliches bei. Sie geben dem Strom auf ſeiner breiten Fläche eine königliche Pracht, und eine ſchönere Einfaſſung aller dieſer Schlöſſer und Reſidenzen iſt kaum denkbar. In neuerer Zeit hat man dieſen Zauber dadurch noch geſteigert, daß man, durch Unterlaſſung

der Flügellähmung, den Wildschwan wieder hergestellt hat. Man wurde dazu durch verschiedene Rücksichten bestimmt. Das Nächstbestimmende war die größere Schönheit des wilden Schwans; er ziert die Fläche mehr, die er durchschwimmt, und sein Flug durch die Luft, den er wenigstens gelegentlich macht, gewähret einen imposanten Anblick. Was aber mehr als diese Schönheitsrücksicht den Ausschlag gab, war der Wunsch, einen neuen jagdbaren Vogel, einen neuen Sport zu schaffen. Es werden jetzt von Zeit zu Zeit Wildschwanen-Jagden abgehalten.

Anfangs, wo man diese Jagden in unmittelbarer Nähe Potsdams abhielt, scheiterten sie. Die Thiere, zu den zahmen Schwänen sich haltend, waren zahm und vertraulich wie diese und entzogen sich kaum der Büchse des Schützen, wenn auch einzelne von ihnen schon dem Blei des letzteren erlegen waren — das war keine Jagd, das war bloßes Todtschießen, und man stand auf dem Punkt, die Sache wieder aufzugeben. Da entdeckte man indessen plötzlich, daß der Wildschwan bei Potsdam und der Wildschwan flußabwärts auf den weiten, einsamen Flächen des Schwilow, der Schlänitz und der Wublitz ein ander Ding sei, und eine erste Jagd auf den großen Seen wurde abgehalten. Sie schlug ein. Hier war der Schwan noch scheu, und speziell auf der stillen, abgelegenen Wublitz, auf der blos die gelben Mummeln und die weißen Schwäne zu Hause sind, bot ein treffliches Jagdrevier. So oft das Boot durch Schilf und Rohr heranschlich, horchte der Wildschwan auf, hier hatte er noch den Instinkt der Gefahr, und wenn der erste Schuß fiel, erhoben sich fünfzig der majestätischen Vögel und rauschten mit schwerem Flügelschlage durch die Luft.

Die Schönheit und Poesie dieses Thieres aber, vor allem die mächtige Schußfläche, die es bietet, werden sehr wahrscheinlich immer ein Hinderniß bleiben, die Schwanenjagd in Jägeraugen zu etwas besonders Wünschenswerthem zu machen. Es unterbricht nur 'mal den gewöhnlichen Lauf der Dinge. Ein Zwischengericht, das willkommen ist.

Die Schwäne der Havel bilden auch einen Versandt-Artikel. Viele, von näher gelegenen Punkten zu schweigen, gehen bis Petersburg und nach den großen Städten der Union. Mannigfach sind

die Verſuche, ihn auch an andern Stellen einzubürgern. Es mag indeſſen lange dauern, ehe der Havel-Schwan übertroffen wird.

Der Laufjarb, auf jenen weiten Waſſerbaſſins, wo Tauſende von Möven wie weiße Nymphäen ſchwimmen, bietet ein ähnliches Bild. Aber doch nur ein ähnliches. Die Möve iſt eben kein Schwan.

Noch iſt die Havel mit ihren 2000 Schwänen unerreicht.

Die Pfaueninsel.

1.

Die Pfaueninsel bis 1685.

Pfaueninsel! Wie ein Märchen steigt ein Bild aus meinen Kindertagen vor mir auf: ein Schloß, Palmen und Känguruhs; Papageien kreischen; Pfauen sitzen auf hoher Stange oder schlagen ein Rad; Volièren, Springbrunnen, überschattete Wiesen; Schlängelpfade, die überall hin führen und nirgends; ein räthselvolles Eiland, eine Oase, ein Blumenteppich inmitten der Mark.

Aber so war es nicht immer hier. All das zählt erst nach Jahrzehnten und noch zu Ende der 90er Jahre war diese Havelinsel eine bloße romantische Wildniß, die sich aus Eichen, Unterholz und allerhand Schlinggewächs zusammensetzte. An manchen Stellen urwaldartig, undurchdringlich. Um das ganze 2000 Schritt lange und über 500 Schritt breite Eiland zog sich ein Gürtel von Uferschilf, darin wildes Geflügel zu Tausenden nistete. Dann und wann, wenn im Grunewald die Jagd tobte, schwamm ein geängsteter Hirsch über die Schmalung an der Südwestspitze und suchte Schutz bei der Einsamkeit der Insel.

So war es unter den Joachims, auch noch unter dem Großen Kurfürsten. Wer nicht ein Jäger war, oder das Schilf am Ufer schnitt, der wußte kaum von einer solchen Insel im Havelstrom, die durch alle Jahrhunderte hin namenlos geblieben war.

Erst 1683, also während der letzten Jahre des Großen Kurfürsten, trat die namenlose Insel, die inzwischen ein „Kaninchengehege" empfangen hatte, als Kaninchenwerder in die Geschichte

ein, freilich ohne dadurch irgend etwas anders als einen Namen gewonnen zu haben. Das Eiland blieb vielmehr bis zu der Eingangs erwähnten Zeit eine absolute Wildniß, an deren Bestand auch ein der Kaninchenherrschaft unmittelbar folgendes Prospero-Zwischenspiel nicht das geringste zu ändern vermochte. Im Gegentheil zu dem Wilden gesellte sich noch das Grusliche, ohne daß von einem Caliban berichtet wird.

Der Prospero war Johann Kunkel, der Alchymist. Er erhielt die Insel 1685 aus der Hand des Kurfürsten. Bei diesem Zeitabschnitt verweilen wir zunächst.

2.

Die Pfaueninsel von 1685—92.

Johann Kunkel.

„He, Holla, halt," schreit's hinter ihm, „wir kennen euch, nicht von der Stelle!
Hoch euer Galgenmännlein, hoch der kleine rauchige Geselle!
Und wieder hoch! und dreimal hoch! Alräunchen, Hütchen meinetwegen,
Mag's ferner goldne Eier euch und Andern todte Bälge legen."

Annette Droste-Hülshof.

Johann Kunkel, zu Hütten bei Rendsburg und zwar wahrscheinlich 1630 geboren, hatte sich von Jugend auf der Alchymie befleißigt, den Stein der Weisen gesucht, den Phosphor entdeckt und war 1677 in churſächsische Dienste getreten, wo ihm das für damalige Zeit außerordentlich hohe Gehalt von 1000 Thalern, nebst Vergütung für alle Materialien, Instrumente, Gläser und Kohlen zugesagt worden war. Er erhielt aber schließlich diese Summe nicht ausgezahlt und auf seine desfallsige Beschwerde einfach den Bescheid: „kann Kunkel Gold machen, so bedarf er kein Geld; kann er solches aber nicht, warum sollte man ihm Geld geben?"

Die Verlegenheiten, die ihm daraus erwuchsen, veranlaßten

ihn, einen Ruf an den brandenburgiſchen Hof anzunehmen, freilich unter beſcheideneren Bedingungen, die aber das Gute hatten, daß ſie gehalten wurden. Der große Kurfürſt ſagte ihm in einer erſten Unterredung, in der dieſe Dinge zur Sprache kamen: „Ich kann Euch 1000 Thlr. nicht geben, denn ich gebe meinen Geheimen Räthen nicht mehr; um keine Jalousie zu machen, ſo will ich Euch geben, was ich meinen Geheimen Kammerdienern gebe.“ So erhielt Kunkel ein Jahresgehalt von 500 Thlr. Er nahm erſt die Drewitzer Glashütte in Pacht, wurde dann Compagnon der Glashütte auf dem Hakendamm bei Potsdam, erfand hier das Rubinglas, das zu ſchönen Pokalen verarbeitet wurde, und erhielt endlich, da es ihm um ein möglichſt abgelegenes, ſchwer zugängliches Plätzchen für ſeine Arbeiten zu thun war, in dem ſchon genannten Jahre 1685 den ganzen Kaninchenwerder (Pfaueninſel) zum Geſchenk. Die Schenkungsurkunde beſagte, daß ihm, unter Befreiung von allen Abgaben, die ganze Inſel erb- und eigenthümlich übereignet, das Recht des freien Brauens, Backens und Branntweinbrennens zuerkannt und der Bau einer Windmühle geſtattet werden ſolle, „damit ſeine Leute nicht gezwungen ſeien, des Backens und Brauens, des Mahlens und Schrotens halber, die Inſel zu verlaſſen“. Gleichzeitig wurde er in ſeiner Rubinglas-Fabrikation durch ein Privilegium geſchützt, wogegen er es übernahm, „alljährlich für 50 Thaler Kryſtallgläſer an die Kurfürſtliche Kellerei abzuliefern und ſeine Glaskorallen nur an die Guinea'ſche Compagnie zu verkaufen“.

Die Errichtung der Glashütte erfolgte bald darauf an der nordöſtlichen Seite der Inſel dicht am Ufer. Er erbaute beſondere Oefen, um die beſte Art der Condenſirung des Feuers zu ermitteln, kein Fremder durfte die Inſel betreten, nur der Kurfürſt beſuchte ihn wiederholt, um die Anlage des Ganzen, ſo wie den Kunſtbetrieb kennen zu lernen. Dabei wurde, über die Glasfabrikation hinaus, viel experimentirt.

Worauf dieſe Bemühungen gerichtet waren, iſt nicht mit Sicherheit feſtzuſtellen. Daß es ſich um Goldmachekunſt und um Entdeckung des Steins der Weiſen gehandelt habe, iſt ſehr unwahrſcheinlich. Nachweisbar verhielt ſich Kunkel gegen ſolche Verſuche, wenigſtens wenn ſie von andern ausgingen, ſehr ablehnend.

So entzog ihm denn auch der große Kurfürst nie seine Gnade, wiewohl die Erfolglosigkeit, auch die wissenschaftliche, aller der damals unternommenen Experimente so ziemlich feststeht. Friedrich Wilhelm rechnete, wie Kunkel ihn selbst sagen läßt, die daran gewendeten Summen zu solchen, die er verspielt oder im Feuerwerk verpufft habe. Da er jetzt weniger spiele, so dürfe er das dadurch Gesparte an Forschungen in der Wissenschaft setzen.

Mit dem Hinscheiden des Kurfürsten schied aber auch Kunkel's Ansehen, wenigstens innerhalb der Mark Brandenburg. Man machte ihm den Prozeß auf Veruntreuung und Unterschleif und wenn auch nichts bewiesen werden konnte, weil eben nichts zu beweisen war,*) so mochte er dennoch von Glück sagen, durch eine Aufforderung König Karls XI. von Schweden seiner alten Umgebung entrissen zu werden. Dies war 1692. Er ging nach Stockholm, wurde schwedischer Bergrath und unter dem Namen Kunkel v. Löwenstern in den Adelsstand erhoben. Er starb wahrscheinlich 1702.

Sein Laboratorium auf dem Kaninchenwerder hatte nur allerkürzesten Bestand gehabt. Noch vor seiner Uebersiedelung nach Schweden brannten die Baulichkeiten nieder; — am östlichen Ufer der Insel finden sich bis heute einzelne verstreute Schlackenreste, die ungefähr die Stelle angeben, wo die alchymistische „Hütte" stand. Mehr als ein Jahrhundert verging, bevor die Zauberer-Insel zu einer Zauber-Insel wurde.

---

*) Der Prozeß lief im Wesentlichen auf bloße Chikanen hinaus und kann einem keine besonders hohe Meinung von der Rechtspflege jener Epoche beibringen. Der Beklagte sollte eingeschüchtert, abgeschreckt werden. Als ihm Unterschleife nicht nachgewiesen werden konnten, richtete man schließlich die Frage an ihn: was denn bei all dem Laboriren und Experimentiren in einer Reihe von Jahren herausgekommen sei? Das ist nun in der That eine Frage, die schließlich jeden Menschen in Verlegenheit setzen kann, und Kunkel gab die beste Antwort, die er unter so bewandten Umständen geben konnte. Er sagte: „Der hochselige Herr Kurfürst war ein Liebhaber von seltenen und kuriosen Dingen und freute sich, wenn etwas zu Stande gebracht wurde, was schön und zierlich war. Was dies genutzt hat, diese Frage kann ich nicht beantworten."

3.

Die Pfaueninsel unter Friedrich Wilhelm III. 1797—1840.

Mein Herr ist König im Land,
Ich herrsch' im Garten der Rosen.
Uhland.

Die Anfänge dazu (zur Zauber-Insel) fallen bereits in die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. Der Schilfgürtel, der die Insel vor jedem Zutritt zu bergen schien, wurde mittelbar die Ursache, daß sich ihre Schönheit zu erschließen begann. In diesem Schilfe nisteten nämlich, wie schon angedeutet, Tausende von Schnepfen und Enten, die den jagdlustigen König, als er davon vernommen, erst bis an den Rand der Insel, dann auf diese selber führten. Einmal bekannt geworden mit dieser Waldesstille, die ihm bald wohler that als die Aufregungen der Jagd, lockte es ihn öfter, vom nahen Marmorpalais, zu Kahn herüber. Aus dem Heiligen See in die Havel, an Sacrow vorüber, steuerte er an heiteren Nachmittagen, umgeben von den Damen seines Hofes, der ihm lieb gewordenen Insel zu, auf deren schönster Waldwiese die reichen orientalischen Zelte, die ihm irgend ein Selim oder Mahmud geschenkt hatte, bereits vorher ausgespannt worden waren. Die Musik schmetterte; Tänze und ländliche Spiele wechselten ab; so vergingen die Stunden. Erst mit der sinkenden Sonne kehrte man nach dem Marmorpalais zurück.

Solche Lust gewährten dem Könige diese Fahrten nach der stillen, nahe gelegenen Waldinsel, daß er sich im Jahre 1793 entschloß, dieselbe vom Potsdamer Waisenhause, dem sie durch eine Schenkung Friedrich Wilhelms I. zugefallen war, zu kaufen. Dies geschah und schon vor Ablauf von drei Jahren war das Eiland zu einem gefälligen Park umgeschaffen, mit Gartenhaus und Meierei, mit Jagdschirm und Federviehhaus und einem Lustschloß an der Nordwestspitze. Die Zeichnung zu diesem Lustschloß, so wird erzählt, rührte von der Gräfin Lichtenau her, die das Motiv dazu, während ihrer Reise in Italien, einem verfallenen Schloß entnahm, das zwei, oben mit einer Brücke verbundene Thürme,

unten aber, zwiſchen den beiden Thürmen, ein großes Bogenthor zeigte. Wir halten dieſe Erzählung für glaubhaft, trotzdem Kopiſch ſie bezweifelt. Die Lichtenau dilettirte in Kunſtſachen und nicht ganz ohne Talent. Esprit und Geſchmack zählen bekanntlich zu den Vorrechten aller Damen aus der Schule der Laïs.

Der Bau des Schloſſes begann; aber noch eh' dieſes und anderes ſeinen Abſchluß gefunden hatte, ſtarb der König und die Annahme lag nahe, daß auch die nun zurückliegenden zehn Jahre unter Friedrich Wilhelm II., genau wie die ſieben Jahre unter Kunkel, zu einer bloßen Epiſode im Leben der Pfaueninſel werden würden. Es kam indeſſen anders. Friedrich Wilhelm III., in allem gegenſätzlich gegen ſeinen Vorgänger und dieſen Gegenſatz betonend, machte doch mit Rückſicht auf die Pfaueninſel eine Ausnahme und wandte ihr von Anfang an eine Gunſt zu, die, bis zur Kataſtrophe von 1806, alles daſelbſt Vorhandene liebevoll pflegte, nach dem Niedergange der napoleoniſchen Herrſchaft aber dieſen Fleck Erde zu einem ganz beſonders bevorzugten machte. Ohnehin zu einem contemplativen Leben geneigt, fand der König, aus den Stürmen des Krieges heimgekehrt, die Einſamkeit dieſer Inſel anziehender denn zuvor. Was ihm Paretz zu Anfang ſeiner Regierung geweſen war, das wurde ihm die Pfaueninſel gegen den Schluß hin. Man ſchritt zu neuen Anlagen und war bemüht, den Aufenthalt immer behaglicher zu geſtalten. Viele Anpflanzungen von Geſträuchen und Bäumen, darunter Rothtannen und Laubhölzer aller Art, fanden ſtatt. Wildfliegende Faſanen machten ſich heimiſch auf der Inſel; neue Bauten wurden aufgeführt. Eine mit Kupfer beſchlagene „Fregatte" traf ein, die der Prinz-Regent dem Könige Friedrich Wilhelm III. zum Geſchenk gemacht hatte;*) ein ruſſiſcher „Rollberg" entſtand, eine ſogenannte Rutſchbahn, und ruſſiſche Schaukeln ſetzten ſich in Bewegung. 1821 wurde ein Roſenſortiment aus der Nachlaſſenſchaft des Dr. Böhm für eine erhebliche Summe Geldes gekauft und in vier Spreekähnen von Berlin aus nach der Pfaueninſel geſchafft. Die Ueberführung

*) Sie zerfiel bald. 1832 wurde deshalb eine zweite, als Erſatz, durch Lord Fitz Clarence überbracht. Dieſe exiſtirt noch, iſt aber auch ſchon wieder defect.

dieſer Sammlung gab Anlaß zur Anlage eines Roſengartens, der alsbald 140 Quadratruthen bedeckte und 3000 hoch- und halbſtämmige Roſen, dazwiſchen ungezählte Sträucher von Centifolien, Noiſetten und indiſchen Roſenarten umſchloß.

Ziemlich um dieſelbe Zeit wurde ein Waſſerwerk mit einer Dampfmaſchine errichtet, lediglich um ein großes Reſervoir zu ſpeiſen, aus dem nun der ſandige Theil der Inſel bewäſſert werden konnte. Damit war Lebensblut für alle darauf folgenden Verſchönerungen gegeben.

1828, nachdem viele Geſchenke und Ankäufe vorausgegangen, ward auch eine reizende, alle Thierarten umfaſſende „Menagerie“ erworben. Sie wurde hier wie von ſelbſt zu einem zoologiſchen Garten, da Lenné, ſeinen Sinnes und verſtändnißvoll, von Anfang an bemüht geweſen war, den einzelnen Käfigen und Thiergruppen immer die paſſendſte landſchaftliche Umgebung zu geben. 1830 wurde auch das Palmenhaus errichtet.

Das kleine Eiland ſtand damals auf ſeiner Höhe. „Eine Fahrt nach der Pfaueninſel, ſo durfte Kopiſch wohl ſchreiben, galt den Berlinern als das ſchönſte Familienfeſt des Jahres und die Jugend fühlte ſich überaus glücklich, die munteren Sprünge der Affen, die drollige Plumpheit der Bären, das ſeltſame Hüpfen der Känguruhs hier zu ſehn. Die tropiſchen Gewächſe wurden mit manchem Ach! des Entzückens bewundert. Man träumte in Indien zu ſein und ſah mit einer Miſchung von Luſt und Grauen die ſüdliche Thierwelt: Alligatoren und Schlangen, ja das wunderbare Chamäleon, das opaliſirend oft alle Farben der blühenden Umgebung wiederzuſpiegeln ſchien.“

Meine eigenen Kindheitserinnerungen, wie ich ſie Eingangs ausgeſprochen, finden in dieſer Schilderung ihre Beſtätigung.

4.

Die Pfaueninsel 15. Juli 1852.

Und Stille, wie des Todes Schweigen
Liegt überm ganzen Hause schwer.
„Die Kraniche des Ibykus."

Mit 1840 schied die Pfaueninsel aus der Reihe der herrschenden Lieblingsplätze aus; Friedrich Wilhelm IV. griff auf die Fridericianische Zeit zurück und Sanssouci sammt seinen Dependencien belebte sich wieder. Das Rococo-Schloß, das der Lichtenau ihre Entstehung verdankte, zerfiel nicht, aber es kam außer Mode und wie man die Jahrzehnte vorher gewallfahrtet war, um den Rosengarten der Pfaueninsel zu sehn, so führte jetzt die Eisenbahn viele Tausende hinüber, um, zu Füßen von Sanssouci, die Rosenblüthe in Charlottenhof zu bewundern. Die Pfaueninsel kam außer Mode, so sagt' ich, aber wenn sie auch nicht Sommerresidenz mehr war, so zählte sie doch noch immer zu jenen bevorzugten Havelplätzen, wo Friedrich Wilhelm IV. an Sommerabenden zu landen und in Stille, bei untergehender Sonne, seinen Thee zu nehmen liebte. Ein solcher Sommerabend war auch der 15. Juli 1852. Wir berichten näher über ihn.

Kaiser Nicolaus war am preußischen Hofe zu Besuch eingetroffen. Ein oder zwei Tage später erschien Demoiselle Rachel in Berlin, um daselbst ihr schon 1850 begonnenes Gastspiel zu wiederholen. Friedrich Wilhelm IV., mit seinem kaiserlichen Gaste in Potsdam verweilend, gab, als er von dem Eintreffen der berühmten Tragödin hörte, dem Hofrath Schneider Auftrag, dieselbe für eine Pfaueninsel-Vorstellung zu engagiren. Ueber diesen allgemein gehaltenen Auftrag hinaus wurde nichts angeordnet. Die nöthigen Schritte geschahen; die Rachel, die natürlich ein Auftreten im Neuen Palais oder doch mindestens im Stadttheater erwartete, sagte zu.

Am Nachmittage des festgesetzten Tages traf die Künstlerin, in Begleitung ihres Bruders Raphael, auf dem Bahnhofe zu Potsdam ein. Hofrath Schneider empfing sie.

Die Situation dieses letzteren, der, trotz aller Bemühungen

nicht im Stande gewesen war, bestimmtere Ordres, eine Art Festprogramm zu extrahiren, war inzwischen eine ziemlich peinliche geworden. Die Tragödin verlangte Auskunft über alles, während solche über nichts zu geben war. Als ihr schließlich, auf immer direkter gestellte Fragen, gesagt werden mußte, daß es an all und jeder Vorbereitung fehle, daß alles in die Macht ihrer Erscheinung und ihres Genius gegeben sei, gerieth sie in die höchste Aufregung, fast in Zorn, und drohte, mit einem mehrfach wiederholten „jamais", die Unterhandlungen abzubrechen. Ihr Bruder Raphael bestärkte sie in ihrem Widerstande. „Eine Bänkelsängerin, eine Seiltänzerin, nie, nie!" Sie schickte sich an, mit dem nächsten Zuge nach Berlin zurückzufahren.

Was thun? Eine Niederlage ohne Gleichen schien sich vorbereiten zu sollen. Aber die diplomatische Beredtsamkeit des Unterhändlers wußte sie zu vermeiden. Er erinnerte die Tragödin zunächst daran, daß Molière in ähnlicher Situation vor dem Hofe Ludwigs XIV. gespielt und seine größten Triumphe gefeiert habe, was Eindruck zu machen schien; als aber die Zuflüsterungen des „linken Reiters" (Bruder Raphael) dennoch wieder die Oberhand erlangen zu wollen schienen, als das Wort „Bänkelsängerin" immer von Neuem fiel, griff Hofrath Schneider endlich zu einem letzten Mittel. Er wußte, daß der berühmten Tragödin ungemein daran lag, in Petersburg — das ihr seit 1848, wo sie, von der Bühne herab, als „Göttin der Freiheit" die Marseillaise gesungen hatte, verschlossen war — wieder Zutritt zu gewinnen, und dieser Köder wurde jetzt nicht vergeblich an die Angel gesteckt. Der diplomatische Plenipotentiaire schilderte ihr mit lebhaftesten Farben, welch einen Eindruck es auf den Kaiser machen müsse, wenn er, heute Abend auf der Pfaueninsel landend, erfahren würde, „Demoiselle Rachel habe es abgelehnt, zu erscheinen", wie sich ihr aber umgekehrt eine glänzende, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit biete, den Kaiser zu versöhnen, hinzureißen, wenn sie ihrer Zusage getreu bleibe. Dies schlug durch. „Je jouerai."

Bedenken, die auch jetzt noch von Viertelstunde zu Viertelstunde auftauchten, waren nur wie Wetterleuchten nach dem Gewitter und wurden mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit beseitigt. Unter diesen kleinen Bedenken war das erste, das laut wurde, die

Coſtümfrage. Nichts war zur Hand, nichts zu beſchaffen. Ihre eigene Geſellſchaftsrobe half indeſſen über dieſe Verlegenheit am ehſten hinweg. Sie trug ein ſchwarzes Spitzenkleid. Dies wurde ohne Mühe zu einem ſpaniſchen Coſtüm hergerichtet. Ein Theil der koſtbaren Alençons zu einem aufrecht ſtehenden Kopfputze arrangirt, barg eine blutrothe Roſe; ein ſchwarzer Schleier, ein triſcher Kragen, vollendeten die Toilette. So traf man, nach kurzem Aufenthalte in der Stadt, auf der Pfaueninſel ein.

Die Sonne war eben im Untergehn. Noch einmal ein flüchtiges Stutzen, als auf die Frage: „où jouerai je?“ ſtumm auf den Raſenfleck hingedeutet wurde, der von rechts her bis dicht an das Schloß heraustritt; — es war indeſſen die Möglichkeit eines „nein“, nachdem man bereits bis hierher gediehen war, ſo gut wie abgeſchnitten, und zwar um ſo mehr, als eben jetzt der Hof, in ſeiner Mitte der Kaiſer, erſchien und Kreis ſchließend, links auf dem Kieswege und rechts auf dem Raſenplatze Aufſtellung nahm. Nach rechts hin, unter den Miniſtern und Generälen, ſtand auch die Rachel.

Es war inzwiſchen dunkel geworden, ſo dunkel, daß ihr Bruder ein in einer Glasglocke ſteckendes Licht ergriff und an die Seite der Schweſter trat; ſpäterhin, inmitten der Deklamation, reichte auch das nicht aus und die berühmte Tragödin nahm dem Bruder das Windlicht aus der Hand, um ſich ſelber die Beleuchtung zu geben. Ihr Mienenſpiel war ihre Größe. Sie hatte eine Stelle aus der Athalie gewählt, jene, 5. Akt 5. Scene, wo ſie dem hohen Prieſter das Kind abfordert:

Ce que tu m'as promis, songe à l'executer:
Cet enfant, ce trésor, qu'il faut qu'on me remette,
Où sont-ils?

Sie ſpielte groß, gewaltig; es war, als ob das Fehlen alles Apparats die Wirkung ſteigere. Der Genius, ungehindert durch Flitter und Dekorationen, wirkte ganz als er ſelbſt. Dabei brachen die Schatten des Abends immer mehr herein; die Luft war lau, und aus der Ferne her klang das Plätſchern der Fontainen.

Alles war hingeriſſen. Zumeiſt der König. Kaum minder ſein Gaſt, der Kaiſer. Er trat an die Tragödin heran:

J'espère de vous voir à Petersbourg.

Mille remerciments; mais . . . Votre Majesté . . .

Je vous invite, moi.

Die kaiſerliche Einladung war ausgeſprochen, das Ziel erreicht, der große Preis des Abends gewonnen.

Eine Viertelſtunde ſpäter, in lampiongeſchmückten Gondeln kehrte der Hof, der auf eine kurze Stunde die Pfaueninſelſtille belebt hatte, wieder in die jenſeit der breiten Havelfläche gelegenen Schlöſſer zurück, nach Glienicke, nach Sansſouci, nach dem Neuen Palais. An der Stelle aber, an der an jenem Abend die Rachel geſprochen und einen ihrer größten Triumphe gefeiert hatte, erhebt ſich jetzt, auf ſchlankem Poſtament, eine Statuette der Künſtlerin, einfach die Inſchrift tragend: den 15. Juli 1852.

5.

Frau Friedrich.

Herr Friedrich ſaß auf Sanſouci,
Den Krückſtock, den vergaß er nie;
Frau Friedrich findet's à propos
Und ſagt: ich mach' es ebenſo.

Demoiſelle Rachel iſt hinüber, Frau Friedrich lebt noch. Ihre goldene Hochzeit liegt hinter ihr, ſie ſteht vor ihrer diamantnen. Funfzig Jahre Inſelherrſchaft haben ihren Namen an den Namen dieſes ſtillen Eilands gekettet. Und welche Herrſchaft! Das abſoluteſte car tel est notre plaisir, hier hat es ſeine Stätte.

Aber wer iſt Frau Friedrich? In Potsdam kennt ſie jeder; jeder hat ihr gehuldigt, jeder, wenn er auf der Inſel landete, hat ihr einen allerfreundlichſten Guten Tag geboten und nach ihren Mienen geſehn, um zu wiſſen, ob gutes oder ſchlechtes Wetter ſei. Das Schickſal ganzer Landpartien hing an dem Zwinkern dieſer Augen; ein heitres Blinzeln bedeutete den beſten Kaffee, eine einzige Krähenpfote ſtrich einen Nachmittag aus dem Leben harmloſer Mitmenſchen, und warf ſie der Enttäuſchung, unter Umſtänden

dem Hunger in die Arme. Frau Friedrich war eine Macht. Sie ist es noch. Aber noch einmal, wer ist Frau Friedrich?

Sie ist die Frau des gleichnamigen Maschinenmeisters. In einem früheren Abschnitt dieses Pfaueninselkapitels haben wir erzählt, daß um 1822 ein Wasserwerk angelegt wurde, das zunächst ein großes Reservoir speisend, mit Hülfe dieses die Aufgabe hatte, die sandigen Stellen der Insel zu bewässern und fruchtbar zu machen. Dieses Wasserwerk nun bedurfte einer Maschine und die Maschine wiederum eines Maschinenmeisters, wozu ein junger Straßburger Mechaniker, ein Düftelgenie, einer aus der großen Familie der perpetuum-mobile-Erfinder, ausersehen wurde. Er hieß Friedrich und bekleidete bis zu seiner Ernennung zum Pfaueninsel-Maschinenmeister das Amt eines Maschinisten und Versenkungskünstlers am Königstädtischen Theater. Wie er zu diesem Amt gekommen, was ihn überhaupt an Spree und Havel gekettet und seinem „o Straßburg" ungetreu gemacht hatte, darüber sind nur noch Vermuthungen gestattet, die aber schwerlich weit vom Ziele treffen, wenn sie die Lösung des Räthsels in einer quicken, von Lenzen oder Havelberg nach Berlin verzogenen Priegnitzerin suchen, die schon damals die wenigstens partielle Eroberung des Elsaß anstrebte. Und, wie sich von selbst versteht, mit Erfolg. Die märkischen Mädchen setzen durch, was sie wollen, und halten fest, was sie haben. Zumal die Fremden erliegen ihrer Zauberkunst. Los ist noch keiner gekommen. Ein neues Kapitel für die Dämonologie.

Wenn es nun je einen Elsasser gab, der einer Priegnitzerin von allem Anbeginn an rettungslos verfallen war, so war es unser Freund Friedrich; in kürzester Frist waren die bindenden Worte gesprochen, die Ringe getauscht, und nachdem er noch eine kurze Zeit lang am Königstädtischen Theater gedonnert und geblitzt hatte, intervenirte plötzlich die mehrerwähnte Dampfmaschine und hob eines Tages nicht nur 6000 Tonnen Wasser in das Reservoir hinein, sondern auch noch unsern Theatermaschinisten sammt Frau in das Maschinenmeisterhaus auf der Pfaueninsel. Da setzte sie beide nieder und da sitzen sie noch. Da sitzen sie in einem gelben Hause, am Hügelabhang, unter Pfeifenkraut und Gaisblattlauben, da sitzen sie seit nahezu 50 Jahren, erst mit Kindern, dann mit Enkeln, zuletzt mit Urenkeln gesegnet, und wie-

wohl als echte Inselbewohner unbekümmert um die Vorgänge des Continents, haben sie doch die Potentaten des Festlandes, die großen und die kleinen, ihrerseits empfangen und in langer Reihe an ihrem Hause und ihrer Gartenbank vorüberziehen sehn. Gute, glückliche Leute, loyal und frei. Frei. Da liegt's. Auf einer ganz eminenten Freiheit, die sich sonderbarerweise auf dem Beschränkungs-Paragraphen: „Wirths- und Kaffeehäuser sind unzulässig an dieser Stelle" aufbaute, gründete Frau Friedrich ihre Pfaueninsel-Herrschaft. Alles, was hier landete, wenn es seinen Schloßgang hinter sich hatte, hatte das dem norddeutschen Menschen tief innewohnende Bedürfniß des Nachmittagskaffee, und da kein Platz da war, wo dies Bedürfniß regelrecht, nach den alten Traditionen von Angebot und Nachfrage befriedigt werden konnte, so blieb den Durstigen nichts übrig, als um Dinge zu bitten, die nun mal nach Lage der Sache nicht befohlen werden konnten. So wurde das Maschinenmeisterhaus ein Kaffeehaus von Frau Friedrichs Gnaden und aus dieser eigenthümlichen Machtstellung entwickelte sich schließlich jener Absolutismus, der wohl gelegentlich, wie alle unumschränkte Herrschergewalt, ein wenig bedrücklich gefunden worden ist. Um keinen Louis-Quatorze ist 50 Jahre lang so andauernd geworben worden, wie um diesen l'état c'est moi. Die weibliche Trägerin dieses Satzes verkaufte nicht, sie spendete nur. Ein kleinster Verstoß, ein zu sicheres Auftreten, eine zu früh gezeigte Börse, eine Cravatte, deren Farbe mißfiel, und — die Gnade konnte entzogen werden. Man trank hier seinen Kaffee immer mit Augen links, immer lächelnd, immer die Hand am Hut und vielleicht schmeckte er nur deshalb so vorzüglich, weil er wirklich theuer erkauft und errungen war.

Dies alles traf nun aber blos den Namenlosen, den Unbekannten, der führerlos an diese Küste verschlagen, des Vorzugs entbehren mußte, der Frau Friedrich vorgestellt, oder irgendwie empfohlen zu sein. Ueber alle diese Hazardeurs brach es gelegentlich herein. Die Kugel rollte, roth oder schwarz, und wer wollte sagen, wohin sie fiel. Aber die Billigkeit erzwingt doch gleicherzeit das Anerkenntniß, daß das Gesetz des Introducirtseins nicht mit Strenge gehandhabt wurde und daß im Großen und Ganzen jeder ein Empfohlener war, der sich — nach den Traditionen

des alten Preußens — durch Epaulette oder Orden beglaubigen konnte. Waren es nun gar Personen, die dem Königshause „verwandt oder zugethan" waren, so brach die Loyalität in hellen Flammen siegreich durch. Die Liebenswürdigkeit der Frau Friedrich wetteiferte an solchem Tage mit ihrer Kochkunst, und ihr märkisch-schlagfertiger Witz that das Weitere, um das Maschinenmeisterhaus bei den hohen Besuchern in gutem Andenken zu erhalten. Traditionell pflanzte sich alsbald die Sitte fort, diesem Andenken einen ganz bestimmten Ausdruck zu leihn: ein Milch- oder Sahnentopf wurde „zur Erinnerung an eine froh verlebte Kaffeestunde" bei Frau Friedrich abgegeben. Daraus entstand denn im Laufe eines Menschenalters ein Porzellan-Cabinet, wie es die Welt wohl nicht zum zweiten Male gesehen hat, eine Topf-Collection, neben der die berühmtesten Pfeifensammlungen verschwinden. Das Aufstellungs-Lokal war und ist natürlich die in ihrer Sauberkeit ein Schmuckkästchen bildende Küche, und an allen Borden und Realen hin, in Schränken und Ständern, als Garnirung von Wand und Rauchfang, hängen an Nägeln und Häkchen an 200 Töpfe und Töpfchen. Alle ein Souvenir. Jede Form und Farbe, jedes denkbare Material, jede Art der Verzierung ist vertreten. Endlos wechseln weiß und blau, und grün und gold; Glas, Biscuit, Chausseestaub gesellen sich dem Gros des eigentlichen Porzellans, das wiederum seinerseits zwischen China und Frankreich, zwischen Meißen und Sèvres hin- und herschwankt. Hautrelief und Basrelief, bemalt und gekratzt, so präsentiren sich die Ornamente. Zahlreich sind die Portraits, noch zahlreicher die Schlösser vertreten, und zwischen Prinzen und Prinzessinnen, zwischen Marmor- und Neuem Palais, erscheinen Vater Wrangel und Minister v. d. Heydt; der letztere sogar in Begleitung eines Pfauenpaares. Schon in den 50er Jahren war die Zahl der Bildnisse so groß, daß König Friedrich Wilhelm IV., als er in neckischem Geplauder um einen Portraitkopf gebeten wurde, repliciren konnte: „Sie haben hier meine Minister und Generale aufgehängt, nun soll mir dasselbe passiren. Ich werde mich hüten." Aber die Ablehnung selbst involvirte bereits eine anderweite Zusage und zwei Tage später hatten zwei Souvenirs von Sanssouci die Sammlung vermehrt.

Diese Küche, wie wir nur wiederholen können, ist einzig in ihrer Art, und es verlohnt sich eine Viertelstunde lang in dieser eigenthümlichsten aller barocken Portrait-Galerien zu verweilen.

Aber so unterhaltlich ein Aufenthalt an dieser Stelle ist, zumal wenn Frau Friedrich sich herabläßt, Einiges aus der Fülle ihres Erinnerungs- und Anekdotenschatzes auszustreuen und die ganze Stätte zu beleben, der eigentlichste Zauber dieses glücklichen Fleckchens Erde liegt doch draußen, auf dem schmalen Gartenstreifen zwischen Haus und Fluß. Ulmen und Linden stellen sich zu natürlichen Lauben zusammen und zwischen Apfelbäumen und Blumenbeeten hin führt ein schmaler Gang zu einer weinumlaubten Wassertreppe. Hier sitzt man, während der Wind über die Levkojenbeete fährt, und genießt die Stunde des Sonnenunterganges, dessen reflektirtes Licht eben jetzt die Spitzen der gegenübergelegenen Kiefern röthet. Das Haveltreiben zieht beinah geräuschlos an uns vorüber; Dampfschiffe, unter glückverheißendem Namen: Fortuna und Victoria, schießen auf und ab; Segelschiffe, schwer und langsam, dazwischen. Und nun Gondeln mit Musik, und drüben schweigend der Wald, aus dem die Hirsche treten.

Der Abend kommt, die Nebel steigen, die Kühle mahnt zur Rückfahrt und unser Boot schiebt sich durch das Rohr hin und in die freie Wasserfläche hinaus. Hinter uns, die verschleierte Mondsichel über den Bäumen, versinkt das Eiland. Mehr eine Feen- als eine Pfauen-Insel jetzt!

Groß-Glinicke.

In dunkler Gruft
Das Gebein;
In Licht und Luft
Der aufgerichtete Marmelſtein.
Was ungemeſſen
Vielleicht geſtrebt,
Es iſt vergeſſen, —
Nur das Bild noch lebt.

Die Havelufer links und rechts des Fluſſes weiſen ſtrichweiſe einen guten Lehmboden (im Wendiſchen: Glin, der Lehm) auf, weshalb wir in allen hier in Betracht kommenden Landestheilen, alſo in Havelland, Zauche, Teltow, vielfach den Ortsbezeichnungen: Glin, Glindow, Glinicke begegnen. In unmittelbarer Nähe von Potsdam, zu Füßen von Babelsberg, liegt Klein-Glinicke mit ſeinen Schlöſſern und ſeiner Brücke; weiter nördlich, halben Wegs zwiſchen Potsdam und Spandau, treffen wir Groß-Glinicke, Rittergut, Filiale von Cladow, 279 Einwohner. Darunter, wie die Nachſchlagebücher gewiſſenhaft bemerken, zwei Katholiken. Dieſe werden es ſchwer haben, ſich paritätiſch zu behaupten.

Groß-Glinicke wird 1300 zuerſt genannt. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts finden wir die Bamme's hier, eine alte, weſthavelländiſche Familie. In Groß-Glinicke ſaßen ſie nicht allzulange. Schon 1572 erſcheinen die Ribbecks, zuerſt Oberhofmeiſter Jürgen v. Ribbeck; dann folgen zweihundert Jahre ſpäter die Winnings. Jetzt gehört das Gut der Familie Berger.

Es ſoll hier manches erlebt worden ſein, namentlich unter den Winnings. Die Kirche aber erzählt nur von den Ribbecks.

Beim Eintreten in dieſelbe überraſcht die verhältnißmäßig große Zahl von Bildwerken, namentlich in Stein.

An der Wand uns gegenüber bemerken wir, dicht nebeneinander, die Epitaphien zweier Hans Georg v. Ribbeck, Vater und Sohn. Der Vater, noch der Schwedenzeit angehörig, der Sohn aus der höfiſchen, franzöſirten Zeit Friedrichs I. Eben dieſen Unterſchied zeigen auch die hautrelief-artigen Steinbilder. Der ältere Hans Georg, in Bruſtharniſch und Beinſchienen, wie ein Derfflingerſcher Reiterführer; der jüngere in einem Roquelaur mit mächtigen Aufſchlägen und Seitentaſchen, auf dem Haupt eine ziemlich ſeltſame Kappe, faſt in Form einer Biſchofsmütze. Das Ganze in einem beſtimmten, künſtlich gegebenen Farbenton: die Kappe roth gemalt. Dieſer jüngere Hans Georg war ein brandenburgiſcher Domherr, vielleicht auch — wenn ich das Bild richtig interpretire — ein Mann der Wiſſenſchaft. Er tritt, einen Vorhang zurückſchlagend, aus dieſem hervor und legt ſeine Rechte auf einen Schädel. Das Ganze eine vortreffliche Arbeit, und in Auffaſſung wie techniſcher Durchführung an das berühmte Sparr-Denkmal in unſrer Berliner Marien-Kirche erinnernd.

Beide Hans Georg v. Ribbeck finden wir auch in der Gruft der Kirche wieder. Wie ſie im Schiff, in bildlicher Darſtellung, nebeneinander ſtehen, ſo liegen ſie hier nebeneinander. Wohlerhalten. Denn die Groß-Glinicker Gruft gehört zu den vielen in der Mark, in denen die beigeſetzten Leichen zu Mumien werden. Wir ſteigen hinab. Der Sargdeckel des zuvorderſt ſtehenden Hans Georg (des Domherrn) ließ ſich ohne Mühe aufheben. Da lag er, in Roquelaur und rother Sammtkappe, in allem Aeußerlichen von beinahe geſpenſtiſcher Aehnlichkeit mit dem Hautreliefbilde, das ich eben im Schiff der Kirche geſehen hatte. Ganz erſichtlich hat man, bei einer erſt kürzlich ſtattgehabten Uebermalung, die Gruft zu Rathe gezogen und das Mumienbild, wenn dieſer Ausdruck geſtattet iſt, bei Reſtaurirung des Steinbildes benutzt.

Kirche und Gruft enthalten übrigens der Epitaphien und Särge mehr, beiſpielsweiſe einer Frau v. Ribbeck, geb. Brand v. Lindau, einer Frau v. Lattorff, geb. v. Grävenitz, die alle dem vorigen Jahrhundert angehören, aber weder künſtleriſch noch hiſtoriſch eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienen.

Ein Intereſſe erweckt nur noch das Altarbild, richtiger die Predelle deſſelben, die, wie ſo oft, ein Abendmahl darſtellt. Chriſtus in der Mitte, Johannes neben ihm; neben dieſem aber, ſtatt des Petrus, der große Kurfürſt. Er trägt Allongenperrücke, dunkles, enganſchließendes Sammtkleid, Spitzenmanſchetten und Feldbinde. Die wunderlichſte Art von Huldigung, die mir der Art vorgekommen iſt. Was wollen die anbetenden Donatoren auf den Madonnenbildern des Mittelalters daneben ſagen! Sie knieen doch immer zu Füßen der Madonna, oder verdrängen wenigſtens Niemand; hier aber wird Petrus, wie eine Schildwacht, einfach abgelöſt, und der große Kurfürſt zieht ſtatt Seiner auf.

Fahrland.

O, wie warst du so schön, wenn die Fliegen der Stub' im September
Starben, und roth die Ebreschen am Hause des Jägers sich färbten;
Wenn die Reiher zur Flucht, im einsam schwirrenden See-Rohr,
Ahnend den Sturm, sich versammelten.

Aus Schmidt von Werneuchen's: Fahrland.

Von Potsdam bis Fahrland ist eine gute Meile. Der Weg läuft in gerader Linie nordwärts und wendet sich erst ganz zuletzt gegen Westen. Die erste halbe Meile, wenn man nicht das Glück hat, auf dem links hin sich dehnenden Exercierfelde die Potsdamer Garden in Uebung zu sehen, ist interesselos; in Höhe des Dorfes Nedelitz aber ändert sich die Scene und wir treten, auf eine ganze Strecke hin, in ein durch Landschaft und Geschichte gleich bemerkenswerthes Terrain ein. Nur Schade, daß die Geschichte an der Grenze sagenhafter Vorzeit liegt und nur Vermuthungen gestattet.

Die Nedelitzer Fähre.

In Höhe von Nedelitz geben sich an einer Schmalung drei Seen ein Rendezvous; die Crampnitz, der Fahrlandsche und der Jungfern-See treffen an einer Schmalung zusammen und ein viaductartiger Bau, mit Brückenthoren und Brückenhaus, führt von einem Ufer zum andern.

Ein so stattliches Bild präsentirte sich hier nicht immer. Dies war vordem die bescheidene Wirkungsstätte der Nedelitzer

Fähre. Jahrhunderte lang fuhr hier ein schlichter Kahn über die Schmalung, erst von Vater und Sohn, dann vom Enkel und zuletzt vom Ur-Urenkel geführt. Immer desselben Namens. Die Nedelitzer Fährstelle war eine Erbstelle geworden. Schon im vorigen Säculo war die Familie so angesehen, daß sich ihre Töchter nach Sanssouci hin mit Hofgärtnern und Hofbauräthen vermählten. Die Fähr-Müllers von Nedelitz waren reiche Leute; in Bornstädt hatten sie ein Erbbegräbniß, das größte was der Kirchhof bis diese Stunde noch aufzuweisen hat.

Die Fähre ist nicht mehr. An ihre Stelle ist die imposante Bogenbrücke getreten; aber noch im Ausscheiden aus ihrer alten dynastischen Herrlichkeit, hielt das Glück bei den Müllers aus. Die Ablösungssumme entsprach nicht nur der Fähr-Einnahme, die sie aufgaben, sondern vielmehr noch der historischen Macht, die sie niederlegten. An das Haus Müller kamen liegende Gründe, Geld, zuletzt auch der Brückenpalast, der auf ihrem alten Territorium wie als Wahrzeichen ihrer früheren Herrlichkeit, ihnen errichtet worden ist. Selten wohl hat eine Fährstelle im Leben und Sterben so gute Tage gesehen.

Der Königswall.

Von der Mitte der Brücke aus hat man ein ansprechendes Bild in die genannten drei Wasserflächen und die zwischenliegende Landschaft hinein.

Nach rechts hin, wo die Crampnitz und der Jungfern-See ein Eck bilden, zieht sich dammartig ein Erdwerk zwischen Wald und Wasser. Dieses Erdwerk ist der Königswall, im Munde des Volks, wie all dergleichen primitive Festungswerke, die Römer- oder Räuber- oder Schweden-Schanze geheißen. Ausdrücke, die historisch gar keinen Anhalt geben. Die Bezeichnung „Königswall“ ist übrigens kaum besser. Drei Seiten der Umwallung, welche sich 20 Fuß vom Boden erheben, sind mit geräumigen Eingängen versehen, von denen zwei dem Wasser, der dritte dem Lande zugewandt liegen. Die vierte Seite des Walles — wahrscheinlich eine von der Natur gebildete Hügelwand — fällt aus einer Höhe von mindestens 50 Fuß steil zum Seeufer ab, und scheint auch darum

keinen Zugang zu haben. Die ganze Umwallung, so weit sie künstlich ist, mißt 700 Schritt, und muß viel Hände und viel Zeit erfordert haben. Es ist wohl unzweifelhaft ein alter Camp, ein wendischer Lager- oder Vertheidigungsplatz aus jenem Jahrhundert her, wo sich Christen- und Heidenthum hier bekämpften. Die Deutschen hatten das Westhavelland inne; hier in dem Waldterrain des Osthavellandes, auf der „Insel Potsdam", von allen Seiten her durch Fluß und See und Sumpf geschützt, saßen noch die Wenden. Hier hatten sie ihre letzten Stätten, ihre ausgedehntesten Begräbnißplätze; einzelne Striche sind mit Waffen und Todtenurnen wie besäet.

Das Hainholz und der Kirchberg.

Eine kaum minder interessante Wegstrecke bildet das Gehölz, in das die Fahrlander Straße, unmittelbar nach Passirung der Brücke, einmündet. Dies Wäldchen führt den Namen des „Hainholzes" und aus seiner Mitte hervor steigt der höchste Berg dieser Gegenden, der „Kirchberg". Es verlohnt sich durchaus, ihn zu besteigen. Seine Höhe ist 270 Fuß. Das landschaftliche Bild, das sich von seiner Kuppe aus dem Auge darstellt, ist sehr schön und würde noch schöner sein, wenn nicht die Bäume, die den oberen Abhang umstehen, mit ihren Kronen allmählich über die Kuppe des Berges hinausgewachsen und dadurch einem Umblick hinderlich geworden wären. Wo er sich indessen bietet, ist er von großem Reiz und dem Wald- und Wasser-Panorama nah verwandt, das ein Blick von den Müggelbergen gewährt.

Wie der „Königswall" unten, so ist die „Kirchbergs-Kuppe" hier oben ein ergiebiges Feld für die Conjectural-Historie; wie jener als ein Camp der Wenden, so wird dieser als eine Opferstätte bezeichnet. Sehr leicht möglich, aber sehr schwer nachweisbar! Was man jetzt noch auf der Kuppe des Kirchberges findet, deutet auf viel spätere Zeiten hin. Man begegnet Feldstein-Fundamenten, dazu zerkrümelten Ziegel- und Mörtel-Resten, die, so gering sie sind, doch keinen Zweifel darüber lassen, daß hier ein Backstein-Bau gestanden habe. Auch ist es noch keine 30 Jahre, daß hier, zehn Fuß hoch, ein Mauerwerk aufragte,

das unverkennbar einem *christlichen* Gotteshause zugehörte. Es befand sich also hier, ganz wie auf dem Kapellenberge bei Blankensee, dessen Bautrümmer überhaupt sehr lehrreich sind, eine jener weit ins Land hinausschauenden, zugleich als Wegweiser dienenden *kirchlichen Warten*, die symbolisch von allem Umherliegenden Besitz nahmen und der Bevölkerung verkündeten: „So weit diese Kapelle blickt, ist alles dem Christengotte unterthan.“ So war es unmittelbar nach der Christianisirung. Später wurden Pilgerstationen und Wallfahrtskapellen daraus, die, in der Spätgothik, die sie unverkennbar zeigen, einer verhältnißmäßig neuen Zeit, oft erst, wie die Blankenseer Kapelle, dem Schluß des 15. Jahrhunderts angehören mögen. Denn die gothische Bauweise hielt sich in der Mark bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hinein.

Dorf Fahrland, sein Amtshaus, seine Kirche und Pfarre.

Drüben *Fahrlands* Thurm, aus dessen Luke
Hörbar kaum die Abendglocke singt!
Sieh die Hirtenfrau, die Napf und Krukе
Ihrem Mann nach jener Hutung bringt;
Sieh den Waldrand, wo trotz hürnen Schleifen
Unbesorgt die Sommerdrosseln pfeifen, —
Rings Wachholdersträuche, bunt zerstreut,
Deren Frucht die Juli-Sonne bläut.

Schmidt von Werneuchen.

Eine offene Stelle, wo nur Hagebutten und verzwergte wilde Kirschen stehn, gestattet uns auf der sonst in ihrer Aussicht beschränkten Kuppe einen vollen Blick nach Nordwesten zu. Der nächste Punkt ist *Fahrland*. Wir steigen, um uns den Weg zu kürzen, den steileren Abhang des Berges hinunter und nach zehn Minuten haben wir rechts und links, flach wie die Tenne, die Fahrlander Feldmark. Pappeln und Elsen fassen die zahlreichen Wege ein; Schlickmühlen stehen an den Gräben hin, bereit um die Regenzeit, wenn alle Felder zu Inseln geworden sind, ihre Thätigkeit zu beginnen. Im Ganzen eine reizlose Landschaft, gleich arm an charakteristischen wie an Schönheits-Punkten.

Nicht viel günstiger wirkt Fahrland selbst. Von dem dichterischen Reiz, mit dem unser märkischer Poet par excellence dasselbe zu umkleiden wußte, ist wenig zu entdecken. Wir passiren es also, um jenseits desselben den „Sipunt" kennen zu lernen, der, in einem gleichnamigen Gedichte „Der Sipunt bei Fahrland", noch über die Dorfesherrlichkeit hinaus, eine poetische Glorification gefunden hat. Dieser Schilderung nach mußten wir eine Wolfsschlucht oder irgend eine Lieblingsstätte des wilden Jägers erwarten,*) aber eine mit Kropfweiden bepflanzte Niederung, die im Sommer den Charakter einer Wiese, im Herbst und Frühjahr den eines Luches hat, war alles, was sich unsrem Auge bot. Prosaische Tristheit an Stelle poetischer Gruslichkeit. Wir wählten deshalb von zwei Uebeln das kleinere und kehrten in das Dorf zurück, das immerhin drei bemerkenswerthe Stätten hat: das Amtshaus, die Kirche und die Pfarre.

[Das Amtshaus] ein relativ moderner Bau, auf dessen Entstehung wir zurückkommen, wirkt so nüchtern wie möglich. Die Stelle, auf der es steht, ist aber alter historischer Boden. Hier ging die Grenzscheide, hier stand das feste Schloß „Vorland", ein Name, der sich erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Fahrland umwandelte.

---

*) Es heißt in dem genannten Gedichte, das allerdings mehr den Charakter einer Romanze als eines Idylls hat, wörtlich:

Wir sind da! Faßt Dich ein süßer Schrecken
Zwischen diesen Bergen hier von Kalk,
Wo der Blutfink baut in Kreuzdornhecken,
In der Eiche Kranz der Lerchenfalk?
Witterst Du der wilden Erdbeer Würze
Und des wilden Wermuths bittren Duft?
Mahnt Dich an des Herbstes Regenstürze
Des zerriss'nen Berghangs tiefe Schlucht?

So geht es weiter im Stile von „Spinneweb mit Blut bethaut", ohne daß von Blutfink und Lerchenfalk das Geringste zu bemerken wäre. Ueberhaupt ist es charakteristisch für die ganze Dichtungsweise Schmidt's von Werneuchen, daß er sich in allen Gattungen der beschreibenden Poesie der höchsten Correctheit, die dann sein Stolz war, befleißigt, sofort aber in Unnatur verfällt, wenn er den Boden des äußerlich Gegebenen verläßt und aus sich selbst zu schöpfen beginnt.

Um eben dieſe Zeit, nachdem „Schloß Vorland“ bis dahin landesherrliche Vogtei geweſen war, ſaßen hier die Stechow's, die damals in verſchiedenen Zweigen blühten und im Havellande reich begütert waren. Sie beſaßen zunächſt Stechow ſelbſt, dann Satzkorn, Dyrotz, Groß-Glinicke, Hainholz und Fahrland. Hier in Fahrland hatten ſie drei Rittergüter.

Im Allgemeinen wird wenig von ihnen gemeldet, doch erfahren wir aus den Kirchenbüchern, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts einer von der Familie lutheriſcher Prediger zu Fahrland war. Er hieß Hans von Stechow und ſtarb 1558.*) Beinahe hundert Jahre ſpäter erfolgte dann ein Rückſchlag und wir finden um das Jahr 1646 folgende Aufzeichnung: „Chriſtoph von Stechow bekennt ſich zur römiſch-katholiſchen Lehre. Seine Mutter hält noch lutheriſch aus. Gott kräftige ſie.“ Es iſt alſo erſichtlich, daß ein Zweig der Stechow's ebenſo wie der Rochow's und anderer märkiſcher Familien, während des 30jährigen Krieges wieder katholiſch wurde. Es wäre gewiß intereſſant, zu erforſchen, was dieſe Wandlung herbeiführte. War es einfach ein religiöſer Zug, der in der einen Kirche keine Befriedigung fand und ſie bei der andern ſuchte, oder war es deutſch-nationales Gefühl, Hinneigung zum Kaiſer und Haß gegen Schweden, deſſen bloß ehrgeizige Abſichten damals bereits klar zu Tage lagen?

Die Fahrlander Stechow's waren ſehr wahrſcheinlich noch 1699 katholiſch, wenigſtens einige von ihnen, wie aus folgendem

---

*) Eine ſpätere Notiz des Kirchenbuchs iſt nicht gut auf dieſen Hans von Stechow, der der erſte lutheriſche Prediger in Fahrland war, zu ſprechen. Es wird darin gleichſam Proteſt gegen die Ernennung von Junkern zu Pfarrherren eingelegt, wenn die betreffende Pfarre auf dem Grund und Boden derſelben adligen Familie, der der Junker angehört, gelegen iſt. Die Notiz lautet kurz und barſch: „War Hans von Stechow des Gutsherrn Vetter oder Sohn? etwa Cadet des Hauſes? warum ward die Einrichtung des Dorfes und der Pfarre damals nicht beſſer gemacht? etwa darum, weil der Junker ſeinen Auszug aus dem Gute bekam und alſo doch leben konnte. Das wäre nichts, wenn nur die gnädigen Junker gnädigſt geruhen würden, Landprediger zu werden! Kurz, wir freuen uns unſeres Ahnherrn nicht, da er die zukünftigen Zeiten nicht beſſer beherziget hat. Aus der Hölle iſt keine Erlöſung. Und der Schlendrian herrſcht nirgends ärger als im heiligen statu ecclesiastico.“

Schreiben hervorgeht, das 1788 in Fahrland eintraf und den Kirchenacten einverleibt wurde. Das Schreiben lautete: „Herr Christoph von Stechow besaß mit seinem Bruder Johann Wolfgang von Stechow, Domherrn und nachherigem Domdechant zu Halberstadt, das Lehngut Fahrland in der Mittelmark, und verkaufte solches für 50,000 Thlr. an den damaligen Kurfürsten zu Brandenburg, nachherigen König von Preußen Friedrich I. anno 1699. Herr Christoph von Stechow zog darauf nach Schlesien, kaufte daselbst Güter und ward vom Kaiser Leopold nebst seiner männlichen und weiblichen Descendenz in den alten Freiherrnstand des Königreichs Böhmen erhoben. Seine Gemahlin war Thekla Margaretha von Moenster, mit welcher er in Fahrland zwei Kinder erzeugt hat: Maria Josepha von Stechow, welche 1690 und Franz Wolfgang von Stechow, welcher 1694 geboren wurde. Da diese Kinder in Fahrland das Licht der Welt erblickten und vermuthlich in der dortigen Kirche getauft wurden, so wird um deren Taufschein ergebenst gebeten." (Diesem Wunsche konnte willfahrt werden. Man fand beide Kinder im alten Kirchenbuch verzeichnet und ihre Taufscheine wurden ausgestellt.)

Von 1699 ab war Fahrland kurfürstlich bez. königlich. Kurfürst Friedrich III. ließ das alte Schloß abtragen und dafür „ein neues Schloß oder Lusthaus von 2 Etagen mit 7 Logamenten", welches zugleich als Amtshaus dienen sollte, erbauen. Bei Herstellung desselben wurde die alte Kirche auf dem Kirchberg als Steinbruch benutzt und die schönen Gewölbe und Spitzbogen fielen, um als „Amtshaus im Kasernenstyl" wieder aufzustehn.

[Die Kirche] in Fahrland wirkt nicht besser. Sie präsentirt sich als ein schmuckloser Bau, in dem directe Ueberreste alter Gothik so geschickt bekalkt und bemörtelt sind, daß nichts übrig geblieben ist als Wand und Fenster und der Unterbau eines Thurms. Auch das Innere wirkt nüchtern. Aber der Kirchhof ist nicht ohne Interesse, besonders an der schattigen Stelle, wo er seinen Rasen in einen durch Kirche und Sacristei gebildeten Winkel einschiebt. Hier wurden die Geistlichen bestattet; die Grabsteine erzählen davon. In Dörfern, in denen die adligen Geschlechter wegsterben, treten die Pfarrherren in gewissem Sinne an die Stelle derselben; sie werden die Herren, jedenfalls die Repräsen-

tanten des Dorfs, alle entsprechenden Ehren fallen ihnen zu und ihre Grabsteine fangen an die bevorzugten Stellen innerhalb und außerhalb der Kirche einzunehmen. So auch hier.

[Das Pfarrhaus.] Einer der Grabsteine, hochaufgemauert, gönnt, wie ein kleines Castell, einen Ueberblick und zwischen schräg-stehenden, dickstämmigen Maulbeerbäumen hindurch, über die alte Kirchhofsmauer hinweg, trifft unser Auge auf das still und abgelegen daliegende Predigerhaus. Ein märkisches Haus, so einfach wie möglich, einstöckig, zwei mächtige Linden vor der Thür, die Front des Hauses von wildem Wein umrankt; die Fensterpfeiler so schmal, daß das Ganze wie ein Glashaus aussieht, oder wie die Predigerhäuser auf alten holländischen Bildern. Ueber der Thür ein kurzes: Friede sei mit euch.

Wir treten ein. Es ist ein historisches Haus. An eben dieser Stelle, wenn auch nicht unter diesem Dach, wurde Schmidt von Werneuchen geboren. Es entspricht in nichts dem reizenden Bilde, das unser viel und gern-citirter Freund in seinem besten Gedichte („Fahrland") von dem zu seiner Zeit hier stehenden Predigerhause entworfen hat:

Ach ich kenne dich noch, als hätt' ich dich gestern verlassen,
Kenne das hangende Pfarrhaus noch mit verwittertem Rohrdach,
Kenne die Balken des Giebels, wo längst der Regen den Kalk schon
Losgewaschen, die Thür mit großen Nägeln beschlagen.
Kenne das Gärtchen vorn mit dem spitzen Stacket, und die Laube
Schräg mit Latten benagelt, und rings vom Samen der dicken
Ulme des Nachbars umstreut, den gierig die Hühner sich pickten.

Von all dem ist nichts mehr wahrzunehmen, das Haus ist hinüber wie die Menschen, die damals ihre Stätte in ihm hatten. Selbst die vorerwähnten Grabsteine, drüben zwischen Kirche und Sacristei, gehören einer anderen Epoche an, und nur einer ist da, der an jene Schmidtschen Tage mahnt. Er ist in die Kirchenwand eingelassen und seine Inschrift lautet: „Vor diesem Stein ruht Mutter und Kind. Jene war die wohlgeborene und tugendbegabte Frau, Frau Sophie Schmidtin, älteste Tochter des K. Preußischen Stallmeisters in Potsdam Herrn Ludwig Samson. Sie war geboren den 25. Februar 1724, ward verheirathet an Herrn Bernard Daniel Schmidt, Prediger in dieser Gemeinde

den 13. Juli 1751 und ſtarb den 7. Juli 1752, nachdem ſie drei Tage vorher von einem todten Söhnlein entbunden worden, das ihr zur linken Seite liegt."

Der Grabſtein Bernhard Daniel Schmidts ſelbſt fehlt, ebenſo der ſeiner zweiten Frau, der Mutter unſeres „Schmidt von Werneuchen."

Aber während ſie an dieſer Stelle vergeſſen ſcheinen, leben ſie doch recht eigentlich hier, und zwar mit Hilfe eines jeweilig geführten „Tagebuches", das ſeit etwa hundert Jahren einen Schatz der Fahrlander Pfarre bildet. Wie zerſtreute Blätter eines Romans einen Lebenslauf vor uns aufthun, vielfach lückenhaft zwar, aber doch auch wieder vollſtändig genug, um die Perſonen in aller Anſchaulichkeit vor uns ſchreiten zu ſehen, ſo auch die Blätter dieſes Tagebuches, das den Namen führt: die „Fahrlander Chronik".

Von dieſem Tagebuch, das uns vielfach auch von der Familie Schmidt unterhält, in dem folgenden Capitel.

Die Fahrlander Chronik.

Und eintrug er, was geschah,
In sein „Buch der Chronika".

In der Pfarre zu Fahrland befindet sich ein Schatz: die Fahrlander Chronik. Auf unsern vielen Hin- und Herzügen in der Mark sind wir keinen handschriftlichen Aufzeichnungen begegnet, selbst die Kirchenbuch-Notizen aus der Schwedenzeit nicht ausgenommen, die an Interesse dieser „Fahrlander Chronik" gleichkämen. Sie bildet einen starken Quartband, hat festes Papier und einen blaugemaserten Deckel, und führt die Aufschrift: „Die Pfarre Fahrland; Nachrichten und Tagebuch seit 1774." Diese Aufschrift ist aber halb verwischt und man findet in dicken Buchstaben darüber geschrieben: „Fahrland; Chronik des Pastor Moritz." Man nennt es gemeinhin: Die Fahrlander Chronik. Vor Kurzem hat man dem Buche einen neuen Rücken gegeben und diese Rückseite mit drei Streifen Goldpapier ornamentirt, was sehr sonderbar aussieht.

Der Verfasser dieser Chronik, wie die vorstehenden Zeilen bereits andeuteten, ist Pastor Moritz. Er begann seine Arbeit 1787 und führte sie fort bis 1794. Gleich auf dem ersten Blatte begegnen wir, nach Art einer Vorrede, Folgendem:

> Es ist kläglich, wenn man eine Pfarre bezieht und findet nicht einen geschriebenen Bogen von Nachricht. So ging es mir in Geltow. In Fahrland fand ich einige Blätter, aber von dem Orte und der Pfarre enthalten sie nichts. Ueberdies gehen einige Bogen leicht verloren, sonderlich im

Vacanz-Jahr und beim Abzug. Die geiſtlichen Frauen verſtehens nicht. Der Bogen wird als Makulatur verbraucht.

So ließ ich denn dies Buch binden und heute den 1. Auguſt 1787 ſchreibe ich dieſes. Ich bezeuge hiermit vor dem Allwiſſenden, daß ich nur Wahrheit ſchreiben will, es betreffe meine Zeit, oder es betreffe die alten einzelnen Papiere. Moritz.

Nun beginnt er.

Sich in ſeinen Aufzeichnungen zurecht zu finden, iſt nicht leicht, da er Zurückliegendes und Gegenwärtiges, Biographiſches und Kritiſch-Betrachtendes, Allgemeines und Perſönliches, Kirchliches und Wiſſenſchaftliches, Fahrlander Vorkommniſſe und Vorkommniſſe in den Filialen, oft ohne Scheidung und Uebergänge, hintereinander fort folgen läßt. Lieſt man aber liebevoll und wiederholentlich, ſo klärt ſich zuletzt das Bild, die ganze Gegend: Fahrland und Satzkorn, Sacrow und Marquardt, Uetz und Döbritz, die Gutsherrſchaften und Amtmänner, die Paſtoren und Küſter, die Beziehungen zu Potsdam und Sansſouci, — alles tritt einem entgegen, und es wird einem zu einer eigenthümlichen Freude, die Zeit, die doch beinahe 100 Jahre zurückliegt, ſo bis in die kleinſten Züge hinein, aus dem Grabe ſteigen zu ſehen. Neben dem Inhaltlichen iſt die „Chronik" auch ſprachlich intereſſant. Es kommen Wendungen darin vor, die man für ganz modern halten möchte, beiſpielsweiſe wie „legère" oder „fidèle" oder „Schmu machen". Dann wieder heißt es: „Der Graf hatte viel nach mich gefragt" und gleich darauf: „nach mich hatte er nicht gefragt". Dies iſt aber nicht als ein Zeichen mangelnder Bildung zu nehmen; Paſtor Moritz war ſehr geſcheidt, ein Gelehrter, ohne Pedant zu ſein.

Ueber den Gang ſeines Lebens wird ſeine Autobiographie, die wir ebenfalls der „Chronik" entnehmen, Auskunft geben. Hier nur einige Vorbemerkungen.

1774 erhielt er die Pfarre. Das Jahr vorher war Paſtor Schmidt, ſein Amtsvorgänger, geſtorben. Er traf die Wittwe (die Mutter Schmidts von Werneuchen) noch im Pfarrhauſe an.

Es war eine hübſche Frau, in der Mitte der 30er, mit viel Familienanhang und Freundſchaft. Dieſe ganze „Schmidt'ſche Coterie" hatte Paſtor Moritz, den man einfach als einen „armen Teufel" und zugleich als einen bloßen Eindringling anſah, von Anfang an gegen ſich. Die Coterie hoffte ihn ſtürzen zu können. Man hatte ſich aber ſehr in ihm verrechnet. Er war ſittenſtreng, tapfer, geſcheidt, voll moraliſcher Kraft und Energie; ſo focht er denn ſeine Kämpfe ſiegreich durch, behauptete ſie gegen immer neue Kabalen, die von Amtmanns- und Paſtorenfrauen (alles war verſippt und verſchwägert) gegen ihn ins Werk geſetzt wurden, aber er mußte ſeinen Sieg mit dem Frieden ſeines Lebens bezahlen. Er kam aus der Mißſtimmung nicht heraus.

Ein Theil der Schuld lag bei ihm. Er war eine herbe Natur; ſein Auftreten konnte nicht verſöhnen. Er hatte nichts Verbindliches, er machte keine Conceſſionen, er accomodirte ſich in nichts. Er focht gegen den Teufels- und Geſpenſter-Glauben, den ſich die Fahrlander nicht nehmen laſſen wollten, mit Heftigkeit, er drang ihnen das neue Geſangbuch auf im Gefühl ſeines auf die Matrikel geſtützten Rechts einerſeits und ſeiner geiſtigen und ſittlichen Ueberlegenheit andrerſeits, ja, ließ es ſie wohl gelegentlich auch fühlen, daß er ſie für „dumme Kerle" halte. Er mochte Recht haben. Ein eigentlich geiſtiger Hochmuth tritt einem nirgends entgegen.

Man war ihm nie zu Willen, man gab dem Küſter reichlich und entzog ihm ebenſoviel als man jenem bewilligte; man beſſerte nichts aus; er mußte ſchwitzen und frieren; ſchließlich entdeckte er auch, wie mächtig die Hintertreppen-Einflüſſe waren, bis hoch hinauf.

Sein beſonderes Unglück war, daß er einen ſplendiden, gut ſituirten, die Dinge leicht-nehmenden Vorgänger gehabt hatte, der 5 gerade ſein ließ und auf den nun beſtändig hingewieſen wurde. Dies that vor allem der Küſter, der — als ein Ueberbleibſel aus der „Schmidtſchen goldenen Zeit" — von der Gemeinde bevorzugt wurde, der eitel, hochmüthig war, ſich emancipirte, über Land reiſte, wenn er wollte, und Schule hielt, wenn er wollte, der ſich impertinent gegen den Paſtor ſtellte, und ſich ſo ſtellen durfte, weil die Bauern, denen er immer zu Dienſten war, ihm den

Rücken deckten. Die Tagebuchblätter geben ein „Dorfidyll", das alles andere eher war als idylliſch.

Eines gewiſſen ſprachlichen Intereſſes dieſer Chronik haben wir ſchon erwähnt; auch noch ein Wort über die Schreibweiſe. Sie iſt kurz, kernig, von großer Klarheit und Durchſichtigkeit. Wo der Verfaſſer ſich ausführlicher giebt, iſt alles in einem brillanten Stil geſchrieben, oft fortreißend. Man erkennt leicht die geiſtig nicht gewöhnlich und nach der Charakterſeite hin bedeutend angelegte Natur. Ein Mann überall.

Wir beginnen nun Einzelnes aus der Chronik auszuziehen und zu einem Ganzen zuſammenzuſtellen.

Bernhard Daniel Schmidt,
Paſtor zu Fahrland 1751—1774.

Bernhard Daniel Schmidt war der Vater unſres „Schmidt von Werneuchen". Tragen wir ihm ſchon um deswillen ein gewiſſes Intereſſe entgegen, ſo wächſt daſſelbe unter dem Eindruck jener Aufzeichnungen, die wir von Paſtor Moritz', ſeines Nachfolgers Hand in der Chronik finden. Paſtor Moritz war ihm nicht hold, konnte ihm nicht hold ſein, da er unter der „legèren Praxis" ſeines Amtsvorgängers zu leiden hatte, dennoch tritt einem in dieſem letzteren eine unverkennbar liebenswürdige Perſönlichkeit entgegen. Wir geben nun die einzelnen Sätze, wie ſie ſich zerſtreut in der Chronik finden.

„Bernhard Daniel Schmidt, bis dahin Feldprediger beim Cadettencorps, bekam die Pfarre durch Cabinetsordre und trat ſie 1751 an, am 6. Februar."

„Er vermählte ſich am 13. Juli ebengenannten Jahres (1751) mit Sophie Samſon, älteſten Tochter des Stallmeiſters Samſon zu Potsdam. Sie ſtarb am 7. Juli 1752."

„Anfang der 60er Jahre verheirathete ſich Prediger Schmidt zum zweiten Male. Er hatte Vermögen mit der Frau und liebte Windmacherei."

„Prediger Schmidt hat die Pfarre um mehrere ihrer Einnahmen gebracht. Er nahm alles leicht. Die Tonne Moſt erhalte ich no[illegible] immer nicht, trotzdem ſie in der Matrikel ſteht. Er

hat's einſchlafen laſſen, wie manches andre. Wenn ihm dieſe Einnahme nichts war, durfte er annehmen, daß ſie ſeinem Nachfolger auch nichts ſein würde? Was fürchtete er? Er ſtand ja bei allen Herren der Kammer und der Forſt in ausnehmendem Credit! Jene gaben ihm eine Woorte, dieſe gaben ihm die Planken dazu, und das alles, weil er ein ſo einnehmender Herr war, der ihre ganze Geſellſchaft immer zu lachen machte. — Nun iſt es zu ſpät. Bei meinem Anzuge wußte ich von dieſen Dingen nichts. Die „vornehme Frau" verſchmähte es, mit mir darüber zu reden."

„Gleich bei ſeinem Amtsantritt ſagte Paſtor Schmidt: Von Oſtern bis Johanni wird täglich, aber nur Vormittags Schule gehalten; von Johanni bis Michaeli nur zweimal in der Woche."

„Herr Schmidt ſtand gut zu ſeinem Küſter. Als ihm dieſer Anzeige machte, daß er am andern Tage verreiſen wolle, antwortete jener: warum ſagt Er mir das? hab ich Ihm denn ſchon geſagt, wohin ich morgen verreiſen will?"

„Prediger Schmidt hatte die Pforte machen laſſen. Er pflegte durch dieſelbe nach ſeiner Plantation oder Woorte zu gehn, in kurzem Schlafrock, à la main die Flinte."

„Paſtor Schmidt liebte Wortſpiele nicht nur in ſeinen Predigten, ſondern auch bei ſonſtigen Vorfällen. Bei der Leichenrede von einem Weinmeiſter ſprach er vom Weinberge und beim Tode eines Leinewebers mußte aus Hiob die Weberſpule herhalten."

„Bei Paſtor Schmidt war alles flott und kurz angebunden. Sein eigner Küſter ſagte: Und wenn ich an einem Tage an drei Orte kam, ſo fand ich meinen Paſtor auch da. Er ſcheute ſich nicht vor dem Teufel. Wenn er Beichte hielt, ſo ſagte er: „„heran ihr Sünder, bekennt und beſſert euch"" und damit war es aus."

Hiermit ſchließen die Aufzeichnungen über Schmidt. Es iſt kaum möglich, in zehn, zwölf Sätzen ein vollſtändigeres Charakterbild zu geben: ein Lebemann, Jäger, Anekdotenerzähler, ſplendid, nie kleinlich, ſich und andern es leicht machend, voll Verſtändniß für die Bauernnatur, derb, humoriſtiſch und deshalb beliebt. Daneben konnte ſein ernſter Nachfolger nicht beſtehen, deſſen Leben wir nun, nach ſeinen eigenen Worten, geben.

Johann Andreas Moritz,

Pastor zu Fahrland 1774—1794.

(Selbstbiographie.)

Ich wurde zu Magdeburg den 27. Mai 1721 geboren. Mein Vater war Bürger und Schneidermeister daselbst. Im 6. Jahre ward ich eine vaterlose Waise. Bis 1736 war ich ins Gymnasium der Altstadt gegangen und saß in Quarta. Mein Bruder, damals Student in Halle und Mentor des jungen Frilinghausen (er schreibt so; wahrscheinlich Freylinghausen) brachte mich ins Hallische Waisenhaus, wovon Pastor Frilinghausen Condirector war und zwar unter die Waisenkinder. Es war auf Ostern. Gesund und frisch kam ich nach Halle, bekam aber gleich im ersten Jahre eine Augenentzündung und schleppte mich damit die 6½ Jahre, in welchen ich alle Klassen der lateinischen Schule bis Selecta, worin ich ein Jahr saß, durchlief.

Auf Michaelis 1742 ging ich 21 Jahr alt auf die Universität zu Halle und, verlassen von allem Beistand, stümperte ich mich 2 Jahre durch. Ich informirte des Tisches wegen auf dem Waisenhause.

1744 ging ich in Condition nach Siegen zu dem Baron v. Horst, Chefpräsidenten der Grafschaft Siegen und Teklenburg. Sein dritter Sohn war mein Eleve. Der Vater war choleriſch, sehr scharf in der Kinderzucht; die Mutter war das Gegentheil. Sie verzärtelte den Sohn bis zum toll werden. Auch fand ich eine französische Mamsell vor, dies Kreuz aller Hofmeister.

1747 ging ich nach Halle zurück in dem frommen Vorsatz, mich den Anstalten zu widmen. Allein es war alles verändert und nach längerem Aufenthalt in Berlin nahm ich auf Ostern 1749 in Uetz eine Stelle als Hofmeister bei dem Junker v. Hacke an. Nach 6½ Jahren brachte ich meinen Eleven auf's Rittercollegium und war willens, mich abermals nach Berlin zu wenden, als mir die Pfarre zu Geltow durch den Herrn Inspector Lieberkühn angetragen wurde. „Sie ist freilich schlecht, aber doch besser für Sie, als wieder eine Condition."

Auf Michaelis 1756 bezog ich die Pfarre Geltow, ver-

pachtete die Ackerwirthschaft und behielt den Garten und Weinberg zu meiner Beschäftigung. 1759 heirathete ich meine selige Frau, damals Wittwe des Bürgermeisters Pauli in Werder, mit welcher ich drei Töchter gezeuget habe.

Als ich auf die Pfarre Geltow examinirt und ordiniret wurde, war der Herr v. Danckelmann Chef des Consistorii. Als wir, es war außer mir noch ein Examinandus, abtraten, sagte er zu den geistlichen Herren: „Der Moritz hat gut geantwortet und spricht gut latein.“ „Er ist Schulmann“, erwiderte Rath Hecker, „schade, daß Geltow eine so schlechte Pfarre ist.“ —

Mit 1756 begann der lange Krieg und seine 7 Jahre haben mich wie 7 magere Kühe ganz aufgefressen. Ich hatte verpachtet, empfing baar 200 Thlr. und der Preis aller Lebensmittel stieg ungeheuer im Preise; ich lebte recht dürftig. Nach Ende des Krieges bat ich das Consistorium um eine bessere Stelle. Ich wurde angewiesen, mich wieder zu melden; aber in dem Winkel Geltow erfuhr ich nichts, oder erfuhr es zu spät.

Erst 1773 ward ich wieder rege. Der Prediger Schmidt in Fahrland war tödtlich krank, die Pfarre in großem Ruf und meine Freunde lagen mich an, noch diesen Versuch zu thun.

Den 2. December 1773 starb Herr Schmidt. Schon am andern Tag bekam ich einen Expressen, schleunig nach Potsdam zu kommen und schon am 4. December wurde die entsprechende Petition dem Könige vorgelegt und mit den gewöhnlichen Formalitäten bewilligt. Das Consistorium acceptirte die Königl. Ordre ohne Widerrede und der Geheimrath Lamprecht erklärte öffentlich, daß ich die Pfarre verdiene, worauf in der Session vom 9. December die Gastpredigt decretirt und dem Inspector Befehl zugeschickt wurde, dieselbe abzuhalten.

Soweit war Alles gut; aber bald darauf veränderte sich mein Horizont; die Menschen verkehrten meine Freude in Traurigkeit.

In Fahrland entstand Unruhe aus Kabale. Die Bauern sagten: „wie lange werden wir den Mann haben, er ist ja schon alt, er ist ja nicht des Herfahrens werth.“ — Dies war eigentlich nur der Wiederhall der Intrigue, die im Pfarrhause geschmiedet ward und deren Bolzen der Küster Kaplitz verschoß. Woltersdorf, Pastor zu Cartzow und Priort, saß auch in diesem

Rath und ſchickte ſich recht gut dazu. Der Plan war den Candidaten Korthym zur Pfarre zu verhelfen, welcher dann aus Dankbarkeit heirathen ſollte. Hier war alſo eine große Kleriſei intereſſirt: erſt die Wittwe, dann deren Schweſter, die Predigerin in Döbritz, und der Küſter, der von meinem Vorgänger zum Cantor präconiſirt worden war, indem er nach abgelegter Singeprobe kurzweg zur Gemeinde ſagte: „ſeht hier Euren Cantor!“

Küſter Kaplitz kam nach Geltow herüber, horchte meinen Küſter aus und da er hörte, daß ich die Schule fleißig beſuche, fürchtete er ſich und dachte mit dem jungen Korthym beſſer fertig zu werden. Auch meine Armuth ward bei dieſen Geſprächen nicht vergeſſen.

Nach langem Zögern wurde endlich die Gaſtpredigt auf den 6. Februar 1774 angeſetzt. Ich ging nach Worms, wie Luther. Keine lebendige Seele war, der ich mich anvertrauen konnte. Aber ſo viel achtete ich mich doch, daß ich dem Inſpector (Superintendent) dem Günſtling des Pfarrhauſes, in der Sacriſtei freimüthig herausſagte: „wenn die Bauern mich zu pöbelhaft behandeln, ſo entſage ich der Pfarre und Sie können es auf mein Wort mit ins Protocoll ſetzen.“

Die Kirche war außerordentlich voll Menſchen, für mich gegen Geltow gerechnet, etwas Neues. Aber ich redete ohne Stottern und ohne Conzept. Ich handelte von der Kraft des göttlichen Worts, zur Beſſerung und Beruhigung des Menſchen. Alle Honoratiores waren mit der Predigt zufrieden; die Einwürfe der Bauern beſchränkten ſich darauf: „ich ſei ſchon alt und man hätte mich hinten bei den Fiſchern nicht hören können.“ Das Conſiſtorium ertheilte mir nichts deſtoweniger die Vocation.

Gegen Abend fuhr ich mit dem Herrn Inſpector bis an die Redlitzer Fähre zurück. Merkwürdig war und iſt mir noch ſein Sentiment über meine Predigt. „Sie lieben“, ſagte er, „den dogmatiſchen Vortrag. Ihr Vorfahr (Paſtor Schmidt) redete gern in Gleichniſſen und Bildnern; er würde das Gleichniß vom Samen durch die ganze Predigt durchgeführt haben.“ Ich antwortete: „nach meinem Begriff ſind die Gleichniſſe nur Erläuterung des Lehrſatzes, dieſer aber iſt die Hauptſache, alſo auch das Hauptaugenmerk des Lehrers. Er ſoll unterrichten. Ich liebe den ernſt-

haften Ton und den moraliſchen Gehalt. Den Teufel laß ich an ſeinen Ketten liegen; Rechtſchaffenheit des Herzens, Unſchuld des Lebens ſind meine Hauptſache."

Ich erhielt danach meine Vocation.

Im September aber verfiel ich in eine ſchwere Krankheit, welche mich dem Tode ſo nahe brachte, daß man mich oft für todt hielt. Zweimal während dieſer Zeit war meine Pfarre bereits vergeben. Der Grund meiner Krankheit war der große Verdruß den ich während des Vacanz-Jahres durch die ſchwarze Cabale in Fahrland auszuſtehen hatte. Dann kamen, wenn nicht glückliche, ſo doch ruhigere Jahre."

Ueber dieſe Jahre hat Paſtor Moritz nicht mehr in einer fortlaufenden, geordneten Lebensbeſchreibung, ſondern in einzelnen tagebuchartigen Notizen berichtet. Einige davon ſind ſehr charakteriſtiſch; wir geben zwei, drei derſelben, die dem Todesjahre des großen Königs (1786) und dem erſten Regierungsjahr Friedrich Wilhelms II. angehören.

1786.

Anfang Auguſt. Noch nie in meinem ganzen Leben hat jemand meinen Geburtstag gefeiert. Vorgeſtern feierte der Kammerhuſar, Herr Neumann, den Geburtstag ſeiner Schönen, Mamſell Schultzen, und zwar in Sansſouci, in ſeinem Zimmer, welches etwa 20 Schritt von des Königs Zimmer ab iſt. Es war eine Geſellſchaft von 16 Perſonen, darunter unſer Fahrlander Oberamtmann, und ich höre, daß die prächtige Mahlzeit bis zu 300 Thlr. werth gekoſtet haben ſoll. Gegeſſen wurde von ſilbernen Tellern, begleitet von Confituren und ähnlichen Aufſätzen. Der Vater der Schönen, ein Prediger aus Thüringen, iſt dabei geweſen, ein überaus aufgeräumter Mann, der an allen Vergnügungen lauten Antheil nahm und unter anderen auch ſein Stammbuch den neuen Freunden und Theilnehmern ſeines Glücks präſentirte. Einer von den Gäſten fängt ſchließlich zu ſingen an. „Pſt, pſt!" fallen mehrere dazwiſchen, bis ein anderer ruft: „Singt ihr man. Der Alte iſt ſchon zu Bette; er hört es nicht mehr." Wie ſchnöde gegen den ablebenden, einſt ſo gefürchteten König! Erſt

nach 2 Uhr ſind ſie auseinander gegangen. Sie, die Mamſell Schultzen, iſt ein wahres Stück Fleiſch und man könnte auf dem Bruſtwerk Wache ſtehen! (Neumann wurde bald vergeſſen. Er kaufte das Haus des von Fouqué in Brandenburg und zog dahin. Die Ehe ſoll erbärmlich ſein, bis zum Scheiden. Neumanns Glück war aus, aber das des Kammerhuſaren Schöning ſtieg, ſteigt noch unter Belohnung ſeiner vormaligen geheimen Correſpondenz zwiſchen dem Thron und deſſen Erben.)

Nachſchrift. Den 16. Auguſt ward der König ſprachlos und verlor ſein Bewußtſein; den 17. in der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerſtag um 2 Uhr ſtarb er; den 18. ward er beigeſetzt.

Der große Mann! immer verehrungswürdig und jeder neue Tag macht ihn verehrungswürdiger und unvergeßlich.

1787.

Im März. Aus dem Kirchenbuche geht hervor, daß „Unächte" (Illegitimi) im vorigen Jahrhundert etwas ſehr Seltenes waren. Wie ſich die Zeiten ändern! Niemanden rührt das mehr, iſt alltäglich geworden, und die Prediger dürfen darob nicht murren. Jetzt, 1787, iſt Befehl da, es recht laut auf der Kanzel zu ſagen, daß keine Frauensperſon darob ſoll getadelt werden. Das war eine der erſten Sorgen Friedrich Wilhelms II. (9. November 1786), daß „gefallene Weibsperſonen von allem Schimpf und aller Schande verſchont bleiben ſollen".

Am 28. Auguſt kam hier eine Escadron Huſaren v. Goltz, ſonſt Belling, an. Am 30. früh marſchirten ſie weiter nach Zachow. Der Stab lag hier, die vier übrigen Escadrons auf den nächſten Dörfern. Der Obriſt iſt Herr Göcking (ſeit dieſer Regierung von Göcking) Bruder des berühmten Dichters Göcking. Sie marſchiren zur Armee nach Weſtfalen, kommen von Stolpe in Pommern, 44 Meilen hinter Berlin und treffen erſt im October in Weſtfalen ein.

September 20. Heute ſind die Regimenter zum Manöver angekommen. Friedrich der Große hatte immer ſchön Wetter. Der heutige Anfang iſt ſchlecht.

September 21.—25. Heute Abend wurde in Potsdam des

Königs Geburtstag gefeiert. Das 1. Bataillon Garde führte eine Comödie auf. Zur Illumination hat die ganze Garnison beigetragen, jeder Stabsoffizier 2 Louisd'or. Das Fräulein v. Voß, welches jetzt, nach Entfernung der Encken (Gräfin Lichtenau) das Haus des Mylord Mareschal bewohnt, hat dasselbe auch prächtig illuminirt gehabt.

Weihnachten 1787.

„Dreizehn Jahre stehe ich nun hier im Amt. Mein Gott! Du zeichnetest mir eine rauhe Bahn meines Lebens, gabst mir eine ängstliche Seele, mittelmäßig Brot, verwöhnte Zuhörer, keinen Gönner, starkes Gefühl der Sittlichkeit, unverletzbare Ehrlichkeit, strengen Ton im Vortrag, keinen lauten Beifall. Und doch mein Vater diente ich treu, meinte es mit jedermann gut. Doch ich stehe ja noch da, thätig, anständig gekleidet, hinlänglich satt, ohne Schulden, Vater dreier Töchter, deren ich mich nicht schämen darf und keiner kann etwas lästern als: Du bist ein Samariter und hast den Teufel. Gelobt sei Gott: Hosianna dem Sohne Davids, mit ihm stehe ich, mit ihm falle ich. Und nun nur eine Bitte noch: für mich — verlaß mich nicht im Alter; für die meinigen — leite sie nach deinem Rath und nimm sie endlich mit Ehren an."

Hiermit schließen wir unsre Auszüge aus Chronik und Tagebuch. Was den Verfasser derselben angeht, so muß es immer wieder gesagt werden: es ist nicht möglich sich gegen das Charaktervolle seiner Erscheinung zu verschließen. Und dadurch flößt er uns ein tieferes Interesse ein. Er war ein Ehrenmann, brav, bieder, gerecht; unsentimental, aber voll tiefer Empfindung wo Empfindung an der rechten Stelle war. Ja, was ihm bei seinen Lebzeiten am meisten bestritten zu sein scheint, er war gütig, opferbereit, in Wahrheit ein barmherziger Samariter. In Geltow, selbst am Hungertuche nagend, hatte er die Hungrigen seiner Gemeinde gespeist, und jederzeit war es ihm Herzensbedürfniß, in heißem Gebete Gottes Gnade für die Unglücklichen anzurufen. Das alles erhellt aus seinem

Tagebuche. Und nichts von eitler Schauſtellung, von bloßem Gefühlsgepränge, konnte ſich mit einmiſchen, denn er ſchrieb dies alles nur *für ſich*: kein fremdes Auge, ſo lang er lebte, hat muthmaßlich dieſe Aufzeichnungen je geſehn.

Eine innerſte Bravheit und Tüchtigkeit zieht ſich durch das ganze Buch wie durch das Leben des Mannes hindurch, und *doch*, an derſelben Stelle wo Paſtor Schmidt, die Flinte à la main glücklich *geweſen* war und glücklich *gemacht* hatte, wollte *ihm* weder das eine noch das andere gelingen. Er war unbeliebt, unpopulär und blieb es bis zuletzt.

Woran lag es? Sonderbar zu ſagen, er hatte wohl die ächte charaktervolle, ſich an rechter Stelle bethätigende Liebe, aber er hatte nicht die leichte Liebenswürdigkeit, und wenn wir Umſchau halten, ſo ſcheint es faſt, als ob bei den Menſchen dieſe leichtwiegende Tugend ſchwerer wöge und wichtiger wäre als die ernſtere Schweſter. Die ſkrupulöſen Leute, die nichts leicht nehmen, die wenig lachen, die nie fünf grade ſein laſſen, jene korrekten, witz- und humorloſen Naturen, die ſich immer auf den Rechtsſtandpunkt ſtellen, oder wohl gar auf ihr *perſönliches* Recht ſich ſteifen, — dieſe peinlich-bedrücklichen Integritäts-Leute ſind nie angeſehn bei der Maſſe, wenn ſie nicht nebenher noch eine freigebige Hand haben. Und dieſe *können* ſie kaum haben, denn ihre Eigenart beſteht eben darin, ſich auch beim geben noch die Frage „nach dem Rechte" vorzulegen. Vor allem aber, ſelbſtverſtändlich, beim fordern und empfangen. Und dies iſt das allerſchlimmſte. Statt über das hin zu gehen, was ausbleibt, empören ſie ſich beſtändig über die *Unbill*, die in dieſem Ausbleiben liegt, und unter Mißmuth, Gereiztheit, Bitterkeit vergehen ihnen die Tage, niemandem zur Freude, am wenigſten ſich ſelbſt.

Dieſer Gruppe von Freudloſen gehörte auch unſer Paſtor Moritz an; er hatte keine Spur von jener chriſtlich-leuchtenden Serenität, die dem liebenswürdig angelegten Naturell aus dem „ſie ſäen nicht, ſie erndten nicht" erwächſt, und ſo bracht' er es denn mit ſeiner ganzen Correktheit in Geldſachen, mit ſeinen Klagen, Vorſtellungen und Proteſten, die immer nur darauf hinausliefen, daß der Heckenzaun *noch* nicht gemacht und die Tonne Moſt *noch* nicht geliefert worden ſei, zu nichts andrem, als daß

man ihn für einen unerquicklichen Geizhals hielt. Er war es nicht (im Gegentheil er gab, er half), aber man darf sagen, er hatte die Allüren des Geizes. Und an dieser Stelle ist der Bauer am empfindlichsten, deshalb am empfindlichsten, weil er sich am besten selbst darauf versteht und jede kleine Nüance, nach selbsteigner Praxis und Erfahrung, am leichtesten entdecken und verfolgen kann.

Noch einmal, an einer gewissen ablehnenden Nüchternheit, an einem cholerisch gearteten Rechtsgefühl, das schließlich, als das Feuer verglüht war, in eine Art von Melancholie umschlug, scheiterte unser Pastor Moritz; — es bewährte sich an ihm, unser Glück oder Unglück wurzelt in unserm Charakter. Ohne Liebe sank er hin.

Aber wir Nachgebornen stehen anders zu ihm, und dem Bedrücklichen seines Wesens entrückt, können wir uns an seiner Bravheit und Tapferkeit aufrichten, an ihm messen. Er war in vielen Stücken ein guter Typus seiner Zeit und speziell auch des märkischen Charakters.

Die glücklich geänderten Zeiten werden von selbst dafür Sorge tragen, daß die Schwächen der Männer jener Epoche sich in uns mindern, Schwächen, die in der Sterilität des Bodens und aller Lebensverhältnisse ihren Grund hatten. Aber an uns ist es dafür zu sorgen, daß ihre Vorzüge uns verbleiben: ihre Einfachheit, ihre Festigkeit, ihr Haushalten und ihre Treue.

Sakrow.

Nach den Tagebuch-Aufzeichnungen eines havelländiſchen Landgeiſtlichen.*)

Erröthen ließ er die beſcheidne Schande
In ihrem ehrbar ſchonenden Gewande
Und zog der Luſt den Schleier vom Geſicht.
Annette Droſte-Hülshof.

Sakrow unter dem Grafen Hord von 1774—79.

Sakrow, als ich dies Filial erhielt, befand ſich im Beſitze des ſchwediſchen Grafen Hord; ſeine Gemahlin war eine Gräfin Wachtmeiſter. Gleich nach Empfang meiner Vocation ſchrieb ich von Geltow aus an den Grafen und bat für Sakrow um ſein Acceſſit. Es hieß in meinem Briefe: „Ich weiß, daß das Dorf Sakrow eine ecclesia vagans iſt; ich reſpectire dieſe Independenz und ſehe die Collation als eine freie Gnade an. Wenn Euer Hochgeboren nichts mehr verlangen als einen Mann, der in ſeinem

*) Dieſe Aufzeichnungen ſind im Weſentlichen wörtlich wiedergegeben, nur ſelten gebot es ſich, einzelne Worte, Namen, Sätze fortzulaſſen oder umgekehrt zur Erklärung einzuſchalten. Alles trägt den Stempel des Ernſtes, der Wahrheit und abſoluter Phraſenloſigkeit. Das Letztere führt zu einer gewiſſen Herbheit; nichts iſt beſchönigt, das Leben, eignes wie fremdes, gegeben wie es war. Darin liegt aber, bei manchem äſthetiſch Anfechtbaren, auch wieder der Werth dieſer Notizen. Sie geben ein Zeit- und Sittenbild aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts; die Laxheit des Herrenhauſes, die Kümmerlichkeit der Pfarren, beide finden eine gleich treffende Darſtellung.

Dienſte ſolide iſt, ſo bin ich der Mann dazu .... Ganz natürlich wäre hier der Ort, mich gegen die ſchwarze Cabale meines eigentlichen Pfarrdorfes zu vertheidigen, weil es ihr doch gelungen iſt, ihre Verleumdungen auch bis Sakrow auszudehnen. Die Zeit aber, die Alles entdeckt, wird auch dieſes aufdecken."

Hierauf bekam ich folgende Antwort: „Euer Hochehrwürden an mich geſchriebene Briefe habe ich richtig erhalten; da es aber noch lange Zeit hat bis das Gnadenjahr um iſt, ſo werden Sie mir wohl nicht verdenken, daß ich nicht eile. Unter der Zeit hoffe das Vergnügen zu haben, Sie perſönlich kennen zu lernen. Finde ich, was ich ſuche, nämlich einen wahren Seelſorger ſeiner Gemeinde, ſo wird die Vocation nicht lange ausbleiben. — Was die „Cabale" anbetrifft, von der Sie ſprechen, ſo iſt mir dieſelbe nicht nur unbekannt, ſondern das Wort Cabale allein ſchon iſt mir unerträglich, inſonderheit in Sachen, wo man Gott ſein Schickſal überlaſſen, und von ihm erwarten muß, was er zu unſerem Seelenheil beſtimmt."

Der Graf, ſo fährt das Tagebuch fort, ſchreibt von Seelenheil wie ein Pietiſt, wofür er auch in ſeiner Gegend gehalten wurde. Das Wort Schickſal, welches kein Hallenſer verträgt, mag er verdauen. Er ärgert ſich über den Ausdruck Cabale, wie mir Hofrath Brandhorſt erzählt, blos deshalb, weil es ihm ſeine eigene ehemalige Cabale zu Stockholm ins Gedächtniß ruft, worüber er öfter Gewiſſensvorwürfe haben ſoll.

Der 11. p. trinitatis führte mich zur Vacanz-Predigt nach Sakrow. Ich predigte über die Sonntags-Epiſtel und entwickelte den wahren Begriff der Bekehrung. Der Graf lobte mich ins Geſicht; die Gräfin bat ſich die Predigt abſchriftlich aus.

Während des Kaffees trat ein gemeiner Mann in den Saal. Er ward von der Herrſchaft ſehr freundlich bewillkommt, ihm ein Stuhl neben der Gräfin geſetzt und ein Glas Wein gereicht (mir nicht). „Kennen Sie dieſen Mann?" „Nein!" „Es iſt ein wahres Kind Gottes, der Weinmeiſter Reuter von Crampnitz. Lernen Sie ihn kennen."

Ich erwartete nun des Grafen Erklärung über die Vocation. Allein er ſchwieg. Beim Abſchied bat ich nochmals darum. „Ich werde Ihnen meine Meinung ſchriftlich melden."

Ich ging ohne Freudigkeit weg, und dieſe Freudigkeit ſollte mir auch nicht kommen, als endlich des Grafen Brief eintraf, in dem er mir einen Gehalt von 60 Thlrn. verſprach, weil das Korn, das laut Matrikel der Stelle zugehört, ſo viel betrage. Dies war nicht richtig, es betrug *mehr*, und ſo ſchrieb ich denn, der Herr Graf möchte es entweder beim Alten (Naturallieferung) belaſſen, oder ſich ans Ober-Conſiſtorium wenden. Wie ſehr ich hierdurch den ſchwediſchen Reichsgrafen aufgebracht und was er für böſe Worte im Zorn gegen mich ausgeſtoßen, das hab' ich wohl erfahren, mag es aber nicht niederſchreiben.

[1775.] Der Graf war alſo mein Feind und ſuchte ſich anderwärts zu helfen. Der Candidat Corthym ſollte ſich ordiniren laſſen — die Waiſenhaus-Direktion widerſetzte ſich. Er (der Graf) bot es dem Prediger Hollmann in Uetz an, aber der war zu ehrlich, um im Trüben zu fiſchen. Prediger Schmidt in Döbritz war bereit, wenn ihn der Graf wollte abholen und zurückfahren laſſen. Aber der Graf wollte nicht plus, ſondern minus. Endlich wandte er ſich an den irrenden Ritter, Herrn Magiſter Kindleben, damals Prediger in Gladow, ein Mann von der ſchlechteſten Aufführung, der es mit Freuden annahm, aber bald ſeinen Poſten niederlegte, um der öffentlichen Caſſation zuvorzukommen.

Mit Anfang des Auguſt kam der Küſter Wurm aus Sakrow zu mir, ein Mann, wie zum Küſter gebaut, ohne den gewöhnlichen Nagel im Kopf. „Der Graf iſt in der Enge, ſagte er, jetzt iſt es Zeit, ſchreiben Sie.“ — „Ich! ſchreiben! der Graf hat Unrecht.“ — „Ja, das hat er; aber er iſt doch ein großer Herr (Wurm war vorher Bedienter des Grafen geweſen) geben Sie nach.“ — Und ich gab nach. Wir wurden einig. Ich ward nebſt meiner Frau zu Tiſche gebeten. Nach Tiſch ſtanden der Graf und ich am Fenſter. „Sie ſind mein Mann, wir ſind für einander gemacht.“ „Ja, ſagte ich, es ſei ſo für meine Perſon. Mein Nachfolger bleibe ungebunden. Hier iſt meine Hand.“

[1777.] Graf und Gräfin waren wenig hier. Sie lebten in Berlin. Nur einmal iſt die Gräfin bei mir zum Abendmahl gegangen, am Sonntage vor der Predigt. Sie war ganz ſchlecht gekleidet, comme en negligé.

Es war auch in Berlin, wo sie am 13. Juli 1777 starb. Ihre Leiche wurde nach Sakrow gebracht. Ueber Stolpe kam sie und ward mit einer Fähre (die dazu angeschafft wurde und seit der Zeit da ist) übergesetzt. Ich war gegen 6 Uhr Abends bestellt, und als ich kam, stand der Sarg schon im Salon und die Träger dabei. Ich ging hinauf zu ihm. „Wie wollen es der Herr Graf gehalten wissen?" „Sie gehen mit dem Küster voran. Unterwegs wird nicht gesungen. Bei dem Grabe singen Sie: Jesus meine Zuversicht. Dann thun Sie ein Gebet; darauf wird weiter gesungen und das Grab zugeworfen." Und so geschah es. Er hatte sich an einen Baum gelehnt und zog etliche Male das Schnupftuch heraus. Nach 4 Wochen bestellte Herr Lüdicke (Schreiber und Faktotum) eine Leichenpredigt, brachte auch den Lebenslauf. Ich hielt sie, aber der Graf war bei dem König. Niemand vergoß eine Thräne. Es sah für eine Gräfin etwas kahl aus.

Die verstorbene Gräfin wurde den 16. Juni 1722 geboren. Ihr Vater war Graf Karl Wachtmeister, königlich schwedischer Admiral und der Großvater Graf Johann Wachtmeister, Reichsrath und Großadmiral der ganzen schwedischen Flotte. Die Frau Mutter war Henriette Baronesse v. Metsch und die Großmutter eine Gräfin Archenberg. — Im 20. Jahre ihres Alters ward sie mit dem Grafen Johann Ludwig Hord, damals königlich schwedischer Oberst, jetzt königlich preußischer Generallieutenant und Gouverneur der Veste Spandau, Erbherr auf Sakrow, vermählt. In dieser Ehe hat sie vier Kinder geboren, davon nur noch der zweite Sohn lebt, Graf Karl Ludwig Hord, geboren 1749, jetzt Lieutenant beim Regiment Prinz Leopold von Braunschweig zu Frankfurt an der Oder und Adjutant des Prinzen. In den letzten Jahren stand sie manche Schwachheit des Körpers aus. Es waren gichtische Zufälle, die ihren Tod beschleunigten. Von Person ansehnlich, hatte sie das ganze air de grandesse. Sie sah aus wie die Ernsthaftigkeit selbst. Daher stutzte ich, als sie einst von dem liederlichen Kindleben sagte: „er war ein allerliebster Mann, sprach gut französisch und konnte einen recht zu lachen machen." Es heißt, daß die Ehe keine glückliche war. Die

fromme Miene hatte sie ganz, und besuchte oft den Weinmeister Reuter.

Seit dieser Beerdigung habe ich den Grafen nicht wieder in Sakrow gesehen. Er war seit des Lentulus Abreise beständig bei dem König und ging 1778 mit zu Felde als Chef eines Freiregiments. Beim Ende des Krieges 1779 verzürnte er sich mit dem König, nahm seinen Abschied, wohnte zu Berlin und verkaufte Sakrow an den Baron v. Fouqué, Sohn des berühmten Generals.

Man muß dem Grafen Hord die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er das elende Sakrow umgeschaffen hat. Das schöne Wohnhaus, der ganze Plan des Gehöftes, des Gartens und des Dörfleins, Alles kommt von ihm her. Wenn ich Sakrow jetzt mit dem von 1750 vergleiche, so kann ich sagen, Sakrow war damals ein Ratzenloch. Hord kaufte es, wie man sagt, für 15,000 Thaler, baute stark, erholte sich in der Haide und verkaufte es an Fouqué für 23,000 Thlr., doch incl. vielen Meublements. Der Gräfin Zimmer blieb in statu quo. Der Graf, wenn er in Sakrow war, lebte sehr eingezogen. In meinen Jahren habe ich keine fremde Seele bei ihm getroffen. Er mochte es nicht überflüssig haben. Gegen mich hat er sich geizig betragen. Nichts von Generosität habe ich von ihm aufzuweisen. Der Schreiber Lüdicke war sein Herz und Werkzeug, thätig und wirthschaftlich, übrigens falsch wie eine Schlange und dumm wie ein Schöps.

Sakrow unter Baron Fouqué von 1779 bis 1787.

Der Graf Hord hatte keine Kirchenrechnung gehalten, weil er wenig da war. Bei der neuen Herrschaft drang ich oft darauf, aber die Baronesse Fouqué antwortete darauf: „hat doch der Graf Hord auch keine gehalten.“ — Ich habe in Nachstehendem, avec pardon, immer nur von der Baronesse zu sprechen. Dès-lors regne la Baronne. Der Gemahl bedeutet wenig. Monsieur le Comte de Schmettau est l'Aide de l'économie et — du reste.

1779, in demselben Jahre, in dem die neue Herrschaft nach Sakrow gekommen war, starb in dem benachbarten Carzow Herr

Prediger Woltersdorf. Er war ein Schwätzer, beliebt beim großen Haufen, weil er immer „weiland“ und „seelig“ bei der Hand hatte. Dem Branntwein ergeben bis ans Ende mit vielen Aergerniſſen. Seine Wittwe wurde Haushälterin beim Baron von Monteton. Sein Nachfolger war Herr Schulte, ein Jüngling voll Eigendünkel, der ſich bald befliſſen zeigte, unſerem Orden große Schande zu machen.

1780 den 30. November erging an mich Befehl, verſchiedene Fragen hinſichtlich der Kirchenländereien mit möglichſter Genauigkeit zu beantworten. Das konnte ich nicht; Kirchenrechnung war nie geweſen. Die Herrſchaft war damals in Brandenburg; der Baron hatte ſein eigen Haus daſelbſt, wo ſie den Winter zubrachten. Dazu kam, das Kirchenrechnungsbuch war noch beim Grafen Hord. Wem muß das nicht auffallen! „Wie legèr“ würde die Herrſchaft ausrufen, wenn unſereiner ſo etwas thäte.

Zum Geſangbuch-Streit. Im ſelben Jahre 1780, am 1. Dezember, publicirte ich das neue Geſangbuch und kündigte an, daß ich über 14 Tage ausführlicher von dieſer Sache reden wollte.

Währenddem entſtanden ſchon allerhand Unruhen in dem orthodoxen Nachbardorf, geſtiftet und unterhalten von dem Küſter, wie das allerorten der Fall war. Madame Oberamtmann redete von nichts, als daß man wolle „neuen Schmu“ machen.

Inzwiſchen (am 15.) hielt ich meine Rede über Coloſſer 3, 16.

Bei der Applikation ſagte ich unter anderm: als König David von den vielen Kriegen, die er führen mußte, zur Ruhe kam, richtete er ſeine ganze Sorge auf die innere Verbeſſerung des Landes, namentlich auf das Kirchenweſen und öffentlichen Gottesdienſt. Er entwarf den Plan, wonach der Nationaltempel ſollte gebauet werden, und ordnete die Kirchenmuſik nebſt jeder äußeren gottesdienſtlichen Verrichtung an.

Etwas ähnliches geſchieht jetzo und ſchon ſeit 10 Jahren in den proteſtantiſchen Ländern. Jeder gute Fürſt führt beſſere Kirchenlieder ein, weil die bisherigen nicht zweckmäßig waren. Nunmehr iſt auch in dieſem Lande ein neues Geſangbuch angefertigt worden. Ein Drittel unſrer Lieder konnte wegen unbe-

kannter Melodien nicht gesungen werden, das zweite Drittel hatte gar nichts zur Erbauung und das dritte Drittel konnte in einzelnen Stellen noch besser sein.

Ich kann von der ganzen Veränderung um so freimüthiger reden, als es nicht meine Sache ist, die ich führe. Auch soll die königliche Verordnung nicht etwa vertheidigt werden; das wäre ein lächerlicher Einfall. Ich will nur überzeugen, daß die Sache gut und nützlich sei. Ich will eure Gemüther gegen die schiefen Urtheile anderer verwahren und euch zu einem Betragen bewegen, das euch Ehre macht.

Der Werth eines Liedes dependirt von dessen innerer Güte. Wenn der Ausdruck deutlich, der Begriff richtig, der Ton rührend, der Gedanke erhaben, gleich faßlich dem Verstande und dem Herzen, passend zur Erweckung und Stärkung der Gottseligkeit ist — dann ist das Lied gut. Unseren meisten Liedern fehlet die Deutlichkeit, die Richtigkeit, die Verständlichkeit, die Anständigkeit, das Lehrreiche.

Darauf beantwortete ich den Einwurf, daß „Gottes Wort verfälscht worden sei."

So gedachte ich es gut zu machen und machte es übel. Denn es hieß bei den Bauern: ich hätt' ihren alten Glauben verachtet.

Die Herrschaft kaufte gleich 20 Stück und gleich mit Neujahr 1781 sang ich neu; der erste auf dem flachen Lande in der ganzen Provinz. Selbst Herr Teller, der erste in Berlin, sang nur 14 Tage eher.

1781, am 10. Januar, fand man zu Berlin folgendes, als Beitrag zum Gesangbuchstreit bemerkenswerthes Pasquil an den Galgen angeschlagen:

„So hat uns der Teufel abermals 3 Apostel auf den Hals geschickt, die unser Gesangbuch gotteslästerlich verdorben haben. Spalding, Teller, Dieterich. Kaum sinds 15 Jahre (es war im März 1766), als Spaldings Name zum ersten Male am Galgen stand, und nun kommt er wieder mit zwei Bestien, Teller und Dieterich, und machen ein neu Gesangbuch. Jesu Christi wahre Gott- und Menschheit verläugnen sie. Jesu Leib und Blut im Abendmahl verläugnen sie. Verwerfen die Lehre vom Satan, wollen es sei keine Hölle, keine Ewigkeit, da doch die Bibel dieses alles deutlich beweiset. Verwerfen die alten Lieder, auch die,

welche Luthern gemacht. Verbrechen, zerstümmeln, zerhacken die alten schönen Lieder, daß sie aussehen als hätten sie die Henkersknechte auf ihre Fleischbänke gelegt. Dies alles thun die 3 Höllenbrände: Spalding, Teller, Dieterich. Diese 3 sind des Teufels Apostel, nebst dem Prediger Starck (oder Stark). Dieser dumme Mensch gehört nicht auf die Kanzel, sondern als ein Schulknabe in die Schule. Er kann die Einsetzungsworte noch nicht lesen, viel weniger beten; stottert, so oft er eine Predigt thut, aus dem verfluchten neuen Gesangbuche her. Kann der verfluchte Hund nicht einen Vers aus dem alten Porst herbeten? So gottlos handeln unsre verfluchten Geistlichen, davon die 3 Bestien: Spalding, Teller, Dieterich, die drei Herrführer sind. „Ach Gott im Himmel sieh darein, und laß Dich das erbarmen."

(Es folgen nun kurze Notizen über Acker, Ackerzins und allerhand Wirthschaftliches aus den Jahren 1782 und 84. Davon stehe hier nur Folgendes: im Jahre 1782 verkauften meine Kinder ihre gewonnene Seide. Sie erhielten 40 Rthlr. 12 Gr. In andren Jahren in der Regel nur 30 Rthlr., auch weniger.)

1785. Eins meiner Hauptleiden ist mein Küster. Vorgestern brachte mir sein Söhnlein folgenden Zettel:

„Montag. Wird Gerste geharkt und eingefahren.

Dienstag. Schule gehalten.

Mittwoch. Habe Besuch.

Donnerstag. Zu Markt.

Freitag. Schule gehalten.

Sonnabend. Nach Döbritz.

Weil hiervon nichts abzuändern ist, so werden Sie diese Woche gütigst als Hundstage ansehn."

Mein Küster ist ein unausstehlicher Mensch. So viel möglich, vermeide ich mündliche Unterredung. Er ist zu voll, hört nicht wieder auf. Daher schreib ich das nothwendigste. Der vorstehende Zettel bezieht sich auf eine Unterredung wegen der Sommerschule. Man sagt: Die Seminaristen der Realschule wären immer solche Kerls von hohem Nagel. Der „Herr" wird ihnen da in Fleisch und Blut verwandelt. Als ich herkam, trug er Manschetten. Ich nicht. Nach Jahr und Tag legte er sie ab. Er wäre der vortrefflichste Rabulist geworden. Chef de parti

ist er gern und bei jeder Gelegenheit Rath und Memorialschreiber der Bauern. Die Frau v. Wülknitz sagte mal zu mir: „ich möchte gerne meine Thurmuhr abändern lassen. Recommandiren Sie mir doch Jemand.“ — Mein Küster versteht sich darauf. — „Ach, um Gottes Willen verschonen Sie mich mit dem Menschen! Ich hab' ihn schon hier gehabt. Aber der Kopf hat mir 8 Tage von seinem Geschwätz weh gethan.“ Uebrigens warne ich meinen einstigen Nachfolger, wenn er je diese Zeilen liest: alle Leineweber stecken mit dem Küster unter einer Decke.

1786 am 27. Mai. So hab' ich ihn denn erlebt den Anfang meines 66. Jahres, nicht frisch und munter, aber doch nicht eigentlich krank oder unthätig. Mein Gott, an Dich sei mein erster Gedanke und mein bester Dank! Aber nun auch noch eine Bitte: laß mich, Deinen Diener in Frieden fahren, sobald meine Kräfte nicht mehr hinreichen, meinen ganzen Beruf selbst zu bestreiten. Ich will treu arbeiten, so lange ich kann, aber wenn das aufhört, dann gönne mir meine Bitte, und erlöse mich von dem Uebel dieses Daseins auf einmal!

28. Mai. Herr Trappiel, Prediger in Marquardt, ist erblindet. Noch schaudert meine ganze Seele! Der Mann, in der ärmsten Lage, der wie ein Tagelöhner arbeitete, dem jede Witterung gleichviel war — er ist blind. Ich höre es, erschrecke und schwimme mit meinem Wagen durch die Wasser des Sipunts nach Marquardt . . . O Gott, sende ihm Hilfe! Rühre den Patron des Orts; er *kann*, gieb ihm *wollen*.

29. Mai starb der Geh. Rath Stelter; im Zimmer des Königs, beim Vortrage, rührte ihn der Schlag. Er war Homme de fortune — aus einem Kammerdiener Geheimer Rath! Doch hat er großes Lob der Geschicklichkeit und Applikation in seinem Posten. Madame und der Commerzienrath Damm kannten sich genau.

1787 um Neujahr trat die Fouqué'sche Familie mit dem Grafen Hord in Unterhandlung wegen *Rücklaufs von Sakrow*. Es kam zu Stande. Auf Johannis war die Uebergabe.

Der Baron v. Fouqué war reformirt; Graf Schmettau auch. Die Baronesse lutherisch. Die ersten Jahre ging sie jährlich 2 Mal zur Communion, immer mit der Gemeinde, und immer

nur als die erste von den Frauenspersonen. In den letzten Jahren war sie sehr freundschaftlich mit mir und den Meinigen.

Sakrow von 1787—94.

Der Graf Hord hatte in Berlin eine reiche Wittwe geheirathet, die schon 3 Männer und darunter einen Herrn v. H. gehabt hatte. Der Sohn dieser Dame, Lieutenant im Regiment Gensdarmes, sollte nun Sakrow bewirthschaften.

Den 6. Sonntag Trinitatis hielt ich in Sakrow Abendmahl. Herr v. H., der nunmehrige Besitzer, war da und ich speiste wie gewöhnlich bei ihm. Ein Lieutenant, Hr. v. Sobbe, vom Regiment Herzog Friedrich, ingleichen ein Frauenzimmer, waren auch da. Ueber Tisch kam eine Amme herein mit einem Kinde. „Es ist mein Sohn", sagte er. „Und nun hätte ich nur fragen dürfen: „Und die Mutter?" Aber ich vermied alle Weitläufigkeit. Es war ein allerliebstes Kind. Das Frauenzimmer wird Mamsell genannt.

Sonntag den 15. September war ich wieder in Sakrow. Traf Niemand. Der Lieutenant war abermals des Morgens um 8 Uhr weggefahren. Auch war der Graf Hord zweimal dagewesen, einmal mit seiner Gemahlin. Nach mir hat er nicht gefragt. Des Morgens kommen sie an, besehen sich, essen zu Mittag, fahren wieder ab.

Weihnachten 87. Den 29. Dezember taufte ich des Küsters Söhnlein. Herr v. H. war Gevatter und schickte seinen Jäger. Er kam mit der Mamsell ins Küsterhaus, als wir uns eben zu Tische setzen wollten. Sie blieb, er ging weg; dann kam er noch mal und ließ sie herausrufen. Sie kamen nicht wieder.

[1788.] Neujahr. Der Herr Lieutenant war da, fuhr aber unter der Kirche ab.

Sexagesima. Es fiel mir diesmal auf: gerade in der Minute, da ich an dem einen Ende hereinkam, fuhr der Dorfherr zum andern heraus. Seit dem 25. Sonntag Trinitatis vorigen Jahres hatte ich ihn nicht gesehen.

11. Sonntag Trinitatis hielt ich Abendmahl. Dann ins Schloß. Nebst der Herrschaft war zu Tische Herr Jäger Sonnen-

berg aus Gatow, cum uxore. Den 4. August fuhr ich nach Döbritz. Unterdeß war Herr v. H. cum amasia hier gewesen.

Den 2. Advent hielt ich Abendmahl. Der Herr Inspektor Schübe speiste mit. Er communicirte mir die Memoiren d'un comte suedois. Der schwedische Graf schließt mit folgenden Versen:

Las d'esperer et de me plaindre
Des grands de la terre et du sort,
C'est ici que j'attends la mort
Sans la souhaiter, sans la craindre.

Den 28. November starb zu Lentzke Frau Marie Luise, geb. v. Schlegel, verehl. Baronesse v. Fouqué, im 49. Jahre ihres Alters, nach einem 6wöchentlichen Krankenlager.

[1789.] Den 11. Januar. Wegen des außerordentlich vielen Schnees konnte ich ohne Lebensgefahr weder auf Weihnacht noch Neujahr nach Sakrow fahren. Heute wagte ich es, weil der Einwohner Weber gern seinen verstorbenen Sohn feierlich beerdigen lassen wollte. Ich predigte und begrub. Der Herr des Gutes war da. Ich ging nachher herauf, traf ihn cum annexis. 25. Januar. Der Weg war überaus beschwerlich. Ich fuhr 1½ Stunde. Er und sie waren da. Zwischen dem 11. und 25. war das zweite Kind verstorben. Man überreichte mir eine kleine Summe Geld und sagte: „Für den verstorbenen Junker."

8. März. Predigt über die Epistel. Er war nicht da, hat in Berlin abermals einen Sohn taufen lassen. — Schwerer Tag für mich. Bittre Kälte, dabei Ostwind. Ich fuhr also gegen den Wind und war schon seit 8 Uhr in der Arbeit und Kälte gewesen. Fünf Frauen und sechs Männer kamen zur Kirche. Mein Körper fror zusammen; meine Seele war ganz niedergeschlagen. Fand nirgends ein freundlich Gesicht. — Auch du, Sakrow, so klein du bist, auch du bist seit 1776 herabgesunken. Die Exempel deiner Vorgesetzten haben dich verdorben. Unter Hord war Sakrow fromm, denn er war zu der Zeit bigott. Unter Fouqué ward es leichtsinnig, endlich frech. Der Küster hatte oft nur drei Zuhörer. Das Verständniß der Baronin mit dem Grafen Schmettau wirkte schädlich auf die Sitten. Unter v. H. ist alles frank und frei.

12. April. Ostertag. Achtundvierzig Zuhörer. Er hatte Fremde aus Berlin. Welch' Exempel geben unsere Vorgesetzten!

Pfingsten. Der Herr Superintendent hat am Himmelfahrtstage mit außerordentlicher Lobeserhebung vom Könige und seiner Gottesfurcht gesprochen, da er einen seit 10 Jahren abgeschafften Fasttag wieder hergestellt hat. Was doch Alles vorkommt!

Den 30. August, Nachmittags 3 Uhr traute ich den Jäger Lindner. Es war wie Jahrmarkt und Puppenspiel. Der Roggenkranz hatte hunderte von Potsdamern nach Sakrow gezogen. Die Kirche war so voll, daß ich kaum mein Plätzchen vor dem Altare behielt; Toben, Schreien der Kinder, Lachen über meine Worte, Alles machte, daß ich mich kurz faßte. Die Braut war ein Affe; sie zog sich die Handschuh an, anstatt sich die Hände zu geben. An eben dem Tage hat der Oberst v. Winning auf Glinicke seinem Jäger die Hochzeit gemacht, auf eine anständige Art. Die Gemeinde war auf's Schloß invitiret. Er und sein Sohn führten den Bräutigam in den Saal, sie und die älteste Tochter die Braut. Es wurde ordentlich gesungen, geopfert, Alles gespeiset.

[1790.] Den 1. Epiphanias hielt ich Abendmahl. Der Herr Baron v. H. ging auch mit, kniete sogar mit vor dem Altar. Im Uebrigen war er noch geiziger wie Graf Hord. Zu Tische war der Herr Lieutenant v. Oettinger mit. Mamsell war so beredt, wie die Hausfrau zu sein pflegt. Man nahm es mir recht im Ernst übel, daß ich meine Tochter nicht mitgebracht hatte, denn man hatte sie namentlich invitiret.

20. November. In der Berlinischen Zeitung hieß es heute: Seine K. M. haben den einzigen Sohn des verstorbenen Geh. Legationsraths und Gesandten am dänischen Hofe, Herrn August Ferdinand v. H., Erbherrn auf Sakrow, aus ganz besonderen Gnaden und in Rücksicht der von seinen Voreltern dem königl. Hause geleisteten distinguirten Dienste in den Grafenstand allergnädigst erhoben. Der Großvater des Grafen mütterlicherseits war Heinrich Graf v. Podewils, erster Kabinetsminister, welche Würde er 30 Jahre bis zu seinem Tode bekleidet hat.

1791. Am Sonntag Reminiscere, den 20. März, war der Jäger Lindner betrunken und haselirte mit den beiden Frauensleuten rechts und links ganz unverschämt. Ich ärgerte mich ge-

waltig und ſchalt ihn. Der Jäger wollte mich ſpäter zur Rede ſetzen. Ich ſchrieb darüber an die Herrſchaft. Den nächſten Sonntag kamen ſie hierher und ſagten: „daß ſie die Leute, die den Lärm unterſtützt, gerichtlich wollten beſtrafen laſſen.“ Das iſt geſchehen. Den Jäger Lindner hat er ans Regiment abgeliefert, weil er in all den vorgekommenen Fällen als Urheber befunden worden iſt. Sein Intimus Plage hat am Sonntage vor der Kirchthür etliche Stunden mit einem Zettel vor der Bruſt geſtanden, rechts und links ein Gerichtsdiener.

Meine Pfarre iſt eine beſchwerliche Pfarre. Sakrow (nur Filial) liegt eine Meile ab, auf einer Straße, die Niemand bereiſet als ich, was denn beim Schnee deſto beſchwerlicher fällt, noch dazu, da es durch die Haide geht, wo der Wind oft ſehr zuſammen beilt. Es iſt in allem Betracht ein verdrießlich Filial, und doch muß ich es alle 14 Tage bereiſen. Gott! Du weißt es, wie ich dann den ganzen Tag über vom Morgen bis Abend fahren und reden muß, wie ſauer es mir jetzt wird in der Hitze des Sommers, in der Kälte des Winters. Aber du weißt es auch Gott, wie treu ich darin geweſen bin, auch für Sakrow, das mein Vorgänger nur ſah, wenn die Herrſchaften da waren. Und doch achten ſie mich gering und verſagen mir das Kleinſte. Werd' ich eine Wandlung erleben? Nein.

Bornstädt.

Nun weiß ich auf der Erde
Ein einzig Plätzchen nur,
Wo jegliche Beschwerde,
Im Schooße der Natur,
Wo jeder eitle Kummer
Dir wie ein Traum zerfließt,
Und dich der letzte Schlummer
Im Bienenton begrüßt.
Waiblinger.

Bornstädt und seine Feldmark bilden die Rückwand von Sanssouci. Beiden gemeinsam ist der Höhenzug, der zugleich sie trennt: ein langgestreckter Hügel, der in alten Topographieen den Namen „der Galberg" führt. Am Südabhange dieses Höhenzuges entstanden die Terrassen von Sanssouci; am Nordabhange liegt Bornstädt. Die neuen Orangeriehäuser, die auf dem Kamme des Hügels in langer Linie sich ausdehnen, gestatten einen Ueberblick über beide, hier über die Baum- und Villenpracht der königlichen Gärten, dort über die rohrgedeckten Hütten des märkischen Dorfes; links steigt der Springbrunnen auf und glitzert siebenfarbig in der Sonne, rechts liegt ein See im Schilfgürtel und spiegelt das darüber hinziehende weiße Gewölk.

Dieser Gegensatz von Kunst und Natur unterstützt beide in ihrer Wirkung. Wer hätte nicht an sich selbst erfahren, wie frei man aufathmet, wenn man aus der kunstgezogenen Linie auch des frischesten und natürlichsten Parkes endlich über Graben und Birkenbrücke hinweg in die weitgespannte Wiesenlandschaft eintritt, die ihn umschließt! Mit diesem Reiz des Einfachen und Natür-

lichen berührt uns auch Bornstädt. Wie in einem grünen Korbe liegt es da

Aber das anmuthige Bild, das es bietet, ist nicht bloß ein Produkt des Kontrastes; zu gutem Theile ist es eine Wirkung der pittoresken Kirche, die in allen ihren Theilen deutlich erkennbar, mit Säulengang, Langschiff und Etagenthurm, aus dem bunten Gemisch von Dächern und Obstbäumen emporwächst. Diese Kirche ist eine aus jener reichen Zahl von Gotteshäusern, womit König Friedrich Wilhelm IV. Potsdam gleichsam umstellte, dabei von dem in seiner Natur begründeten Doppelmotiv geleitet: den Gemeinden ein christliches Haus, sich selber einen künstlerischen Anblick zu gewähren. Auch für Bornstädt wählte er die Basilika-Form.

Ueber die Zulässigkeit dieser Form, speziell für unser märkisches Flachland, ist viel hin und her gestritten worden, und es mag zugestanden werden, daß sie, sammt dem daneben gestellten Campanile, vorzugsweise ein coupirtes Terrain und nicht die Ebene zur Voraussetzung hat. Deßhalb wirken diese Kirchen in den flachen und geradlinigen Straßen unserer Residenzen nicht eben allzu vortheilhaft, und der unvermittelt aufsteigende, weder durch Baumgruppen noch sich vorschiebende Bergcoulissen in seiner Linie durchschnittene Etagenthurm, tritt — an die Porzellanthürme Chinas erinnernd, — in einen gewissen Widerspruch mit unserem christlichen Gefühl. Mit unseren baulichen Traditionen gewiß! Aber so unzweifelhaft dies zuzugestehen ist, so unzweifelhaft sind doch auch Ausnahmen, und eine solche bietet Bornstädt. Es wird hier ein so malerischer Effekt erzielt, daß wir nicht wissen, wie derselbe überboten werden sollte. Der grüne Korb des Dorfes schafft eine glückliche Umrahmung und während das Hochaufragende des Etagenthurms etwas von dem Poetisch-Symbolischen der alten Spitzthürme bewahrt, wird doch zugleich dem feineren Sinn eine Form geboten, die mehr ist als der Zuckerhut unserer alten Schindelspitzen. Der Ruf dieser hat sich nur, faute de mieux, im Zeitalter der Laternen- und Butterglocken-Thürme entwickeln können.

Die bornstädter Basilika sammt Säulengang und Etagenthurm ist ein Schmuck des Dorfes und der Landschaft; aber was

welche Lutherus gemacht. Verdrehen, zerstümmeln, zerhacken die alten schönen Lieder, daß sie aussehen als hätten sie die Henkersknechte auf ihre Fleischklötze gelegt. Dies alles thun die 3 Höllenbrände: Spalding, Teller, Dieterich. Diese 3 sind des Teufels Apostel, nebst dem Prediger Stork (oder Stark). Dieser dumme Mensch gehört nicht auf die Kanzel, sondern als ein Schulknabe in die Schule. Er kann die Einsetzungsworte noch nicht lesen, viel weniger beten; stottert, so oft er eine Predigt thut, aus dem verfluchten neuen Gesangbuche her. Kann der verfluchte Hund nicht einen Vers aus dem alten Porst herbeten? So gottlos handeln unsre verfluchten Geistlichen, davon die 3 Bestien: Spalding, Teller, Dieterich, die drei Heerführer sind. „Ach Gott im Himmel sieh darein, und laß Dich das erbarmen."

(Es folgen nun kurze Notizen über Acker, Ackerzins und allerhand Wirthschaftliches aus den Jahren 1782 und 84. Davon stehe hier nur Folgendes: im Jahre 1782 verkauften meine Kinder ihre gewonnene Seide. Sie erhielten 40 Rthlr. 12 Gr. In andren Jahren in der Regel nur 30 Rthlr., auch weniger.)

1785. Eins meiner Hauptleiden ist mein Küster. Vorgestern brachte mir sein Söhnlein folgenden Zettel:

„Montag. Wird Gerste geharkt und eingefahren.

Dienstag. Schule gehalten.

Mittwoch. Habe Besuch.

Donnerstag. Zu Markt.

Freitag. Schule gehalten.

Sonnabend. Nach Döbritz.

Weil hiervon nichts abzuändern ist, so werden Sie diese Woche gütigst als Hundstage ansehn."

Mein Küster ist ein unausstehlicher Mensch. So viel möglich, vermeide ich mündliche Unterredung. Er ist zu voll, hört nicht wieder auf. Daher schreib ich das nothwendigste. Der vorstehende Zettel bezieht sich auf eine Unterredung wegen der Sommerschule. Man sagt: Die Seminaristen der Realschule wären immer solche Kerls von hohem Nagel. Der „Herr" wird ihnen da in Fleisch und Blut verwandelt. Als ich herkam, trug er Manschetten. Ich nicht. Nach Jahr und Tag legte er sie ab. Er wäre der vortrefflichste Rabulist geworden. Chef de parti

ist er gern und bei jeder Gelegenheit Rath und Memorialschreiber der Bauern. Die Frau v. Wülknitz sagte mal zu mir: „ich möchte gerne meine Thurmuhr abändern lassen. Recommandiren Sie mir doch Jemand.“ — Mein Küster versteht sich darauf. — „Ach, um Gottes Willen verschonen Sie mich mit dem Menschen! Ich hab' ihn schon hier gehabt. Aber der Kopf hat mir 8 Tage von seinem Geschwätz weh gethan.“ Uebrigens warne ich meinen einstigen Nachfolger, wenn er je diese Zeilen liest: alle Leineweber stecken mit dem Küster unter einer Decke.

1786 am 27. Mai. So hab' ich ihn denn erlebt den Anfang meines 66. Jahres, nicht frisch und munter, aber doch nicht eigentlich krank oder unthätig. Mein Gott, an Dich sei mein erster Gedanke und mein bester Dank! Aber nun auch noch eine Bitte: laß mich, Deinen Diener in Frieden fahren, sobald meine Kräfte nicht mehr hinreichen, meinen ganzen Beruf selbst zu bestreiten. Ich will treu arbeiten, so lange ich kann, aber wenn das aufhört, dann gönne mir meine Bitte, und erlöse mich von dem Uebel dieses Daseins auf einmal!

28. Mai. Herr Trappiel, Prediger in Marquardt, ist erblindet. Noch schaudert meine ganze Seele! Der Mann, in der ärmsten Lage, der wie ein Tagelöhner arbeitete, dem jede Witterung gleichviel war — er ist blind. Ich höre es, erschrecke und schwimme mit meinem Wagen durch die Wasser des Sipnnts nach Marquardt . . . O Gott, sende ihm Hilfe! Rühre den Patron des Orts; er kann, gieb ihm wollen.

29. Mai starb der Geh. Rath Stelter; im Zimmer des Königs, beim Vortrage, rührte ihn der Schlag. Er war Homme de fortune — aus einem Kammerdiener Geheimer Rath! Doch hat er großes Lob der Geschicklichkeit und Applikation in seinem Posten. Madame und der Commerzienrath Damm kannten sich genau.

1787 um Neujahr trat die Fouqué'sche Familie mit dem Grafen Hord in Unterhandlung wegen Rücklaufs von Sakrow. Es kam zu Stande. Auf Johannis war die Uebergabe.

Der Baron v. Fouqué war reformirt; Graf Schmettau auch. Die Baronesse lutherisch. Die ersten Jahre ging sie jährlich 2 Mal zur Communion, immer mit der Gemeinde, und immer

nur als die erste von den Frauenspersonen. In den letzten Jahren war sie sehr freundschaftlich mit mir und den Meinigen.

Sakrow von 1787—94.

Der Graf Hord hatte in Berlin eine reiche Wittwe geheirathet, die schon 3 Männer und darunter einen Herrn v. H. gehabt hatte. Der Sohn dieser Dame, Lieutenant im Regiment Gensdarmes, sollte nun Sakrow bewirthschaften.

Den 6. Sonntag Trinitatis hielt ich in Sakrow Abendmahl. Herr v. H., der nunmehrige Besitzer, war da und ich speiste wie gewöhnlich bei ihm. Ein Lieutenant, Hr. v. Sobbe, vom Regiment Herzog Friedrich, ingleichen ein Frauenzimmer, waren auch da. Ueber Tisch kam eine Amme herein mit einem Kinde. „Es ist mein Sohn", sagte er. „Und nun hätte ich nur fragen dürfen: „Und die Mutter?" Aber ich vermied alle Weitläuftigkeit. Es war ein allerliebstes Kind. Das Frauenzimmer wird Mamsell genannt.

Sonntag den 15. September war ich wieder in Sakrow. Traf Niemand. Der Lieutenant war abermals des Morgens um 8 Uhr weggefahren. Auch war der Graf Hord zweimal dagewesen, einmal mit seiner Gemahlin. Nach mir hat er nicht gefragt. Des Morgens kommen sie an, besehen sich, essen zu Mittag, fahren wieder ab.

Weihnachten 87. Den 29. Dezember taufte ich des Küsters Söhnlein. Herr v. H. war Gevatter und schickte seinen Jäger. Er kam mit der Mamsell ins Küsterhaus, als wir uns eben zu Tische setzen wollten. Sie blieb, er ging weg; dann kam er noch mal und ließ sie herausrufen. Sie kamen nicht wieder.

[1788.] Neujahr. Der Herr Lieutenant war da, fuhr aber unter der Kirche ab.

Sexagesima. Es fiel mir diesmal auf: gerade in der Minute, da ich an dem einen Ende hereinkam, fuhr der Dorfherr zum andern heraus. Seit dem 25. Sonntag Trinitatis vorigen Jahres hatte ich ihn nicht gesehen.

11. Sonntag Trinitatis hielt ich Abendmahl. Dann ins Schloß. Nebst der Herrschaft war zu Tische Herr Jäger Sonnen-

berg aus Gatow, cum uxore. Den 4. August fuhr ich nach Döbritz. Unterdeß war Herr v. H. cum amasia hier gewesen.

Den 2. Advent hielt ich Abendmahl. Der Herr Inspektor Schübe speiste mit. Er communicirte mir die Memoiren d'un comte suedois. Der schwedische Graf schließt mit folgenden Versen:

Las d'esperer et de me plaindre
Des grands de la terre et du sort,
C'est ici que j'attends la mort
Sans la souhaiter, sans la craindre.

Den 28. November starb zu Lentzke Frau Marie Luise, geb. v. Schlegel, verehl. Baronesse v. Fouqué, im 49. Jahre ihres Alters, nach einem 6wöchentlichen Krankenlager.

[1789.] Den 11. Januar. Wegen des außerordentlich vielen Schnees konnte ich ohne Lebensgefahr weder auf Weihnacht noch Neujahr nach Sakrow fahren. Heute wagte ich es, weil der Einwohner Weber gern seinen verstorbenen Sohn feierlich beerdigen lassen wollte. Ich predigte und begrub. Der Herr des Gutes war da. Ich ging nachher herauf, traf ihn cum annexis. 25. Januar. Der Weg war überaus beschwerlich. Ich fuhr $1\frac{1}{2}$ Stunde. Er und sie waren da. Zwischen dem 11. und 25. war das zweite Kind verstorben. Man überreichte mir eine kleine Summe Geld und sagte: „Für den verstorbenen Junker."

8. März. Predigt über die Epistel. Er war nicht da, hat in Berlin abermals einen Sohn taufen lassen. — Schwerer Tag für mich. Bittre Kälte, dabei Ostwind. Ich fuhr also gegen den Wind und war schon seit 8 Uhr in der Arbeit und Kälte gewesen. Fünf Frauen und sechs Männer kamen zur Kirche. Mein Körper fror zusammen; meine Seele war ganz niedergeschlagen. Fand nirgends ein freundlich Gesicht. — Auch du, Sakrow, so klein du bist, auch du bist seit 1776 herabgesunken. Die Exempel deiner Vorgesetzten haben dich verdorben. Unter Hord war Sakrow fromm, denn er war zu der Zeit bigott. Unter Fouqué ward es leichtsinnig, endlich frech. Der Küster hatte oft nur drei Zuhörer. Das Verständniß der Baronin mit dem Grafen Schmettau wirkte schädlich auf die Sitten. Unter v. H. ist alles frank und frei.

12. April. Oſtertag. Achtundvierzig Zuhörer. Er hatte Fremde aus Berlin. Welch' Exempel geben unſere Vorgeſetzten!

Pfingſten. Der Herr Superintendent hat am Himmelfahrtstage mit außerordentlicher Lobeserhebung vom Könige und ſeiner Gottesfurcht geſprochen, da er einen ſeit 10 Jahren abgeſchafften Faſttag wieder hergeſtellt hat. Was doch Alles vorkommt!

Den 30. Auguſt, Nachmittags 3 Uhr traute ich den Jäger Lindner. Es war wie Jahrmarkt und Puppenſpiel. Der Roggenkranz hatte hunderte von Potsdamern nach Sakrow gezogen. Die Kirche war ſo voll, daß ich kaum mein Plätzchen vor dem Altare behielt; Toben, Schreien der Kinder, Lachen über meine Worte, Alles machte, daß ich mich kurz faßte. Die Braut war ein Affe; ſie zog ſich die Handſchuh an, anſtatt ſich die Hände zu geben. An eben dem Tage hat der Oberſt v. Winning auf Glinicke ſeinem Jäger die Hochzeit gemacht, auf eine anſtändige Art. Die Gemeinde war auf's Schloß invitiret. Er und ſein Sohn führten den Bräutigam in den Saal, ſie und die älteſte Tochter die Braut. Es wurde ordentlich geſungen, geopfert, Alles geſpeiſet.

[1790.] Den 1. Epiphanias hielt ich Abendmahl. Der Herr Baron v. H. ging auch mit, kniete ſogar mit vor dem Altar. Im Uebrigen war er noch geiziger wie Graf Hord. Zu Tiſche war der Herr Lieutenant v. Oettinger mit. Mamſell war ſo beredt, wie die Hausfrau zu ſein pflegt. Man nahm es mir recht im Ernſt übel, daß ich meine Tochter nicht mitgebracht hatte, denn man hatte ſie namentlich invitiret.

20. November. In der Berliniſchen Zeitung hieß es heute: Seine K. M. haben den einzigen Sohn des verſtorbenen Geh. Legationsraths und Geſandten am däniſchen Hofe, Herrn Auguſt Ferdinand v. H., Erbherrn auf Sakrow, aus ganz beſonderen Gnaden und in Rückſicht der von ſeinen Voreltern dem königl. Hauſe geleiſteten diſtinguirten Dienſte in den Grafenſtand allergnädigſt erhoben. Der Großvater des Grafen mütterlicherſeits war Heinrich Graf v. Podewils, erſter Kabinetsminiſter, welche Würde er 30 Jahre bis zu ſeinem Tode bekleidet hat.

1791. Am Sonntag Reminiscere, den 20. März, war der Jäger Lindner betrunken und haſelirte mit den beiden Frauensleuten rechts und links ganz unverſchämt. Ich ärgerte mich ge-

waltig und ſchalt ihn. Der Jäger wollte mich ſpäter zur Rede ſetzen. Ich ſchrieb darüber an die Herrſchaft. Den nächſten Sonntag kamen ſie hierher und ſagten: „daß ſie die Leute, die den Lärm unterſtützt, gerichtlich wollten beſtrafen laſſen.“ Das iſt geſchehen. Den Jäger Lindner hat er ans Regiment abgeliefert, weil er in all den vorgekommenen Fällen als Urheber befunden worden iſt. Sein Intimus Plage hat am Sonntage vor der Kirchthür etliche Stunden mit einem Zettel vor der Bruſt geſtanden, rechts und links ein Gerichtsdiener.

Meine Pfarre iſt eine beſchwerliche Pfarre. Sakrow (nur Filial) liegt eine Meile ab, auf einer Straße, die Niemand bereiſet als ich, was denn beim Schnee deſto beſchwerlicher fällt, noch dazu, da es durch die Haide geht, wo der Wind oft ſehr zuſammen beilt. Es iſt in allem Betracht ein verdrießlich Filial, und doch muß ich es alle 14 Tage bereiſen. Gott! Du weißt es, wie ich dann den ganzen Tag über vom Morgen bis Abend fahren und reden muß, wie ſauer es mir jetzt wird in der Hitze des Sommers, in der Kälte des Winters. Aber du weißt es auch Gott, wie treu ich darin geweſen bin, auch für Sakrow, das mein Vorgänger nur ſah, wenn die Herrſchaften da waren. Und doch achten ſie mich gering und verſagen mir das Kleinſte. Werd' ich eine Wandlung erleben? Nein.

Bornſtädt.

Nun weiß ich auf der Erde
Ein einzig Plätzchen nur,
Wo jegliche Beſchwerde,
Im Schooße der Natur,
Wo jeder eitle Kummer
Dir wie ein Traum zerfließt,
Und dich der letzte Schlummer
Im Bienenton begrüßt.
Waiblinger.

Bornſtädt und ſeine Feldmark bilden die Rückwand von Sansſouci. Beiden gemeinſam iſt der Höhenzug, der zugleich ſie trennt: ein langgeſtreckter Hügel, der in alten Topographieen den Namen „der Galberg“ führt. Am Südabhange dieſes Höhenzuges entſtanden die Terraſſen von Sansſouci; am Nordabhange liegt Bornſtädt. Die neuen Orangeriehäuſer, die auf dem Kamme des Hügels in langer Linie ſich ausdehnen, geſtatten einen Ueberblick über beide, hier über die Baum- und Villenpracht der königlichen Gärten, dort über die rohrgedeckten Hütten des märkiſchen Dorfes; links ſteigt der Springbrunnen auf und glitzert ſiebenfarbig in der Sonne, rechts liegt ein See im Schilfgürtel und ſpiegelt das darüber hinziehende weiße Gewölk.

Dieſer Gegenſatz von Kunſt und Natur unterſtützt beide in ihrer Wirkung. Wer hätte nicht an ſich ſelbſt erfahren, wie frei man aufathmet, wenn man aus der kunſtgezogenen Linie auch des friſcheſten und natürlichſten Parkes endlich über Graben und Birkenbrücke hinweg in die weitgeſpannte Wieſenlandſchaft eintritt, die ihn umſchließt! Mit dieſem Reiz des Einfachen und Natür-

lichen berührt uns auch Bornstädt. Wie in einem grünen Korbe liegt es da

Aber das anmuthige Bild, das es bietet, ist nicht bloß ein Produkt des Kontrastes; zu gutem Theile ist es eine Wirkung der pittoresken Kirche, die in allen ihren Theilen deutlich erkennbar, mit Säulengang, Langschiff und Etagenthurm, aus dem bunten Gemisch von Dächern und Obstbäumen emporwächst. Diese Kirche ist eine aus jener reichen Zahl von Gotteshäusern, womit König Friedrich Wilhelm IV. Potsdam gleichsam umstellte, dabei von dem in seiner Natur begründeten Doppelmotiv geleitet: den Gemeinden ein christliches Haus, sich selber einen künstlerischen Anblick zu gewähren. Auch für Bornstädt wählte er die Basilika-Form.

Ueber die Zulässigkeit dieser Form, speziell für unser märkisches Flachland, ist viel hin und her gestritten worden, und es mag zugestanden werden, daß sie, sammt dem daneben gestellten Campanile, vorzugsweise ein coupirtes Terrain und nicht die Ebene zur Voraussetzung hat. Deßhalb wirken diese Kirchen in den flachen und geradlinigen Straßen unserer Residenzen nicht eben allzu vortheilhaft, und der unvermittelt aufsteigende, weder durch Baumgruppen noch sich vorschiebende Bergcoulissen in seiner Linie durchschnittene Etagenthurm, tritt — an die Porzellanthürme Chinas erinnernd, — in einen gewissen Widerspruch mit unserem christlichen Gefühl. Mit unseren baulichen Traditionen gewiß! Aber so unzweifelhaft dies zuzugestehen ist, so unzweifelhaft sind doch auch Ausnahmen, und eine solche bietet Bornstädt. Es wird hier ein so malerischer Effekt erzielt, daß wir nicht wissen, wie derselbe überboten werden sollte. Der grüne Korb des Dorfes schafft eine glückliche Umrahmung und während das Hochaufragende des Etagenthurms etwas von dem Poetisch-Symbolischen der alten Spitzthürme bewahrt, wird doch zugleich dem feineren Sinn eine Form geboten, die mehr ist als der Zuckerhut unserer alten Schindelspitzen. Der Ruf dieser hat sich nur, faute de mieux, im Zeitalter der Laternen- und Butterglocken-Thürme entwickeln können.

Die bornstädter Basilika sammt Säulengang und Etagenthurm ist ein Schmuck des Dorfes und der Landschaft; aber was

doch weit über die Kirche hinausgeht, daß ist ihr Kirchhof, dem sich an Zahl berühmter Gräber vielleicht kein anderer Dorfkirchhof vergleichen kann. Wir haben viele Dorfkirchhöfe gesehen, die um ihres landschaftlichen oder überhaupt ihres poetischen Zaubers willen einen tieferen Eindruck auf uns gemacht haben; wir haben andere besucht, die historisch den bornstädter Kirchhof insoweit in Schatten stellen, als sie ein Grab haben, das mehr wiegt als alle bornstädter Gräber zusammengenommen; aber wir sind nirgends einem Dorfkirchhofe begegnet, der solche Fülle von Namen aufzuweisen hätte.

Es hat dies einfach seinen Grund in der unmittelbaren Nähe von Sanssouci und seinen Dependenzien. Alle diese Schlösser und Villen sind hier eingepfarrt, und was in Sanssouci stirbt, das wird in Bornstädt begraben, — in den meisten Fällen königliche Diener aller Grade, näher und ferner stehende, solche, deren Dienst sie entweder direkt an Sanssouci band, oder solche, denen eine besondere Auszeichnung es gestattete, ein zurückliegendes Leben voll Thätigkeit an dieser Stätte voll Ruhe beschließen zu dürfen. So finden wir denn auf dem bornstädter Kirchhofe Generale und Offiziere, Kammerherren und Kammerdiener, Geheime-Räthe und Geheime-Kämmeriere, Hofärzte und Hofbaumeister, vor Allem — Hofgärtner in Bataillonen.

Der Kirchhof theilt sich in zwei Hälften, in einen alten und einen neuen. Jener liegt hoch, dieser tief. Der letztere (der neue) bietet kein besonderes Interesse.

Der alte Kirchhof hat den freundlichen Charakter einer Obstbaumplantage. Die vom Winde abgewehten Früchte, reif und unreif, liegen in den geharkten Gängen oder zwischen den Gräbern der Dörfler, die in unmittelbarer Nähe der Kirche ihre letzte Rast gefunden haben. Erst im weiteren Umkreise beginnt der Fremdenzuzug, gewinnen die Gäste von Sanssouci her die Oberhand, bis wir am Rande des Gemäuers den Erbbegräbnissen begegnen. Wir haben also drei Zirkel zu verzeichnen: den Bornstädter-, den Sanssouci- und den Erbbegräbniß-Zirkel.

An einige Grabsteine des mittleren, also des Sanssouci-Zirkels, treten wir heran; nicht an solche, die berühmte Namen tragen (obschon ihrer kein Mangel ist), sondern an solche, die uns

zeigen, wie wunderbar gemischt die Todten hier ruhen. Da ruht zu Füßen eines Säulenstumpfes Demoiselle Maria Thereſia Calefice. Wer war ſie? Die Inſchrift giebt keinen Anhalt: „Gott und Menſchen lieben, Gutes ohne Selbſtſucht thun, den Freund ehren, dem Dürftigen helfen — war ihres Lebens Geſchäft.“ Ein beneidenswerthes Loos. Dazu war ſie in der bevorzugten Lage, dieſem „Geſchäft“ 82 Jahre lang obliegen zu können. Geb. 1713, geſt. 1795. Wir vermuthen eine reponirte Sängerin.

Nicht weit davon leſen wir: „Hier ruht in Gott Profeſſor Samuel Röſel, geb. in Breslau 1769, geſt. 1843. „Tretet leiſe an ſein Grab, ihr Männer von edlem Herzen, denn er war euch nahe verwandt.“ Wer war er? Ein gußeiſernes Gitter, einfach und doch zugleich abweichend von allem Herkömmlichen, ſchließt die Ruheſtätte ein; um die roſtbraunen Stäbe winden ſich Vergißmeinnicht-Ranken und zu Häupten ſteht eine Hageroſe.

Noch ein dritter Fremder an dieſer Stelle: Heinrich Wilhelm Wagenführer, geb. zu Neuwied 1690. Er wurde vom Rhein an die Havel verſchlagen, wie es ſcheint zu ſeinem Glück. Der Grabſtein nennt ihn mit Unbefangenheit „einen vornehmen Kauf- und Handelsmann zu Potsdam.“ Dieſe Inſchrift, mit den Daten, die ſie begleiten, iſt nicht leicht zu entziffern, denn ein alter Ulmenbaum, der zur Seite ſteht, hat ſein Wurzelgeäſt derart über den Grabſtein hingezogen, daß es ausſieht, als läge eine Rieſenhand über dem Stein und mühe ſich, dieſen an ſeiner Grabesſtelle feſtzuhalten. Geſpenſtiſch am hellen, lichten Tag!

Wir gehen vorbei an Allem, was unter Marmor und hochtönender Inſchrift an dieſer Stelle ruht, ebenſo an den Erbbegräbniſſen des dritten Zirkels und treten in eine nach links hin abgezweigte Parzelle dieſes Todtenackers ein, die den Namen des „Sello'ſchen Friedhofs“ führt. Die Sellos ſind Sansſouci-Gärtner ſeit über hundert Jahren. Ihre Begräbnißſtätte bildet eine Art vorſpringendes Baſtion; ein niedriges Gitter trennt ſie von dem Reſt des Kirchhofs. Hier ruhen, außer der „Dynaſtie Sello“, mit ihnen verſchwägerte oder befreundete Sansſoucimänner, die „Eigentlichſten“:

Karl Timm, Geh. Kämmerier, geſt. 1839.

Emil Illaire, Geh. Kabinetsrath, geſt. 1866.

Peter Joseph Lenné, Generaldirektor der K. Gärten, gest. 1866.

Friedrich Ludwig Persius, Architekt des Königs, gest. 1845.

Ferdinand v. Arnim, Hofbaurath, gest. 1866.

Denkmal an Denkmal hat diese Begräbnißstätte der Sello's zugleich zu einer Kunststätte umgeschaffen: Marmorreliefs in der Sprache griechischer und christlicher Symbolik, sprechen zu uns; hier weist der Engel des Friedens nach oben; dort, aus dem weißen Marmorkreuz hervor, blickt das Dornenantlitz zu uns nieder, das zuerst auf dem Schweißtuche der heiligen Veronika stand. Nur die Sellos, die eigentlichen Herren des Platzes, haben den künstlerischen Schmuck verschmäht: einfache Feldsteinblöcke tragen ihre Namen und die Daten von Geburt und Tod.

Sie haben den künstlerischen Schmuck verschmäht, nur nicht den, der ihnen zustand. Die alten Gärtner wollten in einem Garten schlafen. So viele Gräber, so viele Beete, — das Ganze verandaartig von Pfeilern und Balkenlagen umstellt. Die Pfeiler wieder hüllen sich in Epheu und wilden Wein, Linden und Nußbäume strecken von Außen her ihre Zweige weit über die Balkenlagen fort, zwischen den Gräbern selbst aber stehen Taxus und Cypressen, und die brennende Liebe der Verbenen spinnt ihr Roth in das dunkelgrüne Gezweig.

Aus der Sello'schen Begräbnißparzelle sind wir auf den eigentlichen Kirchhof zurückgeschritten.

Noch ein Denkmal verbleibt uns, an das wir heranzutreten haben: ein wunderliches Gebilde, das, in übermüthigem Widerspruch mit Marmorkreuz und Friedensengel, den Ernst dieser Stunde wie ein groteskes Satyrspiel beschließt. Es ist dies das Grabdenkmal des bekannten Freiherrn Paul Jakob v. Gundling, der Witz und Wüstheit, Wein- und Wissensdurst, niedere Gesinnung und stupende Gelehrsamkeit in sich vereinigte, und der, in seiner Doppeleigenschaft als Trinker und Hofnarr, in einem Weinfaß begraben wurde. In der bornstädter Kirche selbst, in der Nähe des Altars. Ueber seinem Grabe ließ König Friedrich Wilhelm I. einen Stein errichten, der trotz des zwiefachen Neubaus, den die Kirche seitdem erfuhr, derselben erhalten blieb. Dieß Epitaphium, ein Kuriosum ersten Ranges, bildet immer noch die

Hauptſehenswürdigkeit der Kirche. Hübſche Baſiliken giebt es viele; ein ſolches Denkmal giebt es nur einmal. Ehe wir eine Beſchreibung deſſelben verſuchen, begleiten wir den Freiherrn durch ſeine letzten Tage, auf ſeinem letzten Gange. Wir benutzen dabei, mit geringen Abweichungen, einen zeitgenöſſiſchen Bericht:

„v. Gundling wurde vor Oſtern des Jahres 1731 krank und ſtarb den 11. April auf ſeiner Stube im K. Schloſſe zu Potsdam. Sein Körper ward ſogleich auf einem Brette nach dem Wittwenhauſe der Lakaienfrauen getragen und hier von den Wundärzten geöffnet. In ſeinem Magen fand man ein Loch.

„Sein Leichenbegängniß war äußerſt luſtig und ſeinem geführten Lebenswandel völlig angemeſſen. Schon vor zehn Jahren hatte ihm der König ſeinen Sarg in Form eines Weinfaſſes verfertigen laſſen. Es war ſchwarz angeſtrichen und auf dem obern Theile mit einem weißen Kreuze geſchmückt, welches nach allen vier Seiten herunterging. Es wird erzählt, daß Gundling ſich ſchon bei Lebzeiten öfters in dieſen Sarg gelegt und zur Ergötzung des Hofes ein Glas Wein darin getrunken habe. Nachdem er todt war, legte man ihn in ſeinem rothſammtenen, mit blauen Aufſchlägen beſetzten Kleide, desgleichen mit rothen ſeidenen Strümpfen und einer großen Staatsperrücke, in daſſelbe hinein. Umher ſtellte man zwölf Gueridons mit brennenden weißen Wachskerzen. In dieſer Parade ward er Jedermann öffentlich gezeigt. Beſonders kamen viele Fremde nach Potsdam, um ihn zu ſehen.

„Nachdem der Kaſtellan des Schloſſes vom Könige den Befehl erhalten hatte, alles zum Begräbniß Erforderliche zu beſorgen, ward dem Verſtorbenen die Kirche zu Bornſtädt als Ruheſtätte beſtimmt. Zur Leichenbegleitung wurden mehr als fünfzig Offiziere, Generale, Oberſten und andere angeſehene Kriegsbediente, die Geiſtlichen, die potsdamer Schule, die K. Kabinetsſekretäre, Kammerdiener, Küchen- und Kellerei-Bediente eingeladen. Hiezu kam noch der Rath und die Bürgerſchaft der Stadt, welche ſich ſämmtlich, mit ſchwarzen Mänteln angethan, bei dieſer Handlung einfinden mußten. Alle dieſe Begleiter waren bereit und willig, Gundlingen die letzte Ehre zu erweiſen, bis auf die lutheriſchen und reformirten Geiſtlichen, die zu erſcheinen ſich weigerten. Da ſie um die Urſache befragt wurden, ſchützten ſie die Geſtalt des

Sarges vor, welche nicht erlaube, daß sie dabei ohne Anstoß erscheinen könnten. Man fand nicht für gut, sie weiter zu nöthigen, und ließ sie weg.

„Nun stellte sich aber ein zweiter Umstand dar, welcher neue Schwierigkeiten hervorbrachte. Da die Geistlichkeit, von der ein lutherisches Mitglied die Parentation halten solle, nicht erschien, so war man verlegen, wer dies Geschäft nun übernehmen würde. Nachdem man hin und her gesonnen hatte, verfiel man endlich auf des Verstorbenen Erzfeind, auf David Faßmann. Dieser übernahm es und hielt wirklich die Leichenrede.

„Nach Schluß derselben wurden Lieder gesungen und alle Glocken geläutet. Der bis dahin offen gestandene Sarg ward zugemacht, ein Bahrtuch darüber geworfen, und so ging es in bester Ordnung und unter fortgesetztem Läuten bis vor den Schlagbaum von Potsdam hinaus. Hier blieb die Prozession zurück, und nur Wenige folgten der Leiche, die auf einen Wagen gesetzt und nach Bornstädt gefahren wurde. Hier wurde sie abgeladen und inmitten der Kirche eingesenkt. — Ein großer, zierlich ausgehauener Leichenstein erhielt folgende Inschrift:

Allhier liegt begraben der weyland Hoch- und Wohlgeborne
Herr,
Herr Jakob Paul Freiherr v. Gundling,
Sr. K. Majestät in Preußen Hochbestallt gewesener Ober-Ceremonienmeister, Kammerherr, Geh. Ober-Appellations-, Kriegs-, Hof-, Kammer-Rath, Präsident der K. Societät der Wissenschaften, Hof- und Kammergerichtsrath, auch Historiographus ꝛc., welcher von Allen, die ihn gekannt haben,
wegen seiner Gelehrsamkeit bewundert,
wegen seiner Redlichkeit gepriesen,
wegen seines Umgangs geliebt und
wegen seines Todes beklagt worden.
Anno 1731.

„Darunter befindet sich groß und in sauberer Ausführung das freiherrliche Wappen."

So etwa der zeitgenössische Bericht.

Des Wappens auf dem Leichensteine wird nur in aller Kürze Erwähnung gethan, und doch ist dasselbe von besonderem Interesse.

Es zeigt, daß des Königs Geneigtheit, an Gundling seinen Spott zu üben, auch über den Tod des Letztern fortdauerte. Hatte er schon früher durch Ertheilung eines freiherrlichen Wappens, auf dem die angebrachten drei Pfauenfedern die Eitelkeit des Freiherrn geißeln sollten, seinem Humor die Zügel schießen lassen, so ging er jetzt, wo es sich um die Ausmeißelung eines Grabsteins für Gundling handelte, noch über den früheren Sarkasmus hinaus, und das Grabstein-Wappen erhielt zwei neue Schildhalter: eine Minerva und einen aufrecht stehenden Hasen. Die Hieroglyphensprache des Grabsteins sollte ausdrücken: er war klug, eitel, feige.

Dieser interessante Stein lag ursprünglich im Kirchenschiff; jetzt ist er senkrecht in die Frontwand eingemauert und wirkt völlig wie ein errichtetes Denkmal.

Wenn der weiße Marmor so vieler Gräber draußen längst zerfallen sein und kein roth-dunkles Verbenen-Beet den Veranda-Begräbnißplatz der Sellos mehr schmücken wird, wird dies wunderliche Wappen-Denkmal, mit den Pfauenfedern und dem aufrechtstehenden Hasen, noch immer zu unsern Enkeln sprechen, und das Märchen von „Gundling und dem Weinfaß-Sarge" wird dann wunderſam klingen wie ein grotesk-heiteres Gegenstück zu den Geschichten vom Oger.

Wer war er?

Ein Kapitel in Briefen aus aller Welt Enden.

In dem vorstehenden Bornstädt-Kapitel ist auf Seite 257 des verstorbenen Professor Samuel Roesel's Erwähnung geschehen und an die Nennung seines Namens die Frage geknüpft worden: Wer war er?

Diese Frage, so wenig passend sie sein mochte, namentlich um des Tones willen, in dem ich sie stellte, hat wenigstens das eine Gute gehabt, mir eine Fülle von Zuschriften einzutragen, aus denen ich nunmehr im Stande bin, ein Lebensbild Roesel's zusammenzustellen.

Den Reigen dieser Zuschriften eröffnete ein „Hinterwäldler", wie er sich selber am Schlusse seines, den Poststempel St. Louis (am Mississippi) tragenden Briefes nennt. Es heißt darin wörtlich:

„Oh, mein lieber Herr F., röthen sich nicht ihre Wangen über solche Unwissenheit? Professor Roesel war ein hervorragender Mann der Berliner Akademie, eine wohlbekannte sehr beliebte Persönlichkeit, Anfang der 30er Jahre in den Familien Schadow, Spener, Link gern gesehen, wo er durch Satire, Komik und ausgezeichnete Geselligkeit alles zu erheitern wußte. Und nun fragen Sie: wer war er? Sie haben sich durch diese Frage eine arge Blöße gegeben, und wenn ich Sie nicht um Ihrer im letzten Kriege bewiesenen Vaterlandsliebe willen schätzte, so würden

Sie ſich eine öffentliche Rüge zugezogen haben. Nehmen Sie das nicht übel Ihrem Sie hochſchätzenden

Hinterwäldler."

Ich nahm dieſen Brief anfänglich leicht und glaubte mich mit meinem „Wer war er?" immer noch in gutem Recht. Aber allmälig ſollt' ich doch meines Irrthums gewahr werden. Der St. Louis-Brief kam durch mich ſelber in die Oeffentlichkeit und ich mußte mich alsbald überzeugen, daß alle Welt auf die Seite Roeſels und ſeines hinterwäldleriſchen Advokaten und nicht auf die meinige trat. In der National-Zeitung erſchien ein kleiner Artikel Adolf Stahrs, dem ich Nachſtehendes entnehme.

„Der Tadel vom Miſſiſſippi her iſt doch nicht ganz unberechtigt. F. hätte die Pflicht gehabt, ſich beſſer umzuthun und nach einem Manne zu forſchen, der noch zu Anfang der vierziger Jahre eine ſehr bekannte Berliner Perſönlichkeit war. Gottlob Samuel Roeſel, Landſchaftsmaler und Profeſſor an der Zeichen-Akademie in Berlin, zählte zu ſeiner Zeit unter den tüchtigſten Künſtlern ſeines Fachs, und Zelter nennt ſeine drei im Jahre 1804 ausgeſtellten Landſchaften in dem über die Ausſtellung jenes Jahres an Goethe berichtenden Briefe, neben den Landſchaften von Hackert, Lütke, Genelli und Weitſch mit großem Lobe. Der kleine, etwas verwachſene, aber ſehr geiſtreiche und ſarkaſtiſche Mann war ein intimer Genoſſe des Zelterſchen Kreiſes, war mit Hegel befreundet, und vor allen Dingen ein großer Verehrer Goethe's. Es hätte F. nicht unbekannt ſein dürfen, daß der größte deutſche Dichter das Andenken des Künſtlers Roeſel durch zwei ſeiner anmuthigen kleinen Gedichte der Nachwelt zu überliefern für werth gehalten hat. Der Künſtler hatte den Großmeiſter der deutſchen Dichtung zu deſſen Geburtstage wiederholt mit ſinnigen Zeichnungen, unter denen Götz von Berlichingen's Burg Jaxthauſen, Taſſo's Geburtshaus in Sorrent und eine Zeichnung des Hofes von Goethes Vaterhauſe in Frankfurt, beſchenkt, und Goethe dankte ihm dafür in mehreren Gedichten, von denen das eine: „an Profeſſor Roeſel" mit den Worten beginnt:

„Röſel's Pinſel, Röſel's Kiel
Sollen wir mit Lorbeer kränzen;
Denn er that von je ſo viel
Zeit und Raum uns zu ergänzen."

Näheres über die Beziehungen Roeſel's zu Goethe findet man an verſchiedenen Stellen des Goethe-Zelter'ſchen Briefwechſels, ſowie in den Anmerkungen, welche Herr Geh.-Rath von Löper und Dr. Strehlke ihrer vortrefflichen Ausgabe Goethe's an den betreffenden Stellen (Th. III. S. 169, 170—171) beigegeben haben."

Und nun war das Eis gebrochen, und Roeſel-Briefe kamen von allen Seiten.

„Es wäre leicht geweſen", ſchrieb mir ein Unbekannter, „ſich über R. zu informiren und der Hinterwäldler hat es mit ſeinem Vorwurf doch eigentlich getroffen. Roeſel war geiſtreich, witzig, ſpöttiſch, von gediegenem Wiſſen und vor allem ein kreuzbraver Mann.

Friedrich Wilhelm IV., welcher ihn lange gekannt und geliebt hatte, nahm den alten, alleinſtehenden und ſchließlich etwas geiſtesſchwach gewordenen Mann nach Charlottenhof hinüber, und ließ ihn daſelbſt mehrere Jahre lang in der Familie des Hofgärtners oder des Kaſtellans verpflegen. Dies gereicht dem Könige umſomehr zur Ehre, als Roeſel, ein ächter Sohn der Aufklärungszeit, ſeine Anſichten, ja, ſeine Spöttereien, niemals verhohlen hatte."

Dieſe Zeilen werden durch eine Stelle bei Varnhagen, Tagebücher II. S. 75 beſtätigt. Es heißt daſelbſt: Sonnabend den 4. Juni 1842. „Der Maler Roeſel iſt ſehr krank. Der König hat ihn nach Charlottenhof eingeladen, die Königin ſelbſt wollte ihn pflegen, — zu ſpät kommt dem armen Manne ſo viel Huld!" So weit Varnhagen. Irrthümlich an dieſer Notiz iſt wohl nur das leis anklagende „zu ſpät". Es ſcheint Roeſel zu keiner Zeit an „Huld" und herzlichſten Freundſchaftsbeweiſen gefehlt zu haben. Einem Sterbenden war nur eben ſchwer zu helfen.

Beinah gleichzeitig mit den vorſtehenden Zeilen, empfing ich die folgenden.

„Sie werden Ad. Stahrs kleinen Artikel in der Nat.-Ztg. geleſen haben. Auch ich entſinne mich Roeſel's ſehr wohl. Er

war ein Meister in der Sepia-Malerei und hat eine Anzahl seiner Blätter publicirt. Alte Berliner Familien, ich nenne nur Deckers, bewahren manches davon als Andenken und Rauchs Tochter, Broses, Brendels, Marianne Mendelssohn und die Solmar müssen von ihm zu erzählen wissen. Er war sehr gefürchtet, weil er einen scharfen Witz hatte. Seine Herzensgüte glich es aber wieder aus. Mal wurde für ein armes Künstlerhaus eine Lotterie veranstaltet. Auch Roesel hatte beigesteuert und erschien endlich zur Ziehung: klein, krumm und in schwarzem Frack. Er sah dabei aus, als ob er nie etwas andres trage als einen schwarzen Frack. Ich seh den kleinen Mann noch durch die Stube schreiten. Stahr spricht von einem Blatte „Goethes Hof". Das trifft nicht völlig zu. Was Roesel gezeichnet hat, ist der **Brunnen** auf Goethes Hof in Frankfurt. Ihr

W. Hertz."

Und noch ein Brief. Er lautete:

Wiesbaden 4. März 1873.

„ . . . Sie fragen in Ihrem Buche „Wer war Roesel?" Diese Frage war mir wieder einmal ein rechter Beweis für die Vergänglichkeit alles Irdischen. Denn zu meiner Zeit war Roesel eine bei Alt und Jung, bei Hoch und Niedrig bekannte und beliebte Persönlichkeit. Ohne mich auf seinen Lebensgang und seine Leistungen hier einzulassen, will ich Ihnen doch wenigstens einige Notizen mittheilen. R. war Professor an der Kunst-Akademie und gab auch in Privatkreisen Unterricht im Landschaftzeichnen mit der Feder. Er hatte darin eine ganz eigene kräftige Manier, wie ich sie nie wieder gesehen habe. Die höchsten Herrschaften, die vornehmsten Familien nannten ihn ihren Lehrer, und alle liebten ihn, seiner Heiterkeit, seines Witzes, und seiner unermüdlichen Gefälligkeit wegen.

Es gab kein Familienfest, kein Liebhabertheater, keine lebenden Bilder, bei denen er nicht Rathgeber und Helfer war. Es kam ihm gar nicht darauf an, Coulissen zu malen und Gelegenheitsgedichte zu machen. Ich selbst habe manchmal seine Güte in Anspruch genommen. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Drolliges,

Gnomenhaftes. Er war klein und verwachsen, der Kopf aber groß, mit dunkeln, ins Graue spielenden langen Locken. Sein sehr markirtes Profil hatte etwas Orientalisches. Sie werden ihn leicht auf dem bekannten Krüger'schen Huldigungsbilde in der Künstlergruppe auf der Estrade rechts erkennen. Wenn ich nicht irre, sind Zeichnungen von ihm im Kupferstichkabinet, doch bin ich dessen nicht gewiß. Er hat lange Jahre in der Friedrichsstraße gewohnt, Ecke der Mohrenstraße, unendlich einfach eingerichtet, ein ächter Künstler-Junggeselle.

v. Roeder,*)
General-Lieutenant z. D.

Das waren die Zuschriften, die ich ohne mein Zuthun erhielt. Um andre bemühte ich mich, indem ich bei Personen anfragte, von deren früheren Beziehungen zu Roesel ich inzwischen erfahren hatte. Einen aus der Reihe dieser Briefe, der das reichste Material giebt, lasse ich in Nachstehendem folgen.

Rom 21. Januar 1880.
Piazza Campitelli, Palazzo Capizucchi.

Ihren lieben Brief mit der Roesel-Anfrage habe ich gestern erhalten und ich beeile mich, Ihnen darauf zu antworten.

Roesel wurde um 1770 in Breslau geboren. Und zwar am 9. Oktober. Sonderbarerweise bin ich über das Jahr unsicher, desto sicherer aber über den Tag. Ich weiß nämlich, daß es der Tag vor meines Vaters Geburtstag war. Er malte Landschaften, aber nicht in Oel sondern in Sepia, hatte eine besondere Vortrags- und Behandlungsart, die er „knackern" nannte. Was es bedeuten sollte, weiß ich nicht. Er war eine der bekanntesten

*) General-Lieutenant v. Roeder commandirte im dänischen Kriege 1864 die „Düppel-Brigade", Regimenter 24 und 64, und war unter den ersten, die auf Alsen landeten. Auf dem bekannten Bleibtreu'schen Bilde „Uebergang nach Alsen" (National-Galerie) steht er, ein großer schöner Mann, in einem der vordersten Boote. Während meines Militärjahres war er Offizier in der Compagnie des Kaiser Franz-Regiments, in dem ich diente, und bewahrte mir seitdem sein Wohlwollen.

Persönlichkeiten und es gab kaum einen Abend im Jahr, an dem er nicht in Gesellschaft gewesen wäre. In besonders freundlichen Beziehungen stand er zur Familie Mendelssohn. Er hatte die Eigenthümlichkeit sich überall anzusagen, gewöhnlich zu einem Karpfenkopf. Bei meinem Großvater Feilner war er, dreißig Jahre lang, jeden Dienstag zur Whistparthie, sehr heftig beim Spiel und der jedesmalige Schrecken seines Partners. Ich sehe noch das große rothe Kissen, mit dem darauf gestickten Röselchen, das ihm auf den Stuhl gelegt wurde. Denn Sie wissen, daß er sehr klein und bucklig war. Zu jedem Geburtstage meines Großvaters erschien er mit einem paar pompejanischen Scherben und obligatem Gedicht, das dann bei Tische vorgelesen wurde. Seine Handschrift war sehr charakteristisch, und jeden von ihm geschriebenen Brief bezog er am Rande mit einem rothgetuschten Strich. Seine Correspondenz war die umfangreichste von der Welt und ein paar alte Weiber dienten ihm dabei als Briefboten. Sie hatten verschiedene Namen. Eine nannte er „Iris", doch waren die Namen, die wir ihnen beilegten, minder poetischen Klanges. Sie waren alle sehr häßlich und wahre Unholde. Seine Beziehungen zu Goethe sind bekannt. Er war auch Freimaurer. Ich habe ihn nie anders gesehen, als in schwarzem Frack und weißer Cravatte. Seine letzten Jahre waren nicht die glücklichsten. Er wurde immer bärbeißiger, seine äußerliche Lage verschlechterte sich, und er hielt sich zuletzt zur Flasche, sogar zur Likör-Flasche. „Iris" und ihre Kameradinnen bekamen ihn ganz in ihre Gewalt. Um ihn daraus zu befreien, wurd' ihm, seitens seiner näheren Bekannten, ein Diener gehalten. Aber die Sache wurde hierdurch nicht gebessert. Im Gegentheil. Als er bald darauf, durch die Gnade Friedrich Wilhelms IV. eine Pension und eine Wohnung in Bornstädt empfing, begleitete ihn der Diener, der nun bald „um die Wette mit ihm die Fahne hochhielt." Soll ihn auch schlecht behandelt haben. Endlich starb er, einsam und vergessen, und so schloß in Freudlosigkeit ein Dasein, das, durch ein halbes Jahrhundert hin, immer nur bemüht gewesen war, Gutes zu thun und Freude zu schaffen. Ihr

H. W.

So viel von Briefen.

Ich ließ es aber bei brieflichen Anfragen nicht bewenden und bemühte mich auch in Familien Zutritt zu gewinnen, in denen Roeſel ſeinerzeit verkehrt hatte. Dort hoffte ich nicht nur von ihm zu hören ſondern auch das eine oder das andere von ihm zu ſehen. Ein glücklicher Zufall führte mich, gleich zuerſt, in das Haus der ſeitdem verſtorbenen Frau Geheimräthin Zimmermann, geb. Palis, wo ich, zu meiner freudigſten Ueberraſchung, ein ganzes Muſeum von Roeſelianas vorfand: Bilder, pompejaniſche Scherben und Briefe.

Die Ausbeute war ſo reich, daß ich, aus Furcht vor einem embarras de richesse, meine Bemühungen nicht weiter fortſetzte. Denn ähnlich intime Beziehungen, wie zum Hauſe Zimmermann,*) unterhielt Roeſel zu vielleicht zwanzig andern Häuſern, unter denen hier nur die Häuſer Mendelsſohn, Broſe, Feilner, Hotho, Decker und Hofzimmermeiſter Glatz genannt werden mögen.

Auf dieſe Roeſeliana des Hauſes Zimmermann geh ich nunmehr näher ein.

I. Bilder.

Eingerahmt und alle in Sepia.

1. Kloſter oberhalb Subiaco im Sabinergebirge.
2. Kloſter San Coſimato ohnweit Tivoli, an welcher Stelle der heilige Benedikt längere Zeit lebte, ehe er das erſte Kloſter auf Monte Caſſino erbaute.
3. Die Kirche der heiligen Conſtantia (früher Bachustempel) vor der Porta Pia in Rom.

---

*) Roeſels Beziehungen zum Hauſe Zimmermann waren ſchon Erbſtück, zweite Generation. Eigentlich befreundet war er mit den Pflege-Eltern der Geh.-Räthin Zimmermann, der Familie Jordan, die das große, ſchöne Haus am Gensdarmenmarkt, Ecke der Franzöſiſchen- und Markgrafenſtraße bewohnte. Die weiterhin mitzutheilenden Roeſelſchen Briefe ſind denn auch faſt alle an Fräulein Fanny Jordan gerichtet, die ſpäter den Steuerrath Hedemann heirathete. Frau Geh.-Räthin Z., geb. Palis, war eine Pflegeſchweſter der letztgenannten Dame.

4. Ein Theil des alten Schloſſes zu Mansfeld, der „Mittelort“ genannt, in welchem Martin Luther kurz vor ſeinem Tode die gräflich Mansfeldiſche Familie zur Eintracht ermahnte und Frieden ſtiftete.
5. Ein Blick vom ſüdweſtlichen Abhange des Schloßberges zu Wernigerode auf den Kirchhof und die Sankt Theobalds-Kirche zu Nöſcherode. Das älteſte Kirchlein im Harzgebirge; St. Theobald eines Köhlers Sohn.
6. Die Bäder von Gaſtein im Salzburgiſchen.

Dies letztgenannte iſt das Hauptbild, größer als die andern, und mit beſondrer Liebe ausgeführt. Ich glaube, daß es auch jetzt noch vor Künſtleraugen beſtehen kann. Es war zum 10. Oktober 1831 als Geburtstagsgeſchenk für den alten Jordan beſtimmt, leider aber nur halb fertig geworden. Um dieſen unfertigen Zuſtand zu entſchuldigen, begleitete er das Bild mit einem Gedichte, das folgendermaßen lautete.

Der Kritiker.

Nun das iſt wahr, mein Herr Roeſell,
Ihre Zeichnung iſt wirklich höchſt originell,
Man möchte ſchwören 's wär leeres Papier,
So ſchrecklich klar iſt Ihre Manier.
Solch Angebinde kein Kind begehrt,
Am wenigſten iſt es den Rahmen werth.

Der Zeichner.

Geb zu, Sie treiben mich in die Eng',
Aber ſind doch viel zu ſtreng.
Dieſe Zeichnung erkennen blos Kinder des Lichts,
Sie ſind aber keins, drum ſehen Sie nichts.
Ich laſſ' Ihnen noch acht Tage Ruh,
Dann ſehn Sie mal wieder nach oder zu.

Der Kritiker.

Nun merk' ich, wie's zuſammenhängt:
So geht es, wenn man zu ſpät anfängt.

Dieſe Verſe ſind auf die Rückſeite geklebt, paſſen aber inſoweit nicht mehr, als das Bild jetzt in allen Stücken fertig iſt.

Außer dieſen eingerahmten Bildern, beſitzt die Familie Z.

noch eine ganze Anzahl von Zeichnungen, die als Vorlegeblätter benutzt werden. Wenn mich nicht alles täuſcht, ſtehen ſie, in ihrer ſaubren Einfachheit, künſtleriſch höher, als die ſorglich ausgeführten großen Landſchaften.

Hierher gehört auch ein Käſtchen, auf deſſen Deckel er eine kleine Niedlichkeit gezeichnet hat. Dies Käſtchen, als er es ſchenkte, war von folgenden 4 Zeilen begleitet:

Hölzern iſt die Gabe
Und leer im Innern; drum habe
Den Inhalt ich mit gutem Bedacht
Gleich von außen angebracht.

II. Curioſitäten.

Alle dieſe Dinge ſind heute, wo jeder dritte Menſch in Rom und Neapel war, zu werthloſem Trödelkram geworden. Vor 50 Jahren hatten ſie noch einigermaßen eine Bedeutung. Es ſind das die „Scherben" von denen der vorſtehende aus Rom mitgetheilte Brief H. W.'s ſpricht. Ich leiſte deshalb auch Verzicht darauf, die einzelnen Stücke hier namentlich aufzuführen.

III. Briefe.

Dies iſt der Hauptſchatz, und ſie geben nicht nur ein vollkommenes und wie ich meine ſehr liebenswürdiges Bild des Mannes, ſondern auch ſeiner Zeit. Alte Berliner werden dieſe kleinen Schnitzel nicht ohne Freude, manche nicht ohne Bewegung leſen. Die etwa zwanzig, die ich mittheile, ſind aus ein paar hundert ähnlicher ausgewählt. Meiſtens ſind ſie auf Papier in Duodezformat geſchrieben, einige auf Karten, wie ſie jetzt wieder Mode ſind, und alle haben ſie den rothgetuſchten Rand, deſſen H. W. in ſeinem Briefe Erwähnung thut. Nur wenige ſind geſiegelt und zeigen dann ein Epheublatt mit den Initialen S. R. Und nun mögen die Briefe ſelber ſprechen.

Den 4. Mai 1826.

Wär's vielleicht um zwei?
Wär's vielleicht um drei?
Jedenfalls dabei.

Euer R.

Sonntag Rogate 1826.

Wo ſeid Ihr heute,
Lieben Leute?
An der Panke?
Ich danke.
An der Spree?
Da käm' ich. Juchhe!

Dienstag 23. Januar 1827.

Für den Seume ſchick ich hier den H. v. Kleiſt. Ich bitte ſpäter daraus vorleſen zu dürfen. Was macht der Onkel? Beſſer? Ich werd' es ſonſt bei Barez beſtellen!

23. April 1827.

Geſtern war Sonntag Quaſimodo und ich war quasi modo dicht am Sterben. O dieſe hölliſche Migräne! Das einzige Mittel iſt Ruhe. „Ruhe iſt die erſte Bürger-Pflicht" ſagte ſchon Miniſter v. d. Schulenburg. Aber an Migränetagen dürfen es ſich auch Hochadlige geſagt ſein laſſen. Und dann natürlich auch Kamillenthee. Anbei ſende ich den erſten Theil von H. v. Kleiſt zurück. Darf ich mir dafür den Theil erbitten, in dem die Novelle „Hans Kohlhaas" ſteht? Auch nehme ich mit dem Käthchen von Heilbronn oder dem Prinzen v. Homburg vorlieb.

Donnerstag den 14. Juni 1827. Am Tage Sankt Modeſti des modeſteſten Heiligen.

In Ermangelung von etwas Beſſerem ſchicke ich das beifolgende Bildchen, das ich, je nachdem es die Größe des Käſtchens verlangt, bei a oder bei b abzuſchneiden bitte. Wird bei b abgeſchnitten, ſo fällt der alte Herr auf dem Baume weg und die Birnen fallen dann, wie vom Himmel, in die Schürze der Sammlerin. — Unbekleidetes könnt ich in Menge liefern, aber das könnte Sankt Modeſtus übelnehmen und mit Heiligen darf man's nicht verderben. Wir haben's hier unendlich heiß und ich verkoche ganz allmälig, wobei mich nur die Krebſe tröſten, die längſt gewohnt ſind, lebendig geſotten zu werden. Haltet Euch tapfer in Pankow!

Donnerstag den 6. Dezember 1827 am Tage des heiligen Nikolas, der den frommen und fleißigen Kindern goldne Aepfel bringt.

Und auch ich komme nicht mit leeren Händen und ſchicke endlich das verſprochene Buch. Trotz allem Ungewiſſen ſteckt doch viel Wiſſen darin. Ein eigentliches Urtheil darüber habe ich nicht, weil ich es nicht ganz verſtehe; doch habe ich Meinungen, die einem Urtheil beinah gleichkommen. Selbſt Profeſſor Hegel ſprach mit großer Achtung und Schonung einige Worte über den jugendlichen Autor aus.

Montag den 3. November 1828. Am Tage Gottlieb.

So hört denn: Alle die Gott lieben,
In Wohlthun nie zurückgeblieben,
Hungrige ſpeiſen, Durſtige tränken,
Arme zum Geburtstag beſchenken,
Beſchenken in Gnad und Ueberfluß —
Euch, Ihr Lieben, herzlichen Gruß!

Den 5. März 1829. (Mit einigen Fragmenten aus dem Aesculap-Tempel in Pompeji.)

Geſtohlen? So haben wir nicht gewettet.
Ich hab es gefunden und — gerettet.

Den 26. Dezember 1829. Am Tage des heiligen Stephanus, des erſten Märtyrers.

Ich komme beſtimmt noch, aber leider erſt ſpät, da ich noch nothwendig zu dem Silberpärchen Mendelsſohn-Bartholdy muß.

Montag den 19. September 1831.

Cholera her, Cholera hin,
Leben, leben iſt Gewinn
Und könnt ihr mir morgen 'ne Suppe geben,
So möcht ich morgen wohl noch leben.

Mittwoch den 2. November 1831.

Als ich vor 42 Jahren nach Berlin kam, gab es eine Geſellſchaft, welche ſich „la Société du Mecredi“ nannte und immer Donnerstags zuſammenkam. Warum ſollte es der gütigen Madam

Jordan nicht erlaubt sein, ihren Donnerstag auf den Freitag zu verlegen?

Sonntag den 6. November 1831 am Tage Sankt Leonhard oder Löwenherz.

Am heutigen Tage muß ich mir ein Löwenherz fassen und Dir schreiben, daß ich beim besten Willen nicht kommen kann, da heute zwei ehrenveste Geburtstagskinder: der alte Hofzimmermeister Glatz und Fräulein Luise Hotho befeiert werden müssen. Morgen bin ich bei Feilners.*)

Freitag den 18. November 1831.

Hier, meine theure Fanny, sende ich Ihnen den verheißenen Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, oder, wenn es die gute Tante so will, zwischen Schiller und Goethe. Streng genommen gebührt aber diesem letzteren der Vorrang, dieweil durch seine früheren unsterblichen und höchst genialischen Werke der viel jüngere Schiller zum Schreiben und Dichten erst angeregt wurde, Goethe aber die weite Bahn sich selbst eröffnete. Vielleicht söhnt sich Tantchen durch diese Briefe mit dem verhaßten Goethe aus. Ich würde mich über solche Bekehrung herzlich freuen, denn jedes überwundene Vorurtheil gewährt einen Triumph.

23. Juni 1832.

Ich kann leider nicht kommen. Am Sankt Johannistage gehöre ich dem Orden an, und muß diesen Tag feiern helfen, wie eben jeder gute Christ thun sollte. Denn Johannes der Täufer wurde von Oben gewürdigt und berufen, dem Messias den Weg zu bahnen, auf daß der von Gott Gesandte die Menschen zur ewigen Glückseligkeit, d. h. zum Leben in Gott zurückführe.

Freitag 4. Januar 1833. Am Tage Methusalem oder Methusalah, der sich bekanntlich schämte tausend Jahr

*) In einem sehr viel späteren Briefe (27. Januar 1841) heißt es: „Es war gestern, trotz der kalten Witterung, ein schwüler Tag für mich. Der Abschied aus dem alten, ehrwürdigen Hause Feilner hatte mich windelweich gemacht. Ich hätte stundenlang wie ein Kind weinen können!"

alt zu werden und ſchon im 969ten, in der Blüthe des reiferen Mannesalters, das Zeitliche ſegnete.

Sie fragen, liebe Fanny, was coq à l'âne bedeutet? Soviel wie ungereimtes Zeug oder Durcheinander oder Quodlibet. Denn wenn Hahn und Eſel ſich in die Rede fallen, ſo kommt nicht viel Geſcheidtes heraus.

13. April 1833.

Bin leider immer noch krank. Und hätte doch geglaubt, einen bequemeren Poſten verdient zu haben, als den eines Nachtwächters, der die Stunden abhuſten muß.

Sonntag den 14. April 1833.

Die Grippe nimmt ſchweren Abſchied von mir. Ich kann es ihr nicht verdenken; es ging ihr ſo gut bei mir. Aber ſie muß fort.

Dienſtag 16. April 1833.

Es geht endlich beſſer. Schickt nun nichts mehr für den Kranken. Heute wird Gräfin Sophie Schwerin für mich ſorgen und morgen Mendelsſohns in der Jägerſtraße. Donnerſtag komm ich ſelbſt.

In demſelben Jahre (1833) machte er eine Sommer-, Studien- und Erholungs-Reiſe bis nach Heſſen und Weſtfalen und im Auguſt nach Berlin zurückgekehrt, ſchrieb er einen langen Reiſebrief an ſeine Freundin Fanny Jordan, die mittlerweile Frau Steuerräthin Hedemann zu Demmin in Pommern geworden war. Der Brief lautet:

Berlin, 18. Auguſt 1833.

Mit faſt noch größerm Recht als der muskauwitiſche Fürſt Pückler, könnte ich ſeit dem 5ten July dieſes Jahres meine Epiſteln: „Briefe eines Verſtorbenen" tituliren, denn an jenem Tag ſtand mein Leben ſtill und alle meine Sinne verſagten mir den Dienſt. Zwar wäre dieſe Todesart eine ganz excellente zu nennen geweſen, denn ich verſchied in den Armen zweyer Excellenzen: Miniſter v. Klewitz und Gen.-Lieutenant Graf v. Hacke, auf des letztern Haus-Flur zu Magdeburg, aber ich bin nicht ſo eitel und ziehe ein beſcheidenes Leben einer glänzenden

Todesart vor. Mein alter Freund, der Medizinal-Rath Dr. Schulz, trat zur rechten Zeit ins Haus, denn der entscheidende Augenblick war nahe und nur ein Aderlaß konnte mich retten. Die Herren Homöopathen mögen dagegen sagen, was sie wollen, denn alle ihre niedlichen Riechfläschchen und Million-Theilchen hätten mich nicht wieder ins Leben gerufen. Mir gelang es besser, wie jenem armen Sünder, der auf dem Wege zum Galgen gefragt: „Ob er etwas zu seiner Erquickung begehre, etwa einen Schluck Wein?“ um einen Aderlaß bat, und auf die Frage: „warum gerade das?“ antwortete: „man hab' ihm immer gesagt, der erste Aderlaß könne vom Tode retten.“

Mir hat's geholfen, dem armen Jungen aber nicht, trotzdem ich in Städten und Schlössern viel mehr eingesteckt habe, als er. Aber so geht es in der Welt: Die kleinen Diebe henkt man, und die großen läßt man laufen.

Sorgfältiger und liebevoller kann kein Bruder vom andern gepflegt und gewartet werden, als ich im Gräflich v. Hackeschen Hause, und so ward es mir möglich nach acht Tagen meine Reise langsam fortzusetzen. Die Crisis war glücklich überstanden, und ich gehörte endlich wieder zu der uralten Familie A-Grippa, d. h. zu der, welche die Grippe nicht hat.

Leider trat mit der Sonnen-Finsterniß am 17. July erst Nebel, dann Regen und Kälte ein, so daß ich meinem Skizzenbuche nur schmale Kost reichen konnte. Ein Fremder an der table d'hôte in Hildesheim nannte den feinen Nebel-Regen „Luft-Schweiß“; er ist aber dem kalten Todes-Schweiße noch ähnlicher, der allen zarten Pflänzchen den Garaus macht. Zu meinem Glücke reise ich nicht blos auf schöne Gegenden, Kirchen, Schlösser und Alterthümer, sondern vor allem auf Menschen. Papa Goethe hat wohl Recht, wenn er sagt: „Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darinnen sich denkt; aber hie und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Paradies-Gärtlein.“

Da mochte es denn regnen und kalt seyn, ich sonnte mich an den vielen, des unverhofften Wiedersehens sich freuenden Augen alter Freunde und Bekannte, die mir fast an jedem Orte entgegen-

leuchteten und mich alles Ungemach der Witterung vergeſſen ließen. Und ſo ſchied ich denn auch von jedem Orte viel reicher an Freunden und intereſſanten Bekanntſchaften, als ich kam. Der Herzens-Calender füllte ſich zuſehens mit neuen Geburtstagen und Lebens-Feſten, und ſolches thut auch noth, denn in der letzten Zeit war der Abgang ſtärker, als der Zuwachs. —

Den Geburtstag unſres theuren Königs feierte ich, trotz Sturm und Drang, auf einem höchſt klaſſiſchen Boden und zwar im Arensbergiſchen Regierungs-Bezirk, auf den Grundmauern der Burg Carls des Großen, wo er Reichsverſammlungen und Zehnt-Gerichte hielt, wo ihn die Päpſte Hadrian I. und Leo III. beſuchten, und allwo er die widerſpenſtigen und ungläubigen Sachſen ziemlich unſanft bekehrte. Dies war auch der weiteſte Punkt meines Streif-Zuges, denn da ich durch mein Sterben und Auferſtehn in Magdeburg zwölf Tage von der Urlaubs-Zeit eingebüßt hatte, und nur kleine Reiſen wagen durfte, um nicht zum zweiten und vielleicht letztenmale zu verſcheiden, ſo mußt ich Kehrt machen, ohne den alten Vater Rhein begrüßt zu haben. Und ſo bin ich denn über Arolſen, Caſſel, Heiligenſtadt, Nordhauſen, Eisleben, Halle, Wittenberg am 8. Auguſt wieder heimgekehrt. Noch zu guterletzt feierte ich in Halle ein beſeligendes Feſt des Wiederſehens und zwar im Gaſthofe am Zeitungstiſch. Da ſaß ein eifriger Zeitungsleſer in den Hamburger Correſpondenten ganz und gar verſunken; plötzlich ſah er auf und ſchrie: „Sind Sie's wirklich, lieber Röſel?“ „Ja, ich bin's, Excellenz.“ Es war mein alter Freund und Gönner der Chef-Präſident von Bincke aus Münſter. Seine Umarmung bey meinem Einſteigen in die Extra Poſt-Chaiſe gab mir in den Augen der Umſtehenden ein gewaltiges „Basrelief“ wie General Elsner zu ſagen pflegte.

Auf der nächſten Station hielt gleichzeitig mit meinem Poſt-Wägelchen ein ſtattlicher Reiſe-Wagen. Ein elegant gekleideter Reiſender ſtieg aus, und ſiehe, es war der Hofbuchdrucker Rudolph Decker. Bald darauf kuckte mich auch ſein Schätzelchen gar freundlich an. Da gab's etwas zu erzählen, vom ſchönen Muſik-Feſte in Düſſeldorf, von den trefflichen jungen Künſtlern daſelbſt u. ſ. w. So plauderten wir von Station zu Station bis Wittenberg, wo wir noch miteinander zu Abend ſpeiſeten und uns

ein: „auf Wiederſehn in Berlin“ zutranken. Denn ich wollte in Wittenberg übernachten, das junge Paar aber in einem Striche weiter rollen.

Seit dem Wiederaufleben in Magdeburg eſſe und trinke ich mit geſundem Appetite, ſchlafe wie ein Murmelthier und fühle mich geſund und heiter wie ein Fiſch im Waſſer. . . . .“

Am 8. Juli 1843 ſtarb Roeſel und wurde auf dem Bornſtädter Kirchhof begraben. Die Chronik der K. Akademie der Künſte brachte das Jahr darauf folgenden kurzen Nekrolog. „Johann Gottlob Samuel Roeſel, geboren zu Breslau den 9. Oktober 1768 (die Grabinſchrift ſagt 1769) wurde am 14. Februar 1824 zum ordentlichen Mitgliede der Akademie gewählt. Schon vorher war er K. Profeſſor und Zeichnenlehrer an der Bauſchule. Als geiſtreicher Landſchaftszeichner geſchätzt, bis ins Alter von unverwüſtlicher Heiterkeit und bei beſchränkten Mitteln unermüdlich im Wohlthun, folgt ihm das ehrende Andenken zahlreicher Freunde. Von königlicher Huld in den Gartenſchlöſſern bei Potsdam bis an ſein Ende gepflegt, ſtarb er eben daſelbſt.“

Auch noch in ſeiner letzten Krankheit war er durch Geh.-Rath Dr. Zimmermann ärztlich behandelt worden. An ſogenannten „Erlebniſſen“ hat ſein Leben wohl wenig aufzuweiſen. Er gehörte ganz und gar einer gemüthlichen Form geſellſchaftlichen Daſeins an; darin ging er auf und man würde ſagen müſſen auch unter, wenn ſein Talent und ſeine Bedeutung ein ſo feierlich klingendes Wort überhaupt geſtattete. Denn alles an ihm war Dilettantismus. Er erinnert in vielen Stücken an Wilhelm Henſel, der den beſten Theil ſeines Lebens auch an vornehmen Umgang, an Einſammeln von Celebritätsköpfen für ſeine Portraitmappe und an Briefchen und Gedichtchen ſetzte. Nichtsdeſtoweniger war ein Unterſchied, und einer unſrer gegenwärtigen Alt-Meiſter, der beide noch gekannt hat, brach, als ich auf die vorſtehende Parallele hinwies, unter herzlichem Lachen in die Worte aus: „Um Gottes willen nicht! Mit Henſel war es nicht viel, aber gegen Roeſel war er ein Gott.“

Mit zwei Anekdoten will ich schließen. Schleiermacher und Roesel, beide Breslauer, beide klein und verwachsen, trafen sich in einer Gesellschaft und erinnerten sich, auf derselben Schulbank gesessen zu haben. „Wir waren damals halbwachsen“ sagte Roesel. „Im Grunde genommen“ lachte Schleiermacher „sind wir's auch geblieben.“

In der zweiten Anekdote spielt Roesel seinerseits die Hauptrolle. Er saß in Sanssouci mit bei Tisch und Friedrich Wilhelm IV. stieß aus Versehen ein Glas Portwein um. „Was sagen Sie nun?“ fragte der König. „Gott, Majestät“ antwortete Roesel „eben war es noch Portwein und jetzt ist es blos Tischwein.“

Marquardt.

Des Hofes Glanz und Schimmer
Blinkt nur wie faules Holz,
Die Kirche lebt vom Flimmer
Und wird vor Demuth ſtolz;
Arm ſind des Lebens Feſte,
Rings abgeſtandner Wein,
Das Höchſte und das Beſte,
Wie niedrig und wie klein.

Walter Raleigh.

Eine Meile hinter Bornſtädt liegt Marquardt, ein altwendiſches Dorf, eben ſo anziehend durch ſeine Lage, wie ſeine Geſchichte. Wir paſſiren Bornim, durchſchneiden den „Königsdamm“ und münden unmerklich aus der Chauſſee in die Dorfſtraße ein, zu deren Linken ein prächtiger Park bis an die Wublitz und die breiten Flächen des Schlänitz-Sees ſich ausdehnt.

Die gegenwärtige Geſtalt von Marquardt, ebenſo wie ſein Name, iſt noch jung; in alten Zeiten hieß es Schorin. Im 15. Jahrhundert, und weiter zurück, war es im Beſitz zweier Familien; die eine davon nannte ſich nach dem Dorfe ſelbſt (Zabel v. Schorin 1375), die andere waren die Bammes. Der Beſitz wechſelte oft; die Bröſickes, Hellenbrechts und Wartenbergs löſten einander ab, bis 1704 der Etatsminiſter und Schloßhauptmann Marquardt Ludwig von Printzen das reizende Schorin vom Könige zum Geſchenk, und das Geſchenk ſelber, dem Miniſter zu Ehren, den Namen Marquardt erhielt.

An v. Printzen, der ſieben hohe Standesämter bekleidete und eben ſo viele Titel führte, läßt ſich die Phraſe vom „unſterblichen

Namen" mustergültig studiren. Wer kennt ihn noch? Und doch war der Ruhm, den er seiner Zeit genoß, ein so allgemeiner und wohlverdienter, daß selbst der medisante Herr v. Poellnitz nicht umhin konnte, in seinen Memoiren zu schreiben: „Um 1710 wurde v. Printzen zum Oberhofmarschall ernannt. Seine Verdienste machten ihn dieser Stelle vollkommen würdig. Der Hof, bei welchem er schon sehr jung angestellt worden war, hatte weder seine Sitten noch sein Herz verdorben. Treue und Redlichkeit waren die Triebfedern aller seiner Handlungen und man kann mit Wahrheit sagen, daß unter allen Ministern des Königs er derjenige war, der den Meinders und Fuchs, welche Deutschland unter seine größten Männer rechnete, am meisten gleichkam. Seine Aufrichtigkeit hatte ihm Jedermanns Liebe zugezogen. Selbst der Kronprinz, der ein geborener Feind aller Minister war, konnte ihm seine Hochachtung nicht versagen, so daß er, als der Prinz zur Regierung kam, der Einzige war, der seine Stelle behielt."

So Poellnitz über v. Printzen. Ein Glück, daß sieben Hof- und Staatsämter ihn bei Lebzeiten schadlos hielten für die Undankbarkeit der Nachwelt. Er bezog 40,000 Thlr. jährlich. Unter seinen vielen Aemtern war auch das eines „Direktors des Lehnswesens", was die Anhäufung von Lehnsbriefen des gesammten Havellandes in Marquardter Archive erklären mag.

v. Printzen starb 1725; schon sechs Jahre früher (1719) war das anmuthige Schorin, nunmehr Marquardt, in die Hände der Familie v. Wykerslot übergegangen, die, zu Anfang des Jahrhunderts, vom Niederrhein, dem Jülichschen und Cleveschen her, ins Land gekommen war. Vater und Sohn folgten einander im Besitz, jagten und processirten ein halbes Jahrhundert lang und erwarben sich das im engsten Zusammenhang damit stehende fragwürdige Verdienst, das Gutsarchiv mit den meisten Actenbündeln, diesmal nicht Lehnsbriefe, vermehrt zu haben. Es war eine calvinistische Familie und das Interessanteste aus ihrer Besitzzeit bleibt wohl, daß, obschon sie die Kirche aus eigenen Mitteln erbaut hatten, ihnen, so lange Friedrich Wilhelm I. regierte, nicht gestattet wurde, das heilige Abendmahl in dieser ihrer Kirche aus der Hand eines reformirten Geistlichen zu empfangen. Die Wykerslot mußten sich, an ihrem eigenen Gotteshause vorbei, nach

Nattwerder begeben, einer benachbarten Schweizercolonie, wo das Abendmahl nach calviniſtiſchem Ritus ertheilt wurde.

1781 ſtarb der jüngere Wykerslot. War der Beſitz bis zu dieſem Zeitpunkte kein conſtanter geweſen, ſo wurde er von jetzt ab, in der Unruhe ſich ſteigernd, ein beſtändig wechſelnder, ſo daß wir in dem kurzen Zeitraum von 1781—1795, die Wykerslots noch mit eingerechnet, das nunmehrige Marquardt in Händen von vier verſchiedenen Familien ſehn. Die Nähe Potsdams — wie bei vielen ähnlichen Punkten — ſpielte dabei eine Rolle. Wer dem Hofe nahe ſtand, oder, wer außer Dienſt, es ſchwer fand, ſich ganz aus der Sonne zurückzuziehen, wählte mit Vorliebe die nahegelegenen Ortſchaften. Unter dieſen auch Marquardt. Hofleute erſtanden es, nahmen hier ihre Villeggiatur und verkauften es wieder. Die Beſitzreihe war die folgende:

Oberſtlieutenant von Münchow von 1781—1789,
Hofmarſchall von Dorville von 1789—1793,
Kammerherr und Domherr Baron von Dörenberg von 1793—1795.
General v. Biſchofswerder von 1795—1803.

Ueber die Beſitzzeiten der erſtgenannten drei iſt wenig zu ſagen. v. Münchow errichtete ſeiner verſtorbenen Frau ein Rococo-Denkmal mit der Inſchrift: „Friede ſei über ihrer würdigen Aſche;“ Dorville und Dörenberg gingen ſpurlos vorüber. Erſt mit General von Biſchofswerder begann eine neue Zeit. Marquardt trat in die Reihe der hiſtoriſchen Plätze ein.

Marquardt von 1795—1803.

General v. Biſchofswerder.

Die Zeit der Heerlager war vorüber, der Baſeler Friede geſchloſſen; in demſelben Jahre war es, 1795, daß der General v. Biſchofswerder Marquardt käuflich an ſich brachte, nach einigen aus dem Vermögen ſeiner zweiten Frau, nach andern aus Mitteln, die ihm der König gewährt hatte. Das letztere iſt das wahrſcheinlichere. Gleichviel, er erſtand es und gab dem Herrenhauſe, dem

Park, dem Dorfe selbst, im Wesentlichen den Charakter, den sie sammt und sonders bis diesen Augenblick zeigen. So wenig Jahre er es besaß, so war dieser Besitz doch epochemachend. Ehe wir darzustellen versuchen, was Marquardt damals sah und erlebte, versuchen wir eine Schilderung des einflußreichen und merkwürdigen Mannes selbst.

Hans Rudolph v. Bischofswerder wurde am 11. November 1740 zu Ostramünde im sächsisch-thüringischen Amte Eckartsberge geboren.*) Die Angabe von Tag und Jahr ist zuverlässig, die Ortsangabe fraglich. Sein Vater war Adjutant bei dem Marschall von Sachsen, warb für Frankreich das Regiment Chaumontet und starb als Oberst im Dienst der Generalstaaten.

Hans Rudolph v. Bischofswerder studirte von 1756 an zu Halle, nahm dann Kriegsdienste und trat 1760 in das preußische Regiment Carabiniers, dessen Commandeur ihn zu seinem Adjutanten machte. In dieser Eigenschaft wohnte er den letzten Kämpfen des siebenjährigen Krieges bei. Noch während der Campagne stürzte er mit dem Pferde, erlitt einen Rippenbruch, und zunächst wenigstens sich außer Stande sehend, die militärische Laufbahn fortzusetzen, begab er sich auf sein Landgut in der sächsischen Lausitz, wo er sich 1764 mit einer Tochter des kursächsischen Kammerherrn v. Wilke vermählte. Er lebte hier mehrere Jahre in glücklicher Zurückgezogenheit und „übte, wie es in einer der zeitgenössischen Schriften heißt, all die gesellschaftlichen und häuslichen Tugenden, die ihm die Hochachtung derer, die ihn kannten, erwarben."

---

*) Dies Geburtsdatum festzustellen, war schwierig. Die Geschichts- und Nachschlagebücher geben abwechselnd 1737, 1738 und 1741 an. Monat und Tag werden gar nicht genannt. In dieser Verlegenheit half endlich das Marquardter Kirchenbuch. Es heißt in demselben: Hans Rudolph v. Bischofswerder starb am 30. October 1808, in einem „ruhmvollen Alter" von 62 Jahren 11 Monaten und 19 Tagen. Dies ergiebt das oben im Text angegebene Geburtsdatum. — Eine verwandte Mühe (was gleich hier bemerkt sein mag) haben alle andern Namen-, Zahlen- und Verwandtschafts-Angaben gemacht und nicht immer ist das Resultat ein gleich befriedigendes gewesen. Vieles war absolut nicht in Erfahrung zu bringen. Ich habe das Vermählungsjahr Bischofswerders mit seiner zweiten Gemahlin, Gräfin Pinto, nicht mit Sicherheit feststellen können. Bestimmte Angaben hierüber würden mit Dank entgegengenommen werden.

Sein guter Ruf verſchaffte ihm die Ehre, als Cavalier an den ſächſiſchen Hof gerufen zu werden. Von hier aus machte er mit dem Prinzen Xaver eine Reiſe nach Frankreich. Bald nach ſeiner Rückkehr wurde er Kammerherr des Kurfürſten, hiernächſt Stallmeiſter des Prinzen Karl, Herzogs von Kurland.

Herzog Karl von Kurland, Sohn Friedrich Auguſt II., lebte damals zumeiſt in Dresden und gehörte in erſter Reihe zu jener nicht kleinen Zahl von Fürſtlichkeiten, die für das epidemiſch auftretende Ordensweſen, für Goldmachekunſt und Geiſter-Erſcheinungen ein lebhaftes Intereſſe zeigten.

So konnte es denn kaum ausbleiben, daß auch Biſchofswerder, wie alle übrigen Perſonen des Hofes, zu jenen Alchymiſten und Wunderleuten in nähere Beziehung trat, die damals beim Herzoge aus- und eingingen. Unter dieſen war Johann Georg Schrepfer der bemerkenswertheſte. Er beſaß einen „Apparat", der ſo ziemlich das Beſte leiſtete, was, nach dieſer Seite hin, in damaliger Zeit geleiſtet werden konnte. Dazu war er kühn und von einem gewiſſen ehrlichen Glauben an ſich ſelbſt. Es ſcheint, daß er, inmitten aller ſeiner Betrügereien, doch ganz aufrichtig die Meinung unterhielt: jeder Tag bringt Wunder; warum ſollte am Ende nicht auch mir zu Liebe ein Wunder geſchehn? Als trotz dieſes Glaubens die eingeſiegelten Papierſchnitzel nicht zu Golde werden wollten, erſchoß er ſich im Leipziger Roſenthal (1774). Biſchofswerder war unter den Freunden, die ihn auf dieſem Gange begleiteten und denen er eine „wunderbare Erſcheinung" zugeſagt hatte.

Die ganze Schrepfer-Epiſode hatte als Schwindel-Comödie geendet. Aber ſo ſehr ſie für Unbefangene dieſen Stempel trug, ſo wenig waren die Adepten geneigt, ihren Meiſter und ſeine Kunſt aufzugeben. Man trat die Schrepferſche Erbſchaft an und citirte weiter. Friedrich Förſter erzählt: „Biſchofswerder, in einem Vorgefühl, daß hier ein Schatz, eine Brücke zu Glück und Macht gefunden ſei, wußte den Schrepferſchen Apparat zu erwerben." Doch iſt dies nicht allzu wahrſcheinlich. Wenn Biſchofswerder ſpäter ſehr ähnlich operirte, ſo konnte er es, weil ein längerer intimer Verkehr mit dem „Meiſter" ihn in alle Geheimniſſe eingeführt hatte.

Der prosaische Ausgang Schrepfers — prosaisch, trotzdem er mit einem Pistolenschuß endete — hatte unseren Bischofswerder nicht umgestimmt, aber verstimmt; er gab Dresden auf, oder mußte es aufgeben, da der ganze Hergang doch viel von sich reden machte und nicht gerade zu Gunsten der Betheiligten. Er ging nach Schlesien und lebte einige Zeit (1774—75) in der Nähe von Grüneberg, auf den Gütern des Generals v. Frankenberg. Bischofswerders äußere Lage war damals eine sehr bedrückte.

Dieser Aufenthalt vermittelte auch wohl den Wiedereintritt B.'s in den preußischen Dienst, der nach einigen Angaben 1775 oder 76, nach anderen erst bei Ausbruch des baierischen Erbfolgekriegs 1778 erfolgte. Prinz Heinrich verlangte ihn zum Adjutanten; als sich diesem Verlangen indeß Hindernisse in den Weg stellten, errichtete v. B., inzwischen zum Major avancirt, ein sächsisches Jägercorps, das der Armee des „Rheinsberger Prinzen" zugetheilt wurde.

Beim Frieden hatte diese Jägertruppe das Schicksal, das ähnliche Corps immer zu haben pflegen: es wurde aufgelöst. König Friedrich II. indeß, „der die Menschen kannte", nahm den nunmehrigen Major v. Bischofswerder in seine Suite auf, worauf sich dieser in Potsdam niederließ. Die schon citirte Schrift schreibt über die sich unmittelbar anschließende Epoche (von 1780—86) das Folgende:

„Um diese Zeit war es auch, daß der damalige Prinz von Preußen, der spätere König Friedrich Wilhelm II., ihn kennen lernte und seines besonderen Zutrauens würdig fand. Wobei übrigens eigens bemerkt sein mag, daß v. Bischofswerder der einzige aus der Umgebung des Prinzen war, welchen König Friedrich hochzuachten und auszuzeichnen fortfuhr, so groß war die gute Meinung des Königs von Herrn v. B., so fest hielt er sich überzeugt, daß er nicht im Stande wäre, dem Prinzen böse Rathschläge zu ertheilen. Noch mehr. Der Prinz brauchte Bischofswerder, um sich bei den Ministern nach dem Gange der Staatsgeschäfte zu erkundigen, und der König, obwohl er dies wußte, zeigte keinen Argwohn."

Wir laſſen dahingeſtellt ſein, in wie weit eine der Familie Biſchofswerder wohlwollende Feder, deren es nicht allzu viele gab, hier die Dinge günſtiger ſchilderte, als ſie in Wahrheit lagen; gewiß iſt nur, daß die Abneigung des großen Königs ſich mehr gegen Wöllner und die Enke, die ſpätere Rietz-Lichtenau, als gegen Biſchofswerder richtete, und daß, was immer auch es mit dieſer Abneigung auf ſich haben mochte, ſie jedenfalls die Vertrauens-Stellung zum Prinzen von Preußen, die er einnahm, nicht tangirte. In dieſer befeſtigte er ſich vielmehr ſo, daß, als ſich im Auguſt 1786 die „großen Alten-Fritzen-Augen" endlich ſchloſſen, der Eintritt Biſchofswerders in die Stellung eines allvermögenden Günſtlings Niemanden mehr überraſchte. Dabei ſuchte er durch Friedensſchlüſſe mit ſeinen Gegnern, beiſpielsweiſe mit der Rietz, namentlich aber auch durch Beſetzung einflußreicher Stellen mit Mitgliedern ſeiner Familie, ſeine eigene Machtſtellung mehr und mehr zu befeſtigen.

Seine beiden Töchter erſter Ehe wurden zu Dames d'atour bei der Königin, die in Monbijou ihren Hofſtaat hatte, ernannt; ſeine Gemahlin aber war er, nach dem Tode der Frau v. Reith, bemüht, in die Stellung einer Oberhofmeiſterin einrücken zu laſſen. So war er denn allmächtiger Miniſter, war es und blieb es durch alle Wechſelfälle einer elfjährigen Regierung hindurch und die Frage mag ſchon hier in Kürze angeregt und beantwortet werden: *wodurch wurde die Machtſtellung gewonnen und behauptet?* Die gewöhnliche Antwort lautet: durch ſervile Complaiſance, durch Unterſtützen oder Gewährenlaſſen jeder Schwäche, durch Schweigen, wo ſich Reden geziemte, durch feige Unterordnung, die kein anderes Ziel kannte, als Feſthalten des Gewonnenen, durch *jedes* Mittel, nöthigenfalls auch durch „Diavolini" und Geiſterſeherei. Wir halten dieſe Auffaſſung für falſch. Der damalige Hof, König und Umgebung, hatte ſeine weltkundigen Gebrechen; aber das Schlimmſte nach dieſer Seite hin lag weit zurück; das „Marmorpalais" repräſentirte *nicht* jene elende Verſchmelzung von Luſt und Trägheit, von Geiſtloſigkeit und Aberglauben, als welche man nicht müde geworden iſt, es darzuſtellen; man hatte *auch* Principien, und ein wie ſtarkes Reſiduum von Erregtheit und Erſchlaffung, von großem Wollen und kleinem Können auch verbleiben mag, niemals iſt eine

ganze Epoche so weit über Recht und Gebühr hinaus gebrandmarkt worden, wie die Tage Friedrich Wilhelms II. und seines Ministers. Wir kommen, wenn wir am Schluß eine Charakteristirung Bischofswerders versuchen, ausführlicher auf diesen Punkt zurück.

Die Campagnen und auswärtigen Verwicklungen, die fast die ganze Regierungszeit des Königs, wenigstens bis 1795, ausfüllten, riefen, wie diesen selbst, so auch seinen Minister vielfach ins Feld. Diplomatische Missionen schoben sich ein. v. B. nahm Theil an dem Congresse zu Sziſtowe, brachte mit Lord Elgin die Pillnitzer Convention (Ergreifung von Maßregeln gegen die französische Revolution) zu Stande, begleitete den König 1792 während des Champagne-Feldzugs und ging bald darauf als Gesandter nach Paris, von wo er 1794 zurückkehrte.

Das nächste Jahr brachte den Frieden. Mit dem Friedensschluß zusammen fiel der Erwerb von Marquardt. Schon einige Jahre früher, 1790 oder vielleicht schon 1789, hatte er sich zum zweiten Male verheirathet.

Die hohe Politik, die Zeit der Strebungen, lag zurück. Das Idyll nahm seinen Anfang.

Wir begleiten nun den Günstling-General durch die letzten 8 Jahre seines Lebens. Es sind Jahre in Marquardt.

Das neue Leben wurde durch das denkbar froheste Ereigniß inaugurirt: durch die Geburt eines Sohnes, eines Erben. Das alte Haus Bischofswerder, das bis dahin nur auf zwei Augen gestanden hatte, stand wieder auf vier. Die Taufe des Sohnes war ein Glanz- und Ehrentag. Der König hatte Pathenstelle angenommen und erschien mit seinen beiden Generaladjutanten v. Rodich und v. Reder. Die feierliche Handlung erfolgte im Schloß. Als Pastor Stiebritz, ein Name, dem wir im Verlauf unsres Aufsatzes noch öfters begegnen werden, die Taufformel sprechen wollte und bis an die Worte gekommen war: „ich taufe dich" stockte er, — die Namen waren ihm abhanden gekommen, der Zettel fehlte. Aber die Verwirrung war nur eine momentane. v. Bischofswerder selbst trat vor, sprach die Namen, und der Pastor, rasch sich wiederfindend, beendete den Act.

Der Taufe folgte die Tafel und im Laufe des Nachmittags ein ländliches Feſt. Der König blieb; die ſchöne Jahreszeit lud dazu ein. Noch leben Leute im Dorfe, achtzigjährige, die ſich dieſes Tages entſinnen. Ein Erinnerungsbaum wurde gepflanzt, ein Ringelreihen getanzt; der König, in weißer Uniform, leuchtete aus dem Kreiſe der Tanzenden hervor. Am Abend brannten Lampions in allen Gängen des Parks, und die Lichter, ſammt den dunklen Schatten der Eichen- und Ahornbäume, ſpiegelten ſich im Schlänitzſee. Sehr ſpät erſt kehrte der König nach Potsdam zurück. Er hatte dem Täufling eine Domherrn-Präbende als Pathengeſchenk in das Taufkiſſen geſteckt. Von Jahr zu Jahr wachſend, ſteigerte ſich der Werth derſelben bis zu einer Jahres-Einnahme von 4500 Thalern.

Zwiſchen dieſem 17. Juli 1795 und dem 16. November 1797 lagen noch zwei Sommer, während welcher der König ſeine Beſuche mehrfach erneuerte. Ob er eintraf, lediglich um ſich des ſchönen Landſchaftsbildes und der loyalen Gaſtlichkeit des Hauſes zu freuen, oder ob er erſchien, um „Geiſterſtimmen“ zu hören, wird wohl für alle Zeiten unaufgeklärt bleiben. Die Dorftradition ſagt, er kam in Begleitung weniger Eingeweihter, meiſt in der Dämmerſtunde (der ſchon erwähnte General-Adjutant v. Reder und der Geheimrath Dr. Eisfeld vom Militär-Waiſenhauſe in Potsdam werden eigens genannt), paſſirte nie die Dorfſtraße, ſondern fuhr über den „Königsdamm“ direct in den Park, hielt vor dem Schloſſe und nahm nun an den Sitzungen Theil, die ſich vorbereiteten. Man begab ſich nach der „Grotte“, einem dunklen Steinbau, der im Parke, nach dem roſenkreuzeriſchen Ritual, in einem mit Akazien bepflanzten Hügel angelegt worden war. Der Eingang, niedrig und kaum mannsbreit, barg ſich hinter Geſträuch. Das Innere der Grotte war mit blauem Laſurſtein moſaikartig ausgelegt, und von der Decke herab hing ein Kronleuchter. In dieſe „blaue Grotte“, deren Licht- und Farben-Effect ein wunderbarer geweſen ſein ſoll, trat man ein; der König nahm Platz. Alsbald wurden Stimmen laut; leiſer Geſang, wie von Harfentönen begleitet. Dann ſtellte der König Fragen und die Geiſter antworteten. Jedes Mal tief ergriffen, kehrte Friedrich Wilhelm ins Schloß und bald darauf nach Potsdam zurück.

So die Tradition. Es wird hinzugesetzt, die Grotte sei doppelwandig gewesen, und eine Vertrauensperson des Ordens habe von diesem Versteck aus die „musikalische Aufführung" geleitet und die Antworten ertheilt. Daß die Grotte eine doppelte Wandung hatte, ist seitdem und zwar durch den jetzigen Besitzer, der den Bau öffnete, um sich von seiner Construction zu überzeugen, über jeden Zweifel hinaus erwiesen worden. Die Lasursteine existiren noch, ebenso der Akazienhügel. Dennoch giebt es Personen, die den ganzen Schatz Marquardter Volkssage einfach für Fabel erklären. Ich kann diesen Personen nicht beistimmen. Es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß Bischofswerder ein Rosenkreuzer war, daß er mehr als einmal in Berlin im Palais der Lichtenau, in Sanssouci in einem am Fuß der Terrasse gelegenen Hause, endlich im Belvedere zu Charlottenburg (Vergl. S. 184) wirklich „Geister" erscheinen ließ und daß er bis zuletzt in seinem Glauben an alchymistische und kabbalistische Vorgänge aushielt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Grotte ähnlichen Zwecken diente und nur darüber kann ein Zweifel sein, ob der König, der im Ganzen vielleicht nur vier, fünf Mal in Marquardt war, an diesen rosenkreuzerischen Reunions theilnahm.

Am 16. November 1797 starb der König. Noch einmal, auf wenige Tage, wurde Bischofswerder aus der Stille von Marquardt herausgerissen und mitten in die Tagesereignisse hineingestellt, aber nur um dann ganz und für immer in die ihm liebgewordene Stille zurückzukehren.

Während des Hinscheidens Friedrich Wilhelms II. befand sich Bischofswerder im Vorzimmer. Er traf rasch und mit Umsicht alle Vorkehrungen, die der Moment erheischte, ließ die Eingänge zum neuen Garten, bez. zum Marmorpalais besetzen, warf sich dann aufs Pferd und eilte nach Berlin, um, als Erster, den Kronprinzen als König zu begrüßen. Er empfing den Stern des schwarzen Adlerordens. Ob diese Auszeichnung ihn einen Augenblick glauben machte, er werde sich auch unter dem neuen Regime behaupten können, lassen wir dahin gestellt sein. Es ist nicht wahrscheinlich. Beim Begräbniß des Königs trat er zum letzten Mal in den Vordergrund.

Es war im Dom; das officielle Preußen war versammelt,

Lichter brannten, Uniform an Uniform, nur vor dem Altar ein leerer Platz: auf der Versenkung, die in die Gruft führt, stand der Sarg. Jetzt wurde das Zeichen gegeben. In demselben Augenblicke trat Bischofswerder, eine Fackel in der Hand, neben den Sarg und der Todte und der Lebende stiegen gleichzeitig in die Tiefe. Es machte auf Alle, auch auf die Gegner des Mannes, einen mächtigen Eindruck. Es war das letzte Geleit. Zugleich symbolisch ausdrückend: ich lasse nun die Welt.

Und er ließ die Welt. Sein Dorf, sein Haus, sein Park füllten von nun an seine Seele. Mit seinen Bauern stand er gut; die Auseinanderlegung der Aecker, die sogenannte „Separation", die gesetzlich erst zehn Jahre später ins Leben trat, führte er durch freie Vereinbarung aus; er erweiterte und schmückte das Schloß, den Park; dem letztern gab er durch Ankauf von Bauerhöfen, deren Brunnenstellen sich noch heut erkennen lassen, wie durch Anpflanzung werthvoller Bäume, seine gegenwärtige Gestalt. Alle Wege, die durch die Gutsäcker führten, ließ er mit Obstbäumen, die er für bedeutende Summen aus dem Dessauischen bezog, bepflanzen und schuf dadurch eine Cultur, die noch jetzt eine nicht unerhebliche jährliche Rente abwirft. Er hatte ganz die Ackerbau-Passion, den tiefen Zug für Natur, Abgeschiedenheit und Stille, den man bei allen Personen beobachten kann, die sich aus der Hofsphäre oder aus hohen Berufsstellungen in einfache Verhältnisse, aus dem glänzenden Schein in die Wirklichkeit des Lebens zurückziehen.

Der Verkehr im Hause war nichtsdestoweniger ein ziemlich reger. Die katholischen und ökonomischen Grundsätze seiner zweiten Frau griffen zwar gelegentlich störend ein; seine Bonhommie wußte aber alles wieder auszugleichen. Mit dem benachbarten Adel stand er auf gutem Fuß; die Beziehungen zur Potsdamer Gesellschaft waren wenigstens nicht abgebrochen; nur die eigentlichen Hofkreise, die der an oberster Stelle herrschenden Empfindung Folge geben mußten, hielt sich zurück. Friedrich Wilhelm III., so oft er auch auf dem Wege nach Paretz das Marquardter Herrenhaus zu passiren hatte, hielt nie vor demselben an; die Jahre, die nun mal die Signatur: Rietz, Wöllner, Bischofswerder trugen, trotzdem er zu dem letzteren nie in einem directen Gegensatze stand, lebten

zu unliebſam in der Erinnerung fort, um eine Annäherung wünſchenswerth erſcheinen zu laſſen.

So kam der Herbſt 1803 und mit ihm das Scheiden. Die Arcana und Panaceen konnten's nicht abwenden; das „Lebenselixir", von dem er täglich einen Tropfen nahm, und das rothſeidene Kiſſen, das er als Amulett auf der Bruſt trug, ſie mußten weichen vor einer ſtärkeren Macht, die ſich mehr und mehr ankündigte. Der Erbring mit dem weißen Milchſtein dunkelte raſch auf dem Zeigefinger, an dem er ihn trug, und ſo wußte er denn, daß ſeine letzte Stunde nahe ſei. Er las im Swendenborg, als der Tod ihn antrat. Nach kurzem Kampfe verſchied er in ſeinem Stadthauſe zu Potsdam. Es war am 30. October.

Er war in Potsdam geſtorben, aber nach letztwilliger Verfügung wollte er in Marquardt begraben ſein. Nicht in der Kirche, auch nicht auf dem Kirchhofe, ſondern im Park zwiſchen Schloß und Grotte. In wenig Tagen galt es alſo ein Erbbegräbniß herzuſtellen.

Eine runde Gruft wurde gegraben, etwa von Tiefe und Durchmeſſer eines Wohnzimmers, und die Maurer arbeiteten emſig, um dem großen Raum eine maſſive Wandung zu geben. Als der vierte Tag zu Ende ging, der Tag von dem feſtgeſetzten Begräbniß, mußt' auch, um's fertig zu ſchaffen, die Nacht mit zu Hilfe genommen werden, und bei Fackelſchein, während der erſte Schnee auf den kahlen Parkbäumen lag, wurde das Werk wirklich beendet.

Am 4. November früh erſchien von Potsdam her der mit ſechs Pferden beſpannte Wagen, der den Sarg trug; die Beiſetzung erfolgte und zum erſten Male ſchloß ſich die runde Gartengruft. Nur noch zwei Mal wurde ſie geöffnet. Ein Aſchenkrug ohne Namen und Inſchrift wurde auf das Grab geſtellt.

Epheu wuchs darüber hin wie über ein Gartenbeet.

* * *

Wir verſuchen, nachdem wir in Vorſtehendem alles zuſammentragen, was wir über den Lebensgang von Biſchofswerder in Erfahrung bringen konnten, nunmehr eine Schilderung ſeiner Perſon und ſeines Charakters.

Er war ein ſtattlicher Mann, von regelmäßigen und an-

ſprechenden Geſichtszügen, in allen Leibesübungen und ritterlichen Künſten wohl erfahren, ein Meiſter im Fahren und Fechten, im Schießen und Schwimmen, von gefälligen Formen und bei den Frauen wohlgelitten. Er blieb bis zuletzt ein „ſchöner Mann“. Seltſamerweiſe haben ihm Neid und Uebelwollen auch dieſe Vorzüge der äußern Erſcheinung abſprechen wollen. In den franzöſiſch geſchriebenen Anmerkungen zu den „Geheimen Briefen“ wird er einfach als eine „traurige Figur“ (figure triste) bezeichnet. Der Schreiber jener Zeilen kann ihn nie geſehen haben. Der erſt 1858 geſtorbene Sohn Biſchofswerders, eine ächte Garde du Corps-Erſcheinung, war das Abbild des Vaters und übernahm noch nachträglich eine Art Beweisführung für die Stattlichkeit des „Günſtling-Generals“.

Der oft verſuchten Schilderung ſeines Charakters ſind im Großen und Ganzen die Urtheile der „Vertrauten Briefe“, der „Geheimen Briefe“, der „Anmerkungen“ zu den Geheimen Briefen und die Briefe Mirabeau's zu Grunde gelegt worden. Es ſteht aber wohl nach gerade feſt, daß alle dieſe Briefe unendlich wenig Werth als hiſtoriſche Documente haben und daß ſie durch Uebelwollen, Parteiverblendung oder bare Unkenntniß dictirt wurden. In letzterem Falle gaben ſie lediglich das Tagesgeſchwätz, das kritikloſe Geplauder einer ſcandalſüchtigen und mediſanten Geſellſchaft wieder. So heißt es in den „Vertrauten Briefen“ des Herrn v. Cöllen: „Biſchofswerder war ein ganz gewöhnlicher Kopf. Sein Gemüth war den äußeren Eindrücken zu ſehr offen, woraus eine große Schwäche des Willens entſtand. Ganz gemein aber war er nicht.“ Dieſe letzte halbe Zeile, in ihrem Anlauf zu einer Ehrenrettung, iſt beſonders bösartig, weil ſie ſich das Anſehen einer gewiſſen Unparteilichkeit giebt. Weit hinaus aber über das Uebelwollen der „Vertrauten Briefe“, die an einzelnen Stellen immerhin das Richtige treffen mögen, gehen die „Anmerkungen“ zu den Geheimen Briefen, in denen wir folgendem Paſſus begegnen:

„La fortune a quelquefois employé des hommes sans grande capacité dans l'administration des Etats; mais rarement elle a choisi un si triste sujet que ce Bischofswerder: naissance ordinaire, figure triste, physionomie per-

fide, élocution embarrassée; ne connoissant ni le pays qu'il a quitté, ni celui qui l'a recueilli, ni ceux qui intéressant la Prusse. N'étant ni militaire, ni financier, ni politique, ni économiste. Un de ces hommes enfin que la nature a condamné à l'obscurité et à végéter dans la foule. Voilà l'homme qui règne en Prusse."

Wir verweilen bei dieſen Auslaſſungen nicht, eben weil ſie zu ſehr den Stempel des Pasquills tragen, und wenden uns lieber der Darſtellung zu, die ein anerkannter Hiſtoriker von dem Charakter B.'s gegeben hat, um dann an dieſes maßvolle Urtheil anzuknüpfen.

J. C. F. Manſo in ſeiner „Geſchichte des Preußiſchen Staates vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariſer Abkunft" ſagt über Biſchofswerder:

„In den Feſſeln der Roſenkreuzerei verlor er früh die unbefangene Anſicht des Lebens. . . . Selten übte ein Menſch die Kunſt, andere zu erforſchen und ſich zu verbergen, glücklicher und geſchickter als er. Ihm war es nicht gleichgültig, wem er ſein Haus am Tage und wem er es in der Dunkelheit öffne. Sein ganzes Weſen trug das Gepräge der Umſichtigkeit, und wenn er reden mußte, wo er lieber geſchwiegen hätte, bewahrte er ſich ſorgfältig genug, um nichts von ſeinem Innern zu enthüllen. Rath gab er nie ungefragt, und den er gab, hielt er für ſicherer oder verdienſtlicher, dem Fragenden unterzuſchieben; auch des Ruhms, der ihm aus dem gegebenen zuwachſen konnte, entäußerte er ſich mit ſeltener Willfährigkeit. . . . Friedrich Wilhelm ward nie durch ihn in der Ueberzeugung geſtört, er wäge, wähle und beſchließe allein. . . . Das Vorurtheil uneigennütziger Anhänglichkeit, das er für ſich hatte, reichte hin, Verdächtige zu entfernen und Geprüftere zu empfehlen. So gelang ihm, wonach er ſtrebte. Er ward reich durch die Huld des Monarchen, ohne Vorwurf, und der erſte im Staate, ohne Verantwortlichkeit. . . . Anmaßungen, nicht Vergünſtigungen gefährden."

Dies Urtheil Manſo's, wenn wir von dem Irrthum abſehen, daß er v. B. als „reich" bezeichnet, wird im Weſentlichen zutreffen. Aber was enthält es, um den Mann oder ſeinen Namen mit einem Makel zu behaften? Was andres tritt einem entgegen,

als ein lebenskluger, mit Gaben zweiten Ranges ausgerüsteter Mann, der scharf beobachtete, wenig sprach, keinerlei Ansprüche erhob, auf die glänzende Außenseite des Ruhmes verzichtete und sich begnügte, in aller Stille einflußreich zu sein. Wir bekennen offen, daß uns derartig angelegte Naturen nicht gerade sonderlich sympathisch berühren, und daß uns solche, die, zumal in hohen Stellungen, mehr aus dem Vollen zu arbeiten verstehen, mächtiger und wohlthuender zu erfassen wissen; aber, wohlthuend oder nicht, was liegt hier vor, das, an und für sich schon, einen besonderen Tadel herausforderte? Zu einem solchen würde erst Grund vorhanden sein, wenn Bischofswerder seinen Einfluß, den er unbestritten hatte, zu bösen Dingen geltend gemacht hätte. Aber wo sind diese bösen Dinge? Wenn die ganze damalige auswärtige Politik Preußens — was übrigens doch noch fraglich bleibt — auf ihn zurückgeführt werden muß, wenn also der Zug gegen Holland, der Zug in die Champagne, der Zug gegen Polen und schließlich wiederum der Baseler Frieden sein Werk sind, so nehmen wir nicht Anstand zu erklären, daß er in allem das Richtige getroffen hat. Die drei Kriegszüge erwuchsen aus einem und demselben Princip, das man nicht umhin können wird, in einem königlichen Staate, in einer absoluten Monarchie, als das Richtige anzusehen. Ob die Kriegsleistungen selbst, besonders der Feldzug in der Champagne, auf besonderer Höhe standen, das ist eine zweite Frage, die, wie die Antwort auch ausfallen möge, keinesfalls eine Schuld involvirt, für die Bischofswerder verantwortlich gemacht werden kann. Er hatte gewiß den Ehrgeiz, einflußreich und Günstling seines königlichen Herrn zu sein, aber er eroberte sich diese Stellung weder durch schnöde Mittel, noch that er Schnödes, so lang er im Besitz dieser Stellung war. Er diente dem Könige und dem Lande nach seiner besten Ueberzeugung, die, wie wir ausgeführt, nicht blos eine individuell berechtigte, sondern eine absolut zulässige war. Er war klug, umsichtig, thätig und steht frei da von dem Vorwurf, sich bereichert oder Andere verdrängt und geschädigt zu haben. Was ihn dem Könige werth machte (darin stimmen wir einer Kritik bei, die sich gegen die oben citirten französischen „Anmerkungen“ richtet), waren: des

moeurs pures, beaucoup d'honnêteté dans le sentiment, un désintéressement parfait, un grand amour pour le travail.

In dieſer Kritik vermiſſen wir nur eines noch, was uns den Mann ganz beſonders zu charakteriſiren ſcheint, ſeinen bon sens in allen praktiſchen Dingen, wohin wir in erſter Reihe auch die Politik rechnen, das klare Erkennen von dem, was ſtatthaft und unſtatthaft, was möglich und unmöglich iſt. Ueber dieſe glänzendſte Seite Biſchofswerders giebt uns Maſſenbach in ſeinen „Memoiren zur Geſchichte des preußiſchen Staates" Aufſchluß. Dieſer (Maſſenbach) verfolgte damals, 1795 bis 1797, zwei Lieblings-Ideen: „Bündniß mit Frankreich" und „Neu-Organiſation des General-Quartiermeiſterſtabes", — wohl daſſelbe, was wir jetzt Generalſtab nennen.

In den Memoiren heißt es wörtlich: „Ich ſuchte den General v. Biſchofswerder für meine Anſichten zu gewinnen. Es hielt ſchwer, dieſen Mann in ſeinem Zimmer zu ſprechen. Deſto öfter traf ich ihn auf Spazierritten. Er liebte den Weg, der ſich vor dem Nauenſchen Thore auf der ſogenannten Potsdamer Inſel, längs der Weinberge hinzieht. Da paßte ich ihm auf, kam wie von ungefähr um die Ecke herum, und bat um die Erlaubniß ihn begleiten zu dürfen. Das Geſpräch fing gewöhnlich mit dem Lobe ſeines Pferdes an; nach und nach kamen wir auf die Materie, die ich zur Sprache bringen wollte. Ich gebe hier eines dieſer Geſpräche, worin ich ihm, wie ſchon bei einer früheren Gelegenheit, ein Bündniß mit Frankreich empfahl.

Ich. (Maſſenbach.) Preußen muß ſich feſt mit Frankreich verbinden, wenn es ſich nicht unter das ruſſiſche Joch beugen ſoll.

Biſchofswerder. Aber bedenken Sie doch, daß der König mit der Directorial-Regierung kein Freundſchaftsbündniß errichten kann. Unter den Directoren befinden ſich einige, die für den Tod ihres Königs geſtimmt haben. Mit Königsmördern kann kein König tractiren.

Ich. Tractiren? Wir haben ja in Baſel tractirt. Und gab der ſtaatskluge Mazarin ſeinem Zöglinge nicht den Rath, den Königsmörder Cromwell ſeinen „lieben Bruder" zu nennen? Das Intereſſe des Staates entſcheidet hier allein.

Biſchofswerder. Man hat keine Garantie. Morgen werden

die „fünf Männer“ von ihren Thronen gejagt und nach Südamerika geschickt. Es ist eine revolutionäre Regierung.

Ich. Die englische Regierung ist es auch. Georg III. ist nicht nur ein schwacher Mann, er ist weniger als nichts; er ist wahnsinnig . . . Heute negociiren wir mit Pitt, morgen ist ein Bute an der Spitze der Angelegenheiten. Die englische Regierung giebt uns auch keine Sicherheit. Wir haben mit der französischen Regierung unterhandelt; wir haben sie anerkannt; wir haben ihr eine diplomatische Existenz gegeben und uns dadurch den Haß aller Mächte zugezogen. Einmal mit diesem Hasse beladen, gehe man noch einen Schritt weiter. . .

Bischofswerder. Sie gehen zu weit, Massenbach. Eine solche Idee dem Könige vorzutragen, kann ich nicht wagen. Auch kann ich Ihrer Meinung nicht beipflichten. Allianz mit Frankreich! Das ist zu früh. Die Dinge in Frankreich haben noch keine Consistenz.

Dies war im Frühjahr 1796.

Die zweite, noch weit eingehendere Unterredung, so fährt Massenbach fort, die ich mit Bischofswerder um diese Zeit hatte, bezog sich auf die Neu-Organisation des Generalquartiermeisterstabes. Ich bat um die Erlaubniß, ihm meinen Aufsatz über die Nothwendigkeit einer „Verbindung der Kriegs- und Staats-Kunde“ vorlesen zu dürfen. Dies geschah denn auch an zwei Abenden, die ich bei Bischofswerder unter vier Augen zubrachte. Er machte, als ich geendet hatte, einige treffende Bemerkungen. Unter andern sagte er Folgendes: „Selbst angenommen, daß dies alles nur politisch-militärische Romane wären, so würde doch die Lectüre derselben den Prinzen des königlichen Hauses ungemein nützlich sein, nützlicher als die Lectüre von Grandison und Lovelace. Die jungen Herren würden dadurch die militärische Statistik unseres Staates und der benachbarten Staaten kennen lernen.“

Das Ende meines Aufsatzes, so schließt Massenbach, ließ er sich zweimal vorlesen. Er lächelte. Als ich in ihn drang, mir dies Lächeln zu erklären, sagte er: „Der Generalstab wird, wenn Ihre Idee zur Ausführung kommt, eine geschlossene Gesell-

schaft, die einen entscheidenden Einfluß auf die Regierung des Staates haben wird. Ihr General-Quartiermeister greift in alle Staatsverhältnisse ein. Sein Einfluß wird größer, als der des jetzigen General-Adjutanten. So lange Zastrow der vortragende General-Adjutant ist, wird Ihre Idee nicht ausgeführt werden. Jetzt müssen Sie diese Idee gar nicht mehr zur Sprache bringen. Theilen Sie solche Niemandem mit. Die Sache spricht sich herum, und Sie haben dann große Schwierigkeiten zu bekämpfen.... Ihren Antrag wegen der Reisen der Offiziere des Generalquartiermeister-Stabes will ich gern beim Könige unterstützen." (Dies geschah.)

Massenbach, der immer Gerechtigkeit gegen Bischofswerder geübt und nur seine Geheimthuerei, sein sich verläugnen-lassen und sein diplomatisch-undeutliches Sprechen, das er „Bauchrednerei" nannte, gelegentlich persiflirt hatte, war nach diesen Unterredungen so entzückt, daß er ihre Aufzeichnung mit den Worten begleitet: „Ich gewann den Mann lieb; er erschien mir einsichtsvoll und ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu embrassiren."

Wenn nun auch einzuräumen ist, daß der immer Pläne habende Massenbach durch ein solches Eingehen auf seine Ideen bestochen sein mußte, so muß doch auch die nüchternste Kritik, die an diese Dialoge herantritt, eingestehn, daß sich überall ein Princip, und doch zugleich nirgends eine principielle Verranntheit, daß sich vielmehr Feinheit, Wohlwollen, Verständigkeit und selbst Offenheit darin aussprechen. Ein Mann, wie Bischofswerder gewöhnlich geschildert zu werden pflegt, hätte eher eine Fluchtreise nach Berlin oder nach Marquardt gemacht, als daß er sich dazu verstanden hätte, sich einen langen Aufsatz über die Neu-Organisation des Generalstabes an zwei Abenden vorlesen zu lassen. In dieser einen Thatsache liegt ausgesprochen, daß er ein fleißiger, gewissenhafter, geistigen Dingen sehr wohl zugeneigter Mann war.*)

*) Auch dies ist bestritten worden. Man gefiel sich darin, den König, seinen Günstling, den ganzen Hof als absolut unliterarisch, als todt gegen alles Geistige darzustellen. Sehr mit Unrecht. Ignaz Feßler, in seinem Buche „Rückblicke auf meine 70jährige Pilgerfahrt" (Breslau, W. G. Korn 1824) schreibt: Ich stand mit auf der Liste, die der Minister für Schlesien, Graf Hoym, als eine Art Conspiratoren-Verzeichniß beim Könige eingereicht

Wir haben dieſe Citate gegeben, um unſere Anſicht über den geſunden Sinn Biſchofswerders, über ſeine Urtheilskraft und ſeine politiſche Befähigung zu unterſtützen; es bleibt uns doch die wichtige Frage zur Erwägung übrig: war er ein Roſenkreuzeriſcher Charlatan? Was wir zu ſagen haben, iſt das Folgende: Ein Roſenkreuzer war er gewiß, ein Charlatan war er nicht. Er glaubte eben an dieſe Dinge. Daß er, wie bei Aufführung einer Shakeſpeareſchen Tragödie, mit allerhand Theaterapparat Geiſter citirte, eine Sache, die zugegeben werden muß, ſcheint dagegen zu ſprechen. Aber es ſcheint nur. Dieſe Gegenſätze, ſo meinen wir, vertragen ſich ſehr wohl mit einander.

Es iſt bei Beurtheilung dieſer Dinge durchaus nöthig, ſich in das Weſen des vorigen Jahrhunderts, inſonderheit des letzten Viertels, zurückzuverſetzen. Die Welt hatte vielfach die Aufklärung ſatt. Man ſehnte ſich wieder nach dem Dunkel, dem Räthſelhaften, dem Wunder. In dieſe Zeit fiel v. Biſchofswerders Jugend. Wenn man die Berichte über Schrepfer lieſt, ſo muß jeder Unbefangene den Eindruck haben: Biſchofswerder glaubte daran. Selbſt als Schrepfer zu einer höchſt fragwürdigen Geſtalt geworden war, blieb v. B. unerſchüttert; er unterſchied Perſon und Sache. Es iſt, nach allem, was wir von ihm wiſſen, für uns feſtſtehend, daß er an das Hereinragen einer überirdiſchen Welt in die irdiſche ſo aufrichtig glaubte, wie nur jemals von irgend Jemandem daran geglaubt worden iſt. Der gelegentliche Zweifel, ja, was mehr ſagen will, das gelegentliche Spielen mit der Sache ändert daran nichts. Wenn irgendwer, groß oder klein, gebildet oder ungebildet, mit umgeſchlagenem weißen Laken den Geiſt ſpielt und auf dem dritten Hausboden unerwartet einem andern „Geſpenſt“ begegnet,

---

hatte. Es traf ſich aber, daß General v. Biſchofswerder, wenige Tage zuvor, einiges aus meinem „Marc Aurel“ dem Könige vorgeleſen hatte, der nunmehr ohne Weiteres den Namen Feßler durchſtrich, dabei bemerkend: „Der iſt kein Schwindelkopf, er iſt monarchiſch geſinnt, wie ſein Marc Aurel zeigt.“ So geringfügig dieſer Hergang iſt, ſo lehrreich iſt er doch auch. Er zeigt, ebenſo wie das oben aus Maſſenbachs Memoiren Mitgetheilte, daß ſich der Hof Friedrich Wilhelms II. (und in erſter Reihe ſein Generaladjutant) ſehr wohl um literariſche Dinge kümmerte, ſcharf aufpaßte und ſich danach ein Bild von den Perſonen machte.

ſo ſind wir ſicher, daß ihm in ſeiner „Geiſtähnlichkeit“ ſehr bange werden wird. Ein ſolches Spiel, weitab davon, ein Beweis freigeiſtigen Drüberſtehens zu ſein, ſchiebt ſich nur wie ein gewagtes Intermezzo in die allgemeine myſtiſche Lebensanſchauung ein.

So war es mit Biſchofswerder. Was ihn bewog, den Aberglauben, dem er dienſtbar war, ſich je zuweilen auch dienſtbar zu machen, wird muthmaßlich unaufgeklärt bleiben; ein von Parteiſtreit unverwirrter Einblick in ſein Leben ſpricht aber entſchieden dafür, daß es nicht zu ſelbſtiſchen Zwecken geſchah. Und das iſt der Punkt, auf den es ankommt, wo ſich Ehre und Unehre ſcheiden. Der Umſtand, daß die ganze Familie, weit über die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts hinaus, in dieſer Empfindungswelt beharrte, iſt bei Beurtheilung der ganzen Frage nicht zu überſehen und mag allerdings als ein weiterer Beweis dafür dienen, daß hier ſeit lange ein Etwas im Blute lag, das einer myſtiſch-ſpiritualiſtiſchen Anſchauung günſtig war.

Wir kommen in der Folge darauf zurück und wenden uns zunächſt einem neuen Abſchnitt des Marquardter Lebens zu.

Marquardt von 1803—1833.

Frau v. Biſchofswerder, geb. v. Tarrach, verw. Gräfin Pinto.

Beim Tode Biſchofswerders war ſein Sohn und Erbe erſt 8 Jahre alt; es trat alſo eine Vormundſchaft ein. Dieſe Vormundſchaft führte die Mutter und blieb, weit über die Minorennitätsjahre ihres Sohnes hinaus (den der Dienſt in Berlin und Potsdam feſſelte), nicht de jure aber doch de facto, die Regentin von Marquardt bis zu ihrem Tode. Auf dieſe 30 Jahre richten wir jetzt unſere Aufmerkſamkeit. Zunächſt auf die Dame ſelbſt.

Frau Generalin v. Biſchofswerder war eine geborene v. Tarrach. Ihr Vater war der Geheime Finanzrath v. Tarrach zu Tilſit, deſſen Kinder es alle zu hohen Stellungen in Staat und Geſellſchaft

brachten. Sein Sohn war in den zwanziger Jahren preußischer Gesandter in Stockholm, eine jüngere Tochter vermählte sich mit dem Marquis von Lucchesini, die älteste, Wilhelmine Catharine, wurde die Frau des Günstling-Generals und Ministers v. Bischofswerder.

Aber sie wurde es erst in zweiter Ehe. Ihre erste Ehe schloß sie mit dem Grafen Ignaz Pinto, den Friedrich der Große um 1770 aus sardinischen Diensten nach Preußen berufen, zum Flügeladjutanten gemacht und zum Mitgründer des unter ihm gebildeten Generalstabes, zum General-Feldbaumeister, zum Maréchal de logis de l'armée und zum Generaladjutanten ernannt hatte. Gleichzeitig hatte er ihm verschiedene Güter in Schlesien, darunter Mettkau im Neumarkter Kreise, so wie das Incolat als schlesischen Grafen verliehen. Man sieht, es war dem Fräulein v. Tarrach das seltene Glück beschieden, den Günstlingen zweier Könige die Hand reichen zu können.

Graf Pinto starb 1788. Seine Wittwe, die Gräfin, war damals 31 Jahr alt. Sie trat sehr bald zu Bischofswerder, der etwa um eben diese Zeit Wittwer geworden war, in nähere Beziehungen, und klug und schön wie sie war, (sie „schoß" ein wenig mit den Augen, und die medisirenden Hofleute sagten: elle est belle, mais ses yeux „ne marchent pas bien"), nahm das Verhältniß einen wirklichen Zärtlichkeitston an, der, wenigstens damals, zwischen Leuten von Welt zu den Ausnahmen zählte. Es scheint, dieser Ton überdauerte selbst die Flitterwochen, die sehr wahrscheinlich in den Sommer 1789 oder 90 fielen. 1792 während des Champagne-Feldzuges wurde von französischen Truppen eine eben eingetroffene preußische Feldpost erbeutet und acht Tage später las irgend ein Montagnard in der National-Versammlung die Zeilen vor, die Frau v. Bischofswerder an ihren Gemahl ins Feldlager gerichtet hatte. Der entschieden lyrische Grundton dieses Briefes erweckte die Heiterkeit der Versammlung.

Das war in den ersten Jahren. Aber die Intimität blieb. Ein Sohn und drei Töchter wurden aus dieser zweiten Ehe geboren, so daß damals im Marquardter Herrenhause alle Arten von Stiefgeschwistern anzutreffen waren: Kinder aus der ersten Ehe des Herrn v. Bischofswerder, Kinder aus der ersten Ehe der

Frau v. Biſchofswerder (mit dem Grafen Pinto) und Kinder aus der zweiten Ehe beider. Die gräflich Pinto'ſchen Kinder ſcheinen übrigens nur ausnahmsweiſe in Marquardt geweſen zu ſein, während die Biſchofswerder'ſchen Kinder aus ſeiner erſten Ehe mit dem Fräulein v. Wilke, bis zuletzt die freundlichſten Beziehungen zum Marquardter Herrenhauſe unterhielten.*)

1803 ſtarb der General. Wir haben ſeine Beiſetzung geſchildert. Seine Ehe, wie ſchon hervorgehoben, war eine glückliche geweſen und die Wahrnehmung, daß auch ein allmächtiger Miniſter irgendwo die Grenzen ſeiner Allmacht finden müſſe, hatte weder ſeinen Frieden noch ſeine Heiterkeit getrübt. Die „Gräfin", eine Benennung, die ihr vielfach blieb, hatte ihr Leben nach dem Satze eingerichtet, daß „wer der herrſchefähigſte ſei, auch die Herrſchaft zu führen habe" und dies ſcheint uns der Ort, ehe wir in der Vorführung biographiſchen Materials fortfahren, eine Charakterſchilderung der Frau einzuſchalten. Ihren Mann, trotz all ihrer Herrſchſucht, liebte ſie wirklich und noch in den letzten Lebensjahren pflegte ſie halb ſcherzhaft zu ſagen: „wenn ich im Himmel meinem erſten Mann begegnen werde, ſo weiß ich nicht, wie er mich be-

*) Es waren dies zwei Töchter. Die eine, Caroline Erdmuthe Chriſtiane, blieb unverheirathet und ſtarb 1842. Ueber ihr Begräbniß in Marquardt berichten wir an anderer Stelle ausführlich. Die andere vermählte ſich ſchon 1794 oder 95 mit dem jungen Grafen Gurowski, dem Beſitzer der Staroſtei Kolo. Die „vertrauten Briefe" ſagen von ihm: „Er war ein junger Krüppel mit einem kurzen Beine, ſonſt ein Ungethüm und unter den jungen Polen der verdorbenſte. Ein Libertin, auf der unterſten Stufe des Cynismus. Wenige Wochen nach der Heirath kam es zur Scheidung; er nahm dann Theil an der Inſurrection, und trat ſpäter das ſchöne Gut Murowanna Goßlin an ſeine geſchiedene Frau ab." Ueber die weiteren Schickſale dieſer verlautet nichts. — Beide Fräulein v. Biſchofswerder waren übrigens ſehr liebenswürdig, von feiner Bildung und Sitte. Nichts war unwahrer und bösartiger als eine Schilderung derſelben in den mehrgenannten „Anmerkungen" zu den Geheimen-Briefen, worin es heißt: Les Demoiselles Bischofswerder sont deux petites filles mal élevées. L'ainée a dans ses yeux le flambeau de l'hymen. On les dit intriguantes. A propos jaloux. Au reste il faut distinguer les ridicules des vices et dire que jusqu'ici la conduite de ces Demoiselles est intacte."

So die „Anmerkungen". Die „Vertrauten-Briefe", „Geheimen Briefe" ꝛc. jener Epoche ſind nie impertinenter, wie wenn ſie ſich zu einer halben Huldigung oder Anerkennung herablaſſen.

grüßen wird, aber vor meinem Biſchofswerder iſt mir nicht bange."

Die „Gräfin", auch wenn uns nichts zuverläſſigeres vorläge, als das Urtheil ihrer Neider und Tadler, war jedenfalls eine „diſtinguirte" Frau. Es mußte ſeinen Grund haben, daß zwei Günſtlinge ſich um ihre Gunſt bewarben. Ein Enkel von ihr mochte mit Fug und Recht ſchreiben: „Die in meinen Händen befindlichen Papiere, leider nur Bruchſtücke, geben ganz neue Aufſchlüſſe. Reichen ſie auch zu einer klaren geſchichtlichen Darſtellung nicht aus, ſo haben ſie mir doch einen genügenden Anhalt geboten, die für Preußens Größe begeiſterte, die kühnſten Wünſche und Pläne hegende Frau verſtehen zu lernen und die Bitterkeit zu begreifen, als ſie mehr und mehr einſah, daß nicht die Macht der Verhältniſſe, ſondern die Schwäche der Menſchen Alles vereitelte und häufig in das Gegentheil verkehrte." Wir haben nicht ſelbſt Einblick in die Papiere, die hier erwähnt werden, nehmen dürfen, aber nach Allem, was uns ſonſt vorliegt, ſind wir geneigt, dieſe Schilderung für richtig zu halten. Sie war keine liebenswürdige, aber eine bedeutende Frau, ein ausgeſprochener Charakter.

In den zahlreichen mehr oder weniger libellartigen Schriften jener Zeit, wie auch im Gedächtniß der Marquardter Dorfbewohner, von denen ſie noch viele gekannt haben, lebt ſie allerdings nur in zwei Eigenſchaften fort, als habſüchtig-geizig und bigott-katholiſch. In den mehrfach ſchon citirten „Vertrauten Briefen" finden wir zunächſt: „Herrn v. Biſchofswerders Ehehälfte läßt ſich jedes gnädige Lächeln mit Geld aufwiegen" und an anderer Stelle heißt es: „Die in Südpreußen veranſtalteten Güterverſchleuderungen waren ihr Werk, indem ſie ihrem Manne beſtändig ſagte: Sie werden wie ein Bettler ſterben, wenn Sie nicht noch die letzten Tage des Königs benutzen, um etwas für Ihre Familie zu thun."

Das Fundament dieſer Habſucht war muthmaßlich mehr Ehrgeiz als irgend etwas andres. Sie wußte: „Beſitz iſt Macht" und die Jahre, ſo ſcheint es, ſteigerten dieſe Anſchauung eher, als daß ſie ſie mäßigten. Ein Mann, der ſie in ihren alten Tagen kannte, ſchreibt: „Sie war herb und hart, ertragbar nur im

Verkehr mit kleinen Leuten und ausgiebig nur in Auflegung von Schminke."

Ihr Katholicismus war von der ausgesprochensten Art, aber die Art, wie sie ihn übte, die Entschiedenheit im Bekenntniß auf der einen Seite und andererseits wieder die Toleranz gegen alle diejenigen, die nun mal auf anderem Boden standen, gereichte ihr zu hoher Ehre. Ignaz Feßler, früher Mönch, der zum Protestantismus übergetreten war, kam 1796 nach Berlin und — an Bischofswerder empfohlen — auch nach Marquardt. „Bischofswerder wollte mir wohl, so schreibt er, aber Alles scheiterte an der Frau. Sie sah in mir nichts als den Abtrünnigen von der römischen Kirche. Sie beherrschte ihren Gemahl vollständig, und um des lieben Hausfriedens willen durfte er mich nicht mehr sehen." Diese Strenge zeigte sie aber nur dem Convertiten. In Marquardt griff sie nie störend oder eigenmächtig in das protestantische Leben der Gemeinde ein; hatte vielmehr eine Freude daran, die evangelische Kirche des Dorfes mit allem Kirchengeräth und Kirchenschmuck, mit Altardecke und Abendmahlskelch zu beschenken.

Wir kehren nach diesem Versuch einer Charakterschilderung in das Jahr 1803 zurück. Ihren Gemahl hatte sie vollständig beherrscht; aber wenn sie nach der Seite des Herrschens hin, bis zum Tode Bischofswerders, des Guten zu viel gethan haben mochte, so begannen doch nun alsbald die Jahre, wo die „Gewohnheit des Herrschens" zu einem Segen wurde. Dieser Zeitpunkt trat namentlich ein, als die Franzosen in's Land kamen und auch die Havelgegenden überschwemmten. Der „Gräfin" Klugheit führte Alles glücklich durch. Sie wußte, wo ein Riegel vorzuschieben war, aber sie ließ auch gewähren. Eine räthselvolle Geschichte ereignete sich in jenen Jahren. Französische Chasseurs zechten im Saal; einer stieg in den Keller hinab, um eine Kanne „frisch vom Faß" zu zapfen. Nun trifft es sich, daß das Marquardter Herrenhaus einen doppelten Keller hat, den einen unter dem andern. Wahrscheinlich erlosch das Licht, oder der Trunk schläferte den Chasseur ein, kurzum er kam nicht wieder herauf: sein Hilferuf verhallte, der Trupp, in halbem Rausche, verließ Schloß und Dorf, und

des Franzosen wurde erst wieder gedacht, als es im Hause zu rumoren begann. Nun forschte man nach. An einer dunkelsten Stelle des Kellers lag der Unglückliche, unkenntlich schon, neben ihm ein halbniedergebranntes Licht. „Die Gräfin" gab ihm ein ehrlich Begräbniß; da wurd' es still. Sie ahnte damals nicht, daß sie im Glauben des Volkes, im Geplauder der Spinnstuben, diesen Spuk einst ablösen würde.

Die Franzosenzeit war vorüber, der Siegeswagen stand wieder auf dem Brandenburger Thor, die Kinder des Marquardter Herrenhauses blühten auf; die „Gräfin", noch immer eine stattliche Frau, war nun 60. Die Jugend der Kinder gab dem Hause neuen Reiz; es waren seit lange wieder Tage glücklichen Familienlebens, und dies Glück wuchs mit der Verheirathung der Töchter. Die älteste, Luitgarde, vermählte sich mit einem Hauptmann v. Witzleben (später General), der damals eine Compagnie vom Kaiser-Franz-Regiment führte. Die zweite, Blanka, geb. 1797 von der die „Gräfin" mit mütterlichem Stolz zu sagen pflegte:

Meine Blanka, blink und blank,
Ist die Schönst' im ganzen Land,

wurde die Gattin eines Herrn v. Maltzahn; die jüngste, Bertha, geb. 1799, gab ihre Hand einem Herrn v. Ostau, damals Rittmeister im Regiment Garde du Corps. Tage ungetrübten Glückes schienen angebrochen zu sein, aber nicht auf lange. Die beiden jüngeren Töchter starben bald nach ihrer Verheirathung, innerhalb Jahresfrist. Dem Tode der schönen Blanka ging ein poetisch-rührender Zug vorauf. Sie lag krank auf ihrem Lager. Da meldete der Diener, daß das „Kreuz" aus Potsdam angekommen sei. Die junge schöne Frau hatte wenige Tage zuvor ein Kreuz, das sie auf der Brust zu tragen pflegte, einer Reparatur halber nach Potsdam hineingeschickt und sie bat jetzt, ihr das Andenken, das ihr schon gefehlt hatte, zu zeigen. Da trug man ihr ein Grabkreuz an's Bett, das von der alten Gräfin, an Stelle der Urne, für die große Gartengruft bestellt worden war. Sie wußte nun, daß sie sterben würde. Schon ein Jahr vorher war die

jüngere Schwester, Frau v. Oſtau*) geſtorben. Beide wurden in der Marquardter Kirche beigeſetzt.

Die Jahre des Entſagens, der Erkenntniß von den Eitelkeiten der Welt, waren nun auch für das ſtolze Herz der „Gräfin" angebrochen. Sie zog ſich mehr und mehr aus dem Leben zurück; nur die Intereſſen der kleinen Leute um ſie her und die großen Intereſſen der Kirche kümmerten ſie noch; im Allgemeinen verharrte ſie in Herbheit und Habſucht. So kam ihr Ende. Sie ſtarb, 76 Jahre alt, am 3. November 1833, im Hauſe der einzigen ſie überlebenden Tochter, der (damaligen) Frau Oberſt v. Witzleben zu Potsdam und wurde am 6. November zu Marquardt, an der Seite ihres Gemahles beigeſetzt. Die Rundgruft im Park ſchloß ſich zum zweiten Mal.

Die Rundgruft im Park ſchloß ſich zum zweiten Mal; aber die „Gräfin", wie man ſich im Dorfe erzählt, kann nicht Ruhe finden. Oft in Nächten iſt ſie auf. Sie kann von Haus und Beſitz nicht laſſen. Sie geht um. Aber es iſt, als ob ihr Schatten allmählich ſchwände. Noch vor 20 Jahren wurde ſie geſehen, in ſchwarzer Robe, das Geſicht abgewandt; jetzt hören die Bewohner des Hauſes ſie nur noch. Wie auf großen Socken ſchlurrt es durch alle unteren Räume; man hört die Thüren gehn; dann alles ſtill. Einige ſagen, es bedeute Trauer im Hauſe; aber das Haus iſt nicht Biſchofswerderſch mehr und ſo mögen die Recht haben, die da ſagen: ſie „revidirt", ſie kann nicht los.

---

*) Auch hieran knüpft ſich ein eigenthümlicher Zwiſchenfall, freilich aus viel ſpäterer Zeit. Herr v. Oſtau hatte ſich wieder vermählt, die Kinder dieſer zweiten Ehe waren herangewachſen und hatten nur eine ganz allgemeine Kenntniß davon, daß ihr Vater einmal in erſter Ehe mit einem Fräulein v. Biſchofswerder vermählt geweſen ſei. Ein Sohn aus dieſer zweiten Ehe kam, während der Manövertage, nach Marquardt in Quartier. Er beſichtigte Schloß, Park, Kirche und ſtieg auch in die Gruft. Ein Lichtſtümpfchen gab die Beleuchtung; alles Staub und Aſche; ein ſolcher Beſuch hat immer ſeine Schauer. Der junge Offizier mühte ſich, die Inſchriften der einzelnen Särge zu entziffern; da las er plötzlich auf einem Bleitäfelchen: „Bertha v. Oſtau, geſtorben 1824". Die Begegnung mit dieſem Namen an dieſer Stelle machte einen tiefen Eindruck auf ihn.

Marquardt von 1833—1858.

General v. Biſchofswerder II.

Es folgte nun der Sohn. Dem Rechte und dem Namen nach, wie bereits angedeutet, war er Beſitzer von Marquardt ſeit 1819, aber in Wahrheit ward er es erſt, nachdem der Mutter die Zügel aus der Hand gefallen waren. Die „Gräfin“ war keine Frau, die ſich mit Halbem begnügte.

Dem Sohne war dies Entſagen, wenn es überhaupt ein ſolches war, ziemlich leicht gefallen; der „Dienſt“ und die „Geſellſchaft“, die ihn beide in der Reſidenz hielten, waren ihm mehr als die Herrſchaft über Marquardt. Die Paſſion für die Stille und Zurückgezogenheit des Landlebens, eine der letzten, die in unſer Herz einzieht, dieſe zu empfinden, dazu war er noch zu jung, dazu lag noch zu wenig hinter ihm, dazu nahm er den Schein noch zu voll für das Sein. Im Uebrigen war er in Erſcheinung und Charakter ganz der Sohn ſeines Vaters, ganz ein Biſchofswerder: groß, ritterlich, dem Dienſte des Königs und der Frauen in gleicher Weiſe hingegeben, eine „Perſönlichkeit“, mit Leidenſchaft Soldat. Dabei, als bemerkenswertheſtes Erbtheil, ganz im Myſticismus und Aberglauben ſtehend. Er trug das rothſeidene Kiſſen auf der Bruſt, das der Vater, bis zu ſeinem Tode, als Amulet getragen hatte.

Der jüngere Biſchofswerder machte ſeine Laufbahn in der Garde. 1833, bei dem Tode der Mutter, war er Major im Regiment Garde du Corps. Seine Familie, er war mit einer Schlabrendorf vermählt, pflegte meiſtens die Sommermonate in Marquardt zu verbringen; er ſelbſt erſchien nur auf Stunden und Tage, wenn der Dienſt es geſtattete oder die Wirthſchafts-Controle es forderte.

1842 bereitete ſich eine eigenthümliche Feier in Marquardt vor, ein letzter Schimmer aus Tagen her, wo der Name Biſchofswerder Macht, Gunſt und Glück bedeutet hatte. Es war am 20. April genannten Jahres, bei hellem Mittagsſchein, als die Rundgruft im Park wieder geöffnet wurde. Ein dritter ſtiller Bewohner ſollte einziehn. Von Berlin her kam ein langer Zug

von Kutschen und Wagen, auf dem vordersten Wagen aber, katafalkartig aufgebaut, stand ein blumengeschmückter Sarg. In dem Sarge ruhte Caroline Erdmuthe Christiane v. Bischofswerder, dame d'atour der Gemahlin Friedrich Wilhelms II., später Hof- und Staatsdame der Königin Luise. Sie war, 76 Jahre alt, in den stillen Oberzimmern des Berliner Schlosses gestorben. Wenige nur hatten sie noch gekannt; aber unter diesen wenigen waren die Prinzen des Königlichen Hauses, vor Allen der König selbst. Dieser folgte jetzt ihrem Sarge. Als der Park erreicht, der Sarg in die Gruft hinabgelassen und das Einsegnungsgebet durch den Pastor Stiebritz gesprochen war, trat König Friedrich Wilhelm IV. an die Gruft und rief ihr bewegt die Worte nach: „Hier begrabe ich meine zweite Mutter; sie hat mich genährt und erzogen." Dann schloß sich die Gruft zum dritten, wohl auch zum letzten Male. Die Bischofswerders sind hinüber; wer wird sich eindrängen wollen in ihren stillen Kreis?

Der Pastor Stiebritz feierte an jenem Tage seinen 80. Geburtstag. Auf welchen Wechsel der Dinge blickte er zurück! In demselben Jahre (1795), in dem Marquardt von den Bischofswerders erworben und der Sohn und Erbe, der nun mit am Grabe stand, geboren war, war er ins Amt getreten. Wie Vieles war seitdem an ihm vorbeigegangen: Die Besuche des Königs, der Park voll chinesischer Lampen, die blaue Grotte und ihre Stimmen. Wie ein Traum lag es hinter ihm.

Um diese Zeit (1842) war der jüngere Bischofswerder Oberstlieutenant; sechs Jahre später war er Oberst und Commandeur der Garde-Kürassiere. Als solcher hielt er, am 18. März, mit seinem Regiment auf dem Schloßplatz. Während des mittägigen Tumults, in dem Moment, als die historischen drei Schüsse fielen, ließ er einhauen. Er that, was ihm Rechtens dünkte. Die Wochen aber, die jenem Tage folgten, waren solcher Anschauung nicht günstig, die Verhältnisse erheischten eine Remedur, ein Desaveu, und die Versetzung Bischofswerders nach Breslau wurde ausgesprochen. Er erhielt bald darauf, unter Verbleib in der schlesischen Hauptstadt, eine Brigade.

Aber auch hier in Breslau zog bald eine Trübung herauf;

unglücklich-glückliche Tage brachen an. Seine Huldigungen, die er ritterlich-galant einer schönen Frau darbrachte, führten zu Conflicten, und da Namen und Familien hinein spielten, die dem Herzen Friedrich Wilhelms IV. theuer waren, so bereitete sich ein Allerschmerzlichstes für ihr vor; er mußte den Abschied nehmen. Aufs Höchste verstimmt, gedemüthigt, zog er sich 1853 nach Marquardt zurück. Das Bild der Frau, die er gefeiert, begleitete ihn in seine Einsamkeit.

Sehr bald nach diesen Vorgängen war es, daß ihn die Herausgabe einer Biographie seines Vaters beschäftigte. Das vielfach verkannte Andenken des letztern schien eine solche Wiederherstellung von ihm zu fordern. Wie dabei vorzugehen sei, darüber hatte er zunächst nur unbestimmte Ideen. Er selber fühlte sich der Aufgabe nicht gewachsen, auch nicht unbefangen genug; aber Eines wenigstens lag innerhalb des Bereichs seiner Kräfte: er begann das im ganzen Hause zerstreute Material zu sammeln. Es war im höchsten Maße umfangreich und bestand im bunten Durcheinander aus Cabinetsordres aller Könige seit Friedrich Wilhelm II. und aus unzähligen Briefen (meist in französischer Sprache), die zum Theil staatlich-politische Verhältnisse, zum Theil Verhältnisse von privater und sehr intimer Natur berührten — wahrscheinlich der Briefwechsel zwischen dem Günstling-General und der „Gräfin" aus den Jahren her, die ihrer Vermählung unmittelbar vorausgingen. Die mit Wöllner gewechselten Briefe waren deutsch geschrieben und bezogen sich zumeist auf das Preß- und das Religions-Edict. Seltsamer Weise machte man eine Tonne zum Archiv; in diese wurde Alles, vorläufig ungeordnet, hineingethan.

Dies reiche Material sollte aber nie zur Bearbeitung kommen. Die Verstimmung des Generals wuchs, dazu beschlich ihn die Vorahnung seines herannahenden Todes. Wir finden darüber unter den Aufzeichnungen eines Mannes, der ihm während der letzten Lebensjahre nahe stand, das Folgende:

„1857 feierte Bischofswerder seinen 62. Geburtstag. Meine Frau und ich waren geladen. Gegen Ende des Mahls, als wir seine Gesundheit in gutem „Cliquot veuve" getrunken hatten, nahm er mich bei Seite, küßte mich, bedankte sich für alle Liebe, die ich ihm und seiner Familie so viele Jahre lang bewiesen hätte,

und sagte dann: „Sie haben heute mit mir das letzte Glas Champagner getrunken; ich werde in dieser Welt keinen Geburtstag mehr feiern. Mein Großvater ist im 63. Jahre gestorben, mein Vater auch, und ich werde ebenfalls im 63. Jahre sterben. Gehen Sie über's Jahr auf unsern Kirchhof und beten Sie an meinem Grabe für meine arme Seele."

Und so geschah es. Als sein 63. Geburtstag kam, war er hinüber. Nicht in der Gartengruft, auch nicht in der Gruft unterm Altar, sondern auf dem kleinen Friedhofe, der die Kirche einfaßt, ward er begraben. Zu Häupten des epheu-umzogenen, von einer Esche beschatteten Hügels wurde ein Kreuz errichtet, das die Inschrift trägt: „Hier ruht in Gott der Königl. Generallieutenant Hans Rudolf Wilhelm Ferdinand v. Bischofswerder, geb. am 9. Juli 1795, gestorben am 24. Mai 1858;" auf der Rückseite des Kreuzes aber stehen die Worte:

„Der Letzte seines Namens".

Marquardt seit 1858.

Der letzte Bischofswerder hatte seine Ruhestatt gefunden. Nur zwei Töchter verblieben. Die ältere, Pauline v. Bischofswerder, der Liebling des Vaters, vermählte sich mit Herrn v. Damnitz, der nun, sei es durch Kauf, sei es durch Erbschaft, auf kurze Zeit in den Besitz von Marquardt gelangte. Im Ganzen nur auf zwei Jahre. Aber diese zwei Jahre schnitten tief ein. Herr v. Damnitz, so wird erzählt, voll Anhänglichkeit gegen das blaubordirte und blau-gepaspelte Küraſſier-Regiment, bei dem er Jahre hindurch gestanden hatte, benutzte eine Neuweißung der Kirche, um den Wänden, den Kirchenstühlen, den Thür- und Kanzelfeldern einen blauen Einfassungsstreifen zu geben. Die oben erwähnte Tonne aber, auf der vielleicht einzig und allein die Möglichkeit einer exacten Geschichtsschreibung der Epoche von 1786—97 beruhte, wurde zum Feuertode verurtheilt. Zwei Tage lang wurde mit ihrem Inhalt der Backofen geheizt. Omar war über Marquardt gekommen.

Keine Frage, daß Herr v. Damnitz, aus einer gewissen

Pietät heraus, in dieſer Weiſe handeln zu müſſen glaubte; „wozu der alte Scandal, wozu die erneute Controverſe!“ Viele alte Familien denken ebenſo: „der Gewinn iſt precair, der Schaden iſt ſicher“ — und ſo verlieren ſich unerſetzliche Aufzeichnungen in Ruß und Rauch. Wir begreifen die Empfindung, aber wir beklagen ſie; es iſt der Triumph des Familienſinns über den hiſtoriſchen Sinn. Und der letztere iſt doch das Weitergehende, das Idealere.

Herr v. Damnitz blieb nur bis 1860. Herr Tholuck, ein Neffe des berühmten Hallenſer Theologen, folgte. In ihm war dem devaſtirten Gute endlich wieder ein Wirth gegeben, eine feſte und eine geſchickte Hand. Die erſte ſeit dem Tode des älteren Biſchofswerder (1803). Ein Geiſt der Ordnung zog wieder ein. Der Park klärte ſich auf, das alte Schloß gewann wieder wohnlichere Geſtalt und an der Stelle verfallender oder wirklich ſchon zerbröckelter Wirthſchafts-Gebäude, erhoben ſich wieder Ställe und Scheunen, Alles ſauber, glau, feſt. Marquardt war wieder ein ſchöner Beſitz geworden.

Wir treten jetzt in ihn ein.

Der prächtige, 20 Morgen große Park nimmt uns auf. Er iſt, in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt, im Weſentlichen eine Schöpfung des Günſtlings-Generals. Seine Lage iſt prächtig; in mehreren Terraſſen, wie ſchon zu Eingang dieſes Capitels angedeutet, ſteigt er zu dem breiten, ſonnenbeſchienenen Schlänitz-See nieder, an deſſen Ufern, nach Süden und Südweſten hin, die Kirchthürme benachbarter Dörfer ſichtbar werden. Mit der Schönheit ſeiner Lage wetteifert die Schönheit der alten Bäume: Akazien und Linden, Platanen und Ahorn, zwiſchen die ſich grüne Raſenflächen und Gruppen von Tannen und Weymuths-Kiefern einſchieben.

In der Nähe des Herrenhauſes ſteht eine mächtige Kaſtanie in vollem Blüthenflor. Sie iſt wie ein Rieſenbouquet; die weitausgeſtreckten Zweige neigen ſich bis zur Erde. Es iſt dies der Baum, der am Tauftage des Sohnes und Erben, in Gegenwart des Königs, gepflanzt wurde. Die Familie erloſch, der Baum gedieh.*) An ihm vorbei treten wir in das Herrenhaus.

*) In der Nähe dieſes Baumes, auf einem Gras-Roudel, ſteht ein leichtes öſterreichiſches Feldgeſchütz, wie jedes Bataillon in alten Tagen eins auf-

Es ist ein relativ neuer Bau. 1791 legte ein rasch um sich greifendes Feuer das halbe Dorf in Asche; auch das „Schloß“ brannte aus; nur die Umfassungsmauern blieben stehen. Das Herrenhaus, wie es sich jetzt präsentirt, ist also nur 80 Jahre alt. Es macht indessen einen viel älteren Eindruck, zum Theil wohl weil ganze Wandflächen mit Epheu überwachsen sind. Aber das ist es nicht allein. Auch da, wo der moderne Mörtel unverkennbar sichtbar wird, ist es, als blickten die alten Mauern, die 1791 ihre Feuerprobe bestanden, durch das neue Kleid hindurch.

Die innere Einrichtung bietet nichts Besonderes; hier und dort begegnet man noch einem zurückgebliebenen Stück aus der „historischen Zeit“: Möbel aus den Tagen des ersten Empire, Büsten, Bilder, englische und französische Stiche. Das baulich Interessanteste ist die doppelte Keller-Anlage, die dem französischen Chasseur so verderblich wurde; man blickt die Stufen hinunter wie in einen Schacht. In den oberen Geschossen schieben sich Treppen und Verschläge, Schrägbalken und Rauchfänge bunt durcheinander und schaffen eine Localität, wie sie nicht besser gedacht werden kann für ein Herrenhaus, „drin es umgeht“.

Die Sonne geht nieder; zwischen den Platanen des Parkes schimmert es wie Gold; das ist die beste Zeit zu einem Gange am „Schläuitz“ hin. Unser Weg, in Schlängellinien, führt uns zunächst an der Gruft, dann an der Geistergrotte, an den beiden historischen Punkten des Parkes vorbei. Die Gruft ist wie ein großes Gartenbeet, ein mit Epheu und Verbenen überwachsenes Rondel; nur das griechische Kreuz in der Mitte, das die ursprüngliche Urne ablöste, deutet auf die Bestimmung des Platzes.

Weiterhin liegt die Grotte. Der Aufgang zu ihr ist mit den blauen Schlacken eingefaßt, die einst mosaikartig das ganze

zuweisen hatte. Es wurde in einer der Schlachten des 7jährigen Krieges von den Preußen genommen. Friedrich II. schenkte es dem Grafen Pinto auf Mettkau; durch dessen Wittwe, „die Grüfin“, kam es nach Marquardt. An gewissen Tagen wird ein Schuß daraus abgefeuert. Jedesmal vorm Laden schüttet der Gärtner Pulver ins Zündloch und zündet es an, um das Geschütz auszubrennen. Als es das letzte Mal geschah, flogen, zu heiterer Ueberraschung aller Umstehenden, nicht nur Eierschalen aus der Mündung heraus, sondern mit den Eierschalen zugleich ein halbverbrannter Wiesel, der in dem Kanonenrohr Quartier genommen und von hier aus den Hühnerstall geplündert hatte.

Innere des Baues ausfüllten. Jetzt ist dieser, weil er den Einsturz drohte, offengelegt. Durch ein Versehen (der Besitzer war abwesend) wurde bei dieser Gelegenheit die Innenmauer niedergerissen und dadurch der sichtbare Beweis zerstört, daß diese Grotte eine doppelte Wand und zwischen den Wänden einen mannsbreiten Gang hatte. Nur die äußeren Mauern, mit Ausnahme der Frontwand, sind stehen geblieben und schieben sich in den Akazien-Hügel ein. Strauchwerk zieht sich jetzt darüber hin.

Nun stehen wir am Schläuitz-See, über der Kirche von Pföben hängt der Sonnenball; ein rother Streifen schießt über die leis gekräuselte Fläche. Der Abendwind wird wach; ein leises Frösteln überläuft uns; an Grotte und Gruft vorbei, kehren wir in das alte Herrenhaus zurück.

Hier ist Dämmerung schon. Es ist die Minute, wo das Licht des Tages erloschen und das Licht des Hauses noch nicht gezündet ist. Wir stehen allein; dort sind die Stufen, die in Souterrain und Keller führen; wie Dunkel steigt es draus herauf. Im Hause alles still. In der Ferne klappt eine Thür, eine zweite, eine dritte; jetzt ist es, als würd' es dunkler; es rauscht vorbei, es schlurrt vorüber. Die alte „Gräfin" geht um.

Geheime Gesellschaften im 18. Jahrhundert.

1. Schwindel-Orden.

Was sagt sie uns für Unsinn vor?
Es wird mir gleich den Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.
„Faust".

Das vorige Jahrhundert war ein Jahrhundert der Geheimen Gesellschaften. Der Absolutismus behinderte jede Kraftentwickelung, die Miene machte, selbstständige Wege einschlagen zu wollen; die Kirche war starr; was Wunder, wenn der individuelle Ehrgeiz, der kein legitimes Feld fand, sich geltend zu machen, auf Abwege gerieth und im Dunkeln und Geheimen nach Macht suchte.

Wie im 12. Jahrhundert Alles nach dem heiligen Grabe, im 16. nach Wittenberg oder nach der neuen Welt drängte, so im 18. Jahrhundert nach Geheimbündelei. Alchymie und Geistererscheinungen, Dinge, die sich ihnen vielfach gesellten, oft in den Vordergrund traten, waren nur Zugaben, Hilfsmittel, starke Dosen zu denen man griff; das Wesen der Sache lag darin: Macht zu äußern in einer Zeit, wo das Individuum machtlos war.

Zwei Strömungen wurden alsbald erkennbar, die, neben einem starken Beisatz von Egoismus und Menschlichkeit, einen principiellen Gehalt und einen principiellen Gegensatz repräsentirten. Alle diese Gesellschaften indeß, die einen derartig ideellen Kern andauernd und in Wahrheit und nicht nur dem Namen nach hatten, bildeten weitaus die Minorität, — das meiste lief auf Herrschsucht

und Eitelkeit, auf Täuschung und unmittelbaren Betrug hinaus. Mit dieser letztern Gruppe der Geheimen Gesellschaften, die trotz ihres quantitativen Uebergewichts, kamen und gingen ohne eine Spur zu hinterlassen, die nichts waren als Modethorheit oder Modekrankheit, beschäftigen wir uns zuerst.

Die Zahl dieser Gesellschaften, unglaublich zu sagen, ging vielleicht über Hundert hinaus. Die meisten befanden sich in Baiern und am Rhein. Regensburg, die alte Reichstagsstadt, war Mittelpunkt, und einer Anzahl von Aufsätzen, die in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in der Reichstag-Zeitung veröffentlicht wurden, verdanken wir, mehr als irgend einer andern Quelle, Material, das uns Einblick gönnt in das Verbindungs- und Ordenswesen jener Zeit. Die genannte Zeitung schrieb in den 80er Jahren: „Nie hat sich der Sectengeist thätiger gezeigt als in unsern Tagen, welche man die aufgeklärten nennt... Der immer allgemeiner werdende Hang zum Aberglauben, der uns in die Zeiten des Mittelalters zurückwirft, wird durch den alle Kräfte der Erwerbung übersteigenden Luxus und durch das geschwächte Nervensystem der jetzigen Generation (also auch schon 1785!) ungemein befördert. Unsre Großen suchen den Stein der Weisen, um unsterblich zu werden, und erhoffen von den Geheimnissen der Alchymie die Mittel zur Befriedigung ihrer Neigungen."

Die Reichstags-Zeitung fährt dann fort: „An keinem Orte der Welt sind mehr Verehrer solcher neuen Wissenschaften anzutreffen, als an dem Wohnsitze des Reichstages, in Regensburg selbst. Hier befinden sich: Loyolisten im gestickten Kleid, im Chorgewand und im einfachen Kittel; Gasnerianer und Mesmerianer; Kabbalisten und Somnambulisten; Magier der verschiedensten Stufen und Namen; Cagliostro-Anhänger, die den Stein der Weisen suchen, und „Lammsbrüder, die sich vom inneren Stolze nähren" — Vereinigungen, die sammt und sonders schwarze und weiße Magie treiben, aus Zahlen, Buchstaben und Worten die Geheimnisse der Natur und der Staaten prophezeien, die ewige Jugend suchen, vor allem aber den ächtesten Grundsatz aller Schwärmer üben: sich untereinander zu verfolgen."

So die Reichstagszeitung. Die Orden, die wir vorstehend aufgeführt, wie sie nur einen ganz kleinen Theil der in Regens-

burg vertretenen, geſchweige denn der in ganz Deutſchland damals verbreiteten Ordensgeſellſchaften bildeten, waren andererſeits immer noch Grenznachbarn, oft wirkliche Abzweigungen jener zwei großen Körperſchaften, der „Aufklärer“ und der „Dunkelmänner“, die ihren Kern in der Idee hatten und auf die wir zurückkommen. Es gab aber andere, die ſich abſolut von jedem ideellen Gehalt entfernt hatten, oder das Ideelle doch blos als ein nervenanregendes Komödienſpiel trieben.

Aus der Reihe dieſer greifen wir einige Muſterbeiſpiele heraus.

Da war vorerſt die „Dukaten-Societät“. Sie war ſchon um 1746 durch den Grafen Carl Ludwig von Wied-Neuwied geſtiftet worden. Die Geſellſchaft ging aufs Praktiſche und war deshalb auch in der glücklichen Lage, in Betreff aller kirchlichen Dinge, das Wort „Toleranz“ auf ihre Fahne ſchreiben zu können.

„Religionsvorurtheile können unmöglich bei einer Inſtitution Einfluß haben, die ſich auf Tugend und Geſelligkeit gründet und die wahre Menſchenliebe zu ihrem Wegweiſer hat.“

Die „wahre Menſchenliebe“ lernen wir nun aus § 7 der Statuten kennen. Es heißt daſelbſt: „Da jeder monatlich gerne einen Dukaten zur Societätskaſſe zahlen wird, wenn er hoffen darf, nicht nur dieſer Bezahlung bald entledigt zu werden, ſondern ſogar viele Dukaten monatlich zu empfangen, ſo wird er für das erſte anderweite Mitglied, das er ſeinerſeits zum Eintritt engagirt, von der Zahlung befreit; der Zweite, den er engagirt, zahlt gleichfalls zur Societätskaſſe; für den Dritten aber empfängt er monatlich einen Dukaten für ſich; der Vierte zahlet ebenmäßig zur Societätskaſſe; für den Fünften hingegen empfängt er wiederum einen Dukaten monatlich für ſich; ferner auch für den 7., 9., 11., 13. und ſo fort für jede ungerade Zahl monatlich einen Dukaten. Wer alſo die Gelegenheit hat, ein Halbhundert Mitglieder zu dieſer Societät zu engagiren, der bekommt monatlich eine Revenue von 24 Dukaten.“ Dies leuchtete vielen ſofort ein. Vor Ablauf eines Jahres hatte der Orden bereits 416 Mitglieder, darunter 1 Protector, 7 Seniores,

1 Kaſſirer, 1 Secretär, 1 Archivar. Die erſten Mitglieder waren faſt lauter Offiziere der Garniſon Weſel, daran ſchloſſen ſich Civilperſonen aus Neuwied. In kürzeſter Friſt hatte ſich der Orden über ganz Deutſchland ausgebreitet. Er beſtand aber nicht lange. Die Regierungen ſchritten ein, warnten vor dieſer „gefährlichen Societät“ und verboten dieſelbe. In Betreff von Vergeſellſchaftungen, die auf Geld und Geldeswerth ausgingen, waren die Regierungen immer am wachſamſten.

Ein anderer Orden, bei deſſen Ceremonien die „Harmonika“ eine große Rolle ſpielte und den wir deshalb den „Harmonika-Orden“ nennen wollen, hatte im Gegenſatz zur „Dukaten-Societät“ etwas ſinnbeſtrickend Theatraliſches und operirte mit dem ganzen Apparat einer romantiſchen Oper. Dieſen ſeltſamen Orden lernt man, in ſeinem Ritual (im Gegenſatz zu den Statuten) aus einer kleinen Broſchüre kennen, die 1787 in Berlin erſchien und aus der wir Folgendes entnehmen.

„Sie verſchafften mir, ſo ſchreibt der Held und Harmonika-Virtuoſe,*) durch Ihre Adreſſe an Herrn N. eine ſehr intereſſante Bekanntſchaft . . . Die Harmonika erhielt ſeinen ganzen Beifall; auch ſprach er von verſchiedenen beſonderen Verſuchen, was ich anfänglich nicht recht faßte. Nur erſt ſeit geſtern iſt mir Vieles natürlich.

Geſtern gegen Abend fuhren wir nach ſeinem Landgute, deſſen Einrichtung, beſonders aber die des Gartens, außerordentlich ſchön getroffen iſt. Verſchiedene Tempel, Grotten, Waſſerfälle, labyrinthiſche Gänge und unterirdiſche Gewölbe u. ſ. w. verſchaffen dem Auge ſo viel Mannigfaltigkeit und Abwechslung, daß man davon ganz bezaubert wird. Nur will mir die hohe, dies alles umſchließende Mauer nicht gefallen; denn ſie raubt dem Auge die herrliche Ausſicht. — Ich hatte die Harmonika mit hinaus nehmen

*) Der betr. Brief giebt ſich das Anſehen, als ſei er aus Wien datirt und als habe die ganze Scene auf einem Landgut in der Nähe Wiens geſpielt. Wer aber je in Marquardt war, und den dortigen Park, den See, die Grotte, das Schloß und ſeine tiefen Doppelkeller kennen gelernt hat, dem wird ſichs zunächſt aufdrängen, daß hier durchaus Marquardt gemeint ſein müſſe. Es iſt aber trotz alledem nicht der Fall, kann nicht ſein, da Marquardt erſt 1795 in die Hände Biſchofswerders kam.

und Herrn N..z verſprechen müſſen, auf ſeinen Wink an einem beſtimmten Orte nur wenige Augenblicke zu ſpielen. Um dieſen Augenblick zu erwarten, führte er mich in ein großes Zimmer im Vordertheil des Hauſes und verließ mich, wie er ſagte, der Anordnung eines Balls und einer Illumination wegen, die beide ſeine Gegenwart nothwendig erforderten. Es war ſchon ſpät und der Schlaf ſchien mich zu überraſchen, als mich die Ankunft einiger Kutſchen ſtörte. Ich öffnete das Fenſter, erkannte aber nichts Deutliches, noch weniger verſtand ich das leiſe und geheimnißvolle Geflüſter der Angekommenen. Kurz nachher bemeiſterte ſich meiner der Schlaf von Neuem; und ich ſchlief wirklich ein. Etwa eine Stunde mochte ich geſchlafen haben, als ich geweckt und von einem Diener, der ſich zugleich mein Inſtrument zu tragen erbot, erſucht ward, ihm zu folgen. Da er ſehr eilte, ich ihm aber nur langſam folgte, ſo entſtand daraus die Gelegenheit, daß ich, durch Neugierde getrieben, dem dumpfen Ton einiger Poſaunen nachging, der aus der Tiefe des Kellers zu kommen ſchien.

Denken Sie Sich aber mein Erſtaunen, als ich die Treppe des Kellers etwa halb hinuntergeſtiegen war und nunmehr eine Todtengruft erblickte, in der man unter Trauermuſik einen Leichnam in den Sarg legte und zur Seite einen weißgekleideten aber ganz mit Blut beſpritzten Menſchen die Ader am Arme verband. Außer den hilfeleiſtenden Perſonen waren die übrigen in langen ſchwarzen Mänteln vermummt und mit bloßen Degen. Am Eingang der Gruft lagen über einander geworfene Todtengerippe, und die Erleuchtung geſchah durch Lichter, deren Flamme brennendem Weingeiſt ähnlich kam, wodurch der Anblick deſto ſchauriger wurde. Um meinen Führer nicht zu verlieren, eilte ich zurück. Dieſer trat ſo eben aus dem Garten wieder herein, als ich bei der Thüre deſſelben ankam. Er ergriff mich ungeduldig bei der Hand und zog mich gleichſam mit ſich fort.

Sah ich je etwas Feenmärchen-ähnliches, ſo war's im Augenblick des Eintritts in den Garten. Alles in grünem Feuer; unzählig flammende Lampen; Gemurmel entfernter Waſſerfälle. Nachtigallengeſang, Blüthenduft, kurz, alles ſchien überirdiſch, und die Natur in Zauber aufgelöſt zu ſein. Man wies mir meinen Platz hinter einer Laube an, deren Inneres reich geſchmückt war

und wo hinein man kurz darauf einen Ohnmächtigen führte, vermuthlich den, den man in der Todtengruft die Ader geöffnet hatte. Doch gewiß weiß ich es nicht, weil die Gewänder aller Handelnden jetzt prächtig und reizend von Form und Farbe, und mir dadurch wieder ganz neu waren. Sogleich erhielt ich das Zeichen zum Spiele.

Da ich nunmehr genöthigt war, mehr auf mich als auf Andere Acht zu geben, so ging allerdings Vieles für mich verloren. So viel aber nahm ich deutlich wahr, daß sich der Ohnmächtige kaum nach einer Minute des Spielens erholte und mit äußerster Verwunderung fragte: Wo bin ich? wessen Stimme höre ich? — Frohlockender Jubel und Trompeten und Pauken war die Antwort. Alles griff zugleich nach den Degen und eilte tiefer in den Garten, wo das Fernere für mich wie verschwunden war.

Ich schreibe Ihnen dieses nach einem kurzen und unruhigen Schlaf. Gewiß, hätte ich nicht noch gestern, ehe ich mich zu Bette legte, diese Scene in meine Schreibtafel aufgezeichnet, ich wäre sehr geneigt, dies Alles für einen Traum zu halten. Leben Sie wohl."

Die vorstehende Schilderung hat uns bereits in eine Gruppe von Ordensverbindungen (oder doch bis an die Grenze derselben) geführt, in denen „Erscheinungen" als Nerven-Stimulus und dieser wieder als „Mittel zum Zweck" die Hauptsache waren.

Wir wenden uns nunmehr diesen Magiern und ihren Verbindungen zu. Zuvor aber noch eine Bemerkung.

Auch *jene* Orden, die, was immer ihre Schwächen und Gebrechen sein mochten, doch in erster Reihe immer das *Princip* wollten und in Wahrheit ernst und aufrichtig einen geistigen Kern hatten, auch diese bedeutsameren, *nicht* ephemeren, wirklich zu politischer und socialer Bedeutung gelangenden Orden, glaubten wohl oder übel eines gelegentlichen Operirens mit „Erscheinungen" nicht entbehren zu können. Wir werden darauf ausführlicher zurückkommen und festzustellen suchen, wie viel davon zulässig oder richtiger wie groß oder wie gering das Maß der Verschuldung war.

Mit diesen ernsteren Bestrebungen, die sich gelegentlich im

Mittel irrten, haben aber, trotz einer gewissen äußeren Aehnlichkeit, jene zu Neunzehntel auf Lug und Trug gestellten Vergesellschaftungen nichts gemein, die nicht einmal das ohnehin gefährliche und fragwürdige: „Der Zweck heiligt die Mittel“ für sich geltend machen konnten, sondern einfach, unter prätensiösen Phrasen, ihrem Gewinn oder irdischem Vortheil nachjagten. Es waren Speculanten und Komödianten. Geister erscheinen lassen war ihr Geschäft und nur ihr Geschäft. Wir machen uns zunächst damit vertraut, wie sie dies Metier betrieben.

Es gab, so weit wir im Stande gewesen sind uns aus den verschiedensten Schriften zu informiren, vier Arten des Betriebes. Kleinere Abweichungen kommen nicht in Betracht. Es waren:

1) Das Schattenbild auf weißer durchsichtiger Fläche. Eine Art Laterna magica. Dies war die plumpeste Art.

2) Das Hohlspiegelbild auf weißer Wandfläche. Ein Verfahren, das, bei Geisterscenen auf der Bühne, auch jetzt noch zu gelegentlicher Anwendung kommt.

3) Das Hohlspiegelbild auf Rauch und Qualm.

4) Bloße Benebelung und Einwirkung auf die Imagination, so daß man Dinge sieht, die gar nicht da sind.

Ueber diese letztere Art des Verfahrens, die die unglaublichste scheint und, richtig gehandhabt, doch vielleicht die sicherste war, entnehmen wir zeitgenössischen Memoiren das Folgende:

Friedrich II. erfuhr, daß in Halle ein Professor sei, der Geister citiren könne. Der König ließ ihn kommen. Der Betreffende erschien auch, lehnte es aber ab, Geister erscheinen zu lassen, erklärte vielmehr dem Könige ganz einfach, wie er dabei zu operiren pflege. Er sagte: „Ich benutze dazu ein Räucherwerk. Dies Räucherwerk hat zwei Eigenschaften: 1) den „Patienten“ in einen Halbschlaf zu versetzen, welcher leicht genug ist, ihn alles verstehen zu lassen, was man ihm sagt, und tief genug, ihn am Nachdenken zu verhindern; 2) ihm das Gehirn dergestalt zu erhitzen, daß seine Einbildungskraft ihm lebhaft das Bild der Worte, die er hört, abmalt. Er ist in dem Zustande eines Menschen, der nach den leichten Eindrücken, die er im Schlaf empfängt, einen Traum zusammensetzt. Nachdem ich in der Unterredung mit meinem Neugierigen möglichst viele Einzelheiten über die Person, die ihm

erſcheinen ſoll, kennen gelernt und ihn nach der Form und den Kleidern gefragt habe, in denen er die zu citirende Perſon ſehen will, laſſe ich ihn in das dunkle, mit dem Dunſt des Räucherwerks angefüllte Zimmer treten. Dann — nach einiger Zeit — ſpreche ich zu ihm: „Sie ſehen den und den, ſo und ſo geſtaltet und gekleidet," worauf ſich ſofort ſeiner erregten Phantaſie die Geſtalt abmalt. Hierauf frage ich ihn mit rauher Stimme: „Was willſt Du?" Er iſt überzeugt, daß der Geiſt zu ihm ſpricht; er antwortet. Ich erwidere; und wenn er Muth hat, ſo ſetzt ſich die Unterredung fort und ſchließt mit einer Ohnmacht. Dieſe letzte Wirkung des Räucherwerks wirft einen myſteriöſen Schleier über das, was er zu ſehen und zu hören geglaubt hat und verwiſcht die kleinen Mängel, deren er ſich etwa erinnern könnte." —

So weit die Enthüllungen des Profeſſors.

Das dritte Verfahren: „Das Hohlſpiegelbild auf einer Rauchſäule" wurde, wenn den betreffenden Ueberlieferungen Glauben zu ſchenken iſt, vorzugsweiſe durch Johann Georg Schrepfer geübt. Dieſer in ſeiner Art merkwürdige Mann bildete die Incarnation jenes Lug- und Trug-Syſtems, jener Geheimbündelei, die, unter großen räthſelvollen Phraſen, das Wunderthun, die Geiſtercitation, den Rapport mit der geiſtigen Welt in den Vordergrund ſtellte und ohne ſich viel mit fortſchrittlichen oder rückſchrittlichen Ideen aufzuhalten, von der Leichtgläubigkeit der Menſchen lebte. In der Kürze haben wir Schrepfers ſchon bei Marquardt erwähnt. Wir müſſen auch hier wiederholen, daß er höchſt wahrſcheinlich nicht blos ein Betrüger war, ſondern durch Leſen myſtiſcher und alchymiſtiſcher Schriften, dazu durch eigene Eitelkeit und fremde Huldigungen, ſchließlich ohne geradezu wahnſinnig zu ſein, in einen verworrenen Geiſteszuſtand gerathen war, der ihn in der That an ſich glauben machte und ihn namentlich Alles für möglich halten ließ. Es iſt nicht abſolut unwahrſcheinlich, daß er wirklich dachte, ein Packet Papierſchnitzel werde ſich ihm zu Liebe über Nacht in vollgültige Banknoten verwandeln. Wir geben eine kurze Lebensſkizze dieſes Mannes, deſſen Leben und Tod charakteriſtiſch iſt für eine ſpecielle Krankheits-Erſcheinung jener Zeit.

Johann Georg Schrepfer, 1730 geboren, war anfangs Kellner in einem Leipziger Gaſthauſe (nach andern Huſar) und war unter

die dienenden Brüder einer dortigen Freimaurerloge aufgenommen worden. Später hatte er eine Frau mit einigem Vermögen geheirathet und hielt seitdem eine eigne Schenkwirthschaft in der Klostergasse. Anfang der 70er Jahre, vielleicht schon etwas früher, begann er auszusprengen, daß er die Gabe der Geisterbeschwörung habe. Sein Anhang wuchs, darunter Personen von hoher gesellschaftlicher Stellung. Der Herzog von Kurland, Herzog Ferdinand von Braunschweig, die Minister Graf Hohenthal und v. Wurmb, der Kammerherr v. Heynitz, Oberst v. Fröden, der Geh. Kriegsrath v. Hopfgarten und der Kammerherr v. Bischofswerder pflogen Umgang mit ihm und besuchten ihn in seiner Wohnung, im Hotel de Pologne. Daß er, mit Hilfe des nach ihm genannten Schrepferschen Apparats, wirklich schemenhafte Gestalten erscheinen ließ, ist gewiß, noch gewisser, daß er in beständigen Geldverlegenheiten war und die reicheren der vorher genannten Herren benutzte, um auf ihre Kosten zu leben. Sie mußten Geld geben, auf daß der Schatz gehoben werden könne.

Vielleicht daß ihr Vertrauen oder ihre Geduld eher erschöpft worden wäre, wenn er es nicht verstanden hätte, zum Theil auf gefälschte Empfehlungen hin, mit den hervorragendsten Häuptern anderer geheimer Gesellschaften sich in Verbindung zu setzen, was ihm dann, in seiner nächsten Umgebung, immer auf's Neue einen Nimbus lieh. Aus dieser Ordens-Geheim-Correspondenz, die er nach den verschiedensten Seiten hin führte, ist ein Briefwechsel zwischen ihm und dem Professor der Theologie Dr. Stark in Königsberg, später General-Superintendent in einem der thüringischen Staaten, aufbewahrt worden, der merkwürdige Einblicke gönnt.

Dr. Stark, ein Theologe von gründlichster Bildung, eröffnete die Correspondenz und schrieb unterm 30. Juni 1773 aus Königsberg: „Mein sehr werther Freund und Bruder. Nach dem Wenigen, was mir von Ihnen bekannt geworden ist, müßte mich mein Geist sehr trügen, und die Siegel, die unser Orden seinen Geweihten aufgedrückt hat, verwischt sein: oder ich muß in Ihnen einen Mann finden, der Eines Ursprunges mit mir ist und mit mir zu Einem Zwecke geht. Und deren sind nicht viele unter den Maurern. Trüge ich mich, so falle Nacht und Finsterniß

auf das, was ich sagen werde. Sind Sie es aber, so grüße ich Sie in der heiligen Zahl von Drei, Sieben und Zehn und durch die sieben Geister Gottes.

Sind Sie tiefer als ich ins Heiligthum geführet, so nehmen Sie mich als einen lehrbegierigen Schüler an . . . Sonst lassen Sie uns Beide auf dem vor der Welt und so viel Tausend Maurern verdeckten Wege gehen. Die wahre Weisheit liebt das Verborgene. Nur in der Dunkelheit ist das unzerstörliche Licht. Ich kenne, mein Bruder, Florenz . . . Sie können zu mir reden . . . An einem grünen Flecken im rothen Lack des Wappens können Sie es erkennen, daß mein Brief nicht geöffnet gewesen.

Aber lassen Sie mich noch eine Bitte thun: Zerstören Sie noch nicht eine Art von Maurerei in Deutschland, unter deren Maske Brüder verborgen liegen, die diesen Brüdern selbst unbekannt sind, die Sie aber gewiß schätzen und lieben würden, wenn Sie sie näher kennen sollten. Unsere Macht und Gewalt ist lieblich, ein Feuer, das nähret und nicht zerstöret.

Ihr aufrichtiger Freund und Bruder

der „Verfasser der Apologie" (Stark)."

Hierauf antwortete Schrepfer, der, bei aller Begabung, den Cafetier doch nie verläugnen konnte, unterm 29. Juli folgenden Bombast: „Mein werther Freund und Bruder. Dero an mich abgelassenes Schreiben habe richtig zu erhalten die Ehre gehabt. Der große Baumeister der Gottheit der Allmacht gehe vor uns über mit seiner Gnade! So thue ich denn als Schotte der Erkenntniß und Gewalt aus Schottland in den Thurm den ersten Schritt, denselben die Wahrheit zu melden. Zerbrechen Sie Ihr † aus Florenz, lernen Sie dafür erkennen 5. 7., daß ich wirklich bin S. W. O. V.

Ist Wismar nicht sträflich, daß sie auf mein wiederholtes freundschaftliches Betragen nicht mehr Aufmerksamkeit bezeiget?

Was ich vor jetzt schreibe, schreibe ich auf Ihre Pflicht. Ziehen Sie Ihre Schuhe aus, denn der Ort der wahren ME ist heilig für den Busch. Fünf starben, der 6te ging in Feuer über, stehet die Säule so (unleserliches Wort) im Morgen, die 7 Siegel thun sich auf, und erkennen die Wahrheit der Gottheit. Verflucht

ſei, der den Namen ſeines Gottes mißbraucht! Der Herr iſt heilig und gerecht. Mein Bruder, wenn Sie wirklich der ſind, der die 11 in der Wahrheit kennet, da doch durch 12 gerichtet wird, warum kennen Sie nicht S. W.? War England nicht gerecht, ließ es Ihnen nicht ihre Freiheit; warum ſuchten Sie aber von dem einen Wege in den anderen zu fallen? Sind nicht Warnungen genug an die ſtrikte Obſervanz ergangen? Wenn ich meine Brüder bei der Vernunft überführe, und ſelbigen die Unſterblichkeit der Seele beweiſe, ſo folge ich den wahren Pflichten B. I. I. Soll Gewalt dem Schwachen weichen, wenn der Schwache nur Bosheit in ſeiner Seele beſitzt, wurde das Schwert nicht eingeſteckt, da es ſchon geſiegt hatte?

Glauben Sie, mein Bruder, wenn ich gleich nach Dresden gegangen, ſo wäre jetzo Alles ruhig und zufrieden; aber Leipzig, da wo nur Tugend und Wiſſenſchaften blühen ſollen, iſt eine in Schleier gehüllte Buhlerin. Kennen Sie wirklich die Off. I.?

Ich kenne Purpur ganz roth, das innerſte der Sonne gelb, blau, heilig und gerecht, unter dem Namen des Lammes. I. V. N. D. I. K.

Um mich noch mehr zu erklären, erwarte Dero Antwort, und empfehle Sie dem Schutz des Unerſchaffenen.

N. S. Mein Bruder. Sie haben es mit E—land und Sch—land richtig getroffen; nur den Sitz des Thurmes haben Sie mir nicht gemeldet. Erhalte ich einen Brief von Ihrer Hand und Namen, ſo thue mir der Herr dies und das, ſo ich ihn nicht unter meiner eigenen Hand beantworten will.

Nehmen Sie den Spiegel und ſehen nach dem Licht. Wenn der Blitz fähret, ſo blendet er, aber dem Weiſen iſt er klar wie tauſend Jahr.

Joh. Geo. Sch—r,
S. d. E. u. G.
(Schotte der Erkenntniß und Gewalt.)

Daß ein Mann wie Stark durch ſolchen mit Effronterie vorgetragenen Galimathias geblendet werden konnte, iſt nicht anzunehmen, auch kam die Correſpondenz über dieſen einmaligen Briefaustauſch nicht hinaus. Aber Schrepfer hatte doch das Eine Gute davon, daß er auf das Handſchreiben eines, in beſonderem Ordens-

Ansehen stehenden, die höchsten Ordens-Ehren in sich vereinigenden Mannes hinweisen konnte. Und das genügte ihm. Er suchte neue Mittel nach, „um den Schatz zu heben," und Leipzig, das er so undankbar als „Buhlerin" bezeichnete, gewährte sie immer auf's Neue.

Endlich indeß, so scheint es, war die Geduld erschöpft, die „Erscheinungen" kamen, während der Schatz beharrlich ausblieb und Schrepfer empfand zuletzt, daß seine Situation unhaltbar geworden sei. Aber wenigstens mit einem Knalleffect wollte er scheiden.

An einem der letzten Meßtage, am 7. October 1774 lud er Bischofswerder und Hopfgarten, nebst noch zwei anderen, zum Abendessen ein. Als sie beisammen waren, sagte er: „Diese Nacht legen wir uns nicht zu Bett, denn morgen mit dem Frühesten, noch vor Sonnenaufgang, sollen Sie ein ganz neues Schauspiel zu sehen bekommen. Bis jetzt hab ich Ihnen Verstorbene gezeigt, die ins Leben zurückgerufen wurden; morgen aber sollen Sie einen Lebenden sehen, den Sie für todt halten werden." Nach diesen Worten legte er sich aufs Sopha und schlief fest. Als der Tag anbrach, stand er auf mit den Worten: „Nun, meine Herren, ist es Zeit, daß wir gehen;" und alle begaben sich nach dem Rosenthal. Schrepfer, der auf dem Wege die vollkommenste Gemüthsruhe zeigte, wies seinen Begleitern, als sie an einer bestimmten Stelle angelangt waren, ihre Plätze an, indem er zu ihnen sagte: „Rühren Sie sich nicht von der Stelle, bis ich Sie rufen werde; ich gehe jetzt in dieses Gebüsch, wo Sie bald eine wunderbare Erscheinung sehen sollen". Er entfernte sich und bald darauf fiel ein Schuß; im Dickicht fanden die Herren ihren Propheten todt. Er hatte sich mit einem Taschenpistol erschossen.

So viel über Schrepfer, in dem sich die Lug- und Trug-Geheimbündelei, die ideenlose und karrikirte Entartung des Ordenswesens verkörperte. Wir haben in den kurzen Lebensabriß, den wir von ihm gegeben, den Briefwechsel zwischen ihm und Dr. Stark mit besonderem Vorbedacht eingeschoben, um einen Gegensatz und dadurch zugleich einen Uebergang zu schaffen zu jenen ernsteren

Beſtrebungen, die, wie befangen auch in Menſchlichkeiten, doch ein Princip vertraten und zugleich jene Sache ſelbſt waren, von der Schrepfer nur die Carrikatur bildete.

Von dieſen ernſteren Beſtrebungen in dem folgenden Capitel.

2.

Illuminaten und Roſenkreuzer.

Ei, Poſſen, das iſt nur zum Lachen;
Sei nur nicht ein ſo ſtrenger Mann!
Sie muß als Arzt ein Hokuspokus machen.
„Fauſt."

Der Hang nach Macht, der im abſoluten Staate (außer im Dienſte deſſelben) keine Befriedigung fand, ſchuf, ſo ſagten wir, die Geheimbündelei überhaupt; der Hang nach Freiheit, der im abſoluten Staate begreiflicher Weiſe nicht beſſer fuhr, als jener, ſchuf eine beſondere Abzweigung, eine ideale Blüthe der Geheimbündelei: den Illuminaten-Orden. Dieſer Orden, auf ſeinen gedanklichen Kern angeſehen, war kaum etwas Anderes als ein modificirter, vielleicht ein potenzirter Freimaurer-Orden, hätte alſo allen Anſpruch darauf gehabt, neben dieſem zu leben und zu wirken, auch wurd' in der That um 1780 eine Vereinigung beider erſtrebt; die beſonderen Umſtände aber, unter denen der neue Orden ins Leben trat, ſeine Rührigkeit, ſeine Aggreſſion, ſeine Uebergriffe führten raſch zu ſeinem Untergange, nachdem er, etwa ein Jahrzehnt lang, eine hervorragende politiſche Rolle geſpielt und ſich als ein Repräſentant jener Freiheitsſtrömung gezeigt hatte, die damals durch Europa ging.

Der Stifter des Ordens war Adam Weishaupt, der, 1748 zu Ingolſtadt geboren, an der Univerſität ſeiner Vaterſtadt ſtudirt und 1775 ebendaſelbſt die Profeſſur des Natur- und kanoniſchen Rechts erhalten hatte. Schon als Student — es lag eben in der Zeit — hatte ihn die Stiftung eines Ordens beſchäftigt; jetzt, gereifter, entwarf er die Statuten für den Orden der „Perfec-

tibiliſten", die dann ſpäter den mehr bezeichnenden und beſſer ſprechbaren Namen der Illuminaten annahmen. Die Gründung des Ordens erfolgte 1776. Weishaupt ſelbſt bezeichnete als Aufgabe deſſelben: „Selbſtdenkende Menſchen aus allen Welttheilen, von allen Ständen und aus allen Religionen, durch ein gegebenes höheres Intereſſe in ein einziges Band dauerhaft zu vereinigen und ſie dahin zu leiten, aus wahrer Ueberzeugung und von ſelbſt zu thun, was kein öffentlicher Zwang, ſeit Welt und Menſchen ſind, je bewirken konnte." In einem Briefe gab er ſich noch deutlicher und zuverſichtlicher: „Der Endzweck des Ordens iſt, daß es Licht werde und wir ſind die Streiter gegen die Finſterniß. In fünf Jahren ſollen ſie erſtaunen, was wir gethan haben. Merken Sie ſich's, der Endzweck des Ordens iſt frei zu ſein. Wenn ſich Alles ſo fortentwickelt, wie ſeit einiger Zeit, ſo gehört in Kurzem unſer Vaterland uns. Habe ich einmal den Grund des Baues feſtgeſtellt, ſo mag geſchehen was wolle. Man wird dann, auch wenn man wollte, nicht mehr im Stande ſein, die Sache zu Grunde zu richten."

Die erſten Erfolge des Ordens entſprachen dieſer Zuverſicht; viele vornehme, gelehrte und rechtſchaffene Männer traten ihm bei, darunter Knigge (1780), der alsbald eine beſonders umſichtige und energiſche Thätigkeit zu entfalten begann. Aber dieſe Blüthe, ſo raſch ſie gezeitigt war, ſo raſch ging ſie vorüber. Knigge und Weishaupt, von verſchiedenen Anſichten geleitet, entzweiten ſich; der erſtere trat zurück, mit ihm eine Anzahl Mitglieder, und ſo in ſich geſchädigt und zerfallen, erlag der Orden dem Sturme, der jetzt von außen her ihn traf. Alles Illuminatenthum wurde in Baiern, das den Hauptſitz bildete, verboten und Weishaupt 1785 ſeines Amtes entſetzt. Er fand bei dem Herzoge Ernſt von Gotha Aufnahme; aber der Orden ſelbſt erlag der ſtaatlichen Obergewalt, die ihn, mit Proceſſen und Strafverfügungen energiſch vorgehend, wie einen Brand austrat.

So viel über die Illuminaten. Ein kurzes Leben. Sehr wahrſcheinlich, daß dieſer Orden, wie ſo viele andere Verbindungen jener Zeit, ohne Sang und Klang und ohne ein Blatt in der Geſchichte vom Schauplatz abgetreten wäre, wenn er nicht während der kurzen Dauer ſeiner Exiſtenz eine Gegenſtrömung

hervorgerufen hätte, die, berühmter werdend als der Illuminatenorden selbst, diesem alsbald einen Reflex der eigenen Berühmtheit lieh. Mit anderen Worten, das Illuminatenthum wäre vielleicht vergessen, wenn nicht der geheimbündlerische Drang sofort einen feindlichen Bruder geboren hätte. Dies waren die Rosenkreuzer; ein alter Name, aber eine neue Sache.

Wir beginnen mit einem historischen Rückblick.

Die Rosenkreuzer waren eine alte alchymistische Verbrüderung, die weit in die Geschichte zurückgeht. Ihr Stifter war Frater Rosenkreuz, ein Deutscher, wie sein Name bezeugt. Daß ein solcher Mönch wirklich gelebt und mit seinen Adepten die Goldmachekunst getrieben habe, scheint unzweifelhaft; über diese einfache Thatsache hinaus aber hüllt sich alles in Nebel und die Geschichte vom Tode und von der Wiederauffindung des alten Rosenkreuz giebt sich nicht einmal die Mühe, ihren Fabel-Charakter zu verbergen. Diese Geschichte lautet wie folgt:

Frater Rosenkreutz, nachdem er seiner Reisen durch Arabien und Afrika und seines vieljährigen Verkehrs mit den „afrikanischen Weltweisen" müde geworden war, begab sich nach England und wohnte nicht weit von London, woselbst er eine unterirdische Höhle errichtete und ein Buch schrieb, worauf er G. L. statt des Titels setzte. Sein Vetter Benedikt Rosenkreutz war gemeiniglich um ihn. Diesem befahl er, bei Ablegung eines großen Schwurs, daß er nach seinem Tode sogleich das Gewölbe zuschließen und eine bestimmte große Tafel davor setzen sollte, worauf die Namen seiner Schüler standen; den Zugang selbst sollte er mit Erde verschütten. Alles dies geschah mit der größten Genauigkeit, so daß man von Rosenkreutz nichts weiter hörte. Ueber dieser Höhle stand aber ein sehr alter Akazienbaum, unter dessen Schatten Rosenkreutz öfters seinen Gedanken nachgehangen. Nach 120 Jahren fiel einem Bauern ein, diesen Baum umzuhauen und seine Wurzeln auszugraben. Er kam an Steinplatten, nahm eine nach der andern fort und eh er sichs versah, fiel er in eine Höhle 15 Fuß tief in die Erde hinein. Kaum hatte er sich von seinem Fall und Schrecken erholt, so wurde er gewahr, daß diese unterirdische Gruft erleuchtet war, und ein alter, ehrwürdiger Mann vor einem Tische saß und in einem Buche las. Als er (der Bauer) sich

nun einen Schritt näherte, erhob ſich der Alte, der einen Stab in Händen hielt. Bei dem zweiten Schritt hob er ſeinen Stab in die Höhe, bei dem dritten ſchlug er ſo gewaltig auf die Lampe, daß ſolche zerbrach und erloſch. Der Bauer ſtürzte vor Schreck nieder; ſo fand man ihn und hörte ſeinen Bericht. Zugleich fand man eine Leiche, die ein Buch in Händen hielt. Dies letztere war das Buch Roſenkreutzers, das alle Weisheit, die Ausbeute ſeines Lebens, ſeiner Studien umfaßte."

So die Erzählung von Frater Roſenkreutz und ſeinem Weisheits-Buch. Dies Weisheits-Buch, auf das es ankam, gaben nun die modernen Roſenkreuzer, die wir gleich näher charakteriſiren werden, als ihren Beſitz aus; es ſei ihnen auf räthſelhafte Weiſe zu Händen gekommen und um den Verdacht oder den Vorwurf der Modernität von ſich abzuſtreifen, nannten ſie ſich, eben auf die vorgeblich alte Weisheit geſtützt, die Roſenkreuzer alten Styls. Ihr Spruch war: Lux in Cruce et Crux in Luce. Die Welt erkannte ſehr bald, und ſie ſollte es auch erkennen, daß die ſich ſo nennenden Roſenkreuzer mit den wirklichen Roſenkreuzern alten Styls nicht das Geringſte gemein hatten und mit Fug und Recht durfte Dr. Semler, der „Vater des Rationalismus", von Halle aus ſchreiben: „Seit einiger Zeit haben wir von einer jetzt fortdauernden Roſenkreuzerei ſo manche wichtige Nachrichten, Nachrichten, aus denen wir erkennen können, daß eine große Partei mit gewiß weit ausſehenden Abſichten, die Magie und Alchemie nur als Maske benutzt. Ein „Hirtenbrief" dieſer Roſenkreuzer, der mir vorliegt, iſt ein auffallender Beweis von der dreiſten und entſchloſſenen Denkungsart dieſer geheimen Partei, welche ganz merklich es auf eine öffentliche Revolution im Sinne des Rückſchritts abſieht. . . . Die Hiſtorie kann es am gewiſſeſten darthun, daß dieſe jüngeren Roſenkreuzer ganz andere Leute ſind als die alten, die kein papiſtiſches Mitglied unter ſich duldeten."

Im Weſentlichen hatte es der alte Rationaliſt hier richtig getroffen. Ob Papismus und Jeſuitismus dahinter ſteckten, war damals fraglich und iſt fraglich geblieben, aber um Reaction, um einen Kampf gegen die Neologen und Ideologen, gegen die Aufklärer und Freimaurer, gegen die Demokraten und Illuminaten

handelte es sich allerdings, die alten Elemente in Staat und Kirche, ganz wie in unsern Tagen, nahmen einen organisirten Kampf gegen den Liberalismus in allen seinen Gestalten und Verzweigungen auf. Nur die Organisation war verschieden, heute öffentlich in Kammer, Lehrstuhl, Presse, damals geheim in Orden und Brüderschaften. Jede Zeit hat ihre Kampfesformen; der Kampf bleibt derselbe.

Wie recht der alte Semler hatte, darüber gaben die trotz aller Vorsicht und Geheimthuerei nach und nach in die Oeffentlichkeit dringenden Schriften des modernen Rosenkreuzerthums die beste Auskunft. Umkehr, Absolutismus, Orthodoxie — das war ihr Inhalt. Wir geben einige Belagstellen zunächst aus der „Original-Instruction für die Oberen der untern Klassen."

pag. 27.

Der hohe Orden, der die Sache Christi mit Macht und Eifer betreibt, weil sie seine eigene ist, hat die Größe des Menschengeschlechtes sehr am Herzen.

pag. 30.

„Der Zirkel-Director soll den Brüdern tiefe Ehrfurcht gegen den Befehl Gottes einprägen, daß wir hier glauben und dort erst schauen. Er soll ihnen auch die gewisse und freudige Hoffnung machen, daß, bei zunehmendem Wachsthum im Orden, ihr Glaube viele starke Stützen erhalten und sie manches, ihnen jetzt noch Unbegreifliche in den Geheimnissen unserer allerheiligsten Religion mit mathematischer Gewißheit einsehen werden."

pag. 88.

Der Orden kettet den Himmel an die Erde und öffnet den versperrten Weg zum Paradiese wiederum. Seine höchsten Vorsteher sind, im allergenauesten Verstande, Freunde Gottes, wahre Jünger Christi, weit über den Rest der Sterblichen erhaben, Meister über die ganze Natur, die mit der einen Hand auf das siegreiche Kreuz der Versöhnung gelehnt, mit der andern die lange Ordenskette festhalten.

So weit die Auszüge aus der „Instruction".

Energischer noch traten die Grundgedanken des Ordens, die man vielleicht am besten mit „Umkehr zu Strenggläubigkeit und Mysticismus" bezeichnen kann, in einem 1782 zu Berlin erschie-

neuen Buche hervor, das den Titel führte: „Die Pflichten der Gold- und Rosenkreuzer alten Systems; von Chrysophiron.“ Dies Buch wurde bloß für die Junioren des Ordens gedruckt und sehr geheim gehalten. Ein Exemplar besaß der russische Major Kutusow, der, wie man glaubt, eben dieser Verbindung halber, mehrere Jahre in Berlin lebte und daselbst starb. Dies Exemplar wurde bei der stattfindenden Auction öffentlich versteigert, und kam dadurch in fremde Hände. In der Vorrede zu diesem Buche fanden sich folgende Stellen:

pag. XIII.

Gottes Barmherzigkeit über Deutschland hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und seine Treue ist groß. Der ewige Erbarmer hat sich durch das Gebet unserer gütigen Oberen endlich erweichen lassen. Was unsere Väter von sich stießen, das ist nach hundert Jahren ihren glücklichen Kindern, ist Uns, zu Theil geworden.

pag. XXXIX.

Gott hat sie, hat mich, hat alle Mitglieder unsres hohen Ordens vor Millionen Menschen werthgeachtet, an dem paradiesischen Segen Antheil zu nehmen, den er nach seiner grundlosen Barmherzigkeit bei dem Falle Adams nicht aus der Welt hinausnahm, sondern ihn nur verbarg, damit diejenigen unter den Menschen, welche in allen Jahrhunderten der Welt es werth würden, diesen Segen finden und genießen könnten.

pag. XL.

Nur der ist dieses Segens im Orden werth, der Jesum Christum, den Schlangentreter, recht kennt, sein tinkturalisches Versöhnungsblut ganz auffasset und durch seinen starken Glauben mit ihm innigst vereinigt ist. Nur solchen gab er Macht, nur diesen dreimal glücklichen Ordensbrüdern gab er Macht, Gottes Kinder zu heißen, die an seinen Namen glauben. Joh. 1, 12.

Und an eben dieser Stelle (pag. XL.):

„Ich habe Ihnen hiermit genug gesagt, und schließe mit den Worten Pauli 1. Korinther 16 V. 22. Wer unsern Herrn Jesum Christum nicht lieb hat, der sei verflucht oder Anathema maharam Motha. Das heißt: durch den großen Bann der göttlichen Strafgerechtigkeit ausgesetzt. Amen! Amen! Amen!

Dieſe Schriften riefen im gegneriſchen Lager, alſo unter Freimaurern und Rationaliſten, einen Zorn hervor, den wir in unſern Tagen, wo dergleichen in offener Befehdung der Gegenſätze jeden Tag gedruckt wird, einfach nicht zu faſſen vermögen, wenn wir nicht gegenwärtig haben, wer jene Schriften ſchrieb, wer Chryſophiron war und welche ſtaatliche Gewalt ſchützend hinter dieſem Orden der Gold- und Roſenkreuzer ſtand. Dies Alles waren nicht Blaſen, die ein beliebiger Sektengeiſt warf, ſondern dieſe Anſchauungen herrſchten an oberſter Stelle, drohten in Edicten und Geſetzen beſtimmend, maßgebend für Millionen Andersdenkender zu werden und traten ſchließlich wirklich als Landesgeſetze in Kraft. Hinter dieſer Roſenkreuzerei ſtanden auf länger denn 10 Jahre hin die Machthaber Preußens: der König, Wöllner, Biſchofswerder. Chryſophiron war Pſeudonym für Wöllner.

Dies wird genügen, die oben erwähnte bittre Feindſchaft zu erklären, die durch die liberale Welt ging. In Frankreich der Sieg des Voltairianismus bis in ſeine letzten Conſequenzen und — in Preußen, an deſſen Spitze beinah 50 Jahre lang der Philoſoph von Sansſouci geſtanden und der Aufklärung eine Stätte bereitet hatte, in dieſem Preußen: Umkehr, Gewiſſensdruck, Roſenkreuzerei. So lange hinter dieſer letztern die ſtaatliche Macht ſtand, ſo lange ſie mit dieſer identiſch war, war ein Kampf dagegen unmöglich, aber kaum daß der Sarg Friedrich Wilhelms II. in die Gruft des Domes niedergelaſſen war, ſo brach es hervor. An der Spitze der alte Nicolai. In der Vorrede zum 56. Bande der „Neuen Allgemeinen deutſchen Bibliothek" führte er nunmehr über die Roſenkreuzer, die jetzt freilich ein todter Percy waren, folgende Sprache:

„Sehr bald nach dem Tode Friedrichs des Großen fanden bei ſeinem Nachfolger Männer Gehör, welche zu mehreren nachtheiligen Maßregeln Anlaß gaben. Dieſelben waren großentheils durch eine geheime Macht, durch den Gold- und Roſenkreuzer-Orden und durch den Einfluß der „unbekannten Väter" geleitet, welche dieſen Orden ungefähr ſeit 1778, noch zu Lebzeiten des großen Königs, unglaublich weit in Deutſchland auszubreiten wußten. Wo die „unbekannten Väter" ſich aufhielten, wußten die Ordensgenoſſen nicht; aber wenn dunkle Winke hin

und wieder gegeben wurden, so ward allemal auf katholische Orte gedeutet. Alle diese Innern Orden verlangten blindes Vertrauen auf die unbekannten Oberen; . . . der tollen Geisterseherei wurde nach und nach Thür und Thor geöffnet, damit der freie Gebrauch der Vernunft gehemmt und nach und nach der Herrschsucht der Hierarchie und ihrer eigenen Herrschsucht ein ausgedehnterer Wirkungskreis bereitet würde.

„Es ist auch selbst dem allgemeinen Publikum nicht ganz unbekannt geblieben, welche wichtige Folgen von 1786—1797 in den preußischen Staaten durch die Anhänglichkeit an die Rosenkreuzer bewirkt worden sind. Wenngleich dieselben keineswegs all ihre schädlichen Pläne haben durchsetzen können, so kann doch derjenige, der einigermaßen die Umstände kennt, kaum zweifeln, daß die Rosenkreuzerei auf die in die Augen fallende Veränderung der Verfügungen in Absicht auf die Religion (das Wöllnersche Religions-Edikt ist gemeint) einen wichtigen Einfluß gehabt habe. Dank sei es den menschenfreundlichen Privatgesinnungen König Friedrich Wilhelms II., daß die Absicht der Obscuranten, alle Aufklärung auszurotten, nicht bis zur Absetzung der Aufklärer von ihren Aemtern, bis zu ihrer Einschließung in Gefängnisse oder ihrer Verjagung aus dem Lande fortgesetzt ward. Es gab Leute, denen es an Willen hierzu nicht fehlte und noch weniger an Drohungen."

Zu dieser Sprache, die außerdem noch mit Bezeichnungen wie „bübisch", „schmutzig", „betrügerisch" reichlich verbrämt war, war Nicolai als Parteimann, als ausgesprochener Widerpart, dazu als Mann, der persönliche Kränkungen und Schädigungen erfahren hatte, zu gutem Theile berechtigt, — wir nachträglich haben die Pflicht, unparteiischer auf das Getriebe dieses Ordens und der beiden einflußreichen, den Staat lenkenden Männer zu blicken, die entweder an der Spitze des Ordens standen oder doch seine wichtigsten, ja überhaupt die einzig wichtigen Mitglieder waren. Ohne die Namen Bischofswerder und Wöllner wären die Rosenkreuzer wie so viele andere Orden jener Zeit ohne Sang und Klang vom Schauplatz abgetreten.

Was wollte der Orden? wie entstand er? Er war, seinem Kern und Wesen nach, eine Unausbleiblichkeit, weil ein naturgemäßer Rückschlag. Wir constatiren einfach eine Thatsache, wenn wir hervorheben, daß man in den letzten Regierungsjahren Friedrichs des Großen in vielen Kreisen anfing, der Aufklärung wenig froh zu werden. Gegensätze, die sich befehden, die beide in der Natur des Menschen ihre Wurzel und ihre Berechtigung finden, pflegen sich unter einander in Herrschaft und Ohnmacht abzulösen. Dem Puritanismus folgte Libertinage, der starren Orthodoxie Friedrich Wilhelms I. folgte der Voltairianismus der Fridericianischen Zeit, dem Kosmopolitismus folgte eine nationale Bewegung und dem Illuminatenthum, das überall ein Licht anzünden wollte, mußte naturgemäß irgend ein Rosenkreuzerthum folgen, das davon ausging: alles Tiefe liegt nicht im Licht, sondern im Dunkel. Das Empfinden der Zeiten und der Individuen wird in Bezug auf diese Frage immer aus einander gehen und jene Enthusiasten, die überall ein Räthsel, ein Wunder, ein directes Eingreifen Gottes sehen, wo der Nüchternheitsmensch einfach das Verhältniß von Ursache und Wirkung zu erkennen glaubt, diese phantasiereicheren, unserer besten Ueberzeugung nach höher angelegten Naturen, dürfen mindestens *eins* verlangen: Gleichstellung in bürgerlicher Ehre. Es ist nichts damit gethan, ihnen einfach den Zettel „Dunkelmänner" aufzukleben und sie damit, zu beliebiger Verhöhnung, auf den Markt zu stellen. Seinem Kern und Wesen nach, war das moderne Rosenkreuzerthum nichts als eine Vereinigung von Männern, die, ob katholisirend oder nicht, an den dreieinigen Gott glaubten und diesen Glauben dem Deismus, dem Pantheismus und Atheismus gegenüberstellten.

Wer will in dieser Reactionsbewegung, die den Glaubensinhalt vergangener Jahrhunderte *zurück*verlangt, ein- für allemal einen geistigen Rückschritt, eine Einbuße an ideellen Gütern erkennen? Wer hat den Muth, die Glaubenskraft des Menschen unter die Verstandeskraft zu stellen? Glaube und wissenschaftliche Erkenntniß schließen einander nicht aus, und mit höchster Geisteskraft ist höchste Glaubenskraft durch ganze Epochen hin vereinigt gewesen. Das Rosenkreuzerthum hat dadurch keine Sünde auf

sich geladen, daß es das Gegentheil von dem wollte, was der alte Nicolai wollte.*)

Wenn wir dennoch das Auftreten des Rosenkreuzerthums zu beklagen und sein Erlöschen, nach kurzer Allmacht, als ein Glück für das Land zu bezeichnen haben, so liegt das in Nebendingen, in begleitenden Zufälligkeiten, die, theils irrthümlicherweise, von den Feinden aber in wohlüberlegter Absicht in den Vordergrund gestellt worden sind, um das moralische Ansehen des Gegners zu discreditiren. Wir meinen hier die Geistererscheinungen, den ganzen Apparat, der von den Rosenkreuzern in Bewegung gesetzt wurde, um einen trägen Glauben künstlich zu beleben.

Wegzuläugnen sind diese trüben Dinge nicht, wiewohl sie höchst wahrscheinlich eine viel geringere Rolle gespielt haben, als man gewöhnlich annimmt. Gleichviel: man hat zu diesen Hilfs-

---

*) Wie wenig der alte Nicolai, mit all seinen Meriten, im Stande war, einer Erscheinung wie der des Rosenkreuzer-Ordens gerecht zu werden, geht aus seinen eigenen Aufzeichnungen am besten hervor. Er sah in Allem, was damals in Dichtung und Philosophie den Vorhang von einer neuen Welt hinwegzuziehn gedachte, nur Eitelkeit, Anmaßung, Phantasterei und Geisterschwindel, und stand gegen die ganze junge Literatur, wenigstens so weit sie romantisch war, ebenso feindselig, wie gegen Wöllner und die Rosenkreuzerei. „Die Herren Fichte, Schelling, Hegel, Schlegel, Tieck" so schreibt er „und wie die sich wichtig dünkenden Männer und Männchen weiter heißen, preisen sich zwar fleißigst Einer den Andern und sprechen von allen Philosophen und Dichtern, welche nicht zu ihrer geheiligten Kirche gehören, so wie auch von der gesunden Vernunft und Aufklärung aufs Verächtlichste. Aber auch das Verachten will nicht gelingen .... Sie versichern daher die Entdeckung gemacht zu haben, daß Fichte und Schelling, ob sie gleich, leider! schon anfangen von einander zu differiren (wie uns Hr. Hegel, ein neulichst berühmt werdenwollender Philosoph, in einer besondern Schrift des Breiteren auseinandersetzt), dennoch die einzigen Philosophen sind, denen, auch wenn sie nicht übereinstimmen, allein das wahre Wissen vom Subject-Objecte gebührt. Ferner noch haben diese Herren durch ihre intellectuelle Anschauung deutlich erkannt, daß Wieland und Klopstock keine Dichter sind, hingegen Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck Dichter vom größten Genie!" — So eifert Nicolai über viele Seiten hin. An einer anderen Stelle zieht er direct Parallelen zwischen den Rosenkreuzern einerseits und Fichte-Schelling anderseits und findet, daß die Philosopheme Beider sich als „gleich ungereimt" erweisen. All das ging ihm eben über Kraft und Verständniß.

mitteln gegriffen und wir perhorresciren es, daß es geſchehen. Es war unwürdig, bei dem betrügeriſchen Schrepfer ſo zu ſagen auf Borg zu gehen, ſeine im Dienſt der Lüge klugverwandten Künſte in den Dienſt einer Sache zu ſtellen, die, für unſere Ueberzeugung wenigſtens, ganz unbeſtritten einen idealen Kern hatte. Es war ein Unrecht. Aber betonen wir dies Unrecht nicht ſtärker als nöthig. Beurtheilen wir die Dinge aus der Zeit heraus. Auch das ſittliche Empfinden ſtellt ſich in verſchiedenen Jahrhunderten verſchieden. Eine Politik, wie ſie der große Kurfürſt, ein frommer, ſtrenggläubiger Mann, gegen Polen und Schweden übte, würde heute verabſcheut werden; damals nahm Niemand Anſtoß daran; man bewunderte nur den klugen, patriotiſchen Fürſten; — und zu allen Zeiten ſind Wunder gemacht worden, nicht blos von Betrügern ſondern auch von Prieſtern, die an einen ewigen, allmächtigen und wunderthätigen Gott in aller Aufrichtigkeit glaubten. Wie wir ſchon an früherer Stelle ſagten: das kleine Mit-Eingreifen, das Mit-Spielen, iſt kein Beweis für ein frivoles Sich drüber ſtellen über die transcendentale Welt.

Der Hocuspocus bleibt ein Fleck an jener intereſſanten Geheimen Vergeſellſchaftung, die durch eine ſeltſame Verkettung von Umſtänden in die Lage kam, Preußen auf 12 Jahre hin zu regieren, aber ein billiges Urtheil über den moraliſchen Werth derjenigen, die damals an der Spitze dieſes Ordens ſtanden, wird doch nur derjenige haben, der ſich die Frage nach dem „guten Glauben" der Betreffenden vorlegt und gewiſſenhaft beantwortet. Daß Biſchofswerder dieſen „guten Glauben" hatte, haben wir in dem Capitel Marquardt darzulegen getrachtet; in Betreff Wöllners ſteht uns das unverfänglichſte Zeugniß zur Seite, das Zeugniß ſeines Antagoniſten Nicolai ſelbſt. Dieſer ſchreibt über ihn: „Eine Menge kabbaliſtiſcher und magiſcher Worte verdunkelte nach und nach ſeinen hellen Kopf, und ſeine irregeleitete Einbildungskraft ließ ihn allenthalben Geheimniſſe und Wunder ſehen. Im Jahre 1778 war er bereits ſo weit, daß er die geheime Lehre der roſenkreuzeriſchen Philoſophie für das einzig wahre Wiſſen hielt, für ein Wiſſen, das bald ganz allgemein werden und alle andere Philoſophie verdrängen würde."

So Nicolai. Die Verurtheilung der Richtung Wöllners wird hier, unbeabsichtigt, zur Anerkennung seiner persönlichen Aufrichtigkeit. Und dies genügt uns. Wie wenig Nicolai fähig war, der Richtung gerecht zu werden, glauben wir im Vorhergehenden gezeigt zu haben.

1800 starb Wöllner zu Groß-Rietz, 1803 Bischofswerder zu Potsdam. Das Rosenkreuzerthum ging mit ihnen zu Grabe.

Uetz.

Wie reizend sind, du schönes Dörfchen Uetz,
Heut' deiner Gärten Aepfelblüthenreifer,
Dein gothisch Kirchlein, deiner Fischer Kietz,
Dein Pfarrgehöfte, deine Bauerhäuser . . .
Die Pferde sind zur Rückfahrt angespannt,
Vom Felde treibt der Kuhhirt durch die Gassen, —
Du schönster Ort im ganzen Havelland,
Wer könnte je dich ungerührt verlassen!

„Du schönster Ort im ganzen Havelland", unter diesem Anruf nimmt unser märkischer Poet par excellence, unser vielbespöttelter Schmidt von Werneuchen, von jenem stillen Haveldorfe Abschied, dessen etwas seltsam klingenden Namen wir an die Spitze dieses Kapitels gestellt haben.

„Du schönster Ort" — wir wollen es, auf die Autorität unseres Freundes hin, glauben. Aber ob der schönste oder nicht, der stillste gewiß. Die Natur hat es so gewollt.

Die Havel, die auf ihrem Mittellaufe überall Seen und Buchten bildet, streckt an dieser Stelle eine sackgassenartige Abzweigung, die „Wublitz", tief in's Land hinein und bildet dadurch eine Wassergabel, die das von drei Seiten her umschlossene Stück Land zu einer Halbinsel macht. Auf dieser Halbinsel, tief innerhalb der Gabel, liegt unser Uetz, das, um eben dieser Lage willen, nur mit Hülfe einer Fähre, oder aber auf weiten Umwegen erreicht werden kann. Beides ein Hinderniß im Verkehr.

Eine kurze Zeit hindurch schien es, als sollte das stille

Dorf mit in die Welt, von der es ſonſt abgeſchloſſen liegt, hinein gezogen werden. Das war zu Ende des vorigen und zu Anfang dieſes Jahrhunderts, wo das eine halbe Meile von Uetz gelegene Paretz, ſo zu ſagen die Hauptſtadt dieſer kleinen Halbinſel, in den Beſitz König Friedrich Wilhelms III. überging. Um dieſe Zeit — der König wählte immer den Waſſerweg — wurde Uetz zu einer vielgenannten Fährſtelle. Der Fiſcher, der den Dienſt verſah, hatte ſeine goldnen Tage; an die Stelle der alten Fährmannshütte trat ein reizendes Haus im Schweizerſtyl, betreßte Röcke ſpiegelten ſich im dunklen Wublitzwaſſer, und die Dorfſtraße entlang, in der bis dahin bei Regenwetter die Dungwagen ſtecken geblieben waren, ſchaukelten ſich jetzt die königlichen Kutſchen. Das war bis 1810. In den 20er und 30er Jahren flackerte es noch einmal auf, dann erloſch es ganz. Uetz war wieder das „ſtillſte Dorf im ganzen Havelland.“

Solchem ſtillſten Platze zuzuſchreiten, wie wir jetzt thun, hat immer einen beſonderen Reiz. Die nauener Chauſſee, die wir halten, läuft parallel mit der Wublitz, und je nach den Sattlungen des Weges ſchwindet Uetz und erſcheint wieder; immer neue Verſchiebungen treten ein, und bald hinter hohen Pappeln, bald hinter Weiden hervor ſchimmert das goldene Kreuz ſeiner Kirche. Unſer Weg hat uns endlich bis in die Höhe des Dorfes geführt, und nach links hin einbiegend, ſtehen wir nach einem kurzen Marſch am Ufer des mehrgenannten Havelarms, der ſich ſelbſt und ſeinen Zauber bis dahin vor uns verbarg. Drüben liegt das Fährhaus. Aber der Blick nimmt uns ſo gefangen, daß wir unſer „Hol über!“ unterlaſſen und zwiſchen ausgeſpannten Netzen auf einem umgeſtülpten Kahne Platz nehmen, um das Bild auf uns wirken zu laſſen.

In Terraſſen baut es ſich auf: zuunterſt der Fluß, tief und ſtill und mit den breiten Blättern der Teichroſe überdeckt; dahinter ein Schilfgürtel, dann Obſtgärten, dann über dieſe hoch hinaus die alten Ulmen der Dorfgaſſe, und wieder hinter den Ulmen, am Abhang aufſteigend, die weißen Häuschen des Dorfes, das Ganze gekrönt von zwei altmodiſchen Windmühlen, die von dem baſtionartigen, gründoſſirten Mühlenberge aus, den Vorder-

grund überblicken und ihre Flügel so lustig drehen, als freuten sie sich der Umschau, die sie halten.

Die Längslinie des Bildes folgt dem Uferrande drüben, der zugleich der Hauptgasse des Dorfes entspricht. Das Treiben dieser von Busch- und Baumwerk dicht eingefaßten Gasse entzieht sich unserem Auge; überall da aber, wo breite Querlinien die Längslinie durchbrechen, entsteht ein heller Fleck im Dunkel und das ganze sich fortbewegende Treiben drüben erscheint in dieser Lichtung und schwindet wieder. Die Entfernung ist groß genug, um jeden Lärm zu verschlingen, und so kommen die Bilder und gehen wieder wie auf der glatten Fläche einer Camera obscura. Jetzt Schnitter, die Harke und Sense über die Schulter gelegt, vom Felde heimwärts kehrend, jetzt kiepentragende Frauen, jetzt hochbeladene Heuwagen, deren helleres Grün in dem Dunkelgrün der Baumkronen schwerfällig hin und her schwankt.

Die Sonne, die eben noch wie ein Glutball über dem Windmühlenberge gestanden hatte, sank jetzt tiefer und ließ die Wandfläche der Mühle wie einen dunklen Schatten erscheinen, den ein rothgoldener Schimmer nach allen Seiten hin umgab. Und dieser Schimmer, sich bahnbrechend durch die Baumwelt des Vordergrunds, fiel jetzt auch auf die breite Fläche der Wublitz, und wo ein Schwan durch diesen glühenden Streifen hindurchfuhr, da überzog es sein Gefieder wie flüchtige Röthe, die der nächste Augenblick wieder von ihm streifte. Wohl mochten hier die Mummeln blühen, als wäre die Wublitz ein Blumenbeet, denn es war ein Bild wie hergeliehen aus einem Feengarten.

Minutenlang sah ich still in diesen Zauber hinein, dann richtete ich mich auf und rief mein „Hol über!“ über die Wasserfläche hin. Aber der Ruf schien in dieser Stille zu verklingen. Nichts regte sich drüben und schon war meine ganze Naturbewunderung in Gefahr, im Aerger über den Fährmann unterzugehen, als es drüben lebendig zu werden begann. Eine hagere, mittelgroße, nach Wendenart in graue Leinwand gekleidete Gestalt trat aus dem Fährhaus, machte eine Handbewegung, die unverkennbar ausdrücken sollte, „ich möchte mich nur ruhig verhalten,“ und löste dann langsam und mürrisch, soweit sich das aus seiner Haltung erkennen ließ, einen Kahn vom Ufer und schob ihn, ohne

Ruder, an einem zwischen beiden Ufern ausgespannten Taue von drüben zu mir herüber.

Als der Kahn auflief, blieb sein Insasse stehen und sah mich an. Ich ihn auch. Endlich gewann er's über sich und bot mir „guten Abend." Nach dieser Konzession von seiner Seite, denn so schien er es aufzufassen, glaubte auch ich ein Uebriges thun zu müssen. So entspann sich denn, während der Kahn langsam wieder zurückglitt, folgende Unterhaltung:

„Guten Abend, Fährmann. Geht's Geschäft?"

„I, wie wird's denn gehn?"

„Na, ich sollte doch meinen. Da sind erst die Uetzer . . ."

„Die fahren umsonst."

„Und dann all' die Dörfer, die hier hinten liegen . . ."

Er schüttelte griesgrämig den Kopf, beschrieb mit der Hand nach Norden hin eine Kurve und brummte: „Alles 'rum, immer 'rum!"

„Aber die Phöbener und Paretzer werden doch nicht über Falkenrehde fahren? Das ist ja die Meile sieben Viertel!"

„Das ist es. Aber was ein richtiger Bauer is, der geht nich über's Wasser."

„Weil's ihm zu unsicher ist?"

„Nich doch. Es is ihm blos sicher, daß der Fährmann sein Fährgeld kriegt. Das zahlt kein Bauer, wenn er nich muß. Und er muß nich. Eine Meile oder zwei, ihm ist's all' eins. Er braucht sie nich zu laufen. Er nimmt seine Peitsche, knipst und ruft seinen Gäulen zu: ‚Der Hafer is theuer heut'; verdient ihn euch!' Und der uetzer Fährmann — na, der mag sehen, wo er seine Pacht hernimmt."

Die Spitze des Kahns war jetzt auf dem Trockenen; ich sprang hinaus und fragte nach meiner Schuldigkeit. Die Taxe war niedrig; ich gab ihm ein Stück Geld, etwa das Fünffache. Er nahm es, sagte nichts und erwiderte meinen „guten Abend" durch ein Geknurr, das über seine Enttäuschung keinen Zweifel ließ. Die Fährleute sind ein eigen Geschlecht und haben ihren eigenen Artigkeitskodex.

Ich schritt nun die Querallee hinauf, kreuzte die Dorfstraße und erstieg den Mühlenberg, hinter dessen Kamm, bereits

erblassend, die Abendröthe stand. Ein schwacher röthlicher Schimmer säumte nur noch den Himmel gegenüber. Das Dorf, die Wublitz waren still; im Fährhaus schimmerte ein Licht, die Schwäne sammelten sich am Schilf, die Abendglocke klang in langsamen Schlägen über Uetz hin.

Du schönster Ort im ganzen Havelland,
Wer wunte je dich ungerührt verlassen!

Paretz.

1.

Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.
Taſſo.

Von Uetz nach Paretz iſt noch eine gute halbe Meile. An einem Sommernachmittag ein entzückender Spaziergang. Der Weg führt durch Wieſen rechts und links; der Heuduft dringt von den Feldern herüber und vor uns ein dünner, ſonnendurchleuchteter Nebel zeigt die Stelle, wo die breite, buchten- und ſeenreiche Havel fließt. Paretz ſelbſt verbirgt ſich bis zuletzt. Nun endlich wird der Weg ein aufgeſchütteter Damm, an die Stelle der Obſtbäume, die uns bisher begleiteten, treten hohe Pappeln, überall die ſpalierbildende Garde königlicher Schlöſſer, und alsbald über eine zierliche Brücke hinweg, die den Namen „Infantenbrücke" trägt, beſchreiten wir die Dorfſtraße. Dieſe führt mitten durch den Park, macht eine Biegung, verbreitert ſich, und — wir ſind am Ziel: links das Schloß, ein langgeſtreckter, ſchmuckloſer Parterre-Bau mit aufgeſetztem niedrigen Stock, rechts eine Gruppe alter Eichen, und ihnen zur Seite die gothiſche Kirche des Dorfs. Ueber die Straße hin grüßen ſich beide, in ihrer Erſcheinung und in ihrem Eindruck ſo verſchieden, wie die Zeiten, denen ſie angehören. Die Poeſie fällt der älteren Hälfte zu.

Es iſt um die fünfte Stunde. Eine Schwüle liegt in der Luft; ſelbſt das Pappellaub, das immer plaudert, iſt ſtill; das

Schloß blickt uns an, wie verwunſchen; ſeine Läden ſind geſchloſſen. Nur der Vorgarten, mit kleinen gezirkelten Beeten, hier mit Aurikeln, dort mit Reſeda eingefaßt, liegt offen da. Wir treten ein. Der ſeltene Beſuch hat Neugierige herbeigelockt, der Schloßdiener kommt, zuletzt er, der dieſen ſtillen Platz zu hüten hat, — der Hofgärtner. Er begrüßt uns. Erhitzt vom Marſch, ſprechen wir den Wunſch aus, uns erſt wieder friſch machen zu dürfen, ehe wir in die dumpfe Kühle des Schloſſes eintreten. So nehmen wir denn Platz auf einer Sommerbank und plaudern.

Paretz iſt alt-wendiſch. Die Nachrichten ſind ſehr lückenhaft. Es gehörte urſprünglich zur Kirche von Ketzin, kam dann in den Beſitz der Arnims und Dirikes, welch' letztere es 1658 an die Familie Blumenthal veräußerten. Die Blumenthals, ſpäter freiherrlich und gräflich, ſaßen hier in drei Generationen, bis Obriſtlieutenant Hans Auguſt v. Blumenthal es 1795 an den damaligen Kronprinzen, ſpätren König Friedrich Wilhelm III., verkaufte. Es entſprach ganz den geſtellten Bedingungen und Wünſchen.

Paretz von 1796—1806.

Dieſe Wünſche gingen vor Allem auf Stille, Abgeſchiedenheit. Sehr bald nach ſeiner Vermählung hatte ſich der Kronprinz Schloß Oranienburg zum Aufenthalt auserſehen, deſſen landwirthſchaftlicher Charakter, beiläufig bemerkt, eine große Verwandtſchaft mit dem von Paretz zeigt. Aber das Schloß daſelbſt — damals noch viel von der Pracht aufweiſend, die ihm Kurfürſt Friedrich III. gegeben hatte — war ihm viel zu groß und glänzend, und ſo kam ihm die Nachricht überaus erwünſcht, daß das ſtille Paretz, das er zufällig aus ſeinen Kindertagen her kannte (Obriſtlieutenant v. Blumenthal war damals Prinzen-Gouverneur geweſen), zu verkaufen ſei. General v. Biſchofswerder, von dem benachbarten Marquardt aus, machte den Vermittler, das Geſchäftliche wurde ſchnell erledigt, und unter des Hofmarſchalls v. Maſſow Aufſicht begann der Abbruch des alten Wohnhauſes und der Aufbau des neuen Schloſſes. Dieſer erfolgte, nach einem Plane des Oberbaurathes Gilly, in „ländlichem Style." „Nur immer denken, daß Sie für einen armen Gutsherrn bauen," ſagte der Kronprinz,

dem im Uebrigen die Vollendung des Baues sehr am Herzen lag. Alles wurde denn auch dergestalt beschleunigt, daß der neue Gutsherr mit seiner Gemahlin schon im Jahre 1796 einige Tage in Paretz zubringen konnte. Um dieselbe Zeit waren Parkanlagen in Angriff genommen worden, und zwar durch den neu angestellten Hofgärtner David Garmatter, einen Erbpächtersohn der nahen Schweizerkolonie Neu-Töplitz, der seine Aufgabe mit ziemlichem Geschick löste, und Natur und Kunst vereinend, in den drei durch Landstraßen umschlossenen Parkanlagen eine bescheidene Nachahmung der Gärten von Klein-Trianon versuchte.

Wohl angebrachte Durchblicke ließen die landschaftliche Fernsicht über die üppigen Havelwiesen und Seen nach den bewaldeten Höhen von Phöben und Töplitz hin frei. An einer anderen Stelle schweifte der Blick nach dem romantisch gelegenen Uetz, bis weiter hinaus zu den Höhen von Potsdam. Von anderen Standpunkten aus blickte man über die sich schlängelnde Havel nach der Stadt Werder und dem Wildpark, und zur Rechten, tief in die flache Zauche hinein, bis an die Wälder des Klosters Lehnin. Dazu überraschten an geeigneten Punkten kleine bauliche Anlagen: Tempel und Pavillons, Moos- und Muschelgrotten. Auch die Dorfschmiede, an einer Durchsicht erbaut, täuschte durch eine gothische Façade mit Spitzbogen-Fenstern. Außerdem wurde ein Fasanerie-Wäldchen angelegt, und vor und hinter dem Landhause ein bowling-green mit Blumenbouquets.

So war ein Sommerschloß gewonnen, anmuthig, hell, geräumig; aber in allem Uebrigen von einer Ausschmückung, die heutzutage kaum noch den Ansprüchen eines Torf-Lords genügen würde. 1797 erfolgte die Renovirung der Kirche, drei Jahre später der Neubau des Dorfes, wobei zugleich festgesetzt wurde, daß die im Giebel jedes Hauses befindliche Stube jederzeit für die königliche Dienerschaft, ebenso ein auf jedem Gehöft erbauter Pferdestall für die herrschaftlichen Pferde reservirt bleiben müsse. Seit 1797 war der Kronprinz König.

In diesem also umgeschaffenen Paretz, das bei Freunden und Eingeweihten alsbald den schönen Namen „Schloß Still-im-Land" empfing, erblühten dem Königspaare Tage glücklichsten Familien-

lebens. Die Familie und die Stille waren der Zauber von Paretz.

Dieſen Zauber empfand die Königin, die wir gewohnt ſind uns neben dem einſilbigen Gemahl als das geſprächigere, den Zerſtreuungen zugeneigtere Element zu denken, faſt noch lebhafter als dieſer. Sie ſelbſt äußerte ſich darüber: „Ich muß den Saiten meines Gemüths jeden Tag einige Stunden Ruhe gönnen, um ſie gleichſam wieder aufzuziehen, damit ſie den rechten Ton und Anklang behalten. Am beſten gelingt mir dies in der Einſamkeit; aber nicht im Zimmer, ſondern in den ſtillen Schatten der Natur. Unterlaß ich das, ſo fühl' ich mich verſtimmt. O welch' ein Segen liegt doch im abgeſchloſſenen Umgange mit uns ſelbſt!"

Zu dieſem „Umgange mit ſich ſelbſt" war nun „Schloß Still-im-Land" der geeignetſte Platz, keine Straße führte vorüber, die Ruhe, wenn man ſie haben wollte, war beinahe unbedingt; aber man ließ ſie gern durch die Heiterkeit des Dorfes unterbrechen.

So wurde das Erntefeſt von Seiten des Hofes alljährlich mitgefeiert. Wir finden darüber folgende Aufzeichnungen. „Das Feſt begann am frühen Nachmittag. Sobald die Herrſchaften ſich von der Tafel erhoben hatten, ſetzten ſich die feſtlich angethanen Schnitter und Schnitterinnen vom Amte aus in Bewegung. Geſchaart um ihr Feldbanner, den reichbebänderten Kranz von Aehren und Blumen, marſchirten ſie nach dem Takte der Dorfmuſik auf's Schloß. Dort auf dem freien Platze hielt der Zug und ſtellte ſich im Halbkreis auf. Der königliche Gutsherr trat heraus, hörte die an ihn gerichtete Rede der Großmagd an und ſchickte die Sprecherin ſodann mit der Erntekrone hinein in's Schloß. Nun zeigte ſich auch die Königin, und mit dem Erſcheinen der „gnädigen Frau von Paretz" begann der Tanz. Das königliche Paar miſchte ſich in die Reihen der Landleute, die Herren und Damen folgten und ſogar die Frau Oberhofmeiſterin (Frau v. Voß) konnte nicht umhin, auf dieſem bal champêtre mitzuwirken.

„Den erſten Tanz ſpielten die Dorfmuſikanten, den zweiten die Garde-Hautboiſten aus Potsdam; Burſche und Mädchen tanzten ſich außer Athem; dann gliederte ſich der Zug von Neuem

und bewegte sich dahin zurück, von wo er gekommen war — nach dem Amte. Im Dorfe mittlerweile wimmelte es von Käufern und Verkäufern; innerhalb der eigentlichen Straße zog sich noch eine Budenstraße, und inmitten dieses Gedränges, Einkäufe und Geschenke machend, gewahrte man die hohen Gestalten des königlichen Paares."

Diese Erntefeste, die bald einen Ruf gewannen, machten das stille Paretz zu einem Wallfahrtsort für Nah und Fern. Jeder Besucher hatte Zutritt, König und Königin ließen sich die Fremden vorstellen, äußerten ihre Freude über zahlreichen Zuspruch und baten: „über's Jahr wieder unter den Gästen zu sein." Es waren wirkliche Volksfeste, und wohl mochte der General v. Köckritz damals schreiben: „Ich habe in Paretz wieder allerfroheste Tage verlebt. Wir haben uns ungemein divertirt und alles Angenehme des Landlebens in ganzer Fülle genossen, wobei die Jagd und Wasserfahrt die Hauptbelustigung waren. Ein besonderer Festtag aber war das Erntefest. Die Königin mischte sich in die lustigen Tänze. Hier war Freiheit und Gleichheit; ich selbst, trotz meiner 55 Jahre, tanzte mit."*)

*) General v. Köckritz mochte wohl so schreiben. Dieser liebenswürdige Mann (den Stein wohl zu hart beurtheilt hat, denn „Niemand ist verpflichtet, ein großer Mann zu sein") stand damals auf der Höhe seiner Gunst und seines Ansehens. Es war so recht eigentlich die Köckritz-Epoche. In diese Epoche fällt auch die seinerzeit viel bewunderte Geschichte vom „Pfeifchen und Fidibus", die beide dem überraschten General, einem leidenschaftlichen Raucher, von der Königin präsentirt wurden. Wir übergehen diese Anekdote nicht nur deshalb, weil sie oft erzählt worden ist, sondern viel mehr noch aus ästhetischen Bedenken, weil sie einen Hergang festzuhalten trachtet, der als Erlebniß reizend, als Plauder-Anekdote, über den Tisch hin, annehmbar, aber als gedruckte Geschichte mindestens entbehrlich ist. Schwarz auf weiß macht schwerfällig und entzaubert Manches. Man kann dreist behaupten, die Helden, die durch solche oder ähnliche Anekdoten glorifizirt werden sollen, haben unter ihnen zu leiden, wie unter einer Jugendthorheit. Es gilt hier fein zu unterscheiden. Dieselbe Geschichte, die, auf einem jungen Damen-Kaffee vorgetragen, ein ungetheiltes und berechtigtes Entzücken weckt, wird sich in einem Zeitungsblatt etwas insipide ausnehmen, und die bejubeltste, als unbedingt „bester Witz der Neuzeit" proklamirte Jagd- und Portwein-Anekdote wird am besten thun, auf Darstellung in Typen ganz zu verzichten.

Im Sommer 1805 hielten sich der König und die Königin länger in Paretz auf als gewöhnlich. Wie in einem Vorgefühl kommender Stürme genossen sie das Glück, das dieser stille Hafen bot, noch einmal in vollen Zügen. Man blieb bis zum 15. October, dem Geburtstage des nunmehr zehnjährigen Kronprinzen. Er empfing, nach der Sitte des königlichen Hauses, den Degen und die Offiziers-Uniform, und trat in die Armee. Die Königin sprach ermahnende Worte. Dann schied sie von ihrem lieben Paretz, das sie nur noch einmal auf wenige Stunden wiedersehen sollte.

Paretz 20. Mai 1810.

Im Spätsommer des nächsten Jahres (1806) standen bereits die großen Wetter über Thron und Land; am 14. October wurde das alte Preußen begraben; der folgende Tag war der Geburtstag des Kronprinzen — keinen unglücklicheren hat er erlebt. Der Hof ging nach Königsberg; erst im Jahre 1809 kehrte das durch Jahre der Prüfung gegangene Königspaar nach Berlin zurück.

Der Winter verging, der schöne Frühling des Jahres 1810 kam; die Königin empfand eine tiefe Sehnsucht, ihr geliebtes Paretz wieder zu sehen. Wir finden darüber Folgendes: „Am 20. Mai fuhr sie allein mit ihrem Gemahl dorthin — es sollte nach Gottes Rathschluß das letzte Mal sein! Erinnerungsvoll begrüßten sie die alten, traulichen Stätten, die sie so oft in glücklichen Tagen mit Freud und Wonne gesehen; nicht trennen konnte und wollte sie sich von jener Anhöhe im Park, die das Rohrhaus trägt, und die an jenem Tage eine weite Fernsicht über den mit schwellenden Segeln und zahllosen Schwänen belebten Havelstrom mit seinen Buchten und Seen, sowie auf die im schönsten Maiengrün prangenden Wiesen und Aecker bot. Zu ihren Füßen lag das friedsame Paretz, im Grün der Bäume halb versteckt die Kirche. Die Sonne neigte sich; tiefer und länger dehnten sich die Schatten über die Landschaft und mahnten zum Aufbruch. Aber die Königin wollte so lange als möglich an diesem ihrem Lieblingsorte verbleiben; sie wartete bis zum Niedergang der Sonne und sprach dann vor sich hin:

„Die Sonne eines Tages geht dahin:
Wer weiß
Wie bald die Sonne unſres Lebens ſcheidet."

Auf den Wunſch der Königin, den Wagen nicht an dem entfernter liegenden Schloſſe, ſondern hier an der Landſtraße beſteigen zu dürfen, wodurch der Aufenthalt verlängert wurde, war das Gefährt beim Rohrhauſe angelangt. Die Königin ſchritt am Arm ihres Gemahls den kurzen Gang zu Füßen der Anhöhe hinab und durch die Parkthür nach der Landſtraße." Das war am 20. Mai. Am 19. Juli ſtarb ſie.

Unvergeßlich blieb dem Könige die Stätte, unvergeßlich das Wort, das ſie hier geſprochen. Er beſuchte oft dieſe Stelle, doch ſtets allein, ohne jede Begleitung. Zum Andenken ließ er hier, wo ſie den Park verlaſſen und den Wagen beſtiegen, wo ihr Fuß zum letzten Mal die Erde von Paretz berührt hatte, eine gußeiſerne gothiſche Pforte aufſtellen.

Dieſe Pforte, wie es für ſolchen Platz ſich ziemt, entzieht ſich faſt dem Auge. Abgelegen an ſich, an dunkelſter Stelle des Parks, birgt ſich das Gitterthor in dichtem Akaziengebüſch; nur der Spitzbogen ragt in die Helle auf und trägt ein L. und die Inſchrift: „den 20. Mai 1810".

Paretz von 1815—40.

Die Stürme waren verweht; das gedemüthigte Preußen war zweimal, unter den Klängen des „Pariſer Einzugsmarſches", in die feindliche Hauptſtadt eingezogen; Friede war wieder, und die paretzer Tage brachen wieder an. Nicht mehr Tage ungetrübten Glücks; ſie, die dieſe Tage verklärt, dieſe Tage erſt zu Tagen des Glücks gemacht hatte, ſie war nicht mehr; aber Tage der Erinnerung. Die Zeit heilt Alles; nur ein leiſes Weh bleibt, das in ſich ſelber ein Glück iſt; ein klarer Spätſommertag, mit einem durchleuchteten Gewölk am Himmel, ſo erſchien jetzt Paretz.

Nach wie vor wurde das Erntefeſt gefeiert; ein Jahrzehnt verging, ein zweites begann. Die Heiterkeit der Dörfler war dieſelbe geblieben, auch ihre Unbefangenheit im Verkehr mit der

„Herrſchaft“. Eine Alte, der der König im Vorübergehen verſicherte, mit Nächſtem würden alle ſeine Kinder zu Beſuch eintreffen, antwortete ohne Weiteres: „Die Ruſſen ooch?“ Dieſe vertrauliche Ausdrucksweiſe mußte ſich, hinter ſeinem Rücken wenigſtens, der allmächtige Zar gefallen laſſen! Der König hatte herzliche Freude an ſolcher Unbefangenheit und nährte ſie durch hundert kleine Dinge, die zuletzt auch die Scheu des Allerbefangenſten beſiegen mußten. Bei einer der Feſtlichkeiten, die den „Ruſſen“ zu Ehren gegeben wurden, drängte ſich des Schäfers Sohn herzu, ein unglückliches Kind, das an beiden Füßen gelähmt war, und ſtrengte ſich an, über den dichten Kreis der Umſtehenden hinwegzuſehen. Niemand ſah es, nur der König. Er ließ ihn zu ſich führen, ſprach freundlich zu ihm und gab ihm einen Platz an ſeiner Seite.

Ueberhaupt die junge Welt hatte es vor Allem gut.*) Der König, im großen Verkehr beinahe menſchenſcheu, war ein ausgeſprochener Kinderfreund. So begegnete er einſtmals, während er im Schloßpark aus einem mit Pflaumen und Weintrauben gefüllten Körbchen aß, einem Jungen und fragte ihn, ob er wohl eine Pflaume haben wollte. Der Junge, ein echter Märker, ſchielte über das Körbchen hin und bemerkte: „Nee; Plummen hebben wi alleen to Huus; wenn't noch 'ne Wiendruv' wär.“ Der König lachte und gab. — Einen andern hübſchen Zug erzählt Eylert.

*) Allerhand Spiele: Turnen, Wettlaufen, waren an der Tagesordnung; die Sieger wurden beſchenkt. Unter Anleitung der jungen Prinzen Karl und Albrecht kam die Bildung einer Art „Paretzer Legion“ zu Stande, die im Feuer exerzirte und manövrirte, wobei ſieben kleine Kanonen benutzt wurden, von denen eine, mit dem Greif und der Jahreszahl 1588, bis dieſen Tag unter den Dörflern exiſtirt. Bei einer beſtimmten Gelegenheit, — es mochte um 1820 ſein, als die „Ruſſen“ einen ihrer Sommerbeſuche machten, — kam es zu einem vollſtändigen Gefecht zwiſchen der paretzer Legion und den Zöglingen des potsdamer Militär-Waiſenhauſes, die nach Paretz hinaus befohlen und mit ihren Waffen erſchienen waren. Die Legionäre nahmen ihnen, in einem unbewachten Augenblick, die Waffen fort, bezogen unter Führung und Anfeuerung des Großfürſten eine Art Waldpoſition und behaupteten ſich im Beſitz ihrer Beuteſtücke. Der König folgte der Bataille mit dem lebhafteſten Intereſſe und meinte ſchließlich: „Die Dorfluft ſcheine doch derber zu machen.“

„Haſt Du ſchon mal Ananas gegeſſen?“ fragte der König. „Nee, Majeſtät“. — „Na, dann iß, aber mit Bedacht. Was ſchmeckſt Du heraus?“ Der Junge, an den die Frage gerichtet war, kaute, beſann ſich und ſagte dann: „Wurſt“. Alles lachte. Der König aber bemerkte ruhig: „So trägt Jeder ſeinen Maßſtab in ſich. Dem Einen ſchmeckt die Ananas wie Melone, dem Andern wie Birne oder Pflaume, dieſem wie Wurſt. Er bleibt in ſeinem Gefühlskreiſe.“ In den Speiſeſaal zurücktretend, wo ſich ein Fenſter mit vielfarbigem Glaſe befand, fuhr er fort: „Wer die Gegenſtände draußen durch dieſe violettfarbige Scheibe anſchaut, hält Alles, was er ſieht, für violett; ſo ein Anderer Alles für grün oder gelb, je nach dem Glas, durch das er blickt. Jeder behauptet Recht zu haben, und doch haben Alle Unrecht und des Widerſpruchs und Disputirens iſt kein Ende. So geht's vor Allem den Herren Theologen. Jeder hat da ſein Glas.“

Derſelbe Erzähler, an anderer Stelle das paretzer Leben während der 20er und 30er Jahre zuſammenfaſſend, giebt folgende Schilderung: „Die ruhigſten und glücklichſten Stunden, die dem Könige noch beſchieden waren, hat er in dieſem ſtillen Haveldorfe verlebt. Alle Singvögel ſchienen im paretzer Park ihren Lieblingsaufenthalt zu haben; über der Landſchaft lag ein Duft, die Wieſen immer friſch, und über das Sumpfland hin ſchritten die Störche. Der König hatte ein Auge für ſolche Bilder. Wenn er allein ſein wollte, hier fand er, was er ſuchte. Viele wichtige Verfügungen ſind von dieſem abgelegenen Punkte ausgegangen. Hier ſenkten ſich tiefer und feſter in ſein Gemüth die Lebensanſichten und Grundſätze, die den innern Frieden bewahren. Sein patriarchaliſcher Sinn, hier fand er Genüge.“

Wann er zuletzt an dieſer Stelle war, iſt nicht verzeichnet; wahrſcheinlich im Herbſt 1839. Im Mai des folgenden Jahres, als mit dem Frühling draußen ein friſches Leben nicht wiederkommen wollte ſprach er mehr als einmal: „Wenn ich nur nach Paretz könnte!“ Hoffte er Geneſung, oder wollte er Abſchied nehmen von der Stätte ſtillen Glücks! Gingen ſeine Gedanken zurück bis an den 20. Mai 1810?

Wer ſagt es? Als das nächſte Erntefeſt kam, war Alles

vorüber. Eine ſtillere Stätte hatte ihn aufgenommen, als ſelbſt Paretz.

Paretz ſeit 1840.

Am 7. Juni 1840 war Friedrich Wilhelm III. aus dieſer Zeitlichkeit geſchieden; Paretz, ſammt den zwei angrenzenden Chatoulle-Gütern Uetz und Falkenrehde, fiel dem Thronfolger, Friedrich Wilhelm IV., zu; 1862, nachdem auch dieſer aus der Unruhe in die Ruhe gegangen war, kam der ſchöne, erinnerungsreiche Beſitz an den jetzigen Kronprinzen.

Die Glanztage von Paretz ſind nicht wiedergekehrt und ſie werden kaum wiederkehren. Es bedurfte des eigenartig-ſcheuen Charakters Friedrich Wilhelm's III., um dieſen Platz über ſich ſelbſt zu erheben. Ein rechter „out of the way-place", hindert ihn jetzt ſeine Abgeſchiedenheit eben ſo ſehr, wie ihn dieſelbe einſt zu ungeahnten Ehren führte. Was ihn jetzt noch hält, iſt Pietät, Haustradition; — nur das Wohlwollen der „neuen Herrſchaft" iſt ihm geblieben. Alle zwei Jahre, am Geburtstage des Kronprinzen, werden die Dorfkinder neu eingekleidet: die Knaben erhalten des „Königs Rock", der Uniform des 24. Landwehrregiments nachgebildet, während die Mädchen in ruſſiſch-grünen Tibetkleidern ihren Umzug halten.

Das Wohlwollen gegen die Paretzer iſt das alte geblieben. Aber Paretz ſelbſt iſt nicht mehr was es war. Kein Sehnſuchtspunkt mehr, nur noch ein Punkt für Erinnerung und ſtille Betrachtung.

2.

Wo nun Gras und Staude beben,
Hat in froher Kraft geblüht,
Ist zu Asche bald verglüht
Manches reiche Menschenleben.

Die der Tod hinweg genommen,
Die hier einst so glücklich war:
Der geschiednen Seelen Schaar,
Nachtigall, Du hörst sie kommen.

Lenau.

Das Schloß in Paretz.

So ging das Geplauder. Die wachsende Schwüle des Julinachmittags, wir empfanden sie nicht; ein leiser Luftstrom zog von der Havel her herauf und trug uns die Kühle des Wiesengrundes und den Duft der Resedabeete zu. Es war eine halbe Stunde, wie sie nur an dieser Stelle erlebt werden kann, hier, wo sich Stille und Erinnerung die Hand reichen.

Wir hingen noch den letzten Worten nach, der Schloßdiener öffnete die Läden und lüftete die Zimmer, in die wir einzutreten hatten, als die Scene sich plötzlich änderte. Ein Windstoß, jäh und heftig, fuhr durch den Park, die uns zunächst stehenden hohen Pappeln beugten sich, Blätter, wie Flocken, fielen auf uns nieder, die Chaussee herauf kam eine Wolke von Kies und Staub und über den ganzen Himmel hin rollte die erste Ankündigung des Gewitters. Es war, als ob wir erleben sollten, daß auch diese Stille täusche. Ueberall rollen die Donner Gottes und künden, daß kein ewiger Friede sei.

Einen Augenblick schwankten wir, ob wir von der Poesie des Gegensatzes Nutzen ziehen und die sich öffnenden Schloßräume, die verblaßten Zeichen stillen Familienglücks, bei Gewitterschein in Augenschein nehmen sollten, aber das mahnende Wort: „das kommt

ſchwer herauf" gab uns doch zu denken, und nachdem erſt einmal gezweifelt und der „angebornen Farbe der Entſchließung" die bekannte Gedankenbläſſe angekränkelt war, gaben wir's auf und nahmen die Einladung an, die uns in die Wohnung des Hofgärtners führte. Es war die höchſte Zeit; noch trafen uns die erſten großen Tropfen; kaum unter Dach und das Schauſpiel begann: Regen und Feuer fielen vom Himmel nieder. Als es vorüber war, war es zu ſpät, den Rückweg anzutreten; die Wege waren grundlos, die tiefen Stellen unter Waſſer; wir blieben zu Nacht. Wer eingeregnet und eingewittert, mög' es immer ſo gaſtlich treffen, wie wir im Gärtnerhauſe zu Paretz.

Ein Morgen kam, wie er nur nach ſolchem Abend kommt. Die Sonne funkelte wie gebadet, und als die Läden des Schloſſes ſich wieder öffneten, ſchoß das Licht hinein und lief wie ein Blitz durch alle Räume. Das Dunſtige und Trübſelige, das ſonſt in ſolchen Räumen zu Hauſe iſt, es war wie ausgefegt; Licht macht wohnlich, Alles ſchien bereit; es war, als ſolle das ſchöne königliche Paar, das hier vor ſiebenzig Jahren lebte und lachte, jeden Augenblick wieder ſeinen Einzug halten.

Und wenn es ſo wäre, ſie würden die Stätte ihres Glücks wenig verändert finden. Da ſind noch dieſelben Tapeten und Wandgemälde, dieſelben kiſſenreichen, mit Zitz überzogenen Sophas und Ottomanen, dieſelben gemalten Papageien und Faſanen, dieſelben Büſten und Bilder. Bilder wohl tauſend an der Zahl, engliſche Stiche in Nußbaum- und Ebenholzumrahmung, wie ſie Jeder von uns aus dem Hauſe der Großeltern oder aus den Gaſt- und Logirſtuben der Landedelleute kennt. Wie dieſe Gaſtſtuben gemeinhin neben der Rumpelkammer liegen, ſo ſind ſie auch, in Allem, was Kunſt angeht, die Vorbereitung, die Etappe zu ihr. Ein junges Mädchen mit Kaninchen ſpielend, ein junges Mädchen mit einem Taubenkorb, die Grotte der Egeria, die Kaskaden von Tivoli, ſo folgen die Blätter auf einander, abwechſelnd in Schwarz- und in Buntfarbendruck, und alle einer Lordship oder Royal Highness respectfully devoted.

Tauſend Blätter, aber keines von Bedeutung, mit Ausnahme eines einzigen, das durch ſeinen Gegenſtand und ſeine Schickſale ein gewiſſes Intereſſe einflößt. Es iſt dies „die Zuſammenkunft

des preußischen Königspaares und des Kaisers von Rußland in Memel, 1802." Der Stich nach diesem Bilde ist allgemein bekannt; hier befindet sich das Original, eine Arbeit Dähling's, in Gouache sauber ausgeführt. Schloß Paretz ist genau der Punkt, wo dieses Bild seine Stelle finden mußte, denn die Personen, die es darstellt, sind recht eigentlich paretzer Personen, Gestalten, die dem Schloß „Still-im-Land" in der Epoche von 1795—1805 angehörten. Es sind, außer dem Kaiser auf der einen und dem König und der Königin auf der andern Seite, die folgenden: Prinz Wilhelm, Prinz Heinrich, Feldmarschall v. Kalckreuth, Hofmarschall v. Massow, Gräfin v. Voß, General v. Köckritz, die Kammerherren v. Schilden nnd v. Buch, die Kammerdame v. Moltke und der Major v. Jagow. Dieß Gouachebild Dähling's, das auf der Rückseite mit drei verschiedenen Zetteln oder Briefen beklebt ist, denen wir auch diese Notizen entnehmen, war wohl, wenn nicht direkt im Auftrage des Hofes, so doch wenigstens in der Hoffnung angefertigt worden, daß der Hof es erstehen würde; die Katastrophe von Jena fuhr aber dazwischen und so ging dieß Bild, das seinem Gegenstande nach in das Boudoir einer Fürstin oder Oberhofmeisterin gehörte, in kleinbürgerliche Hände über und wechselte mehrfach seine Eigenthümer. Bis 1821 besaß es Herr Asner in Berlin, dann kam es nach Schlesien, nnd der letzte der drei aufgeklebten Briefzettel, womit dann (1850) die Irrfahrten dieses Bildes schließen, lautet wie folgt: „Der gegenwärtige Eigenthümer dieses Bildes ist der königl. Kreisgerichtssekretär und Kanzleidirektor Wilhelm Heinrich aus Glatz, zur Zeit in Breslau, bis 17. Auguſt in Berlin. Beim Doktor Stoll in der Charité zu erfragen." Das Weitere ergiebt sich leicht. Der Kanzleidirektor, in richtiger Erkenntniß dessen, was er besaß, bot ein Gemälde, das recht eigentlich ein hohenzollern'sches Haus- und Familienbild war, dem König Friedrich Wilhelm IV. zum Kauf an und hatte richtig gerechnet. Der König gab dem Bilde seinen Platz: Paretz.

Die Räume des Schlosses erlitten geringe Umwandlungen seit 1805; ein Zimmer blieb völlig intakt, das Schlafzimmer. Die Himmelbetten stehen noch wie damals; die Tische und Toiletten, das kleine Klavier, das die Königin selbst benutzte, die

Kommoden in den Formen des ersten Kaiserreichs, — Alles behauptet noch die alte Stelle; auch die „Supraporten" blieben, die Genien und Amoretten über der Thür. Noch flattern ihre Bänder, noch streuen sie Rosen, aber die Bänder sind vergilbt und die Rosen sind verwelkt. Selbst das Bild des Glückes konnte die Jugend nicht wahren.

Wir treten zurück in den Park. Alles Leben und Licht. Das Einzelne fällt, das Ganze bleibt.

Die Kirche.

Dem Schloß gegenüber, hinter einem uralten Maulbeerbaum halb versteckt, liegt die Kirche, ein weit zurückgehender Bau, dessen Alter bei den vielen Wandlungen, die er durchzumachen hatte, schwer zu bestimmen ist. Dabei stellen wir die letzten Renovirungen, weil diese seinen Styl wenigstens unverändert ließen, nicht einmal mit in Rechnung. Eine letzte gründliche Wandlung erfuhr die Kirche wahrscheinlich verhältnißmäßig spät, in Jahren, da der Protestantismus schon die Oberhand im Lande hatte; — einige Glasbilder tragen die Zahl 1539. Um eben diese Zeit, so schließen wir, oder doch nicht viel früher, erfolgte die Gothisirung des Baues, der vorher längst vorhanden und, wie alle die zahlreichen Feldsteinkirchen in der Mark, romanisch war.

Wie jetzt das Kirchlein sich präsentirt, sticht es jedenfalls sehr vortheilhaft von dem gegenüber gelegenen Schloßbau ab, mit dem es nur das Alleräußerlichste und Gleichgültigste, die gelbe Tünche, gemein hat. Wie viel Anheimelndes in dieser gothischen Formenfülle, in diesem Reichthum von Details, und wie viel Erkältendes in dieser blos durchfensterten Fläche, die sich nirgends zu einem Ornament erhebt! Eine indifferente Alltagsschönheit, die den Dünkel hat, keinen Schmuck tragen zu wollen. Erst die Phantasie, die geschichtskundig das Schloß mit Leben und Gestalten füllt, macht es uns lieb und werth, hebt über den ersten Eindruck der Nüchternheit hinweg.

An dem Maulbeerbaum vorbei treten wir jetzt in die Kirche ein. Wir wählen das Westportal. Der Eindruck besonderer Gefälligkeit, den schon das Aeußere übt, er wiederholt sich hier; die

Restaurirung ist pietätvoll zu Wege gegangen. Alles Anmuthige und Zierliche, Alles, was in Form oder Farbe auch das Laienauge angenehm berühren konnte, man ließ es der Kirche und sorgte nur, wie es sein soll, für Luft und Licht, für Raum und Bequemlichkeit. Die nördliche Hälfte des Querschiffs wurde zum „Königsstuhl", der Raum hinter dem Altar, also der hohe Chor, zu einer Art Kunstkammer hergerichtet.

Um diese beiden Punkte dreht sich das Interesse der Kirche. Zuerst der Chor. Mannigfach sind die Geschenke, womit königliche Munifizenz ihn bedachte. Auf engem Raum drängen sich hier die Bilder, meist Jugendarbeiten des trefflichen Wach: „Johannes der Täufer", „Christus mit Johannes und Matthäus", „Christus auf Gethsemaneh". Das größte und bedeutendste aber, das sich hier findet, ist eine „Grablegung" von Schumann; die ohnmächtig niedersinkende Maria gilt als vorzugsweise gelungen. — Reich geschmückt, wie dieser Raum hinter dem Altar, ist vor Allem auch der Altar selbst; eine schwere, grüne Damastdecke, mit eingestickten goldenen Kreuzen, deckt den Abendmahlstisch; Kruzifix und Altarleuchter, größer und reicher, als sie sonst in Dorfkirchen heimisch sind, deuten auf den königlichen Geber; zu Füßen des Kruzifixes aber liegt die sogenannte Kurfürstenbibel, mit vielen Stichen und Bildern, prächtig gebunden. Der breite Goldschnitt zeigt oben und unten, wie auch in Front, drei zierliche Aquarellbilder: die Taufe, das Abendmahl, die Himmelfahrt, — eine Art der Ornamentirung, der wir hier zum ersten Male begegneten. Es sind Arbeiten (ihrem Kunstwerth nach unsern Porzellanmalereien verwandt), wie sie damals in Dresden nach berühmten Poussins und Caraccis gut und mannigfach ausgeführt wurden.

Durch eine Balustrade vom Kirchenschiff getrennt ist der „Königsstuhl". Er hat die Dimensionen eines kleinen Zimmers; die Herrichtung ist einfach; an der Westwand erhebt sich, in das Mauerwerk eingelassen, eine durch den Stich mannigfach bekannt gewordene Arbeit Schadow's: „Die Apotheose der Königin Louise". Mehr eigenthümlich, als schön. In ihrer Mischung von christlicher und heidnischer Symbolik ist uns die Arbeit kaum noch verständlich, jedenfalls unserem Sinne nicht mehr adäquat. Sie gehört, ihrer Grundanschauung nach, jener wirren Kunstepoche an, wo der große

Fritz in Gefahr war, unter die Heiligen verſetzt zu werden, wo er im Elyſium, mit Sternenkranz und Krückſtock angethan, die der Zeitlichkeit entrückten preußiſchen Helden wie zur Parade empfing. Eine Art Sansſouci auch dort oben.

Schadow, ſonſt von ſo gutem Geſchmack, vergriff ſich in dieſem Falle, wie uns ſcheinen will, und die Inſchrift eines von einem Engel gehaltenen Schildes gibt Auskunft darüber, wie er ſich vergriff. Dieſe Inſchrift lautet: „Hohenzieritz, den 19. Juli 1810, vertauſchte Sie die irdiſche Krone mit der himmliſchen, umgeben von Hoffnung, Liebe, Glaube und Treue, und in tiefe Trauer verſinken Brennus und Boruſſia.“ Wir haben hier Kunſtmengerei und Religionsmengerei, Alles beieinander. Die Verdienſte der Arbeit ſind nichtsdeſtoweniger bedeutend, aber ſie ſind mehr techniſcher Natur und greifen zum Theil auf das Gebiet der Kunſtinduſtrie hinüber.

Die anderweitigen Schätze, die die paretzer Kirche, weit über dieſe großen Schildereien hinaus, in ihrer Mitte birgt, ſind zwei Erinnerungsſtücke, alt und neu, das eine aus der Zeit der kirchlichen, das andere aus der Zeit der politiſchen Umgeſtaltung, die dieſes Land erfuhr, beinahe dreihundert Jahre liegen dazwiſchen. Aus dem Jahre 1539, wie die eingebrannte Jahreszahl zeigt, ſtammt das Bildniß des heiligen Mauritius, das aus dem Spitzbogen des Chorfenſters in die Kirche hinein grüßt; zu Füßen des alten Schutzpatrons dieſer Lande aber ſteht ein zierlicher, mit Tapiſſeriebildern verſehener Kaſten, in dem ein blauſeidenes, ſilbergeſticktes Tuch zuſammengefaltet liegt. Es iſt das Tuch, das Königin Louiſe bei ihrem letzten Beſuch an dieſer Stelle trug. Der König, nach ihrem Tode, breitete es, als das Liebſte, was er hatte, über den Altartiſch, bis es, halb zerfallend in ſeinem leichten Gewebe, durch den Damaſt abgelöſt wurde, der, mit goldenen griechiſchen Kreuzen geſchmückt, jetzt dieſelbe Stelle ziert.

Aber in dem Käſtchen liegen doch, wie verkörpert, die Erinnerungen dieſer Stätte.

Der „Tempel".

Die Kirche von Paretz iſt ein Platz reicher Erinnerungen, aber Paretz hat der Erinnerungsplätze mehr. Speziell der Erinnerungen geweiht iſt der „Tempel". Er befindet ſich in einer verſchwiegenen Ecke des Parks, wo dieſer die Havel berührt, und bildet einen Theil des an dieſer Stelle künſtlich aufgeworfenen Ausſichtshügels, der auf ſeiner Spitze ein japaniſches Häuschen, an ſeiner weſtlichen Seite eine Rococogrotte und nach Süden hin eben dieſen „Tempel" trägt.

Dieſer Tempel, eine bloße Façade, die auf halbverſunkenen doriſchen Säulen ruht und zunächſt keinem anderen Zwecke gedient haben mochte, als Schutz gegen Regen und Sonne zu gewähren, ſcheint von Anfang an ein bevorzugter Platz geweſen zu ſein, wie es auch in dem laubenreichſten Garten immer noch eine Lieblingslaube gibt, woran ſich Leid und Freund des Hauſes knüpft: der erſte Kuß, die ſtille Verlobung, Abſchied und Wiederſehen.

Zu ſolchem Platze wuchs der Tempel heran, und der ziemlich nichtsſagende Bau, der bei ſeiner Anlage nichts geweſen war, als eine Gärtnerlaune, ein Schnörkelornament, wurde zu einer Familienſtätte, zu einem der Erinnerung geweihten Platz.

Dies geſchah zuerſt im Sommer 1797. Im Winter vorher, am 28. Dezember, war Prinz Ludwig geſtorben, der Bruder, zugleich der Schwager Friedrich Wilhelm's III., und an der bevorzugten Plauderſtelle wurde in den Stein geſchrieben: „Er iſt nicht mehr."

Die Jahre gingen; ſo kam der Juli 1810. In der Parkgruft zu Charlottenburg ſenkte ſich der Sarg der Königin; in die Tempelwand zu Paretz wurde eine graue Marmortafel eingelaſſen, die nunmehr die Inſchrift empfing: „Gedenke der Abgeſchiedenen." Mehr und mehr erhob ſich der Tempel zu einer Stätte des Familienkultus; in ſeiner Front, an eben der Stelle, wo die heimgegangene Königin ſo oft geruht hatte, wurde ein Friedensengel mit Kranz und Palmenzweig errichtet; der Tempel von Paretz war zu einem Vereinigungspunkt, faſt zu einem Symbol geworden, das jedem Familienliede das Beſte bedeutete, was der Menſch hat: Liebe, Treue, Pietät. In dieſem Sinne ſchrieb König

Friedrich Wilhelm III. in ſeinem Teſtament: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott. . . Wenn dieſer mein letzter Wille meinen innigſt geliebten Kindern zu Geſicht kommen wird, bin ich nicht mehr unter ihnen und gehöre zu den Abgeſchiedenen. Mögen ſie dann bei dem Anblick der ihnen wohlbekannten Inſchrift: ‚Gedenke der Abgeſchiedenen!‘ auch meiner liebevoll gedenken.“

Und ſie gedenken ſeiner. Der 7. Juni, der Sterbetag des Königs, iſt zu einem Gedächtnißtag geworden, und kein Sohn oder Enkel betritt Paretz, ohne an die graue Marmortafel zu treten und freiwillig zu thun, woran ihn die Inſchrift mahnt.

Der „todte Kirchhof“.

„Gedenke der Abgeſchiedenen!“ ſo klingt es überall in Paretz, auch über den Kreis des Schloſſes hinaus. Erinnerung und Pietät, die hier ihre Stätte haben, ſie haben ſie auch in den Herzen der Paretzer; ſtill und unbemerkt üben ſie ihren Todtendienſt; „Gedenke der Abgeſchiedenen“ durchklingt es auch ſie.

Um die Kirche herum liegt ein Kirchhof, ein ſogenannter „todter Kirchhof“; der „lebende“, die Stätte, wo begraben wird, liegt draußen, am Rande des Dorfes.

Die alte Stätte iſt nur ein Grasplatz noch, niedergetreten, ohne Kreuz und Stein, aber wer ſcharf zuſieht, der nimmt bald wahr, daß hinter dieſer Verwahrloſung noch immer eine Liebe lebt. Hier und dort wächſt eine Schwertlilie, ein Hagebuttenſtrauch unvermittelt aus dem niedergetretenen Graſe auf, und alle dieſe Stellen kennen die Dörfler wohl, es ſind die Gräber ihrer Theuren, die ſie verſtohlen hegen und pflegen, in heimlicher Liebe. Denn der Kirchhof ſoll todt ſein, der offizielle Platz für Blumen und Thränen liegt draußen.

Aber welchem Herzen ließe ſich gebieten!

Paretz iſt ein Stätte der Erinnerung und Pietät — auch der „todte Kirchhof“.

Etzin.

Es haben alle Stände
So ihren Degen werth?
Der alte Derfflinger.

* * *

Sei brav,
Sei gut,
Hast Schlaf
Hast Muth.

Eine halbe Stunde von Paretz, wie dieſes hart an der Havel, liegt Ketzin, ſchon ein Städtchen; wieder eine halbe Meile weiter, aber nun landeinwärts, Dorf Etzin. Es von Paretz aus zu beſuchen, verbot ſich mir; ich hatte alſo eine eigne Fahrt, eine kleine Special-Reiſe dafür anzuſetzen. Dieſe, per Bahn, ging zunächſt über Spandau, Segefeld, Nauen, von hier aus zu Fuß aber an den alten Bredow-Gütern: Markée und Markau vorüber, ins eigentliche Havelland hinein. Der Leſer wolle mich freundlich begleiten.

Mit dem Glockenſchlage 12 ſind wir auf dem Nauener Bahnhof eingetroffen und das Straßenpflaſter mit gebotener Vorſicht paſſirend, marſchiren wir nach 10 Minuten ſchon, an Gruppen rother Huſaren und gelbklappiger Ulanen vorüber, zum andern Stadt-Ende wieder hinaus. Das weitgeſpannte Plateau, ein guter Lehmboden, iſt flach und hart wie eine Tenne und wäre nicht ein fichtenbeſtandener Höhenzug, der wie eine Couliſſe ſich vor uns aufrichtet, ſo würden wir beim Heraustreten aus den Nauener Thore, ſchon die ſpitzen Thürme von Ketzin und Etzin vor uns erblicken. So aber theilt der Höhenzug das Bild in zwei Theile

und gönnt uns zunächst nur den Ueberblick über die nördlich gelegene Hälfte.

Die Mühlen stehen so steif und leblos da, als hätten sie sich nie im Klappertakte gedreht. Sonntags- und Mittagsstille vereinigen sich zu einem Bilde absoluter Ruhe, und wäre nicht der Wind, der oft umschlagend, bald wie ein Gefährte plaudernd neben uns hergeht, bald wie ein junger Bursche uns entgegen springt, so wäre die Einsamkeit vollkommen. Die Sonne brennt heiß und nach verhältnißmäßig kurzem Marsche schon, machen wir Halt in einem der vielen Gräben, die sich neben der Straße hinziehen. Wie uns die kurze Rast erquickt! der Weidenstamm gönnt eine bequeme Rückenlehne und die herabhängenden Zweige schützen gegen den Anprall der Sonne. Auch für Unterhaltung ist gesorgt; das Stillleben der Natur thut sich auf, die Goldkäfer huschen durch das abgefallene Blattwerk und die Feldmäuse, vorsichtig und neugierig wie auf der Recognoscirung, stecken die Köpfchen aus den Löchern hervor, die sich zahllos zu beiden Seiten des Grabens befinden. In dem Sumpfwasser zu unserer Linken beginnen inzwischen die Unken ihre Mittagsmelodien. Wie das ferne Läuten weidender Heerden klingt es, und zum ersten Mal verstehen wir die Sage von den untergegangenen Städten und Dörfern, deren Glocken um die Mittagsstunde leise nach oben klingen. Wir lauschen auf, aber es bangt uns mehr und mehr vor dem unheimlich einschmeichelnden Getöne, und rasch aufspringend, marschiren wir rüstig weiter in die brennende Mittagsstille hinein, dankbar gegen den jetzt wieder entgegenkommenden Wind, der uns das Gesicht kühlt und die verfolgenden Unkenstimmen mit in unsern Rücken nimmt. So erreichen wir bald den mit Nadel- und Laubholz bestandenen Sandrücken, der, als wir die Nauener Mühlen passirten, wie eine Coulisse vor uns stand, waten geduldig durch den heißen mahlenden Sand des Fahrwegs hindurch und treten endlich aufathmend in die südliche Hälfte des Havellandes ein. Aufathmend; — denn kaum die Tannen im Rücken, ist es uns, als wehe uns eine feuchte Kühle an, wie von der Nachbarschaft eines breiten Strom's, und doch ist es noch eine volle Meile bis an die Buchtung der schönen Havel.

Noch eine volle Meile bis an die Havel, aber nur eine halbe Stunde noch bis nach Etzin, dem unſere heutige Wanderung gilt. Seine ſchindelgedeckte Kirchthurmſpitze liegt ſchon wie greifbar vor uns, und dem Ziele unſerer Reiſe uns näher wiſſend, ſpannen ſich jetzt die Kräfte wie von ſelber an, Friſche kehrt zurück, und noch ehe der Vorrath unſrer Wanderlieder dreimal durchgeſungen, marſchiren wir fröhlich und guter Dinge in das alte maleriſche Dorf hinein.

Alles verräth Wohlhabenheit, aber zugleich jenen beſcheidnen Sinn, der ſich in Treue und Anhänglichkeit an das Ueberlieferte äußert. Das Dorf iſt noch ein Dorf; nirgends das Beſtreben in's Städtiſche hineinzuwachſen und aus der ſchmalen Bank unterm Fenſter eine Veranda zu machen. Der Hahn auf dem Hofe und die Schwalbe am Dache ſind noch die eigentlichen Hausmuſikanten und die Bauerntöchter, die eben ihr Geplauder unterbrechen und mit ruhiger, nirgends von Gefallſucht zeugender Neugier dem Schritt des Fremden folgen, haben noch nichts von jener dünnen Penſions-Tünche, die ſo leicht wieder abfällt von der urſprünglichen Stroh- und Lehmwand.

Die Kirche des Dorf's, am entgegengeſetzten Ende gelegen, entzieht ſich unſrem Auge, ſeit wir in die Dorfgaſſe eingetreten, aber die Bilder und Scenen um uns her, laſſen uns auf Augenblicke vergeſſen, daß es eben die Etziner Kirche und nichts anderes war, was uns hierher führte. Die Bilder wechſeln von Schritt zu Schritt. Hier ſtellt ſich ein alter Fachwerkbau, von einem ſchmalen Gartenſtreifen maleriſch eingefaßt, wie ein Familienhaus mitten in die Dorfgaſſe hinein und theilt den Fahrweg in zwei Hälften, wie eine Inſel im Strom: dort an den Zäunen entlang liegt allerhand Bau- und Bretterholz, und die Kinder beim Anſchlagſpiel lugen mit halbem Kopf über die Stämme hinweg. Die Arbeit ruht, die lichten Kronen der Lindenbäume werfen ihren Nachmittagsſchatten voll und breit auf die Dorfgaſſe, und wir ſchreiten friſch und aller Müdigkeit baar darüber hin, als lägen Binſenmatten vor uns ausgebreitet. So haben wir das Dorf paſſirt, und auf leis anſteigendem Hügel, erblicken wir endlich die Kirche wieder, in die der eben herzukommende Küſter uns nun freundlich und willfährig einführt.

Das Innere der Kirche ist wie das Dorf selbst; schlicht und einfach, wohlhabend, sauber, eine wahre Bauerndorf-Kirche, aber doch anders wie sonst solche Kirchen zu sein pflegen. Denn die Gotteshäuser alter Bauerndörfer zeichnen sich im Gegensatz zu den Patronats-Kirchen gemeinhin durch nichts als durch eine äußerste Kahlheit aus, durch die Abwesenheit alles Malerischen und Historischen; die Generationen kommen und gehen, kein Unterschied zwischen dem Dorf und seinem Felde, ein ewiger Wechsel zwischen Saat und Maht. Leben aber keine Geschichte. So sind die Bauerndörfer und so sind ihre Kirchen. Nicht so Etzin. Hier war zu allen Zeiten ein historischer Sinn lebendig, und so hat hier die Gemeinde Bildnisse derer aufgestellt, die dem Dorfe mit Rath und That voran gingen, sein „Wort und Hort" waren — die Bildnisse seiner Geistlichen. Wenn sich solcher Bildnisse nur vier in der Etziner Kirche vorfinden, so liegt es nicht daran, daß die Etziner seit 150 Jahren sich jemals ihrer Pflicht entschlagen und ihre alte Pietät versäumt hätten, sondern einfach daran, daß die Etziner Luft gesund und die Etziner Feldmark fruchtbar ist. Die Etziner Geistlichen bringen es zu hohen Jahren, und wenn wir die Inschriften und Zahlen, die sich auf den betreffenden Bildern und Grabsteinen in und außerhalb der Kirche vorfinden, richtig gelesen haben, so füllen die Namen dreier Prediger den ganzen weiten Raum des vorigen Jahrhunderts aus. Die Bilder dieser drei Geistlichen, von denen übrigens der mittlere, der Held dieser Geschichte, nur ein kurzes Jahrzehnt der Etziner Gemeinde angehörte, hängen von Bändern und Brautkronen heiter eingefaßt, links vom Altar an einem der breiten Mauerpfeiler, und das helle Sonnenlicht, das durch die geöffneten Kirchenfenster von allen Seiten eindringt, macht es uns leicht die Namen zu lesen, die mit dünnen weißen Schriftlinien auf schwarze Täfelchen geschrieben sind. Die Namen sind: Andreas Lentz, August Wilhelm Geelhaar und Joachim Friedrich Seegebart. Andreas Lentz, ein würdevoller Kopf, mit dunklem, lang herabhängendem Haar, gehört augenscheinlich der Zeit der ersten beiden Könige, August Wilhelm Geelhaar aber der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an. Er trägt eine hohe Stehkrause, ist blond, rothbäckig, martialisch, und blickt aus seinem Rahmen heraus wie die Bischöfe des ersten Mittelalters,

die lieber zum Streitkolben wie zum Meßbuch griffen. Sein Blick iſt kriegeriſch genug, aber die Welt hat nie von ſeinen Kriegsthaten erfahren und den Ruhm in den Gang einer Schlacht eingegriffen und die drohende Niederlage in Sieg gewandelt zu haben, muß er ſeinem Amtsbruder und unmittelbaren Vorgänger an der Etziner Pfarre überlaſſen, deſſen Bildniß jetzt neben ihm am Wandpfeiler hängt, und deſſen milde, faſt weiche Geſichtszüge auf alles andre eher ſchließen laſſen ſollten, als auf den „Geiſt Davids", der ihn zum Siege fortriß. Und doch war es ſo. Joachim Friedrich Seegebart iſt es, der uns nach Etzin und in dieſe Kirche geführt hat, Joachim Friedrich Seegebart der Sieger von Chotuſitz. Hören wir, wie es damit zuſammen hängt.

Joachim Friedrich Seegebart, geboren den 14. April 1714 im Magdeburgiſchen, wahrſcheinlich zu Wolmirſtedt, war Feldprediger beim Prinz Leopold'ſchen Regiment, das vor Ausbruch des erſten ſchleſiſchen Krieges, und auch wohl ſpäter noch, zu Stendal in Garniſon ſtand. Er war ein Anhänger der Spenerſchen Lehre, demüthig, voll Liebe, nur ſtreng gegen ſich ſelbſt, ein Mann von dem man ſich einer gewiſſenhaften Wartung ſeines Amtes, der Feſtigkeit in Wort und Glauben, aber keiner kriegeriſchen That verſehen konnte, er ſelbſt vielleicht am wenigſten.

Die raſche Beſitzergreifung Schleſiens war Ausgang 1740 beſchloſſene Sache. Die Regimenter erhielten Marſchorder und den 8. December brach das Regiment Prinz Leopold von Stendal auf, mit ihm Seegebart. Ueber dieſen Marſch durch die Kurmark und ſpäter durch Schleſien beſitzen wir intereſſante Aufzeichnungen von Seegebarts eigener Hand. Am 11. März, nach längerem Aufenthalt in Berlin betrat das Regiment ſchleſiſchen Boden, zeichnete ſich bei der Erſtürmung von Glogau aus, focht bei Molwitz und bezog im October das Winterquartier in Böhmen. Hier blieb es in Reſerve, während der König in Mähren einrückte. Erſt im Frühjahr 1742 vereinigte ſich das Regiment wieder mit der aus Mähren zurückgehenden Haupt-Armee und war mit unter den Truppen, die am 17. Mai

1742 der österreichischen Armee unter dem Prinzen Karl von Lothringen bei Chotusitz eine Viertelmeile von Czaslau gegenüber standen.

Dieser Tag von Czaslau oder Chotusitz ist der Kriegs- und Ehrentag unsres Seegebart. Gegen 8 Uhr Morgens begann die Schlacht, die östreichische Infanterie eröffnete den Angriff, und warf sich auf den rechten preußischen Flügel, litt aber, durch Kanonen und Klein-Gewehr-Feuer so stark, daß einzelne Regimenter den Rücken kehrten, und, trotzdem sie von ihren eigenen Officieren in kaum glaubhafter Anzahl niedergestochen wurden, nicht wieder zum Stehen zu bringen waren. Jetzt sollten Kavallerie-Chargen die Scharte auswetzen. Mit großem Ungestüm schritt man zur Attacke; aber vergeblich. Mal auf mal wurden die Chargen abgeschlagen und die rückgehenden Regimenter schließlich mit solcher Vehemenz verfolgt, daß die dahinter aufgestellte Infanterie mit in die Flucht verwickelt und zum Theil niedergemacht, zum Theil über das Feld hin zerstreut wurde.

So standen die Dinge am rechten Flügel, zum Theil auch im Centrum. Alles ließ sich glücklich an und schien einen raschen Sieg zu versprechen; aber völlig entgegengesetzt sah es am linken Flügel aus, wo unser Seegebart auf einer kleinen Fuchsstute im Rücken seines Regimentes hielt. Hier standen 6 Bataillone in Colonne und zwar in Front 2 Bataillone Prinz Leopold, dahinter einzelne Bataillone der Regimenter La Motte, Schwerin, von Holstein und Prinz Ferdinand. Das Unglück wollte, daß der Angriff der Oestreicher eher erfolgte, als die Aufstellung der Preußen, insonderheit ihrer Cavallerie beendigt und geordnet war, und so wiederholte sich hier zu Ungunsten der Preußen das, was sich am entgegengesetzten Flügel zu ihren Gunsten ereignet hatte. Die preußischen Dragoner wurden geworfen, die Infanterie-Colonnen, zumal die in Front stehenden Bataillone Prinz Leopold mit in den Wirrwarr hineingerissen und endlich alles in wildem Durcheinander durch das brennende Dorf Chotusitz hindurch gejagt. Reserven rückten vor und nahmen den Kampf wieder auf, aber im selben Augenblicke stoben, wie durch ein böses Ohngefähr, vom entgegengesetzten Flügel her, die flüchtigen Reitermassen heran, die dort dem Vordringen der Preußen

hatten weichen müſſen, und nun eben rechtzeitig genug erſchienen, um dem ohnehin ſiegreichen Stoß der Ihrigen eine geſteigerte Wucht zu geben. In dieſem Augenblick äußerſter Gefahr war es, wo der kriegeriſche Geiſt in unſerem Seegebart plötzlich lebendig wurde und zunächſt den Kampf wiederherſtellend, endlich alles zu Heil und Sieg hinaus führte. Seegebart ſelbſt hat dies ſein Eingreifen in den Gang der Schlacht mit ſo viel Anſchaulichkeit und Beſcheidenheit geſchildert, daß es wie geboten erſcheint, ihn an dieſer Stelle mit ſeinen eigenen Worten einzuführen.

„Als unſer Regiment nun retirirte und zum Theil mit feindlicher Cavallerie und Grenadiers vermiſcht war, jug ich ſpohrenſtreichs hin und wieder durch daſſelbe und redete den Burſchen und Offiziers beweglich und N. B. recht ernſtlich zu, daß ſie ſich widerſetzen und faſſen ſollten. Einige ſchrieen mich gleich an mit einem lauten: Ja! und waren bereit und willig, wurden aber von der andringenden Macht verhindert, kamen aber doch wieder zu ſtehen. Als ich dieſes that, flogen mir die Kugeln ſo dick um den Kopf als wenn man in einem Schwarm ſauſender Mücken ſtehet, doch hat Gottlob mich keine, auch nicht einmal den Roquelour verletzt. Ein Burſch hat mein Pferd in dieſem Lärm mit dem Bajonette erſtechen wollen; aber ein anderer hat es ihm weggeſchlagen. Bis hierher hatte ich nur zu den Leuten unſres Regiments geſprochen, ich ſammelte jetzt aber einige Escadrons Cavallerie, die in Confuſionen waren, vom linken Flügel, brachte ſie in Ordnung, und ſie attaquirten in meiner Gegenwart die feindliche Cavallerie und repouſſirten ſie. Ich war ſo dreiſt, daß ich mich an General und Obriſten machte, ſie bei der Hand faſte, und im Namen Gottes und des Königs bat, ihre Leute wieder zu ſammeln. Wenn dies geſchehen, ſo jug ich hin und wieder durch und trieb die Leute wieder dahin, wo ſie ſich wieder zu ſetzen anfingen. Ich brauchte allerley Beredſamkeit und man folgte mir in allen Dingen. Ich wundere mich, daß die ſchweren Pferde meinen kleinen Fuchs nicht zertreten haben, aber es ſchien, als wenn alles vor mir auswiche und mir Platz machte. Ich that und redete als ein Feldmarſchall und bemerkte augenblicklich die Impreſſion von meinem

Zureden und Vorstellungen an der Leute Gebehrden und Gehorsam. Mein Gemüth war Gott ergeben, und in einer guten Fassung, und ich habe in eigener Erfahrung damahlß gelernet, daß das Christenthum resolut und muthig macht auch in den verworrensten Begebenheiten. Auch den Feind zu verfolgen war mir schließlich gestattet. Ich sammelte noch einmal einen großen Haufen fliehender Cavallerie, zum Theil von unsern linken und rechten Flügel, wohl eine Viertel-Meile vom Champ de Bataille, welches mir wohl große Mühe machte, aber doch endlich gelungen, und führte es zurück bis an den gedachten Champ, wo sie auch sogleich, weil sich die Bataille indes geendet, dem Feinde nachging und ihn verfolgte. Die Cavallerie so ich gesammelt und die sogleich auf meine Vorstellung wieder zu agiren anfing ist über 20 Esquadrons gewesen. Gott sei mir gelobet der mir Davids Muth und Sinn gegeben."

Soweit die Darstellung Seegebart's selbst. Der Vorgang machte Aufsehen bei Freund und Feind und wurde, ausgeschmückt, und oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt, in Zeitungen und fliegenden Blättern erzählt. Jordan schrieb schon, zehn Tage nach der Schlacht, von Berlin aus an den König: „Hier möchte alle Welt wissen, wer der Unbekannte gewesen sei, der sich mit so viel Bravour an die Spitze einiger Escadrons setzte und durch rasches Eingreifen zum Siege mitwirkte. Es heißt, Ew. Majestät hätten nach seinem Namen gefragt, der Angeredete habe sich aber geweigert sein Incognito aufzugeben. Der große König, der damals noch mehr jung als groß war und Anstand nehmen mochte einem einfachen Feldprediger einen wesentlichen Antheil am Siege zuzusprechen, fand es angemessen, in seinem Antwortschreiben die ganze Angelegenheit als eine Fabel zu bezeichnen, und wir würden uns vielleicht in der Lage befinden, den ganzen poetisch und psychologisch interessanten Vorgang, in Wirklichkeit als eine Fabel ansehen zu müssen, wenn wir nicht das Seegebart'sche Tagebuch und jenen Brief (an Professor Michaelis in Halle) besäßen, aus dem wir schon die obige Schlachtscene citirt haben. Das Tagebuch weist in seinem Tone und seiner Schreibweise für jeden, der sich auf den Klang von Wahrheit und Unwahrheit versteht, unwiderleglich nach, daß Pastor Seegebart eine eben so demüthige, wie hochherzige

Natur war, ein Mann in deſſen Herzen keine Lüge beſtehen konnte. So glauben wir denn ihm und keinem andern, wenn er am 24. Mai in aller Beſcheidenheit aber auch in nicht mißzuverſtehender Klarheit ſchreibt:

„Die Sache iſt beim König, der Generalität, ja der ganzen Armee bekannt geworden, und man redete in den erſten Tagen ſelten von dem Siege, den uns Gott gegeben, ohne daß man meiner gedacht hätte. Wenn ich ein Narr wäre, ſo hätte ich die beſte Gelegenheit mich aufzublaſen gehabt. Der König hat mir durch unſern Prinzen (Erbprinz Leopold von Anhalt-Deſſau) ein ſehr gnädiges Compliment machen und mich verſichern laſſen, „ich ſollte die beſte Pfarrſtelle in allen ſeinen Landen haben", wozu der Prinz hinzuſetzt: „Wenn das nicht geſchähe, ſo wolle er mir die beſte in ſeinem eigenen Fürſtenthum geben, denn ich hätte in der Bataille nicht nur wie ein Prediger, ſondern auch wie ein braver Mann gethan."

Prinz Leopold, der gewiß Wort gehalten hätte, wurde nicht beim Wort genommen; Seegebart erhielt eine Pfarre, freilich keine beſte, kaum eine gute (die Etziner Pfarrſtelle iſt jetzt eine ſehr gute, war es aber damals nicht), indeſſen doch immerhin eine Pfarre, und im Auguſt 1742, alſo kaum 8 Monate nach der Schlacht, ward er in die Etziner Kirche eingeführt. Mit ungewöhnlicher Thätigkeit — ſo erzählte mir der 80jährige Paſtor Duchſtein, der als er ſein Etziner Pfarramt zu Anfang dieſes Jahrhunderts antrat, noch Leute vorfand, die ſeinen kriegeriſchen Amts-Vorgänger gekannt hatten — hat dieſer hier als Seelſorger und Landwirth gewirkt. An Wochentagen hielt er im Pfarrhauſe Erbauungsſtunden, ſowohl für Kinder wie für Erwachſene, und nahm ſich überhaupt ſeiner beiden Gemeinden: Etzin und das nahe gelegene Knobloch, mit Eifer und Liebe an. Nebenbei aber führte er die weitläufige Pfarrwirthſchaft ſelbſt, verbeſſerte mancherlei in derſelben und nutzte ſie durch ſeine Betriebſamkeit, wie die von ihm geführten Regiſter beweiſen, ungemein hoch. Den Pfarrgarten hatte er ganz verwildert übernommen; er pflanzte die beſten Obſtſorten an und hatte die Freude, ſchon im zweiten Jahre einige

Früchte davon zu ernten. So oft er ein so günstiges Ergebniß seines Fleißes in seinen noch vorhandenen Rechnungen zu vermerken hatte, versäumte er nicht in einfachen Worten einen kurzen Dank an Gott auszusprechen. Ueber seine Kriegs- und Siegesthat bei Chotusitz sprach er nur selten und nur gezwungen, theils weil er eine natürliche Scheu hatte sich vorzudrängen, theils weil er zu der Ansicht gekommen sein mochte, „er habe bei Chotusitz für einen Geistlichen wirklich etwas zu viel gethan.“ Aber eben deshalb, weil der Tag von Chotusitz auf der Etziner Pfarre nur so selten genannt werden durfte, eben deshalb ist auch jener Familien-Tradition, die sich bis in unsere Tage hinein erhalten hat, ein ganz besonderer Werth beizulegen, jener Tradition nämlich, die übrigens auch in Andeutungen des Jordan'schen Briefes ihre Bestätigung findet, daß der König seinem Feldprediger in der That eine Hauptmannsstelle habe anbieten lassen. Daß dies Anerbieten abgelehnt wurde, versteht sich von selbst. Seegebart wäre nicht er selbst gewesen, wenn er den Roquelour mit dem bunten Rock des Königs vertauscht hätte. Die angestrengte Thätigkeit des Predigens vor zwei Gemeinden, scheint seiner wohl an sich nicht sehr festen Gesundheit geschadet und seinen frühzeitigen Tod herbeigeführt zu haben. Auch sein Bild zeigt jene klare, durchsichtige Hautfarbe und jene mildleuchtenden Augen, denen man bei Brustkranken so oft begegnet.

Er hinterließ eine Wittwe, Christiane Elisabeth geborene Sukro und vier Kinder. Außer seinem Bilde, das ihn unverkennbar als eine poetische, dem Idealen zugewandte Natur darstellt, befindet sich an einer Außenwand der Etziner Kirche noch der Grabstein des früh Geschiedenen, der unter einem wenig geschmackvollen Ornament folgende Inschrift trägt:

„Hier ruhen in Hoffnung die dem Tode getrost anvertrauten Gebeine des weiland Hochwürdigen und Hochgelehrten Herrn Joachim Friedrich Seegebarth. Das Prinz Leopold'sche Regiment, und die Etzinsche und Knoblauch'sche Gemeinde rühmen noch seine wahre Gottesfurcht und seltene Redlichkeit. Daher war er freudig vor Gott, liebreich vor Menschen, sorgfältig im Amt, demüthig bei seiner Gelehrsamkeit. Von seinem geistigen Amt zeugen

viel lebendige Briefe, von ſeinem Chriſtenthum, die durch das Leben bethätigte Lehre. Er betrat dieſen mühſeligen Schauplatz 1712 den 14. April. Er bezog die ſtolzen Wohnungen der Ewigkeit 1752 den 26. Mai. Leſer! ſchaue ſein Leben an und denke an ſeinen Tod. Betrachte ſeinen Glauben und ahme ihm nach. Sein freudiger Hingang mache Dir die Ewigkeit ſüß."

Falkenrehde.

Die Sage gebiert und ſchafft und treibt.
Was will unſer Licht? Ein Dunkel bleibt.

Falkenrehde, halben Weges zwiſchen Potsdam und Nauen, iſt eines der reicheren Güter des Havellandes und bildet mit dem nachbarlichen Uetz und Paretz einen Gütercomplex, deſſen Erträge in die Königliche Chatoulle fließen. In früheren Jahrhunderten ſaßen hier die Bardeleben und Dirickes, ſpäter die Gröben, bis es, zur Zeit des Großen Kurfürſten, an den berühmten Artillerieoberſten Ernſt v. Weiler und deſſen weibliche Descendenz überging. Eine der Weilerſchen Töchter war an den Miniſter von Kraut, einen beſonderen Günſtling Friedrich Wilhelms I. vermählt. Dieſe Weilerſche Zeit war die wichtigſte. Sie gab dem Dorfe ſeine Geſchichte, auch wohl die Erſcheinung, die es bis dieſen Augenblick noch zeigt.

Falkenrehde iſt eines jener lachenden Dörfer, deren die Mark, ganz im Gegenſatz zu ihrem Ruf, ſo viele zählt. Prächtige alte Linden ziehen ſich zu beiden Seiten der Dorfſtraße hin, ſaubere Häuſer, von Kürbis- oder Pfeifenkraut umſponnen, blicken zwiſchen den Stämmen durch und in nur kurzen Pauſen rollen Poſtwagen und Omnibuſſe auf und ab, die den Verkehr zwiſchen Potsdam und den kleinen, aber wohlhabenden Städten des Havellandes unterhalten. In den 30er Jahren war auch vornehmeres Gefährt auf dieſer Straße heimiſch: Königliche Kutſchen. Friedrich Wilhelm III. kam an ſchönen Sommerabenden von dem nahen Paretz herüber, ſtieg in der Pfarre ab, nahm in einem eigenthümlich dekorirten Zimmer,

deſſen Wände einen deutſchen Götterhain und einen freiwilligen Jäger darſtellten, den Freya mit dem Schwert umgürtet, ſeinen Thee und plauderte mit dem pastor loci, während deſſen Söhnlein, ein vierjähriger Blondkopf, mit Säbel und Ulanencasquet auf der Freitreppe Wache ſtand. In Paretz hatte der König unbedingte Stille; hier erquickte ihn jene heitere Geſchäftigkeit, jener auf- und abwogende doch nie zudringliche Verkehr, der wohl zerſtreute, aber nicht ſtörte.

Und dieſe heitere Geſchäftigkeit, dieſer nie raſtende Verkehr, ſie ſind dem Dorfe geblieben, ja mehr, ſie ſind gewachſen. Freilich, wer ſich ihrer freuen will, darf nicht gerade Novembertage wählen, wie wir es heute thun. Für unſern Zweck indeß vielleicht die beſte Beleuchtung.

Tagüber war Regen. Nun hat ſich mit Sonnenuntergang der Himmel geklärt, eine eiskalte Luft geht über die Felder, das Waſſer platſcht in den breiten Lachen, die wir durchfahren, und die Weidenzweige, an denen noch einzelne Tropfen hängen, ſchlagen in den Wagen hinein. Selbſt das Abendroth, das zwiſchen geballtem Gewölk ſteht, hat nichts heiteres. Fröſtelnd fahren wir in die Falkenrehder Dorfſtraße ein.

* * *

„Es wird heute nichts," brummte mein Gefährte, ein havelländiſcher Herr, aus ſeiner Kapuze heraus. „Um dieſe Stunde ſteigt keiner in die Gruft, am wenigſten zu dem Enthaupteten."

„Wir müſſen's verſuchen. Todt iſt todt, enthauptet oder nicht." Mit dieſen Worten hielten wir vor der Küſterwohnung, ſchlugen das Wagenleder zurück, ſo raſch es unſre klammen Finger geſtatteten und ſprangen mit Vermeidung des Tritts, dem man es anſah, daß er nur zum „Hängenbleiben" da war, auf den aufgeweichten Boden.

Die warme Stube drinnen that uns wohl. Wir trugen dem Küſter unſer Anliegen vor, der, unter Gräbern groß geworden und mit den Todten eingelebt, ſofort ſeine Bereitwilligkeit ausdrückte, dem „Enthaupteten" einen nächtlichen Beſuch zu machen. Zu gleicher Zeit erfreute er das Ohr meines Reiſegefährten

durch die Erklärung: „daß es für drei zu eng sei.“ Wir nahmen, während Laterne und Kirchenschlüssel herbeigeschafft wurden, einen Augenblick Platz und plauderten, was mir erwünschte Gelegenheit gab einige Fragen zu stellen.

„Nun sagen Sie, Herr Cantor, wie steht es damit, ist er wirklich enthauptet?“

„Das ist er. Darüber kann kein Zweifel sein. Sie werden es sehen.“

„Wer ist es?“

„Ich weiß es nicht. Ich kann nur sagen, was sich die Leute hier erzählen. Sie sagen, es sei der Oberst von Weiler, der um 1680 Falkenrehde besaß. Sie sagen, daß er Unterschleife machte, daß er heimlich hingerichtet wurde und daß die Frau des Obersten die Leiche freibat, um sie hier beisetzen zu können.“

„Das ist Alles?“

„Ja!“

„Glauben Sie es?“

„Ich darf wenigstens nicht sagen: ich glaub' es nicht. Ein Enthaupteter ist da. Irgend etwas muß passirt sein.“

So weit war unsere Unterhaltung gediehen, als die Frau die brennende Laterne brachte, was man so brennen heißt, vier angeblakte Scheiben mit einem Lichtstumpfe drin. Der Küster nahm den Vortritt und so schritten wir auf die Straße hinaus, wo inzwischen die Falkenrehder, bis zu dem benachbarten Kirchhofe hin, Spalier gebildet hatten. Das Gerücht von unserm Vorhaben war durchs Dorf gelaufen wie ein Feuer übers Strohdach. Alles sah uns nach, mit einem andächtigen Ernst, als ob wir auszögen den Lindwurm zu tödten.

Alsbald hielten wir vor dem Kirchhofsportal, einem schmiedeeisernen Gitterthor, das an höchster Stelle zwei in Erz getriebene Lorbeerzweige und inmitten derselben die vergoldeten Buchstaben E. v. W. (Ernst von Weiler) zeigte. Gerade hinter diesen Buchstaben und ihrer Einfassung stand der Mond. Ueber die Grabsteine von Pastoren und Amtleuten hinweg schritten wir nunmehr auf die Kirche zu und traten durch eine Seitenthür in dieselbe ein.

Sie machte einen spukhaften Eindruck, weil sie überall da, wo das Mondlicht durch die Scheiben fiel, so hell war wie bei

Tage. Daneben lagen breite Schattenſtreifen. An den Wänden und Pfeilern hingen Todtenkränze und Brautkronen mit ihren langen bunten Bändern. Es war, als bewegten ſie ſich bei unſerem Eintreten. Wir ſchritten nun zunächſt auf den Altar zu, wo ich im Halbdunkel ein großes Bild zu bemerken glaubte. Wirklich, es war eine Kreuzigung, alles in Rococomanier, und die Magdalene mit hohem Toupé und Adlernaſe ſah aus wie die Frau v. Pompadour. Ich darf ſagen, daß das Unheimliche des Ortes durch dieſe Anklänge nur noch geſteigert wurde.

Ich hatte, um an dem Bilde herumzuleuchten, die Laterne genommen und fragte jetzt, wo die Gruft ſei.

„Da müſſen wir wieder zurück.“

Gut. Wir kehrten alſo um und gingen das Schiff hinunter, bis wir inmitten der Kirche, vor einer in die Flieſen eingelaſſenen Bretterlage ſtanden. Es war alles ſo primitiv wie möglich; keine Fallthür, kein eiſerner Ring zum Hochheben, nur eben drei eichene Bohlen. Und ſie waren nicht leicht zu faſſen. Endlich mit Hülfe des ſchweren Kirchenſchlüſſels, den wir als Hebel benutzten, lüfteten wir das erſte Brett; dann die beiden andern. Die Stiege, die hinab führte, war weniger eine Treppe als eine aus aufrechtſtehenden Ziegeln gebaute Leiter; jede Stufe ſo hoch und ſo ſchmal wie möglich. Alles voll Staub und Spinnweb. Ohne Fähr indeß kamen wir unten an; nur das Licht in der Laterne begann in bedenklicher Weiſe zu flackern, erholte ſich aber wieder und die Muſterung konnte beginnen. Wir zählten vier Särge, zwei wohlerhalten und mit Metall beſchlagen, die beiden anderen ſchon etwas ſchadhaft. Einer davon, von rechts her gerechnet der dritte, hatte eine Oeffnung am Kopfende: das verſchließende Brettchen fehlte. Es ſah aus wie die offenſtehende Thür eines kleinen Hauſes.

Das iſt er, ſagte der Küſter.

Der Enthauptete?

Ja.

Dabei fuhr er mit Todtengräber-Gleichmuth in die Oeffnung des Sarges hinein, ſuchte einen Augenblick wie in einem Kaſten, in dem man Beſcheid weiß, und kam dann mit einem Schädel wieder zum Vorſchein. Und nun hielt er ihn mir wie zur Begutachtung hin.

Ich nahm ihn in die Hand und ſagte: „Das iſt ein Schädel, nicht mehr und nicht weniger. Wo aber ſteckt der Beweis, daß es der Schädel eines Enthaupteten iſt?“

Der Küſter, ſtatt aller Antwort, wies einfach auf einen fingerbreiten Halslappen hin, der ſich unter dem Kiefer hinzog. Dieſer aufgetrocknete Streifen war an ſeinem Rande ſo ſcharf, wie wenn man ein hartes Stück Leder mit einem ſcharfen Meſſer durchſchneidet.

Dies mochte in der That als Beweis gelten. Es war ganz unverkennbar eine Schnittfläche. Irgend etwas Scharfes hatte hier Kopf und Rumpf getrennt. „Sie haben Recht,“ — damit ſchoben wir den Schädel wieder in ſeine Behauſung, kletterten hinauf und deckten die Bohlen darüber.

Unſer Rückzug war eiliger als unſer Kommen. Mir war, als lache die Frau von Pompadour hinter uns her, und über den Grabſtein des alten Amtmann Kriele weg, traten wir wieder in die Dorfſtraße hinaus.

Alles ſtand noch in Gruppen. Wir mußten erzählen. Aber es war nur, was Jeder wußte.

In der Falkenrehder Gruft ruht ein Enthaupteter. Das ſcheint feſtzuſtehen. Aber wer iſt dieſer Enthauptete? Die Sage, wie ſchon hervorgehoben, antwortet: Oberſt Ernſt v. Weiler; die Geſchichte dagegen verneint, was die Sage ſagt. Oberſt Ernſt v. Weiler, in ſeinen letzten Dienſtjahren General, iſt eine hiſtoriſche Perſon wie nur irgend wer, und wir können ihn bis an das Ende ſeines Lebens verfolgen. In hohem Alter und hohem Anſehen iſt er geſtorben. Wir erzählen, was man von ihm weiß.

Ernſt v. Weiler, aus einer angeſehenen Patrizierfamilie, etwa um 1620 geboren, war der Sohn des churbrandenburgiſchen Amtskammerraths und Hofamtmeiſters Chriſtian Weiler, Erbherrn auf Vehlefanz und Staffelde. Er trat früh in die Armee, nahm wahrſcheinlich noch an den letzten Kämpfen des 30jährigen Krieges Theil und focht 1674 (über ſeine Betheiligung an der Schlacht von Warſchau verlautet nichts) am Oberrhein gegen Turenne. Er war damals muthmaßlich Oberſtwachtmeiſter in der Artillerie.

Zuerſt wird er mit Beſtimmtheit 1675 genannt, wo er in der Schlacht bei Fehrbellin, die „mit doppelter Beſpannung verſehenen Geſchütze“ mit großer Auszeichnung zum Siege führte.

Er hatte ſich dabei das Zutrauen und Wohlwollen des Kurfürſten in einem beſonders hohen Grade zu erringen gewußt, wurde 1677 Oberſtlieutenant und Chef der Artillerie und leitete das Jahr darauf (1678) den artilleriſtiſchen Theil der Belagerung von Stralſund. „Den 10. October Abends, ſo heißt es in Paulis Leben großer Helden, machte Ernſt Weiler auf den Ort aus 80 Stücken, meiſt halben Karthaunen, 22 Mörſern und 50 Haubitzen ein entſetzliches Feuer. Mit anbrechendem Morgen ſtand die halbe Stadt in Flammen. Den 11. October nach 6 Uhr, ſah man auf Mauern und Thürmen 3 weiße Fahnen ausgeſteckt. Dies machte, daß Ernſt Weiler mit dem groben Geſchütz zu ſpielen aufhörte.“

So Pauli. 1683 wurde Ernſt Weiler Oberſt. 1689, bei der Belagerung von Bonn, General-Major. 1691 erhob ihn Kaiſer Leopold in den Adelſtand. Wann Falkenrehde in ſeinen Beſitz kam, iſt nicht genau feſtzuſtellen geweſen, jedenfalls ſchon vor 1684. In Berlin beſaß er das Weilerſche Haus, das gegenwärtige Kronprinzliche Palais. Er ſtarb am 28. November 1692. In der Gunſt des Großen Kurfürſten und ſeines Nachfolgers erhielt er ſich bis zuletzt. Gleichzeitige Schriftſteller rühmen ihn als einen „Meiſter in der Geſchützkunſt“; die Erfindung der glühenden Kugeln aber, die ihm Fenquiers zuſchreibt, iſt viel älter. Frundsberg ſchon bediente ſich derſelben.

Dieſer Ernſt v. Weiler kann alſo der Enthauptete in der Falkenrehder Gruft unmöglich ſein, und verbliebe ſomit nur noch eine vage Möglichkeit, daß ſein Sohn, der ebenfalls Artillerie-Oberſt war und ebenfalls den Namen Ernſt (Ernſt Chriſtian) führte, irgend ein Vergehen mit gewaltſamem Tode gebüßt habe. Aber auch dieſer, wiewohl ſein Leben allerhand Uncorrectheiten aufweiſt, iſt natürlichen Todes geſtorben. Auch ſein Leben läßt ſich bis zu ſeiner letzten Stunde verfolgen. Er war unglücklich verheirathet, entfloh mit einer Baroneſſe Blumenthal, trat in öſterreichiſche Dienſte, verheirathete ſich ein zweites Mal und ſtarb zu Breslau, nachdem er vorher, auf ein Salvum conductum geſtützt, für kurze Zeit im Brandenburgiſchen eingetroffen war, um

seine Angelegenheiten zu ordnen. Auch er also ist es nicht. Alle weiteren von mir angestellten Fragen und Untersuchungen sind erfolglos geblieben. Niemand weiß, wer der Enthauptete in der Falkenrehder Gruft ist. Nur das Eine scheint festzustehen: kein v. Weiler. Die Archive, die Akten des Feldzeugamts geben keine weitere Auskunft. Die Hoffnung ist schwach, dieses Dunkel je gelichtet zu sehen.

Auf der Dorfstraße, unter den vielen Neugierigen, die uns daselbst empfingen, befand sich auch mein Reisegefährte, der, wie jene, nur das Resultat unserer Expedition hatte abwarten wollen. Das lag nun vor, so weit es vorliegen konnte. Er bestieg also seinen Wagen, der uns glücklich bis Falkenrehde gebracht hatte, um seinerseits weiter ins Havelland hinein zu fahren. Ich meinestheils nahm herzlichen Abschied von ihm und meinem Cantor, und schritt auf den Krug zu, um daselbst den Nauener Omnibus abzuwarten. In 10 Minuten mußte er da sein.

Die Krugstube war nicht viel größer als die Gruft, aus der wir eben kamen, aber es sah bunter darin aus. In einer Ecke hatte sich ein Kartentisch etablirt; ihm gegenüber saßen zwei alte Frauen, von denen die eine, in allerhand schottisch karrirte Lappen gekleidet, an die Norne in Walter Scotts „Piraten" erinnerte. Beide tranken Kaffee und pusteten über die vollen Untertassen hin. Was sonst noch da war, durchschritt den Stubenkäfig, am unruhigsten unter allen ein hübscher, blonder Mann, Mitte dreißig, dessen Gesammthaltung, trotz einer gewissen weltmännischen Tournüre, unverkennbar auf ein mühevoll absolvirtes Ober-Tertia hindeutete. Er hatte das Bedürfniß zu sprechen.

„Halb neune wird es wohl werden," hob er an.

„Halb neun! Ich bitte Sie, das wäre ja furchtbar. Fahren Sie auch bis Potsdam?"

„Ja. Ich wohne in Potsdam. Ein theures Pflaster. Aber was will man machen? Die Erziehung, die Schulen, . . . Ich bin Regierungsbeamter. Was nutzen einem 100 Thaler mehr in Schlochau oder Deutsch-Crone? Als Familienvater . . . ."

„Haben Sie mehrere Kinder?“

„Drei. Lauter Jungen. Und ſehen Sie, das iſt es eben. Ein Mädchen kann in Deutſch-Crone beſſer gedeihen als in Potsdam, aber ein Junge — was iſt ein Junge ohne Gymnaſium! Ich bin Regierungsbeamter. Ich kann meinen Kindern nichts mitgeben, außer Bildung, aber daran halt ich feſt.“

„Wiſſen Sie, man muß es nicht überſchätzen. Der innere Menſch . . . .“

„Freilich, der innere Menſch bleibt immer die Hauptſache. Es muß drin ſtecken. Aber eine Kinderſeele iſt eine zarte Pflanze. Vorbild, Beiſpiel, elterliches Haus . . . .“

In dieſem Augenblicke (mir durchaus gelegen) erſchien der Kutſcher des inzwiſchen eingetroffenen Omnibus in der Thür, um allen Anweſenden, in einer Sprache die mehr Vertraulichkeit als Reſpect ausdrückte, das Signal zum Aufbruch zu geben. Alles drängte hinaus, und 5 Minuten ſpäter ſaßen wir, eng zuſammengerückt und feſt wie ein Spiel alter Karten, auf den beiden Längsſitzen des Wagens. Die Pferde zogen an, und beinahe gleichzeitig rief eine Stimme aus dem Hintergrunde des Wagens: „Fenſter zu, daß es warm wird.“ Feſte Commandos werden immer befolgt. Eine geſchäftige Hand zog ſofort an der Lederſtrippe, das alte Klapperfenſter flog in die Höhe und 13 Perſonen, 3 Cigarren und eine kleine Thranlampe, die zunächſt noch ganz keck und luſtig brannte, unterzogen ſich jetzt der gewünſchten Erwärmungsaufgabe.

Als ich mich orientirt hatte, ſah ich, daß der Schlachtſchrei „Fenſter zu“ nur von der alten Norne gekommen ſein konnte. Sie zog nunmehr eine bunte Kapuze über das graue Haar, packte ein paar Handſchuhe ohne Finger in einen Korb, den ſie auf dem Schooße hielt, und ſagte dann zu ihrem Nachbar, einem bärtigen, graumelirten, mittelalterlichen Herrn: „Sehen Sie, Herr Inſpector, wir ſammeln und verlieren.“

„Ja wohl, Mutter Sootzmann,“ erwiderte der Angeredete, der die Alte ganz erſichtlich beſchwichtigen wollte.

„In Nauen haben wir geſammelt, in Wuſtermark und Dyrotz haben wir verloren, in Falkenrehde haben wir wieder geſammelt.“

„Ja wohl, Mutter Sootzmann.“

„Alles im Leben iſt ſammeln und verlieren. Wenn der Menſch in Falkenrehde Kaffee trinkt, hat er geſammelt. Ich habe geſammelt, Herr Inſpector, ...“

„Ja wohl, Mutter Sootzmann,“ unterbrach dieſer jetzt raſcher als vorher, weil er irgend einen unharmoniſchen Abſchluß befürchten mochte.

Immer dichter inzwiſchen wurde der Dunſtkreis. Die Laterne begann zu blaken, was kaum noch als ein Uebelſtand gelten konnte und der „Regierungsbeamte“, gebildet bis zuletzt, ſprach über Stickſtoffoxyd und zu früh zugemachte Ofenklappen, ein Thema, deſſen Zeitgemäßheit nicht zu bezweifeln war.

Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete, oder ob ich überhaupt antwortete. Ein Kopfweh, das ſchon die Grenzen des tic douloureux ſtreifte, ſchlug meine Artigkeit in Banden.

Und ſo fuhren wir nach Potsdam hinein.

Endlich Luft!

Im Freien begann ich über die verſchiedenen Arten des Grauens zu reflectiren.

Was war die Falkenrehder Gruft gegen dieſen Rauener Omnibus und was der „Enthauptete“ gegen Mutter Sootzmann, die Norne!

Zwei „heimlich Enthauptete".

Auch Tröſtliches kommt ans Licht der Sonnen.
Romantiſch verloren, menſchlich gewonnen.

Geſchichten von „Enthaupteten", wie wir ſie vorſtehend in dem Falkenrehder Kapitel erzählt, am liebſten aber von „heimlich Enthaupteten", haben hier zu Land' immer eine Rolle geſpielt und ſich neben den „weißen Frauen" und „vergifteten Apfelſinen" in unſren Volksſagen erhalten.

Unter dieſen „heimlich Enthaupteten" ſtehen, noch über den General v. Weiler hinaus, Graf Adam Schwarzenberg († 1640) und General v. Einſiedel († 1745) obenan.

Erſt neuere Forſchungen haben feſtgeſtellt, daß beide Geſchichten, wie die Weilerſche, bloße Erfindungen ſind und jedes eigentlichen Anhalts entbehren. Verdachtgründe lagen vor und die Geſammtſituation ließ dergleichen als möglich erſcheinen.

Dies genügte. Wir beginnen mit dem Graf Schwarzenberg-Fall und zeigen zuerſt wie das Gerücht entſtand, dann wie es widerlegt wurde.

1. Graf Adam Schwarzenberg.

1755 kam Prinz Auguſt Wilhelm von Preußen, älteſter Bruder Friedrichs des Großen, mit ſeiner Schweſter der Prinzeſſin Amalie nach Spandau. Bei dieſer Gelegenheit beſahen ſich die beiden Königlichen Geſchwiſter auch das Innere der Nicolai-Kirche. Bei der Begräbnißtafel des Grafen Schwarzenberg blieb der Prinz

erſtaunt ſtehen, indem er zu ſeiner Umgebung äußerte: „Wie? Iſt der Graf nach dem Tode George Wilhelms nicht nach Wien gegangen und dort verſtorben? Dieſe Tafel iſt wohl nur zum Schein hier angebracht?“ Aller Gegenverſicherungen ungeachtet blieb der Prinz auf ſeiner Meinung beſtehen und um ſich vollſtändig von dem Sachverhalt zu überzeugen, befahl er, das Grab zu öffnen. Nachdem dies geſchehen, erhielt der Page von Dequede von dem Prinzen die Weiſung hinabzuſteigen und zu ſehen, ob ſich wirklich ein Leichnam im Gewölbe befinde. Der beherzte Page kam nach einiger Zeit mit dem halb vermoderten Kopfe eines Menſchen wieder zum Vorſchein. Der Prinz beſah den Kopf genau und rief dann unwillig: „Ja, das iſt er. Man werfe ihn nur wieder hin!“

Dieſem Befehle folgte der Page buchſtäblich und als unmittelbar darauf Kirchendiener und Maurer in die Kirche kamen, um das Grab wieder zu ſchließen, bemerkten ſie, daß der Kopf auf der Bruſt des Leichnams lag. Daraus entſtand das Gerücht, daß Graf Schwarzenberg enthauptet worden ſei. 1777 ließ der Prediger des damals zu Spandau in Garniſon liegenden Regiments Prinz Heinrich einen Aufſatz drucken, indem er die Enthauptung bereits als ausgemachte Thatſache hinſtellte. Er beſchrieb ſogar den Ort in der Spandauer Haide, wo die Hinrichtung ſtattgehabt hätte und fügte noch hinzu, daß man „im Jahre 1755 bereits den Körper des Grafen ohne Sarg, nur zwiſchen einigen Brettern liegend, vorgefunden habe.“

Aber durch eben dieſen Aufſatz wurde auch die Anregung gegeben, näher nachzuforſchen und das Gerücht auf ſeine Grundloſigkeit zurückzuführen.

Oberſt v. Kalkſtein, der damalige Commandeur des Regiments, wollte Gewißheit haben und ließ am 20. Auguſt 1777 abermals das Gewölbe öffnen, wobei, außer dem Herrn Oberſten, noch folgende Perſonen zugegen waren: Regiments-Chirurgus Laube, der Garniſon-Prediger, Juſtizrath Lemcke, Adjutant v. Bardeleben, Conrector Dilſchmann, Inſpector Schulz und Dr. Heim (der ſpätre „alte Heim“, damals, von 1776—83, Arzt und Phyſikus in Spandau).

Den Deckel fand man neben dem Sarge ſehr zertreten; der

Sarg ſelbſt war mit violettfarbenem Sammet ausgeſchlagen und mit goldenen Treſſen beſetzt; der Leichnam ruhte auf Kiſſen von weißem Tafft. Bekleidet war der Graf mit einer langen ſpaniſchen Weſte von Silberſtoff, an der Seite hatte er einen bereits verroſteten, mit goldener Treſſe verzierten Degen, ſeidene, fleiſchfarbige Strümpfe bedeckten die Beine, und auf den Füßen trug er ſchwarzlederne Schuhe mit ſehr dicken Sohlen. Ein ſchwarzſammtner, mit einer goldenen Rundſchnur beſetzter, niedergeſchlagener Hut lag auf dem Körper und neben demſelben der Kopf.

Dr. Heim nahm den Kopf in die Hand, um ihn genau zu unterſuchen; hierbei fand ſich, daß derſelbe mit Kräutern angefüllt und einbalſamirt war. Die Knochen waren noch nicht vermodert und die ſieben Halswirbel fanden ſich im Sarge ſämmtlich unverletzt vor. Heim erklärte: „Der Graf iſt nicht enthauptet worden, ſondern eines natürlichen Todes geſtorben.“ Auch wurde eine Urkunde darüber ausgeſtellt, die ſich, bis dieſen Augenblick, in einem verſchloſſenen Kaſten des Spandauer Kirchen-Archivs befindet.

2. General v. Einſiedel.

Ziemlich um dieſelbe Zeit, als in Spandau die Enthauptungsſage von Graf Adam Schwarzenberg auftam, alſo in den Jahren unmittelbar vor Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges, hieß es auch in Potsdam, als ob die beiden Nachbarſtädte auf dieſen Punkt hin eiferſüchtig geweſen wären: „General Einſiedel ſei heimlich enthauptet worden“. Die Sache machte inſofern noch ein geſteigertes Aufſehen, als Alles was den „katholiſchen Grafen“ (Schwarzenberg) anging, um ein Jahrhundert zurücklag, während die Einſiedel-Enthauptung eine Art Tages-Ereigniß war. Lange hielt ſich der Glaube daran, bis endlich auch dieſer „heimlich Enthauptete“ von den Tafeln der Geſchichte geſtrichen wurde.

Wir geben, wie in dem Schwarzenberg-Fall, zunächſt die Umſtände, die die Sage entſtehen ließen.

Gottfried Emanuel v. Einſiedel wurde 1690, wahrſcheinlich im Herzogthum Sachſen-Weißenfels, geboren. Er trat 1707 in die preußiſche Armee, wurde „ſeiner anſehnlichen Körperlänge

wegen" ein Liebling Friedrich Wilhelms I., trat in das rothe Leib-Bataillon (die spätere Rieſen-Garde) und machte den Feldzug gegen die Schweden mit. Er avancirte, vermählte ſich mit Margarethe v. Rochow aus dem Hauſe Reckahn, und erhielt, neben anderen Donationen, im Jahre 1726 das ehemalige Wartenbergſche Haus in Potsdam, nebſt angrenzenden Wohngebäuden, zum Geſchenk. Auf dieſer Stelle errichtete er das Einſiedelſche Haus, das noch exiſtirt und als „Hotel Einſiedler" jedem Potsdam-Beſucher bekannt geworden iſt. Das Allianz-Wappen der Familien v. Einſiedel und v. Rochow über der Thür erinnert noch an den Erbauer.*)

Die Huld, die v. Einſiedel unter Friedrich Wilhelm I. erfahren hatte, verblieb ihm auch unter deſſen Nachfolger. Friedrich II. ernannte ihn zum General-Major und zum Chef des neu formirten Grenadier-Garde-Bataillons. Mit dieſem nahm er an dem zweiten ſchleſiſchen Kriege Theil und erhielt, nach der Einnahme Prags, den Befehl über ſämmtliche, die Garniſon dieſer Hauptſtadt bildende Truppen. Es war ein höchſt ſchwieriges Commando, die Beſatzung zu ſchwach, um ſich auf die Dauer zu halten, dazu völlig unzuverläſſig. In der Nacht vor dem Abzuge, der endlich ſtattfinden mußte, deſertirten 500 Mann von den Wachen, während die nicht im Dienſt befindlichen Mannſchaften, der Sicherheit wegen, in ihre Quartiere eingeſchloſſen wurden. Während des Abzuges ſelbſt ſteigerte ſich das Uebel; jede Minute brachte Verluſte, die Geſchütze blieben in den grundloſen Wegen ſtecken, ganze Bataillone löſten ſich auf.

General v. Einſiedel, als er mit den Ueberreſten ſeines Corps in Schleſien angekommen war, wurde vor ein Kriegsgericht geſtellt. Schuldlos, wie er war, konnte ſeine Freiſprechung kaum ausbleiben. Aber die Gnade des Königs war verſcherzt. An dem Feldzuge

*) Eben dies Einſiedelſche Haus hatte, vielleicht aus derſelben oder vielleicht auch erſt aus ſpäterer Zeit ſtammend, ein Holzbildwerk an ſeiner ſchrägen Eckfront, den Diogenes in der Tonne darſtellend. In den 30er Jahren dieſes Jahrhunderts verſchwand es, wurde ſpäter unter altem Gerümpel entdeckt, wieder hergeſtellt, und aufs Neue an ſeinem alten Platz befeſtigt, wo es ſich bis dieſe Stunde befindet.

des nächsten Jahres durfte er nicht theilnehmen; er blieb in Potsdam, wo er am 24. October 1745 starb.

Als wenige Monate später die Grenadiere heimkehrten und das Haus ihres Chefs verödet fanden, hieß es alsbald: er sei heimlich enthauptet. Mit allen Details wurd' es erzählt. Der Scharfrichter aus Berlin sei mit verbundenen Augen herübergeholt worden; Nachts, im Keller seines eigenen Hauses, habe die Hinrichtung stattgefunden; in eben diesem Keller sei seine Leiche auch verscharrt worden.

Die Zweifel, die laut zu werden versuchten, wurden niedergeschlagen, und man muß einräumen, daß die Sache nicht nur ein verdächtiges Ansehen, sondern auch manches um und an sich hatte, was die Annahme mehr oder weniger direct zu unterstützen schien. Die Vorgänge in Prag, das Kriegsgericht, die Ungnade des Königs waren Thatsachen; in das Kirchenbuch der Garnisonkirche war sein Tod nicht eingetragen. Was aber schwerer als alles andere ins Gewicht fiel und dem Verdacht, von ganz anderer Seite her, Nahrung zuführte, war der Umstand, daß das Ländchen Bärwalde (damals noch eine preußische Enclave im Churſächsischen) Einsiedelscher Besitz war und bei allen Schwarzsehern und Geheimnißkrämern alsbald die Frage anregte: ob nicht, mit Rücksicht auf die Lage dieses Besitzes, ein Einverständniß v. Einsiedels mit dem sächsischen Hofe angenommen werden müsse? Solche Frage, einmal angeregt, wurde selbstverständlich immer bestimmter mit „ja" beantwortet, und in Potsdam, wie im Ländchen Bärwalde selbst herrschte zu Anfang dieses Jahrhunderts nicht der geringste Zweifel mehr. General-Lieutenant v. Einsiedel war und blieb „heimlich enthauptet", und die Bärwalder steigerten sich bis zu der grotesken Vorstellung, „daß das Haupt, um die Hinrichtung auch im Tode noch zu cachiren, auf höchst sinnreiche Weise an dem steifen Uniformkragen (den es damals gar nicht gab) befestigt worden sei." Gegen all diese Annahmen war nichts zu machen. Die heimlich bestrafte Unthat hatte ein siegreich romantisches Interesse, während der Gegenbeweis prosaisch und undankbar war.

Und doch kam die Zeit, wo er geführt werden mußte. Friedrich Wilhelm IV., der in der immer wieder angeregten Frage end-

lich klar sehen wollte, gab dem General Kurd v. Schöning Auftrag: „die Sache ins Reine zu bringen.“ Die Resultate dieser Untersuchung liegen nun vor.

Es sind zunächst zwei Aufzeichnungen, zwei Documente, die den Gegenbeweis übernehmen. Das erste derselben ist eine Cessionsurkunde, eine gerichtliche Convention, worin der Einsiedelschen Familie der Besitz des Ländchens Bärwalde zugesichert wird. In dieser Convention vom 7. October 1745, die also nur sieben Tage vor dem Hinscheiden des Generals von diesem selber ausgestellt wurde, nennt er sich: Sr. K. Maj. wohlbestallter General-Lieutenant, Oberst über ein Bataillon Grenadier-Garde, Erbherr zu Bärwalde ꝛc., woraus ersichtlich, daß die Ungnade des Königs keine besonders strenge und bedrohliche gewesen sein kann. Dieser würde sonst unzweifelhaft, vor Aufbruch und Rückkehr der Truppen, einen andern Chef des Garde-Bataillons ernannt und den Namen v. Einsiedels gestrichen haben.

Das zweite, wichtige Document ist das Kirchenbuch zu Meinsdorf, im Ländchen Bärwalde, in dem wir von der Hand des damaligen Pfarrers Pressо folgende Aufzeichnungen finden: „. . . . Gedachter Herr General-Lieutenant v. Einsiedel ist gestorben zu Potsdam den 14. October 1745, früh 8 Uhr, im 57. Jahre; den 16. ist er im Erbbegräbniß zu Wiepersdorf beigesetzt worden. Den 30. Januar 1746 ist ein feierliches Leichenbegängniß gehalten, der Parade-Sarg von der Reinsdorfer Grenze eingeholt und die Leichenrede vom Herrn Hofprediger Oesfeld aus Potsdam gehalten worden.

Für die absolut Ungläubigen reichte freilich auch dieses Document nicht aus. Dieselben entnahmen aus dieser Pressoschen Kirchenbuch-Notiz weiter nichts, als die Beisetzung in Wiepersdorf (statt der Verscharrung im Keller) wohingegen der Beweis, daß dieser beigesetzte v. Einsiedel kein zuvor Enthaupteter gewesen sei immer noch erübrigte.

Auch diese letzte Burg der Romantik mußte zerstört werden.

Es gab nur einen Weg. Man stieg in die Gruft hinunter, der Sarg wurde geöffnet, in welchem der General v. Einsiedel

wohlerhalten lag. Eine Art Mumificirung, wie in ſo vielen Grüften der Mark, war eingetreten. Der Körper erwies ſich völlig unverſehrt, derart, daß er ſich am Kopf in die Höhe heben ließ. Eine Trennung von Haupt und Leib hatte alſo nicht ſtattgefunden.

Auch dieſer „heimlich Enthauptete" der Volksſage war uns alſo genommen.

Wuſt.

Das Geburtsdorf des Hans Hermann v. Katte.

Und ſo ſchreiten
Die Zeiten
In Kriegestanz
Und Ruhmesglanz,
Bis all' ihr Stolz und all' ihr Muth
In Demuth bei den Todten ruht.

Die märkiſchen Sagen von „heimlich Enthaupteten“: vom General v. Weiler in Falkenrehde, vom Grafen Adam v. Schwarzenberg in Spandau, vom General v. Einſiedel in Potsdam, ſind, wie wir es in den beiden voraufgehenden Kapiteln gezeigt haben, von der Geſchichte widerlegt worden. Aber Blut, wie überall, floß auch bei uns. Es wurde von Zeit zu Zeit (und nicht eben allzuſelten) auch wirklich enthauptet, und das Dorf, deſſen Namen dieſes Kapitel trägt, erinnert, wie kein anderes, an ſolche Wirklichkeiten. Wuſt iſt ein alter Sitz der Familie v. Katte. Wir führen das Dorf in wechſelnden Zeiten und verſchiedenen Bildern am Auge unſerer Leſer vorüber.

Wuſt 1707.

Ein klarer Septembertag. Von Jerichow her, auf breiter Straße, deren junge Ebereſchenbäume in rother Pracht ſtehen, kommen zwei Reiter, beide gut beritten, beide in Küraß und Klapp-

hut, aber doch unverkennbar Herr und Diener. Der Weg führt auf Wuſt zu, deſſen neuaufgeſetzter Kirchthurm eben ſichtbar wird. Tauſend Schritt vor dem Dorf hält der rechte Reiter, hebt ſich in den Bügeln auf und blickt freudig auf das ſtille märkiſche Dorf. Er mag es wohl, er iſt hier zu Haus, und da wo das Doppeldach zwiſchen den Pappeln ſichtbar wird, hat er geſpielt. Er iſt hier zu Haus; mehr noch, er iſt der Herr dieſes Dorfes. Seit Knabenjahren war er wenig hier, aber ſo oft er kam, ging es ihm ans Herz. Nun giebt er ſeinem Pferde die Sporen, der Diener folgt und in ſtarkem Trabe geht es bis auf den Vorplatz, die Rampe hinauf. Sie ſind erwartet: ein Hausverwalter, in verſchoſſener Livrée, ſteht im Portal des Herrenhauſes, ein Knecht nimmt das Pferd und ein alter Hühnerhund mit langem Behang, deſſen Braun überall ſchon ins Grau ſchimmert, richtet ſich auf von der ſonnigen Stelle, auf der er lag. Er erkennt ſeinen alten Spielkameraden und wedelt langſam hin und her. Aber er iſt zu alt, um ſich noch lebhaft zu freuen. Er reckt ſich, ſchnappt nach einer Fliege und legt ſich wieder.

Der Angekommene iſt Hans Heinrich v. Katte, Küraſſieroberſt, ein Liebling des Königs. Er kommt aus den Niederlanden, wo er an den Kämpfen gegen den Marſchall Villeroi theilgenommen und in der Schlacht bei Ramillies mit ſeinem Regimente fünfzehn feindliche Geſchütze genommen hat. Er hatte ſeit jenem Tag' auch den Neid entwaffnet. Aber daſſelbe Jahr, das ihm ſo viel der Ehren brachte, hatte ihm ſein beſtes Glück geraubt. Seine Gemahlin, eine geborne v. Wartensleben, war ihm in den Krieg gefolgt und in Brüſſel geſtorben. Von dort aus war ſie nach Wuſt zurückgeführt worden. Ihr Gemahl kam jetzt, um an ihrem Grabe zu beten und das einzige Kind, das ſie ihm zurückgelaſſen, auf ſeinen Knien zu ſchaukeln.

„Wo habt Ihr den Junker?"

„Er ſpielt im Garten; des Paſtors Kinder ſind mit ihm."

„Da laßt uns ſehen, ob er den Papa wiedererkennt."

Der Küraſſier-Oberſt ſchritt durch die ganze Reihe der Zimmer hin, bog dann links in den Gartenſalon ein und trat ins Freie. Auf einem Raſenplatze ſpielte ein halbes Dutzend Kinder. In der Mitte war das Gras ausgerodet und aus dem gelben Sande

des Untergrundes eine Burg aufgeführt, mit Kastell und Graben. Inmitten all der Herrlichkeit stand ein kleiner stubsnasiger Blondkopf, nicht hübsch, aber mit klugen Augen.

„Hans Hermann, Junge, kennst Du mich noch?"

Der Junge sah verwundert auf. Endlich schien es in ihm zu dämmern und er ging ruhig auf den Vater zu.

Dieser hob ihn in die Höh', küßte und streichelte ihn, und sagte dann: „Hans Hermann, wir müssen gute Freunde sein, Du mußt mir allerhand erzählen. Komm, ich habe Dir auch eine Kanone mitgebracht." Damit gingen sie in die Halle des Hauses zurück, wo der Diener inzwischen ein Kaminfeuer angezündet hatte. Eine Magd trug ein Frühstück auf, während der Vater seinen Blondkopf auf den Knien schaukelte, und mit Heiterkeit die Fragen beantwortete, die das Kind unbefangen stellte.

Der Oberst nahm einen Imbiß, ließ den Jungen an dem Sherry nippen, den er in seiner Satteltasche mitgebracht hatte und sagte dann: „Hans Hermann, nun wollen wir in die Kirche gehen."

„Ich mag nicht."

„Wir wollen uns den Stein ansehen, unter dem die liebe Mama schläft."

„Ich mag nicht."

Der Papa nahm aber den Jungen bei der Hand, der sich nun willig führen ließ, und so schritten sie auf die Kirche zu, an deren altem Seitenportal der Küster bereits mit seinem Schlüsselbunde stand und wartete. Es war ein Mann von 50.

„Guten Tag, Jerse, wie geht's?"

„Et jeiht jo, gnädige Herr, man en beten to oll."

„Man kann nicht immer jung bleiben. Wenn man nur mit Ehren alt geworden ist. Was machen die Kinder?"

„Et jeiht jo, gnädige Herr, man en beten to veel.

„Ja, Jerse, das ist Eure Schuld."

Jerse schmunzelte. Der Oberst streichelte dem Jungen das lockige Haar und fuhr dann fort:

„Ich hoffe, daß Alles in Ordnung ist. Wann kam der Steinsarg?"

„Giſtern wiern't fief Wochen, un de Steinhauer wier glieks mit dabi un hett allens ſülvſt moakt. Un denn hebben wi de gnädge Fru mitſammſt den höltern'n Sarg inſett."

„Das iſt recht, Jerſe. Und nun ſchließt auf. Ich will erſt ſehen, wie es in der Kirche ausſieht."

Sie traten in das Mittelſchiff. Nicht weit von der Kanzel war ein Reliefbild in die Wand eingelaſſen, ein Reiter in der Tracht des 30jährigen Krieges. Der Oberſt blieb ſtehen. Es war das Bildniß ſeines Vaters. Daneben war ein zweiter Stein, eine ſeltſame Rococo-Arbeit. Minerva, mit drei Marabouts auf dem Haupte, ſah einen 14jährigen Knaben auf ſich zuſchreiten, der ihr, huldigend, einen Apfel überreichte. Alles buntbemalt. Die bunte Farbe reizte die Neugier des Kindes.

„Was iſt das?"

„Das iſt eine Göttin. Weißt Du, was eine Göttin iſt?"

„Nein. Ich will nur wiſſen, wer der Junge mit dem Apfel iſt."

„Das iſt Dein Oheim. Er war ſehr fleißig und iſt ganz jung geſtorben."

„Ich will nicht fleißig ſein."

„Nun hört Jerſe, wie der Junge aus aller Art iſt."

„Dat wahrd en richt'gen Junker, gnädge Herr. Wat brukt ſo'n lütt' Junker veel to liernen! Et givt all ſo veel davun."

„Nun Jerſe, wollen wir in die neue Gruft."

Damit traten alle Drei durch die kleine Seitenthür wieder auf den Kirchhof hinaus und ſchritten auf einen Neubau zu, der augenſcheinlich erſt vor Jahresfriſt an die Oſtſeite der Kirche angebaut worden war, eine ſehr einfache Architektur mit zwei Gitterpforten und einer Klappthür in Front. Das Aeußere war öde, das Innere noch mehr. In dem friſch geweißten Raume ſtand ein einziger Steinſarg, ein Marmor-Sarkophag, kunſtvoll und reich gearbeitet, deſſen prächtige Schönheit in dieſem ſchmuckloſen Raume einen ſeltſamen Eindruck machte.

Der Oberſt nahm ſeinen Knaben an die Hand und trat an den Sarg heran. Er blickte lange auf denſelben. Dann beugte er ſich zu dem Kinde nieder und küßte es auf die Stirn.

Das Kind sah sich ängstlich um, drängte sich an den Vater und sagte: „komm, ich mag hier nicht sein.“

Und nun gingen sie über den Kirchhof wieder auf das Herrenhaus zu. Alles war still, wie ausgestorben. Aber ein Sonnenschein lag auf dem Dach und Küster Jerse, der zurückgeblieben war, läutete Mittag.

Es sollten noch stillere Tage kommen. Ohne Sonnenschein und ohne Läuten.

Wust 1730.

Dreiundzwanzig Jahre waren ins Land gegangen. Vieles hatte sich geändert und nur Wust und sein Herrenhaus waren unverändert geblieben. Der „Dienst“ hielt nach wie vor den Gutsherrn in der Ferne fest, jetzt in der Ostprovinz des jungen Landes, in Königsberg, aber der junge Oberst von damals war inzwischen ein alternder Generallieutenant geworden. Und Geschicke bereiteten sich vor, die innerhalb dreier Monate seine Seele völlig beugen und brechen sollten.

Verweilen wir einen Augenblick bei dem Vorspiele zu dieser Tragödie. Am 5. August hatte, unter Mitwissen und Beihilfe verschiedener Personen, darunter der Lieutenant Hans Hermann v. Katte, ein Fluchtversuch des Kronprinzen stattgefunden. Die Nachricht davon lief durch's Land. Zwanzig Tage später war sie in Königsberg und noch am selben Tage schrieb der Generallieutenant an seinen Bruder, den Kammerpräsidenten v. Katte in Magdeburg:

Mein lieber Bruder!

Mit was Betrübniß ich diese Feder ansetze, ist Gott bekannt. Ihr werdet von eurem Sohn aus dem Reich leider erfahren haben, wie unsere gottlosen Kinder sich in das größte Labyrinth gesetzet, und hat euer Sohn solches dem Major v. Rochau geschrieben. Dieser hat mir dessen Brief mit der Ordonance anhero gesandt, da ich eben anitzo hier in Königsberg sein und bleiben muß. Ich hab es als meine Pflicht erachtet, meinen Sohn zu aban-

donniren, meinen Eid und meine Schuldigkeit vorzuziehen, und Eures Sohnes Schreiben dem Könige mit einer Estafette zu senden. Hat mein Sohn in seinem dessein nicht reussiret, so wird ihn der König wohl arretiren lassen. Ich kann nichts weiter thun als seufzen, ihn Gott und des Königs Erbarmung überlassen. Adieu, mein lieber Bruder. Gott stärke uns in unserem Elend. Ich bin euer treuer Bruder

H. H. Katt.

Dieser Brief trägt das Datum, Königsberg, 25. August. Es ist sehr bemerkenswerth, daß der Vater Hans Hermanns v. Katte in diesem Schreiben sich ganz auf die Seite des Königs stellt. Die Loyalität ging noch über das Vaterherz. Es darf nicht Wunder nehmen, da aus spätren Briefen hervorgeht, daß dem Generallieutenant damals noch der Gedanke fern lag, der König werde aus der Affaire ein Capital-Verbrechen machen. Man kannte das cholerische Temperament Friedrich Wilhelm's, seine strengen Ansichten über „Dienst", nichtsdestoweniger rechnete man auf Gnade. Niemand erwartete ein Aeußerstes. Aber gerade das Aeußerste kam. Das Votum des Kriegsgerichts zu Köpnick hatte auf dauernde Gefängnißstrafe gelautet. Der König, aus souveräner Machtvollkommenheit, stieß das Urtheil um und (vielleicht ein einzig dastehender Fall in der Geschichte) schärfte das Urtheil und verwandelte die Kerkerstrafe in Tod, unter Anfügung jener berühmt gewordenen Worte: „es wäre besser, daß Katte stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme."

Das war am 1. November. Am 2. November kannte Hans Hermann v. Katte sein Schicksal, am 3. begann seine Ueberführung nach Cüstrin, am 5. Mittags traf er ein und am 6. früh fiel sein Haupt.

Ueber all dies hab ich in dem Kapitel „Die Katte-Tragödie", Band II. S. 302 bis 343 ausführlich berichtet.

Die letzte Scene der Tragödie, die Beisetzung, führt uns wieder nach Wust.

Ein bleierner Novemberhimmel hing über Dorf und Landschaft, auf Feldern und Wegen standen Wasserlachen, und an den Ebereschenbäumen blinkten einzelne Regentropfen. Es war um die fünfte Stunde, die Sonne, die den ganzen Tag über nicht geschienen hatte, blinzelte im Untergehen über die triste Landschaft hin.

Denselben Ebereschen-Weg, den damals der Oberst von Katte entlang trabte, kam jetzt ein schmaler Leiterwagen mit zwei mageren Pferden herauf. Der Kutscher ging nebenher, müd' und matt, und tappste durch die Regentümpel, die zu umgehen ihm den Weg verlängert hätte. Der Wagen selbst gab ihm keinen Platz mehr, denn auf dem schmalen Brett stand ein langer Sarg, schwarz gestrichen, schmucklos, ohne Haspen und Beschlag.

Es dunkelte schon, als das Fuhrwerk vor dem Herrenhause hielt. Auf dem Vorplatze standen mehrere Leute aus dem Dorf, in ihrer Mitte der alte Jerse, ein 70er jetzt, mit einer Laterne in der Hand. Zwei von den Tagelöhnern nahmen die Pferde vorn am Zügel und Jerse schritt vorauf. So bogen sie quer über die Straße, nach der gegenüber gelegenen Seite des Dorfes ein, und fuhren langsam über den holprigen Kirchhof hin, bis sie vor der angebauten Gruft hielten.

Drinnen war alles unverändert geblieben; ein einziger Steinsarkophag in einem weiß getünchten Raume. „Nu droagt em in", sagte Jerse, und die beiden Männer, die bis dahin die Pferde geführt hatten, suchten jetzt an dem Sarge umher, um einen Handgriff zu finden. Aber nichts derart war da. So schoben sie denn das Brett, auf dem der Sarg stand, von vorn nach hinten, faßten das Brett oben und unten und trugen es, sammt dem Sarge, in den Anbau hinein. Als sie in der Mitte der Gruft standen, fragte der Vorderste: „wo sall he hen?" Jerse schien unschlüssig und trat an den steinernen Sarkophag: „'t is ehr Söhn. Awer et leiht nich. Stellt em in de Eck." Und sie setzten Alles nieder, hoben den Sarg einen Augenblick und zogen das Brett fort. Und nun schlossen sich die Thorflügel wieder, und über den Kirchhof hin, an den schattenhaft dastehenden Kreuzen vorbei, verschwand das Fuhrwerk im Dunkel. Jerse blieb noch. Er leuchtete außen an der Gruft umher und murmelte, wie greisenhafte Leute thun, Unverständliches vor sich hin, schüttelte

dabei den Kopf und tappte zuletzt, wie ein Irrer, zwiſchen den Gräbern hin in ſeine Wohnung zurück.

So wurde Hans Hermann v. Katte beigeſetzt. Ohne Sang und Klang. Seine Familie hatte ſeinen Leichnam freigebeten und die Gnade des Königs hatte es gewährt.

Wuſt 1748.

Wieder 18 Jahre ſpäter. Im Herrenhauſe zu Wuſt iſt es ſtill geblieben wie vordem, die Zimmer ſind leer und nur die Gruft hat ſich gefüllt. Die Mutter Hans Hermann's und er ſelber ſind längſt nicht mehr die einzigen Bewohner darin. Die ganze Familie des Feldmarſchalls iſt in den weißgetünchten Raum eingezogen: er ſelber, ſeine zweite Frau, ſeine zwei Söhne zweiter Ehe. Die Wuſter Linie war mit ihnen ausgeſtorben und die Linie des anderen Bruders, des Kammer-Präſidenten, war jetzt Beſitzer von Wuſt geworden.

Aber auch dieſer ältere Bruder hielt ſich fern. Es ſchien, als ob Wuſt nur noch dazu dienen ſollte, Begräbnißplatz der Familie zu ſein.

Wuſt 1775.

So blieb es bis zum Tode des Kammerpräſidenten (1760), auch noch einige Jahre drüber hinaus.

In der Mitte der 60er Jahre aber begann hier ein neues Leben und abermals zehn Jahre ſpäter ſtand es auf ſeiner Höhe. Solche Tage hatte Wuſt nie geſehn. Leid war in Freude verkehrt und man gedachte nicht mehr des Novembers 1730. Das Füllhorn Königlicher Gnade war über alles ausgeſchüttet worden, was v. Katte hieß und man freute ſich dieſer Gnade und ließ die Todten ruhn. Es waren Zeiten, wo ſich das Leben ums Leben drehte und nicht mehr um den Tod.

Der Besitzer Wust's um diese Zeit war Ludolph August v. Katte, der älteste Sohn des Kammerpräsidenten. Der enthauptete Vetter, der in der Gruft stand, machte ihm wenig Sorge. Jenen hatte der Zorn des einen Königs, ihn hatte die Gnade des andern getroffen. Er war ein Glückskind, wie jener ein Kind des Unglücks gewesen war. Nicht nur, daß ihm Wust aus der Hinterlassenschaft des Vaters als Erbe zugefallen, nein, sein Glück zeigte sich ganz besonders auch darin, wie er zu einer Frau kam. Der König, der, vom Momente seiner Thronbesteigung an, sich in Aufmerksamkeiten gegen die Katte's erging, hatte, wie er das liebte (er war ein rechter Parthienmacher) unter andern auch eine reiche Erbtochter, und zwar eine Rolas du Rosey, für den zweiten Sohn des Kammerpräsidenten ausgesucht. Die Katte's, ihrerseits verwöhnte Leute, wollten sich nicht so ohne Weiteres drangeben und deputirten den ältesten Bruder, um zu erforschen, „wie es eigentlich stünde". Denn es war bekannt, daß der König nur Geldheirathen stiftete und körperliche Gebrechen nie als ernstliches Hinderniß betrachtete. Ludolph August brach also auf. Er fand die Erbtochter derart, daß er, seines eigentlichen Auftrages vergessend, als verlobter Bräutigam nach Wust zurückkehrte. Der getäuschte Bruder fand sich ohne Schwierigkeit in das fait accompli und der König noch viel mehr. Ihm lag nur daran, den Katte's eine Gutthat anzuthun; welchem Gliede der Familie, war zuletzt gleichgiltig. Die Vermählung erfolgte und ein reiches, heiteres, glückliches Paar hielt seinen Einzug in Wust.

Was Wust an Trümmern alter Herrlichkeit noch aufweist, stammt aus der Epoche, die nun begann. Aus dem Garten wurd' ein großer Park mit künstlichen Teichen; seltene Bäume, aus England über Hamburg bezogen, reihten sich zu Alleen, und zwischen den Stämmen der alten, vorgefundenen Ulmen, die nun zu Laubengängen hergerichtet waren, erhoben sich Statuen, unter Vorantritt von Flora und Pomona. Ein Verkehr begann, für den das Rheinsberger Leben das Vorbild, und das Leben in Tamsel, in Schwedt, in Friedrichsfelde die Parallelen lieferte: Schäferspiele, Theater im Freien, Grotten und Tempel, Coquetterie und Courmachen, Kunstprätensionen ohne Sinn und Verständniß, wenig Witz und viel Behagen. Eine ganze Seite des Hauses bestand

aus Gesellschaftszimmern, an den Wänden hin hingen große Tableaux, und die Tafel, wenn im Gartensaal gedeckt wurde, zeigte fürstliche Pracht. Auf der Tafel selbst aber, als Tafelaufsatz, standen die 12 Apostel in Silber. Das Silberzeug, das auflag, hatte den Werth eines Rittergutes. Es verlohnte sich schon, diesen Reichthum zu entfalten, denn der Verkehr des Hauses ging über den benachbarten Landesadel hinaus und prinzliche Kutscher und Vorreiter waren damals eine häufige Erscheinung an dieser Stelle. Die Dame des Hauses war mit der Gemahlin des Prinzen Ferdinand, einer geborenen Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, intim befreundet und man divertirte sich bei diesen Gelegenheiten um so mehr, als es in der Friedericianischen Zeit ein eigentliches Hofleben nicht gab und bei der Seltenheit großer Couren und dem Fehlen einer allgemeineren Hof-Geselligkeit, die kleinen Hofhaltungen (an denen dann auch der reichere Landes-Adel Theil nahm), für das aufkommen mußten, woran es im Großen und Ganzen gebrach.

Das waren heitere, stolze Stunden, aber doch weit über die Mittel der alten märkischen Familien hinausgehend, und so kam es, daß Insolvenzen alsbald an der Tages-Ordnung waren. Die Elle ward überall länger als der Kram. Auch in Wust. Schon Ende der 70er Jahre begann der Brunnen ziemlich trocken zu gehn; eine zeitlang kam wieder Zufluß, aber er entsprach nicht den Ansprüchen, die an ihn gemacht wurden.

So, zwischen Hangen und Bangen, vergingen die Jahre, während das Aeußerste mehr und mehr hereinzubrechen drohte. Es blieb freilich aus, aber nur weil der Tod dazwischen trat. Das Paar, das unter so vielen Ansprüchen in diesen Besitz eingetreten war, starb muthmaßlich zu Anfang oder in der Mitte der 90er Jahre und hinterließ Wust seinen zwei Söhnen.

Wust 1820.

1820 waren auch diese beiden Söhne hinüber. Wunderliche Zeiten hatte Wust derweilen gesehen.

Der älteste der beiden Söhne war auch ein Hermann

v. Katte. Er hatte von ſeinen Eltern die Vergnügungsſucht, den Hang zur Verſchwendung geerbt. Die ſchon zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, dazu war er am wenigſten angethan. Jener Rolas du Roſey-Reichthum, der 30 Jahre lang den Extravaganzen der Eltern widerſtanden hatte, jetzt brach er zuſammen. Dieſer Hermann v. K. hatte den Beinamen der „Spieler". In der Umgegend von Wuſt mied man ihn, und ſo kam es, daß er Kunſtreiſen in die großen Städte machte. So lange es ſich ermöglichte, trat er ſtandesgemäß auf, ja über Stand und Verhältniſſe hinaus. In Leipzig erſchien er mit Equipage und 4ſpännig, und als alles verſpielt war, ſetzte er noch die Equipage auf eine Karte und kam per Fahrpoſt nach Wuſt zurück. Die Verpflichtungen häuften ſich und die Schuldhaft wurde gegen ihn ausgeſprochen. Tagelang ging die Auktion. Er ſelber wurde inhaftirt und nach Stettin auf die Feſtung abgeführt.

Dies war zu Anfang des Jahrhunderts, und Wuſt ging um dieſe Zeit an den jüngeren Bruder Ferdinand v. Katte über. Ob er die Erbſchaft des devaſtirten Gutes gleich antrat, iſt nicht mit Beſtimmtheit zu erſehen; erſt nach Schluß der Napoleoniſchen Kriege ſcheint er auf dem Gute Wohnung genommen zu haben. Er führte den Beinamen der „Stiefel-Katte." Völlig geiſtesgeſtört, war er nur von einer einzigen Leidenſchaft beherrſcht, und zwar von dem Verlangen, ſo viele Stiefel wie möglich zu beſitzen, große und kleine, alte und neue, für jede neue Situation oder Beſchäftigung auch neue Stiefel, Stiefel zum Fahren, zum Gehen, zum Reiten, Jagdſtiefel und Tanzſtiefel, alle von den verſchiedenſten Formen und Farben und von jeglicher Art von Leder. An dieſe Paſſion ſetzte er den Reſt von Vermögen, den die Verſchwendungsſucht der Eltern und die Spielſucht des Bruders ihm übrig gelaſſen hatte. Die Stiefelſucht that das letzte. Er wurde unter Curatel geſtellt; aber es war zu ſpät. Die volle Verwüſtung der einſt ſo ſchönen Beſitzung hatte bereits Platz gegriffen: die Statuen im Park wurden zerſchlagen und bildeten auf Jahrzehnte hin den Steinbruch für alle Fundament-Bauten im Dorf, die Akten und Briefſchaften, darunter muthmaßlich Dinge von unſchätzbarem Werth, wurden zum Heizen und Gänſe-Sengen benutzt, und die koſtbaren alten Familien-Bilder, aus ihren Barock-Rahmen herausge-

ſchnitten und mit zwei angenähten Hängſeln verſehen, mußten es ſich gefallen laſſen, als Maurer-Schürzen vorgebunden zu werden. So gingen die Dinge, bis zuletzt die Zerſtörung aufhörte, nur deshalb, weil von offen Daliegendem und jedem Zugänglichen nichts mehr zu zerſtören war. Ein Verwalter, dem, bis zur Regelung aller Verhältniſſe, die Verwaltung des Gutes übergeben wurde, zog in einen Seitenflügel; das alte Herrenhaus ſelbſt wurde geſchloſſen. Und dies war ein Glück. Was noch in Boden- und Giebelſtuben verſteckt, in Ecken und Winkeln vergraben lag, war nunmehr gerettet und konnte in einer andern Zeit, die heraufdämmerte, wieder gefunden und geborgen werden.

Dieſe Zeit kam mit dem Jahre 1850.

Wuſt ſeit 1850.

Im Herbſt 1850 trat der gegenwärtige Beſitzer, ein Katte von der uckermärkiſchen Linie, in das Wuſter Erbe ein. Ein beſſeres Loos konnte dieſem letzteren nicht fallen. Hier, wo ſeit ziemlich einem Jahrhundert immer nur Thorheit in den verſchiedenſten Formen thätig geweſen war, erſchien plötzlich die Kehrſeite davon, und ein Geiſt gewiſſenhafteſter Ordnung griff Platz. Die Aecker wurden wieder beſtellt und wo ſo lange blos „Hof gehalten war", erſtand wieder ein Hof, wie er auf einem ſolchen Beſitze ſein ſoll: ein Wirthſchafts-Hof. Scheunen, Ställe, Betriebsgebäude wurden aufgeführt und Wuſt wurde eine Muſterwirthſchaft, was es muthmaßlich nie vorher geweſen war.

Aber mehr als das. Nicht blos über das Gut war eine rettende Hand gekommen, ebenſo über den Erinnerungsſchatz, den das alte Herrenhaus umſchloß. Vieles, das Meiſte war zerſtört. Manches aber hatte der Zerſtörung getrotzt und noch anderes, wie bereits hervorgehoben, hatte ſich in Ecken und Winkeln der Hand des Vandalismus entzogen. Dies alles wurde jetzt hervorgeſucht, geſammelt, geordnet. Frau v. Katte, mit ſich gleichbleibender Pietät, dazu mit immer wachſender Liebe für die Aufgabe, die ſie ſich geſetzt, ſtellte aus Bruchſtücken vieles wieder her

und Ihrem unermüdlichen Eifer verdanken wir das Meiſte von dem, was wir hier mittheilen konnten.

Ein heller Auguſttag führte uns als Gaſt in das alte, nun wieder hergeſtellte Herrenhaus. Der große Empfangsſaal nahm uns auf, in dem einſt (im October 1806, wenn ich nicht irre) Marſchall Soult geſeſſen und dekretirt hatte.

Es iſt dies das intereſſanteſte Zimmer des Hauſes. Das Meiſte von ſeinen alten Erinnerungsſtücken findet ſich hier zuſammen, namentlich von Bildern. Drei derſelben ſtammen aus der hiſtoriſchen Zeit von Wuſt, alſo aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Es ſind der Feldmarſchall v. K. in Koller und Küraß, ſeine Gemahlin zweiter Ehe und der Sohn erſter Ehe, Hans Hermann. Das Bild des letzteren, der hier etwa 24 Jahre alt erſcheint, nimmt ſelbſtverſtändlich das Hauptintereſſe in Anſpruch. Er trägt die Uniform des Regiments Gensdarms, dazu das gepuderte Haar rechts und links in drei Locken gelegt. Seine Züge, weder hübſch noch häßlich, verrathen Klugheit, Energie und einen gewiſſen Standesdünkel. Der Kunſtwerth iſt nur ein mittlerer. Auch ſcheint es durch Uebermalung gelitten zu haben. Vgl. Band II, 3. Aufl., S. 336.

Wir muſterten dieſe und andere Bilder. Dann, nach einem Umgange durch das Haus, ſchritten wir über die Dorfgaſſe hin, um zunächſt der alten Kirche, dann dem Gruft-Anbau unſeren Beſuch zu machen. In der Kirche war ſeit 150 Jahren ſo ziemlich alles beim Alten geblieben, die Grabſteine, die wir eingangs geſchildert, ſtanden noch an alter Stelle und nur einige Deckenmalereien hatten dem Ganzen mehr Farbe, wenn auch freilich nicht mehr Schönheit gegeben.

Wenn nun aber die Kirche wenig verändert war, wie anders war es in der Gruft geworden! Sarg bei Sarg, der Raum gefüllt bis auf den letzten Platz. Dazu ein völliges Dunkel; die weiße Tünche längſt einem tiefen Grau gewichen. Wir öffneten beide Thorflügel, um etwas Helle zu ſchaffen, und der eindringende Luftzug ſetzte die Spinnweben am Portal in Bewegung. Aber dies

Licht von außen war zu ſchwach, es drang nur zwei Schritt breit in die dunkle Behauſung ein und dahinter blieb alles Nacht.

Ein Kind, das uns begleitet hatte, wurde deshalb mit der Weiſung zurückgeſchickt, daß ein Diener Licht bringen ſolle. Mittlerweile ſetzten wir uns auf das dürre Gras verfallener Gräber und ſahen in die Gruft hinein, die, voll geheimnißvollen Zaubers, mit ihrem Pomp und ihrem Grauſen vor uns lag.

Machte dies ſchon einen Eindruck auf mich, ſo verſchwand es neben dem Bilde, das die nächſten Minuten brachten.

Ein reichgalonirter Diener kam vom Herrenhauſe herüber und ſchritt mit einem doppelarmigen, ſilbernen Leuchter in der Hand über den Kirchhof hin und auf uns zu. Wir erhoben uns. Der Diener nahm den Vortritt, ſtrich mit einem Phosphorholz an dem roſtigen Eiſenbeſchlag des einen Thürflügels entlang, zündete die beiden Wachskerzen an und trat dann dienſtmäßig und völlig ruhig zwiſchen die dichtgeſtellten Särge. Wir folgten, ſo gut wir konnten. Als wir die Mitte der Gruft erreicht hatten, hob er den Leuchter höher. Es war ein Bild, das ich mein Lebtag nicht vergeſſen werde. Die Kerzen warfen helle Streifen durch das Dunkel und von der Decke herab wehte es in langen, grauen Fahnen. Stein- und Eichenſärge ringsum. Inmitten dieſer Machtzeugen des Todes aber bewegten wir uns in der ganzen Buntheit modernen Lebens, die lange blaue Seidenrobe der einen Dame rauſchte und kniſterte bei jeder Bewegung und die Treſſen und Fangſchnüre des Dieners blitzten im Licht.

Wir ſtanden jetzt ſo, daß wir durch Heben und Senken unſerer zwei Kerzen die prächtigſten Sarkophage: den Steinſarg des Feldmarſchalls und rechts und links daneben die Särge ſeiner beiden Gemahlinnen ohne Mühe ſehen und ihre Ausſchmückung bewundern konnten. Aber wo ſtand Hans Hermann? Wir thaten ſcheu die Frage, die der Diener ſeinerſeits ohne jegliches Bedenken aufnahm und abermals voranſchritt. Wir folgten ihm, nach links hin, bis in die Ecke des Raums. Die Särge ſtanden hier minder dicht. Einer unter ihnen war ein ſchlichter, langer Holzſarg, deſſen Farbe theils abgegriffen, theils abgeſprungen war. Das war er. Der Diener gab mir den Leuchter, faßte den Deckel und ſchob ihn bei Seite. Noch verbarg ſich uns ſein Inhalt. In

dem äußeren Sarge ſtand ein zweiter, der *eigentliche*, vielleicht der, in den man ihn zu Küſtrin gelegt hatte, eine blos zugeſchrägte Kiſte mit einem flachen Deckel. Nun hoben wir auch dieſen und blickten auf alles Irdiſche, was von dem unglücklichen Katte noch übrig iſt.

Ein hellblauer Seidenmantel umhüllt den Körper. Da wo dieſer Mantel nach oben hin aufhört, liegt ein Schädel, neben dem Schädel eine blaue, kunſtvoll zurechtgemachte, mit Spitzenüberreſten geſchmückte Schleife, die früher das ſchöne Haar des Todten zuſammenhielt. Noch in den 20er Jahren dieſes Jahrhunderts war der Schädel wohl erhalten, ſeitdem aber, weil niemand lebte, der die Gruft und ſpeciell *dieſen* Sarg vor Unbill geſchützt hätte, trat der Verfall ein, der ſich jetzt zeigt. Es erging in Wuſt den Ueberreſten des jungen Katte genau ebenſo, wie es in Guſow den Ueberreſten des alten Derfflinger erging; frivole Neugier, renommiſtiſcher Hang und Curioſitätenkrämerei führten zu offenbarer Entweihung.

Ueber Einzelnes wird berichtet. Ein junger Oeconom im Dorfe wettete in heiterer Mädchengeſellſchaft gegen einen Kuß, er wolle den Katte'ſchen Schädel um Mitternacht herbeiholen und wieder an ſeine Stelle tragen. Er gewann auch die Wette, beſtand aber nicht auf Zahlung und erklärte hinterher: *nie* wieder.

Etwa um dieſelbe Zeit, oder ſchon etwas früher, erſchien ein Engländer in Wuſt, ließ ſich die Gruft aufſchließen und trat an den geöffneten Sarg. Er war offenbar ein Kenner, ſuchte unter den Halswirbeln umher, fand endlich den, den das Richtſchwert durchſchnitten hatte, und führte ihn im Triumphe weg. Andere nahmen die Zähne des Enthaupteten als Erinnerungsſtücke mit, ſo daß, als Anfang der 50er Jahre das traurige Adminiſtrations-Interregnum endlich ſein Ende erreichte, der neue Beſitzer ein wüſtes Durcheinander vorfand. Die Pietät kam zu ſpät. Was noch geſchehen konnte, geſchah, ganz beſonders auch an *dieſer* Stelle. Eine Art Ordnung wurde wieder eingeführt, das Eine oder Andere gerettet und beiſpielsweiſe ein Reſt Katteſchen Haares in einer Kapſel ſorglich verwahrt. Aber die Zerſtörung der vorausgegangenen 30 Jahre konnte nicht wieder ausgeglichen, das, was fort war, nicht wieder gewonnen werden.

Wir ſchloſſen die Sargkiſte, traten in das Licht des Tages zurück und ſchritten auf das Herrenhaus zu. Aber es duldete uns nicht in den geſchloſſenen Räumen und der ſtille Park und ſeine breiten Rüſter-Alleen nahmen uns alsbald auf. Da lagen die umgeſtürzten Statuen, zerbrochen, zerſchlagen, halb überwachſen von grünem Geſträuch. Auch hier die Bilder der Vergänglichkeit.

Unſer Weg führte uns zuletzt bis an die Grenze des Parks. Eine Birkenbrücke, über einen Graben hinweg, ging ins Freie, breite Wieſen dehnten ſich vor uns, jenſeit ſtiegen Kirchenthürme auf und aus der Niederung zog ein Nebel langſam zu uns her. Es dämmerte.

Und wie Dämmerung kam es über uns ſelbſt, jener traumwache Zuſtand, dem Leid und Freud', dem Trauerſpiel und Poſſe, dem der enthauptete und der Stiefel-Katte gleichmäßig zu Bild und Erſcheinung werden, — zu Gliedern in derſelben Kette.

Der Schwilow

und ſeine Umgebungen.

Der Schwilow.

Mit der Wasser Steigen steigt auch das
Gefühl ihm seiner Kraft,
Und der Damm, er ist zertrümmert und durchbrochen ist die Haft.
„Der Wenersee."

* * *

Sieh den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Wiederschein
Des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittigs Segel auf. (Irin.)

Ewald v. Kleist.

Der Schwilow ist eine Havelbucht im großen Stil wie der Tegler See, der Wann-See, der Plauesche See. Allesammt sind es Flußhaffe, denen man zu Ehre oder Unehre den Namen „See" gegeben hat. In etwaige Rangstreitigkeiten treten wir nicht ein; sie mögen unentschieden bleiben wie andere mehr.

Unter allen Havelbuchten, welchen Namen sie immer führen mögen, ist der Schwilow die größte und sehr wahrscheinlich auch die neueste. Vielleicht zählt dies weite Wasserbecken noch keine tausend Jahre, keinenfalls geht es weit in die Vorgeschichte zurück. Mannigfachen Anzeichen nach ging in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die südliche Ausbuchtung der Havel nur etwa eine Meile über Potsdam hinaus und ein Erdwall, über dessen Ausdehnung und Beschaffenheit es nutzlos wäre zu conjecturiren, schob sich etwa in die Höhe des Dorfes Caput trennend zwischen die höher gelegene Havel im Norden und ein tiefer gelegenes

Moorland im Süden. Da, in einer Sturmnacht, staute ein Südwest die ihm entgegenfließenden Havelwasser bis an die Potsdamer Enge zurück und plötzlich umschlagend in einen eisigen Nord-Nord-Ost stieß er die aufgethürmte Wassermasse mit solcher Gewalt gegen den Erdwall, daß dieser zerbrach und die bis dahin abgedämmten Havelwasser wie aus einem Schleusenwerk sich in das tiefer gelegene Moorbecken ergossen. In jener Nacht wurde der Schwilow geboren.

Im Einklange hiermit ist es, daß die weite Wasserfläche, die jetzt diesen Namen führt, mehr durch ihre Masse als durch ihre Tiefe imponirt: der Schwilow hat ganze Striche, wo man Grund fühlen, noch andere, wo man ihn durchwaten kann. Unter allen unsren Seen kommt er dem Müggelsee am nächsten. An Fläche und Ausdehnung diesem Könige der märkischen Gewässer nah verwandt, weicht er im Charakter doch völlig von ihm ab. Die Müggel ist tief, finster, tückisch, — die alten Wendengötter brauen unten in der Tiefe; der Schwilow ist breit, behaglich, sonnig und hat die Gutmüthigkeit aller breit angelegten Naturen. Er hält es mit leben und leben lassen; er haßt weder die Menschen noch das Gebild aus Menschenhand; er ist das Kind einer andern Zeit und der Christengott pochte vielleicht schon an die Thore, als er in's Dasein trat.

Der Schwilow ist gutmüthig, so sagten wir; aber wie alle gutmüthigen Naturen kann er heftig werden, plötzlich, beinahe unmotivirt, und dann ist er unberechenbar. Eben noch lachend, beginnt ein Kräuseln und Drehen, nun ein Wirbel, ein Aufstäuben, ein Gewölk — es ist, als führe eine Hand aus dem Trichter, und was über ihm ist, muß hinab in die Tiefe. In solchen Augenblicken giebt er der Müggel nichts nach. Es giebt ganze Linien, wo die gescheiterten Schiffe liegen.

Ihn zu befahren in seiner ganzen Breite, war seit lange mein Wunsch. Heute bot sich die Gelegenheit. Der Wind war gut, ein regelrechter Südost. An der Fährstelle zu Caput lag das Boot; grün und weiß die Planken und Ruder; das Segel war noch an den Mast gebunden. Wir stiegen ein zu Dritt, mit uns die Söhne des Fährmannes, drei junge Caputer Midshipmen zwischen 10 und 14, die auf dem Schwilow für den vaterländischen

Dienſt ſich vorbereiten, wie einſt der Peipus die hohe Schule war für die werdende ruſſiſche Flotte. Sie hatten bereits die Ruhe des Seemanns; dazu blaue Mützen mit Goldſtreif und den Anker daran. Der Aelteſte nahm den Platz am Steuer; nun los die Bänder, der Wind fuhr in das flatternde Segel und wie ein Pfeil glitten wir über die breite Fläche hin. Der Führmann, eine prächtige Geſtalt, ſtand am Ufer und wünſchte gute Fahrt. Wir gaben Antwort mit Hohiho und Mützenſchwenken.

Eine Weile ging das Geplauder, aber bald wurden wir ſtill. Wir waren jetzt in der Mitte des Sees, die Sonne ſtand hinter einem Gewölk, ſo daß alles Glitzern und Blenden aufhörte, und nach links hin lag jetzt in Meilentiefe der See. Ein Waldkranz, hier und da von einzelnen Pappeln und Ziegeleſſen überragt, faßte die weiten Ufer ein; vor uns, unter Parkbäumen, Petzow und Baumgartenbrück, nach links hin, an der Südſpitze des Sees, das einſame Ferch.

Dieſer einſame Punkt war mit unter den Lieblingsplätzen Friedrich Wilhelms IV., der in Sommertagen, wenn er Abends zu Schiff in die Havel-Seen hinausfuhr, gern hier anlegte und ſeine Theeſtunde im engſten Kreiſe verplauderte. Noch zeigt eine umfriedete Stelle den Platz am Abhang, wo er zu ſitzen und das ſchöne Bild zu überblicken liebte.

Jetzt lag die Breite des Sees hinter uns; noch durch einen Schilfgürtel hindurch und wir glitten das ſchlammige Ufer hinauf; nur der Stern des Kahns lag noch im Waſſer. Hügel anſteigend ſuchten wir eine ſchattige Stelle unter dem Dach zweier halbzuſammengewachſener Akazienbäume und ſahen nun hinaus auf die blanke Fläche, auf das Spiel wechſelnder Farben und auf das ſtille Leben, das darüber hinglitt. Blaue Streifen zogen ſich durchs Grau, dann umgekehrt, und quer durch dieſe Linien, über die das Licht hinglitzerte, kamen und gingen die Schiffe. Die Segel ſtanden blendend weiß in der Sonne.

Stunde und Stimmung waren günſtig zum Plaudern. Unſer Schwilow-Führer nahm das Wort und an den Rand des Schattens tretend, der unſern Platz umzirkelte, hob er jetzt geſchäftig an: „Dort, wo Sie den grauen Streifen ſehen, faſt in der Mitte, aber mehr nach Caput zu, dort liegen die Schiffe, die der

Schwilow hinabgeriſſen; was er hat, das hält er feſt; er giebt ſie ſchwer wieder heraus. Und doch ſoll er's und doch wird er darum angegangen. Die Verſicherungs-Geſellſchaften ſetzen ihm ſcharf zu und fragen nicht lange, ob er will oder nicht. Es iſt noch nicht lange, da haben ſie's wieder verſucht. In Caput giebt es immer einen Freudentag; ob's glückt oder nicht, es bringt uns Geld ins Dorf.

Wie werden denn dieſe Hebungs-Verſuche gemacht?

Das iſt einfach genug. Eines Tages erſcheinen 20 Mann oder mehr, und mit ihnen kommen zwei große, ſtarke Havelkähne, mit hohen Wänden, zugleich mit allerhand Maſchinen und Hebevorrichtungen an Bord. Nun legen ſich die beiden Havelkähne zu Seiten des untergegangenen Schiffes, von einem Kahn zum andern werden drei ſtarke Bohlenbrücken gelegt und auf dieſe Brücken drei Drehbaſſen geſtellt. Ein Aſſecuranz-Taucher, der immer mit zur Stelle iſt und zu den Hauptfunctionären zählt, tritt nun ſeine Niederfahrt an, und unter dem Rumpf des geſunkenen Schiffes hinweg — an den Stellen, die oben den drei Brückenlagen entſprechen — zieht er jetzt drei eiſerne Ketten, die nunmehr jede einzelne zuſammengeknotet und an dem Krahnhaken befeſtigt werden. Nun beginnen die Drehbaſſen ihr Werk. Geht Alles gut und denkt der Schwilow bei ſich: „nun meinetwegen", ſo bringen ſie das Schiff heraus und halten es zwiſchen den beiden geſunden Kähnen feſt, bis die Ladung geborgen iſt; iſt aber der Schwilow ſchlechter Laune und weiß er's dahin einzurichten, daß der eine Krahn ſchärfer anzieht als der andere, ſo iſt alles verloren: das Schiff zerbricht, die Ladung geht in die Tiefe und die Trümmer treiben umher. Wie es mit dem Strandrecht am Schwilow ſteht, kann ich nicht ſagen."

So ging die Rede. Noch manches Wort fiel, vom Ziegelbetrieb, von Maulbeerbäumen und Seidenzucht, vom Kornhandel nach Sachſen, vom Weinbau, der einſt an dieſen Hügelhängen blühte, zuletzt von der Jagd und den Wilderern am Schwilow hin.

„Sie treiben's arg," hob unſer Erzähler wieder an. „In den kleinen Ortſchaften, da, ſüdlich über Ferch hinaus, da ſitzen ſie; jeder kennt ſie, aber keiner kann es beweiſen. In Kittel oder

Joppe geht es zum Thore hinaus, tausend Schritt weiter hin, unter einem dichten Wachholderbusch, hat er seine Büchse vergraben; nun holt er sie aus Moos und Erde hervor und — der Wilderer ist fertig. Ja, Ihr Herrn Berliner — und dabei hob er scherzhaft den Finger gegen mich — um Euren Festbraten säh' es schlecht aus, wenn die Wilderer nicht wären und ihren Hals dran setzten. Wenn der Rehrücken erst auf der Tafel steht, schmeckt's keiner mehr, wessen Blei ihn getroffen. Manch Einem mundet's auch wohl um so besser, je mehr er weiß, es ist so was wie verbotene Frucht. Aber sie zu pflücken, ist mühevoll; das muß wahr sein. Der Förster da unten ist ihnen zu hart auf der Spur, der versteht keinen Spaß, „du oder ich;" zwei haben's schon bezahlen müssen und beide Male haben ihn die Gerichte frei gesprochen. Es ist ein eigen Ding um Menschenblut. Ich hätt's nicht gern an meinen Händen. Aber am Ende, wenn's hieße: meins oder deins, ich dächt' auch lieber: deins."

Unser Auge hatte sich unwillkürlich nach Ferch hinübergerichtet; ein Schuß, der in den weiten Waldungen widerhallte, durchzitterte uns leise. Die Sonne neigte sich; in einer Viertelstunde mußte sie unter sein. Wir eilten zu unserm Boot und nahmen, uns rückwärts setzend, unseren Blick gegen Westen, um vom Wasser aus dem Schauspiel folgen zu können.

Noch eh wir die Mitte des Sees erreicht, hing der rothe Ball über dem Sparren- und Schattengerüst der Zugbrücke von Baumgartenbrück, während das glühende Spiegelbild der Sonne nur drei Handbreit tiefer stand. Die eine Sonne dicht über dem Horizont, die andere dicht über dem Wasser, und nur der schwarze Streifen des Brückengebälks zwischen beiden!

Nun unter. Die Nebel fingen an leise zu brauen. Ein Schleier über Wasser und Wald; Ferch dämmerte immer unbestimmter herauf; nur am Caputer Ufer war es noch hell.

Welch Bild jetzt! Da wo das „Gemünde," das tiefgehende eigentliche Fahrwasser, das aus der Havel in den Schwilow führt, sich als ein blauer Streifen markirt, zogen in langen Rudeln die Havel-Schwäne; zu beiden Seiten des „Gemündes" aber an den einfassenden seichten Stellen Spalier bildend, blühten in dichten

Guirlanden die weißen Teichroſen aus dem Waſſer auf. In einiger Entfernung war es nicht zu unterſcheiden, wo das Blühen aufhörte und das Ziehen und Schwimmen begann. Und durch all das Weiß hin, das eben jetzt einen leiſen Schimmer der ſcheidenden Abendröthe trug, ſchob ſich unſer Kahn an die Caputer Fähre heran und der Fährmann, am Ufer unſer harrend, hieß uns willkommen und beglückwünſchte uns als „wieder zurück vom Schwilow.“

Caput.

Wer hat nicht von Caput (ſo heißt das Dorf) gehöret,
Das, in verwichner Zeit, die größte Zier beſaß,
Als Dorothea ſich, die Brandenburg noch ehret,
Das Schloß am Havelſtrom zum Wittwenſitz erlas.
Bellamintes: „das itzt-blühende Potsdam.“

* * *

Man hat bei dieſem Schiff das Schiff ſich vorzuſtellen,
Mit dem Cleopatra, in göttlicher Figur
So einer Venus glich, auf Cydnus blauen Wellen
Zu dem Antonius, als ihrem Bachus, fuhr.
Ebendaſelbſt.

Die Sonne war eine halbe Stunde unter, als wir wieder diesſeit des Schwilow ſtanden; es war keine Zeit mehr für Caput; die ſchmale Mondesſichel reichte nicht aus; — die Stunde war verpaßt. So ſahen wir uns denn vor die Alternative geſtellt, ob wir, mit der Chance den letzten Zug zu verſäumen, unſeren Rückweg antreten oder coute que coute in Caput übernachten wollten. Ich that die entſprechende Frage, meine Bedenken hinſichtlich des Nachtlagers nicht verſchweigend.

Unſer Führer (der Leſer wird ſich freundlichſt ſeiner entſinnen) ſah mich leiſe vorwurfsvoll an und erwiderte dann ruhig: Sie kennen Boßdorf nicht.

Nein.

Nun, es iſt Liebhaberei, daß er hier feſtſitzt. Er hat das beſte Bier und die beſten Betten. Von allem Andern rede ich gar nicht. Boßdorf iſt ein Name in dieſen Gegenden.

Gut denn. Also Boßdorf!

Diese Unterredung war zwischen Fährstelle und Dorf geführt worden; als wir eben schlüssig geworden, hielten wir vor dem Gegenstand unseres Gesprächs. Er reichte vielleicht nicht voll an die Höhe heran, die ihm der Local-Patriotismus unseres Freundes anzuweisen trachtete, aber er hatte doch, wie ich auf der Stelle wahrnehmen konnte, die unerläßlichste aller Wirthseigenschaften: er war freundlich. Sein Bier und seine Rede lullten mich ein und ich schlief bis an den hellen Tag. Nur einmal wacht' ich auf; ich glaubte in einem Trichter zu liegen (was auch zutraf) und hatte geträumt, der Schwilow habe mich in seine Tiefe gezogen.

Unter einem Lindenbaum in Front des Hauses wurde der Kaffee genommen; die Spatzen musicirten über mir; endlich, als sie ihren Mann durchschaut, hüpften sie vom Gezweige nieder auf den Tisch und nahmen, nach dem Maße meiner Gutthat, an meinem Frühstück Theil. Ich konnt' es ohne Opfer thun; es waren Semmeln in großem Format. Jenseit des Staketenzaunes ging das Leben des Dorfes stillgeschäftig seinen Gang: junges Volk, die Sense auf der Schulter, eilte zur Maht hinaus; Kinder mit Erdbeeren kamen aus dem Walde; Schifferslente, in weiten Theerjacken, schritten auf den See zu. Ein anmuthiges Bild. Ich verstand jetzt Boßdorf vollkommen und warum er hier festsitzt.

Ein Wagen fuhr vor, ein vollgestopfter Kremser. Vormittagsgäste; unverkennbar eine animirte Gesellschaft. Aeltliche Herren, junge Damen; aber nicht zu jung.

Boßdorf sprang an den Wagen. Als er wieder an mir vorbei wollte, suchte ich ihn zu fassen und fragte leise: „Potsdamer?" Er aber — mit einer Handbewegung, in der sich eine Welt widerstreitender Empfindungen: Diensteifer und Geschmeicheltsein, Verlegenheit und ironische Schelmerei aussprach — antwortete im Vorüberfliegen: Berliner.

Berliner. Es gereichte meiner Menschenkenntniß wenig zur Ehre, diese Thatsache auch nur einen Augenblick verkannt zu haben. Es war Vollblut. Dabei unverkennbar auf einer sogenannten „ernsten Partie" begriffen.

Dieſer Ausdruck mag einzelne meiner Leſer überraſchen; aber es hat ſeine Richtigkeit damit. Es giebt zwei Arten von Landpartieen. Da ſind zunächſt die heiteren. Sie ſind weithin kenntlich durch ihren ſtarken Procentſatz an Kindern; nie weniger als die Hälfte. In dem Moment der Landung, wo immer es ſei, ſcheint die Welt aus lauter weißgekleideten kleinen Mädchen mit Roſa-Schleifen zu beſtehen. Die Väter beſtellen den Kaffee; das Auge der Mutter gleitet befriedigt über die glücklichen Gänſeblümchen hin, von denen immer drei auf den Namen Anna und ſechs auf den Namen Martha hören. Nun geht es in die Wieſe, den Wald. Die Parole iſt ausgegeben: Erdbeeren ſuchen. Alles iſt Friede; die ganze Welt ein Idyll. Aber ſchon beginnen die dunklen Wetter zu brauen. Mit dem Eintritt in den Wald ſind die weißen Kleider ihrem Verhängniß verfallen. Martha I. iſt an einem Wachholderſtrauch hängen geblieben, Martha II. hat ſich in die Blaubeeren geſetzt — wie Schneehühner gingen ſie hinein, wie Perlhühner kommen ſie wieder heraus. Der Sturm bricht los. Wer je Berliner Mütter in ſolchen Augenblicken geſehen, wird die kriegeriſche Haltung der geſammten Nation begreiflich finden. Die Väter ſuchen zu interveniren. Unglückliche! Jetzt ergießt ſich der Strom in ſein natürliches Bett.

Und doch ſind dies die heitren Landpartieen, denen wir die ernſten entgegenſtellen. An dieſen letzteren nehmen Kinder nie Theil. Es giebt auch rothe Schleifen, aber das Roſa iſt Ponceau geworden. Man ſpricht in Pikanterieen, in einer Art Geheimſprache, für die nur der Kreis der Eingeweihten den Schlüſſel hat. Bowle und Jen löſen ſich unter einander ab; unglaubliche Toaſte werden ausgebracht und längſt begrabene Gottheiten ſteigen triumphirend wieder auf. Sonderbar. Auf den heitren Landpartieen wird immer geweint, auf den ernſten Landpartieen wird immer nur gelacht.

Vor mir, am Staket, hielt eine ernſte Landpartie. Zwei Herren, Fünfziger, mit großen melirten Backenbärten, Lebemänner aus der Schicht der allerneuſten Torf- und Ziegel-Ariſtokratie, ſprangen mit berechneter Leichtfüßigkeit vom Wagen und gaben dadurch Gelegenheit, das im Wagen verbliebene Reſiduum der Geſellſchaft beſſer überfliegen zu können. Das Meiſte war Staf-

ſage, bloße Najaden und Tritonen, die als Beiwerk, auch wohl als Folie nothwendig da ſein müſſen, wenn Venus aus den Wellen ſteigt. Wem die Rolle der letztern oblag, darüber konnte kein Zweifel ſein. Sie war 30, überthronte das Ganze, trug das Haar kurz geſchnitten à la Roſa Bonheur und hielt eine große italieniſche Laute auf ihren Knieen. Uebrigens war ſie wirklich hübſch; alles im Brunhilden-Stil; dieſelbe weiße Hand, die jetzt auf der Laute ruhte, hätte auch jeden beliebigen Stein 50 Ellen weit geſchleudert.

In dieſem Moment, ehe ich noch den Kremſer völlig durchmuſtert hatte, erſchien Boßdorf mit einem großen Tablet. Es war ein Morgenimbiß, der für den Reſt des Tages einige Perſpectiven eröffnete: vier Culmbacher, vier Werderſche, mehrere Cognacs und eine Pyramide von Butterbroten. Alle Macht iſt ein Magnet; — Boßdorf präſentirte der Lautenſchlägerin zuerſt. Dieſe, ohne Weiteres, machte eine halbe Schwenkung, glitt, nicht ohne einen Anflug von Entſagung, über die kleinen Gläſer hin, nahm eine Culmbacher, prüfte das Verhältniß von Schaum und Saft, und trank aus. Ohne abzuſetzen. Als ihr Boßdorf die Butterbrot-Seite des Tablets zudrehte, nickte ſie abwehrend.

In kürzeſter Friſt war übrigens das Tablet leer, nicht Alle waren wähleriſch; die Entrepreneurs eilten zu ihren Plätzen; die Pferde zogen an. Ein Lindenzweig ſtreifte noch huldigend die Stirn der Primadonna; im nächſten Augenblicke verſchwand der Kremſer in einer Querſtraße des Dorfes. Ich horchte ihnen nach. Es war mir, als trüge der Wind herüber: „Im Wald, im ſchönen, grünen Wald“ und dazwiſchen verlorene Lautenklänge.

Ich war nun wieder allein und wollte bereits — was immer einen äußerſten Grad von Verlegenheit ausdrückt — zu den „Territorien der Mark Brandenburg,“ einer Art märkiſchem Baedeker, meine Zuflucht nehmen, als das Erſcheinen unſeres freundlichen Führers vom Tage vorher meiner Verlegenheit ein Ende machte und mich aus der todten Aufzeichnung in das friſch pulſirende Leben ſtellte. Wir ſchlenderten am See hin, das Dorf entlang,

an Schloß und Park vorbei; es war eine anmuthige Vormittagsſtunde, anregend, lebendig, lehrreich.

Caput iſt eines der größten Dörfer der Mark, eines der längſten gewiß; es mißt wohl eine halbe Meile. Daß es wendiſch war, beſagt ſein Name. Was dieſer bedeutet, darüber exiſtiren zu viele Hypotheſen, als daß die eine oder andere viel für ſich haben könnte. So zweifelhaft indeß die Bedeutung ſeines Namens, ſo unzweifelhaft war in alten Zeiten die Armuth ſeiner Bewohner. Caput beſaß keinen Acker, und die große Waſſerfläche, Havel ſammt Schwilow, die ihm vor der Thür lag, wurde von den Potsdamer Kiezfiſchern, deren alte Gerechtſame ſich über die ganze Mittel-Havel bis Brandenburg hin erſtreckten, eiferſüchtig gehütet und ausgenutzt. So ſtand es ſchlimm um die Caputer; Ackerbau und Fiſcherei waren ihnen gleichmäßig verſchloſſen. Aber die Noth macht erfinderiſch, und ſo wußten ſich denn ſchließlich auch die Bewohner dieſes ſchmalen Uferſtreifens zu helfen. Ein doppeltes Auskunftsmittel wurde gefunden; Mann und Frau theilten ſich, um von zwei Seiten her anfaſſen zu können. Die Männer wurden Schiffer, die Frauen verlegten ſich auf Gartenbau.

Die Nachbarſchaft Potsdams, vor Allem das rapide Wachsthum Berlins, waren dieſer Umwandlung, die aus dem Caputer Tagelöhner einen Schiffer oder Schiffsbauer machte, günſtig, riefen ſie vielleicht hervor. Ueberall an Havel und Schwilow hin entſtanden Ziegeleien, und die Millionen Steine, die Jahr aus, Jahr ein am Ufer dieſer Seen und Buchten gebrannt wurden, erforderten alsbald hunderte von Kähnen, um ſie auf den Berliner Markt zu ſchaffen. Dazu boten die Caputer die Hand. Es entſtand eine völlige Kahnflotte, und mehr als 60 Schiffe, alle auf den Werften des Dorfes gebaut, befahren in dieſem Augenblicke den Schwilow, die Havel, die Spree. Das gewöhnliche Ziel, wie ſchon angedeutet, iſt die Hauptſtadt. Aber ein Bruchtheil geht auch havelabwärts in die Elbe und unterhält einen Verkehr mit Hamburg.

Caput — das Chicago des Schwilow-See's — iſt aber nicht blos die große Handels-Empore dieſer Gegenden; nicht blos End- und Ausgangspunkt der Zauche-Havelländiſchen Ziegel-Diſtricte, nein, es iſt auch Stationspunkt, an dem der ganze Havelverkehr vorüber muß. Der Umweg durch den Schwilow iſt unvermeidlich;

es giebt vorläufig nur dieſe eine fahrbare Straße. Eine Abkürzung des Weges durch einen Nordcanal iſt geplant, aber noch nicht ausgeführt. So wird denn das aus eigenen Mitteln eine Kahnflotte hinausſendende Caput, das, wenn es ſein müßte, ſich ſelbſt genügen würde, zugleich zu einem allgemeinen See- und Handelsplatz, zu einem Hafen für die Schiffe anderer Gegenden, und die Flottillen von Rathenow, Plaue, Brandenburg, wenn eine Havarie ſie trifft oder ein Orkan im Anzuge iſt, laufen hier an und werfen Anker. Am lebendigſten aber iſt es auf der Caputer Rhede, wenn irgend ein großer Feſttag einfällt und alte gute Sitte die Weiterfahrt verbietet. Das iſt zumal um Pfingſten. Dann drängt Alles hier zuſammen; zu beiden Seiten des „Gemündes" liegen 100 Schiffe oder mehr, die Wimpel flattern, und hoch oben vom Maſt, ein entzückender Anblick, grüßen hundert Maienbüſche weit in die Ferne.

Das iſt die große Seite des Caputer Lebens; daneben giebt es eine kleine. Die Männer haben den Seefahrer-Leichtſinn; das in Monaten Erworbene geht in Stunden wieder hin, und den Frauen fällt nun die Aufgabe zu, durch Bienenfleiß und Verdienſt im Kleinen die Rechnung wieder ins Gleiche zu bringen.

Wie wir ſchon ſagten, es ſind Gärtnerinnen; die Pflege, die der Boden findet, iſt die ſorglichſte, und einzelne Culturen werden hier mit einer ſolchen Meiſterſchaft getrieben, daß die „Caputſchen" im Stande ſind, ihren Nachbarn, den „Werderſchen," Concurrenz zu machen. Unter dieſen Culturen ſteht die Erdbeerzucht obenan. Auch ihr kommt die Nähe der beiden Hauptſtädte zu Statten, und es giebt kleine Leute hier, mit einem halben Morgen Gartenland, die in 3 bis 4 Wochen 120 Thaler für Ananas-Erdbeeren einnehmen. Dennoch bleiben es kleine Leute, und man kann auch in Caput wieder die Wahrnehmung machen, daß die feineren Culturen es nicht zwingen, und daß 50 Morgen Weizacker nach wie vor das Einfachſte und das Beſte bleiben. —

Unter Geſprächen, deren Inhalt ich in Vorſtehendem zuſammenzufaſſen geſucht habe, hatten wir das Dorf nach Norden hin paſſirt, und hielten jetzt an einer Havelſtelle, von wo aus wir über einen parkartigen, grüngemuſterten Garten hinweg auf das

Herrenhaus ſehen konnten, einen Hochparterrebau, mit Souterrain und zweiarmiger Freitreppe.

Dies Herrenhaus führt den Namen „Schloß", und trotz beſcheidener Dimenſionen immer noch mit einem gewiſſen Recht, wenigſtens ſeiner inneren Einrichtung nach. Man geht in der Mark etwas verſchwenderiſch mit dieſem Namen um und hilft ſich nöthigenfalls (wie beiſpielsweiſe in Tegel) durch das Diminutivum: Schlößchen.

Schloß Caput war in alten Zeiten Rochowiſch. Im dreißigjährigen Kriege zerfiel es oder wurde zerſtört, und erſt von 1662 an erſtand hier ein neues Leben. In dieſem Jahre ging Caput, Dorf wie Schloß, in den Beſitz des großen Kurfürſten über und verblieb, ein kurzes Vorſpiel abgerechnet, auf das wir des Weiteren zurückkommen (wir meinen die Zeit de Chiezes), 150 Jahre lang bei der Krone. Eine lange Zeit. Aber die Zeit ſeines Glanzes war um ſo kürzer und ging wenig über ein Menſchenalter hinaus. Mit dieſer Glanzepoche, unter Weglaſſung alles deſſen, was vorausging und was folgte, werden wir uns in Nachſtehendem zu beſchäftigen haben. Auch dieſe vorübergehende Glanzes-Aera gliedert ſich in verſchiedene Zeitabſchnitte, und zwar in die Zeit des Generals de Chieze bis 1671, die Zeit der Kurfürſtin Dorothea bis 1689 und die Zeit Sophie Charlottens und König Friedrichs I. bis 1713.

General de Chieze von 1662 bis 1671.

Der große Kurfürſt, nachdem er 1662 Schloß und Gut Caput erſtanden, entäußerte ſich, wie in der Kürze bereits angedeutet, deſſelben wieder und ſchenkte es „mit allen Weinbergen, Schäfereien und Karpfenteichen" ſeinem Kammerjunker und Generalquartiermeiſter de la Chieze. Philipp de la Chieze, deſſen Familie aus Piemont ſtammte, war 1660 aus ſchwediſchem in brandenburgiſchen Dienſt getreten. Er war Ober-Ingenieur, ein bedeutender Baumeiſter und hatte für den großen Kurfürſten eine ähnliche Bedeutung wie ſie Rochus v. Lynar, hundert Jahre früher, für Joachim II. gehabt hatte. Er beherrſchte den Schönbau wie den Feſtungsbau, führte das Hauptgebäude des Potsdamer Stadt-

ſchloſſes auf, leitete den Berliner Schloßbau, betheiligte ſich an der Ausführung des Friedrich-Wilhelms-Canals, beſſerte und erweiterte die Feſtungen des Landes.

Dies war der Mann, dem die Gnade des Kurfürſten das nur in leiſen Zügen noch an alte Culturtage erinnernde Caput übergab. Er konnte es in keine beſſeren Hände geben. Das in Trümmern liegende Schloß — muthmaßlich ein ſpät gothiſcher Bau — wurde in modernem Stile wieder aufgeführt, und dem ganzen Gebäude im Weſentlichen das Gepräge gegeben, das es noch aufweiſt. Namentlich der „große Saal“ erhielt bereits ſeine gegenwärtige Geſtalt, wie wir aus einer alten Notiz erſehen, in der es heißt: „im Obergeſchoß (Hochparterre) befand ſich zu Seiten des Flurs ein großer Saal durchs ganze Schloß hin, mit zwei Fenſtern nach Süden und zweien nach Norden.“ — Der Kurfürſt war hier oft zu Beſuch, namentlich wenn ihn die Jagden nach dem Kunersdorfer Forſte führten. Auch den jungen Prinzen wurde zuweilen geſtattet, der Einladung des alten de Chieze zu folgen und einen halben Tag, frei von der ſtrengen Aufſicht ihres Hofmeiſters, in Caput herum zu ſchwärmen. Die Parkanlagen waren damals noch unbedeutend; der Garten nur mit Obſtbäumen beſetzt.

Kurfürſtin Dorothea von 1671 bis 1689.

Der alte de la Chieze ſtarb 1671 oder 73; Caput fiel an den Kurfürſten zurück und er verſchrieb es nunmehr ſeiner Gemahlin Dorothea, die es — inſonderheit nach dem Tode ihres Gemahls (1688) — zu ihrem bevorzugten Wohnſitz machte. —

Das Schloß, um ſeinem neuen Zwecke zu dienen, mußte eine erhebliche Umgeſtaltung erfahren. Was für den in Kriegszeiten hart gewordenen de Chieze gepaßt hatte, reichte nicht aus für eine Fürſtin; außerdem wuchſen damals — unter dem unmittelbaren Einfluſſe niederländiſcher Meiſter — raſch die Kunſtanſprüche in märkiſchen Landen. Erſt funfzig Jahre ſpäter, unter Friedrich Wilhelm I., — obwohl er ſich rühmte, ein „treu-holländiſch Herz“ zu haben — hörten dieſe Einflüſſe wieder auf und wir verfielen, auf geraume Zeit hin, in die alte Nacht.

Schloß Caput rüſtete ſich alſo zum Empfang einer neuen Herrin. Die Grundform blieb, aber Erweiterungen fanden ſtatt; zwei kleine Eckflügel entſtanden, vor Allem wurde die innere Einrichtung eine andere. Eine Halle im Souterrain, wo man den Jagdimbiß zu nehmen pflegte, wurde an Wand und Decke mit blaugrünen holländiſchen Flieſen ausgelegt, die Zimmer des Obergeſchoſſes mit Tapeten behängt und mehrere mit Plafond-Schildereien geziert. Beſonders bemerkenswerth war die Ausſchmückung des „großen Saales", ein Deckengemälde, das ſeinem Gedankengange nach, an ſpätere Arbeiten Antoine Pèsnes erinnert. Minerva mit Helm, Schild und Speer führt die Künſte: Baukunſt, Sculptur und Malerei, in die brandenburgiſchen Lande ein; ein gehörntes Ungethüm, halb Lucifer halb Caliban, entweder den Krieg oder die Rohheit, oder beides zugleich darſtellend, entweicht in Dunkel vor dem aufgehenden Licht. Aehnlich wohlerhalten präſentirt ſich ein zweites Bild, im ſogenannten „Grünen Zimmer". Zwei geflügelte Genien halten die umkränzten Bilder von Kurfürſt und Kurfürſtin in Händen: die Fama bläſt mit einer Doppeltuba den Ruhm beider in die Welt hinaus; eine andere geflügelte Geſtalt zeigt auf die Chronik ihrer Thaten. In einem dritten Gemach, das den Namen des Schlafzimmers der Kurfürſtin führt, begegnen wir einem Deckenſchmuck aus wahrſcheinlich eben dieſer Zeit. Außer einem Mittelbilde zeigt er zwei weibliche Figuren: die Nacht ein Fackellicht tragend und den Morgen Roſen ſtreuend in leicht angehauchtem Gewölk.

Sophie Charlotte und König Friedrich I. bis 1713.

Kurfürſtin Dorothea ſtarb 1689; beinahe unmittelbar nach ihrem Hinſcheiden wurde Schloß Caput von Kurfürſt Friedrich III. erworben, der es nunmehr ſeiner Gemahlin, der gefeierten Sophie Charlotte, zum Geſchenke machte. Es geſchah nun Aehnliches wie nach dem Tode von de la Chieze. Die Anſprüche an Glanz und Luxus waren innerhalb der letzten zwanzig Jahre abermals gewachſen, nirgends mehr als am Hofe des prachtliebenden Friedrichs III. Wie das Schloß de Chiezes nicht reich genug geweſen war für Kurfürſtin Dorothea, ſo waren die Einrichtungen dieſer wiederum

nicht reich genug für die jetzt einziehende Sophie Charlotte. Auch jetzt, wie während der 70er Jahre, berührten die Ummodelungen die vorgenommen wurden, weniger die Struktur als das Ornamentale und wieder waren es in erster Reihe die Deckenbilder, diesmal in allen Räumen, die den ohnehin reichgeschmückten Bau auf eine höchste Stufe zu heben trachteten. Dies Betonen des Coloristischen lag ja im Wesen der Renaissance, die, selbst malerisch in ihren Formen wie kein anderer Baustil, es liebt, die Farbe sich dienstbar zu machen.

Ob Kurfürstin Sophie Charlotte noch Zeuge dieser letzten Neugestaltung wurde, die das Schloß in seiner inneren Einrichtung erfuhr, ist mindestens fraglich. Bis 1694 — wo der Stern Charlottenburgs aufging, der zugleich den Niedergang Caputs bedeutete — konnte die Fülle dieser Deckenbilder nicht vollendet sein; die kurze Zeitdauer verbot es. Aber auch der Inhalt dessen, was gemalt wurde, wenigstens jenes hervorragendsten Bildes, das sich in der „großen Porzellankammer" befindet, scheint dagegen zu sprechen. Es stellt dar: wie Afrika der Borussia huldigt. Diese, auf Wolken thronend, trägt eine Königskrone und neigt sich einer Mohrenkönigin, zugleich einer Schaar heranschwebender schwarzer Genien zu, die mit Geflissentlichkeit die Schätze Indiens und Chinas: Theebüchsen und Ingwerkrüge, sogar ein Theeservice mit Tassen und Kanne, der auf Wolken thronenden Borussia entgegentragen.

Die Königskrone der Borussia, falls es die Borussia ist, deutet unverkennbar auf einen Zeitpunkt nach 1701. Andererseits ist es freilich nicht ganz leicht, in dieser, mit einer gewissen souveränen Verachtung der Länder- und Völkerkunde auftretenden Symbolik, die nichts so sehr haßt als Logik und Consequenz, sich zurecht zu finden.

Kurfürstin Sophie Charlotte verließ schon 1694 Caput. Aber bis zu ihrem Tode (1705) und noch darüber hinaus, bis zum Tode ihres Gemahls, blieb Caput ein bevorzugtes Schloß, eine Sehenswürdigkeit von Ruf. Man setzte Summen an seine Instandhaltung, sei es nun, um vorübergehend hier eine Villeggiatur zu nehmen, oder sei es — insonderheit nachdem seine Aus-

ſchmückung vollendet war — um es etwaigem, bei Hofe eintreffendem Beſuche als ein kleines märkiſches Juwel zeigen zu können.

Eine ſolche Gelegenheit bot ſich 1709. Wir finden darüber Folgendes. Als in den erſten Julitagen eben genannten Jahres König Friedrich IV. von Dänemark und Friedrich Auguſt von Polen auf Einladung Friedrichs I. von Preußen in Potsdam eine perſönliche Zuſammenkunft hielten (ein großes Staatsbild im Charlottenburger Schloſſe ſtellt dieſe Begegnung der „drei Friedriche" dar), war der prachtliebende Friedrich, an deſſen Hofe dieſe Vereinigung ſtattfand, bemüht, ſeinen Gäſten eine Reihe von Feſten zu geben. Unter andern ward am 8. Juli auf der prächtigen Yacht, welche im Baſſin des Luſtgartens lag und mit 22 Kanonen ausgerüſtet war, eine Luſtfahrt nach Caput unternommen. Dieſes überaus prächtige Schiff, das mit allem nur erdenklichen Luxus ausgeſtattet war, und in der That an die Prachtſchiffe der alten Phönicier und Syrakuſer erinnerte, war in Holland nach Angaben des Königlichen Baumeiſters und Malers Maderſteg erbaut worden. Man ſchätzte allein die goldenen und ſilbernen Geräthe, die ſich in ſeinem Innern aufgeſtellt befanden, auf 100,000 Thaler. Auf dieſem Schiffe, das eigens dazu gebaut war, die Havel zu befahren, glitten die drei Könige ſtromabwärts nach dem Luſtſchloſſe von Caput. Man erging ſich in dem inzwiſchen zu einer baumreichen und ſchattigen Anlage gewordenen Parkgarten und kehrte gegen Abend zu Tafel und Ball nach Schloß Potsdam zurück.

Wenn dieſer Tag in dem hiſtoriſchen Leben Caputs der glänzendſte war, ſo war er auch der letzte. Der König, früh alternd, ſchloß ſich mehr und mehr in ſeine Gemächer ein; der Sinn für Feſtlichkeiten erloſch, er begann zu kränkeln; am 25. Februar 1713 ſtarb er. Alle Schlöſſer ſtanden leer; ſie ſollten bald noch leerer werden.

Dem prachtliebenden Könige folgte ein Sparſamkeits-König. Die holländiſche Yacht im Potsdamer Baſſin wurde gegen einige Rieſen vertauſcht und ging nach Rußland zum Czaren Peter; die großen Schlöſſer zu Köpenick und Oranienburg, beides Schöpfungen des eben verſtorbenen Fürſten, wurden vom Etat geſtrichen; was verkaufbar war wurde verkauft, — konnte man ſich wundern, daß, bei

ſo veränderten Verhältniſſen, das wenigſtens ſeiner Größe und äußeren Erſcheinung nach ungleich beſcheidenere Caput mit auf die Liſte der Proſcribirten geſetzt wurde! Es ſank zu einem bloßen Jagdhauſe herab, an dem alsbald der mit holländiſchen Flieſen ausgelegte Souterrain-Saal, weil ſichs drin wie in einem Weinkeller poculiren ließ, das Beſte war. Von ſeinem alten Beſtande über der Erde blieben dem Schloſſe nur der Kaſtellan und die Bilder, wahrſcheinlich weil mit beiden nichts anzufangen war. Der Kaſtellan war ein alter Türke, das rettete ihn; die Deckengemälde aber — — in den Schlöſſern waren ihrer ohnehin mehr denn zuviel, und wenn die Schlöſſer ſie nicht aufnehmen konnten, wer damals in brandenburgiſchen Landen hätte ſein Geld an die ſinnbildliche Verherrlichung der Künſte, an Minerva und Caliban, an Boruſſia und die Mohrenkönigin geſetzt! Auch heute noch ſind ihrer nicht viele.

So viel über die hiſtoriſchen 40 Jahre. Wir ſchicken uns jetzt an, in das Schloß ſelbſt einzutreten.

Die doppelarmige Freitreppe, wir erwähnten ihrer bereits (ſchon Sophie Charlotte ſchritt über dieſe Stufen hin), iſt von Epheuſenkern des Hauſes derart umrankt und eingeſponnen, daß jeden Tragſtein ein zierlich-phantaſtiſcher Rahmen von hellgrünen Blättern ſchmückt. Die Wirkung dieſes Bildes iſt ſehr eigenthümlich. Eine Treppe in Arabeskenſchmuck! Natur nahm der Kunſt den Griffel aus der Hand und übertraf ſie.

Die Thür des Gartenſalons öffnet ſich. Freundliche Worte begrüßen uns; wir ſind willkommen.

Von einem kleinen zeltartigen Raume aus, der unmittelbar hinter der Freitreppe liegt, treten wir nunmehr unſeren Rundgang an. Die Zimmer führen noch zum Theil die Bezeichnungen aus der Kurfürſtlichen Zeit her: Vorgemach, Schlafzimmer, Cabinet des Kurfürſten, auf dem andern Flügel ebenſo der Kurfürſtin; dazu Saal, Porzellankammer, Theezimmer. Die meiſten Räume quadratiſch und groß. Alle haben ſie jene Patina, die alten Schlöſſern ſo wohl kleidet und Angeſichts welcher es gleichgültig

iſt, ob Raum und Inhalt ſich in Epoche und Jahreszahlen einander decken. Nicht wie alt die Dinge ſind, ſondern ob alt überhaupt, das iſt es, was die Entſcheidung giebt. So auch hier. Die verblaßten oder auch verdunkelten Tapeten, die Geräthſchaften und Nippſachen, — es ſind nicht Erinnerungsſtücke genau aus jener Zeit Caputiſchen Glanzes, aber ſie haben doch auch ihr Alter und wir nehmen ſie hin wie etwa einen gothiſchen Pfeiler an einem romaniſchen Bau. Beide haben ihr Alter überhaupt, das genügt; und unſere Empfindung überſieht es gern, daß zwei Jahrhunderte zwiſchen dem einen und dem anderen liegen.

Die Tapeten, das Mobiliar, die hundert kleinen Gegenſtände häuslicher Einrichtung, ſie ſind weder aus den Tagen der ſtrengen, noch aus den Tagen der heitern Kurfürſtin, die damals hier einander ablöſten; die Hand der Zerſtörung hat mitleidlos aufgeräumt an dieſer Stelle. Aber wohin die Hand der Zerſtörung buchſtäblich nicht reichen konnte, — die hohen Deckengemälde, ſie ſind geblieben und ſprechen zu uns von jener Morgenzeit brandenburgiſcher Macht und brandenburgiſcher Kunſt. Die großen Staatsbilder haben wir bereits in dem kurzen hiſtoriſchen Abriß, den wir gaben, beſchrieben, aber viel reizvoller ſind die kleinen. Ich ſchwelgte im Anblick dieſer wonnigen Nichtigkeiten. Kaum ein Inhalt und gewiß keine Idee, und doch, bei ſo wenigem, ſo viel! Ein bequemes Symboliſiren nach der Tradition; in gewiſſem Sinne fabrikmäßig; alles aus der Werkſtatt, in der die Dinge einfach gemacht wurden ohne beſondere Anſtrengung. Aber wie gemacht! welche Technik, welche Sicherheit und Grazie. Wie wohlthuend das Ganze, wie erheiternd. Jetzt ſetzen die Künſtler ihre Kraft an eine Idee und bleiben dann, neun Mal von zehn, hinter dieſer und oft auch hinter ſich ſelbſt zurück. Wie anders damals. Die Maler konnten malen und gingen ans Werk. Kam ihnen nichts, nun, ſo war es immer noch eine hübſche Tapete; erwies ſich aber die Stunde günſtig, ſo war es wie ein Geſchenk der Götter.

So Großes fehlt hier; aber auch das Kleine genügt. Genien und wieder Genien, blonde und braune, geflügelte und ungeflügelte, umſchweben und umſchwirren uns und die Guirlanden, die ſich zwiſchen den Fingerſpitzen der lachenden Amoretten hinziehen, ſie

haben eine Pracht und Wahrheit der Farbe, daß es ist, als fielen noch jetzt die Rosen in vollen rothen Flocken auf uns nieder. Im Theezimmer bringt eine dieser geflügelten Kleinen ein Tablet mit blaugerändertem Theezeug, — selbst Boßdorf, als er sein Riesen-Tablet der Lautenschlägerin präsentirte, hätte von diesem Lieblin, der Grazien lernen können.

Diese Zeit sinnlich blühender Renaissance, sie ist dahin. Was wir jetzt haben, mit allen unsren Prätensionen, wird nach zweihundert Jahren schwerlich gleiche Freude und Zustimmung wecken.

Es war Mittag, als wir wieder auf die Freitreppe hinaustraten. Der Himmel hatte sich bezogen und gestattete jetzt einen unbehinderten Blick auf das weite Wasser-Panorama.

Die Holländische Yacht mit drei Königen und einem ganzen Silber-Tresor an Bord, steuerte nicht mehr Havel-abwärts; aber statt ihrer schwamm eine ganze Flotille von Havelkähnen heran und am Horizonte stand in scharfen Linien steif-grenadierhaft die Garnisonkirche von Potsdam: das Symbol des Jüngstgeborenen im alten Europa, des Militärstaats Preußen.

Petzow.

Auf der Fortuna ihrem Schiff
Ist er zu segeln im Begriff;
Will einer in der Welt was erjagen,
Mag er sich rühren und mag sich plagen.
Schiller.

Wie Buda-Pest, oder wie Köln und Deutz ein Doppelgestirn bilden, so auch Caput und Petzow. Sie gehören zusammen. Zwar ist die Wasserfläche, die die beiden letzteren von einander trennt, um ein Erhebliches breiter als Rhein und Donau zusammengenommen, aber nichtsdestoweniger bilden auch diese beiden „Residenzen diesseit und jenseit des Schwilow" eine höhere Einheit. Eine Einheit, so verschieden sie unter einander sind. Sie ergänzen sich. Caput ist ganz Handel, Petzow ist ganz Industrie. Dort eine Wasserstraße, ein Werft, ein Hafenverkehr; hier die Tag und Nacht dampfende Esse, das nie erlöschende Feuer des Ziegelofens. Schönheit der Lage ist beiden gemeinsam; doch ist Petzow hierin weit überlegen, sowohl seiner eigenen unmittelbaren Erscheinung, als dem landschaftlichen Rundblick nach, den es gestattet.

Die etwas unregelmäßig über einen Hügelrücken sich hinziehende Dorfstraße folgt im Wesentlichen dem Schwilow-Ufer; zwischen Dorf und See aber ist ein ziemlich breites, schräg abfallendes Stück Land verblieben, in das Schloß und Park sich theilen.

Beides sind Schöpfungen dieses Jahrhunderts; Vater und Großvater des gegenwärtigen Besitzers, des Amtsraths v. Kaehne, riefen sie ins Leben. Die genannte Familie sitzt nachweisbar seit

1630 an dieſer Stelle; vielleicht viel länger. Die Kaehnes waren damals ſchlichte Bauern. In genanntem Jahre, alſo während des 30jährigen Krieges, erwarben ſie das Lehnſchulzengut und hielten es nicht nur feſt, ſondern wußten auch ihren Beſitz derart zu erweitern, daß im Jahre 1740 der damalige Träger des Namens in den Adelſtand und fünf Jahre ſpäter (1745) der Geſammtbeſitz zu einem kreistagsfähigen Rittergute erhoben wurde.

Ein Beiſpiel derartigen Aufdienens „von der Pike", wie es die Familie Kaehne giebt, iſt ſehr ſelten; viel ſeltener, als man glaubt. Ein Blick auf die Geſchichte der Rittergüter belehrt uns darüber. Was in den altadeligen Grundbeſitz als Neu-Element einrückt oder gar durch Zuſammenlegung von Bauergütern (und ſelbſtverſtändlich unter ſchließlicher Ernennung ſeitens des Landesherrn) neue Rittergüter creirt, das ſind entweder ſelbſt wieder prosperirende, ihren Beſitz erweiternde Adelige, die für jüngere Söhne einen ebenbürtigen Neubeſitz ſtiften, oder aber — und das iſt das Häufigere — es ſind Geldleute, Städter, Repräſentanten einer modernen Zeit, die den Handels- und Induſtriegeiſt in die Landwirthſchaft hineintragen. Der Bauer folgt ſelten dem Beiſpiel; er iſt ſtabil, er bleibt was er iſt. Wenn er nichts deſto weniger zu ſpeculiren beginnt, ſo thut ers auf ſeine Weiſe. Es reizt ihn dann weit mehr das Geld, als das Wachſen der Ackerfläche. Er erweitert ſich nicht innerhalb ſeiner eigenen Sphäre; er wird eben einfach kein Anderer.

Die Familie Kaehne bezeichnet einen Ausnahmefall.

Schloß und Park, ſo ſagten wir, ſind Schöpfungen dieſes Jahrhunderts.

Das Schloß in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt, wurde nach einem Schinkelſchen Plane ausgeführt. Es zeigt eine Miſchung von italieniſchem Caſtell- und engliſchem Tudorſtil, denen beiden die gothiſche Grundlage gemeinſam iſt. Der Bau, wie er ſich unter Epheu und Linden darſtellt, wirkt pittoresk genug, ohne daß er im Uebrigen beſonders zu loben wäre. Es iſt bemerkenswerth, daß alles Gothiſche oder aus der Gothik Hergeleitete auf unſerm märkiſchen Boden ſeit Wiederbelebung dieſes Stils (eine Epoche, die kaum zwei Menſchenalter zurückliegt) nicht gelingen wollte. Im Beginn dieſes Jahrhunderts hatten wir uns zu entſcheiden, nach

welcher Seite hin die Entwickelung gehen ſollte; irgend eine „Renaiſſance“ war dem herrſchenden Ungeſchmack gegenüber geboten, es konnte ſich nur darum handeln, ob das Vorbild bei der Antike, oder beim Mittelalter zu ſuchen ſei. Schinkel ſelbſt — was jetzt ſo oft vergeſſen wird — ſchwankte; der einzuſchlagende Weg war ihm keineswegs von Anfang an klar. Auch er hatte eine Epoche, wo das Maleriſche des Gewölbebaues, wo Strebepfeiler und Spitzbogenfenſter ihn reizten. Hätte er ſich damals, wie das bei den rheiniſchen Baumeiſtern der Fall war, für Gothik entſchieden, ſo würde die bauliche Phyſiognomie unſerer alten Provinzen, Berlins ganz zu geſchweigen, überhaupt eine andere geworden ſein. Wir würden die Gothik, nach einzelnen geſcheiterten Verſuchen, aufs Neue gelernt haben, wie die Rheinländer und Engländer ſie wieder lernten und, beim Kirchenbau (zu dem es uns an Gelegenheit nicht gefehlt haben würde) uns wieder vertraut machend mit der alten Technik, den zerriſſenen Faden der Tradition wieder auffindend, würden wir alsbald auch verſtanden haben, unſern Privat-Bau danach zu modeln und unſere Schlöſſer und Landhäuſer im Caſtell- oder Tudorſtile aufzuführen. Dies wurde verſäumt, weil — ſo wollen wir, halb aus Courtoiſie, halb aus Ueberzeugung annehmen — ein Beſſeres an die Stelle trat. Wie die Dinge liegen, wird zwar auch jetzt noch gelegentlich der Verſuch gemacht, es mit der Gothik und ihren Dependencien zu wagen; aber dieſe Verſuche ſcheitern jedesmal, wenigſtens für das Auge deſſen, der die Originale oder auch nur das kennt, was mit immer wachſendem Verſtändniß unſere weſtdeutſchen Neu-Gothiker danach bildeten.

Auch das Herrenhaus zu Petzow iſt ein ſolcher geſcheiterter Verſuch. Was daran anmuthend wirkt, iſt, wie ſchon angedeutet, das maleriſche Element: nicht ſeine Architektur. Dieſe, ſo weit man überhaupt von einer Architektur ſprechen kann, datirt aus dem Anfang der 20er Jahre, iſt alſo kaum 50 Jahre alt. Dies gilt auch beſonders von den angebauten Flügeln. Und doch, als wir dieſe näher beſichtigten, nahmen wir an den Fenſtern des Erdgeſchoſſes kunſtvoll geſchmiedete Eiſengitter wahr, die ſich unſchwer auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückführen ließen. Dies verwirrte uns. Das Räthſel ſollte ſich indeß in Kürze löſen. Dieſe Gitterfenſter wurden nämlich in Potsdam bei einem Häuſer-

Abbruch erſtanden und hierher verpflanzt. Hier prangen nun die 150jährigen an einer erſt 50jährigen Front. Wir erzählen das lediglich zu dem Behuf, um zu zeigen, wie man durch Beurtheilung von Einzeldingen, von denen man dann Schlüſſe aufs Ganze zieht, erheblich irre geleitet werden kann. Nichts war verzeihlicher hier als ein Rechenfehler von hundert Jahren.

Der Park iſt eine Schöpfung Lennés. An einem Hügelabhang gelegen wie Sansſouci, hat er mit dieſem den Terraſſen-Charakter gemein. In großen Stufen geht es abwärts. Wenn aber Sansſouci bei all ſeiner Schönheit einfach eine große Wald-Terraſſe mit Garten und Wieſengründen bietet, ſo erblickt man von dem Hügelrücken des Petzower Parkes aus eine impoſante Waſſer-Terraſſe, und unſer Auge, zunächſt ausruhend auf dem in Mittelhöhe gelegenen, erſtenumſtandenen Park-See, ſteigt nunmehr erſt auf die unterſte Treppenſtufe nieder — auf die breite Waſſerfläche des Schwilow.

Der Park umſchloß früher auch die Kirche des Dorfes. Alt, baufällig, unſchön wie ſie war, gab man ſie auf und auf einem weiter zurückgelegenen Hügel wurde 1841 eine neue Kirche aufgeführt. König Friedrich Wilhelm IV., das Patronat iſt bei der Landesherrſchaft, ordnete an, daß der Neubau im romaniſchen Stile erfolgen ſolle. Stüler entwarf die Zeichnungen; die Ausführung folgte raſch. So reihte ſich denn die Petzower Kirche in den Kreis jener neuen ſchönen Gotteshäuſer ein, mit denen der kirchliche und zugleich der feine landſchaftliche Sinn des verſtorbenen Königs Potsdam und die Havelufer umſtellte. Wir nennen nur: Bornſtädt, Sacrow, Caput, Werder, Glindow. Ihre Zahl iſt um vieles größer.

Der Gottesdienſt, die Gemeinde, vor allem die Scenerie, gewannen durch dieſe Neubauten; aber die Localgeſchichte erlitt erhebliche Einbuße, weil alles Hiſtoriſche, was ſich an den alten Kirchen vorfand, meiſt als Gerümpel beſeitigt und faſt nie in den Neubau mit hinübergenommen wurde.

Unter allen Künſtlern — dieſe Bemerkung mag hier geſtattet ſein — ſind die Architekten die pietätloſeſten, zum Theil weil ſie nicht anders können. Maler, Sculptoren treffen mit ihrem Vorgänger meiſt wie auf breiter Straße zuſammen; ſie haben Raum

neben einander; die Lebenden und die Todten, sie können sich dulden, wenn sie wollen. Nicht so der Baumeister. In den meisten Fällen soll das neue Haus, die neue Kirche an der Stelle der alten stehen. Er hat keine Wahl. Und es sei. Wir rechten zudem mit keiner Zeit darüber, daß sie sich für die klügste und beste hält. Aber darin geht die jedesmalig modernste (die unsrige kennt wenigstens Ausnahmen) zu weit, daß sie auch das zerstört, was unbeschadet des eignen Lebens weiter leben könnte, daß sie so zu sagen unschuldigen Existenzen, von denen sie persönlich nichts zu befahren hätte, ein Ende macht. Der moderne Basilika-Erbauer mag ein gothisches Gewölbe niederreißen, das nun 'mal schlechterdings in die gestellte Aufgabe nicht paßt; aber das halbverblaßte Frescobild, die Inschrift-Tafel, der Grabstein mit der Platten-Rüstung, — ihnen hätte er auch in dem Neubau ein Plätzchen gönnen können. Er versagt dies Plätzchen ohne Noth, er versagt es, und daran knüpfen wir unsern Vorwurf. Die historische Pietät ist fast noch seltener als die künstlerische. So entstehen denn entzauberte Kirchen, die helle Fenster und gute Plätze haben, die aber den Sinn kalt lassen, weil mit der Vergangenheit gebrochen wurde. Ein „gefälliger Punkt in der Landschaft" ist gewonnen, eine vielversprechende Schale, aber, in den meisten Fällen, eine Schale ohne Kern.

Zu diesen in historischer Beziehung „tauben Nüssen" gehört auch die Petzower Kirche. Aber so leer und kahl sie ist, und so verstimmend diese Kahlheit wirkt, so gewiß ist es doch auch, daß man im Hinaustreten auf das Flachdach des Thurmes diese Verstimmung plötzlich und wie auf Zauberschlag von sich abfallen fühlt. Sie geht unter in dem Panorama, das sich hier bietet. Die „Grelle", eine tiefe Flußbucht, liegt uns zu Füßen; unmittelbar neben ihr der Glindower See. Die Havel und der Schwilow, durch Landzungen und Verschiebungen in zahlreiche blaue Flächen zerschnitten, tauchen in der Nähe und Ferne auf, und dehnen sich bis an den Horizont, wo sie mit dem Blau des Himmels zusammenfließen. Dazwischen Kirchen, Dörfer, Brücken, — Alles, nach zwei Seiten hin, umrahmt von den Höhenzügen des Havellandes und der Zauche. Das Ganze ein Landschaftsbild im großen Stil; nicht von relativer Schönheit, sondern absolut. Man darf hier

getroſt hinaustreten, ohne ſich des Vergleichs-Sinnes zu entſchlagen. —

Eine Viertelſtunde ſpäter, und wir ſchritten dorfan, um der „Grelle“ und ihren Anwohnern einen Beſuch zu machen. Der Weg dahin führt durch eine Akazien-Allee und demnächſt an einer ganzen Plantage von Akazien vorbei. Schon vorher war mir der beſondere Reichthum des Dorfes an dieſer Baumart aufgefallen. Man begegnet der Akazie überhaupt häufig in den Havelgegenden, aber vielleicht nirgends häufiger als hier. Es iſt ein dankbarer Baum, mit jedem Boden zufrieden, und in ſeiner arabiſchen Heimath nicht verwöhnt, ſcheint er ſich auf märkiſchem Sande mit einer Art Vorliebe eingelebt zu haben. Alle Akazien in Spree- und Havelland rühren mittelbar von Sansſouci her, wo der Ur-Akazienbaum, der Stammvater vieler tauſend Enkel und Urenkel an der Bornſtädter Straße, gegenüber dem Triumphbogen ſteht. Die Akazie, urſprünglich als Zier- und Parkbaum gehegt, hat übrigens längſt aufgehört eine exceptionelle Stelle einzunehmen; ſie iſt, wie das ihrer anſpruchsloſen Natur entſpricht, Nutzholz geworden und bildet einen nicht unerheblichen Handels-Artikel dieſer Gegenden. Ich erfuhr darüber Folgendes:

Zu beſtimmten Zeiten kommen Händler aus den Nordſeehäfen, aus Hamburg, Stade, Bremerhafen, auch von der Jade her, bereiſen die Akaziengegenden, kaufen an und markiren die Bäume, die zunächſt gefällt werden ſollen. Ein Hauptpunkt für dieſe Händler iſt Petzow. Einige Wochen ſpäter erſcheint ein Elbkahn von Hamburg oder den andern genannten Plätzen und hat eine kleine Armee von Holzfällern und Holzſpaltern an Bord. Es ſind Geſchwiſterkinder der Schindelmacher. Wie dieſe haben ſie es zu einer Virtuoſität gebracht; ſie fällen, zerſägen, ſpalten; während der Schindler aber ein Flachholz herſtellt, ſtellt dieſer nordiſche Holzſpalter ein cylinderförmiges Langſtück her, das ſpäter, als beſte Sorte Schiffsnägel, auf den Werften der Seeſtädte eine Rolle ſpielt. Wenn der Kahn mit dieſen Schiffsnägeln gefüllt iſt, wird die Rückfahrt angetreten und die Petzower Akazien ſchwimmen ein Jahr ſpäter auf allen Meeren und halten die Planken der deutſchen Flotte zuſammen. —

Wir hatten inzwiſchen die „Grelle“ und damit zugleich den

großen Ziegelofen erreicht, der ſich hier am Ufer der tief einſchneidenden Havelbucht erhebt. Dieſer Ziegelofen iſt weit bekannt in Havelland und Zauche; er iſt der älteſten einer, und ſchon im vorigen Jahrhundert umgab ihn eine Colonie von Ziegelſtreichern und Ziegelbrennern, die ſich hier in Hütten und Häuſern angeſiedelt hatten. Dieſe übertrugen den Namen, den ſie hier vorfanden, alsbald auf die ganze Anlage, ſo daß mit dem Worte „Grelle“ nunmehr eben ſo oft das Etabliſſement wie die seeartige Einbuchtung bezeichnet wird. Der alte hiſtoriſche Ziegelofen moderniſirte ſich im Laufe der Jahre, vielleicht auch die Häuſer, die ihn umſtanden, aber ſie blieben immerhin kümmerlich genug.

Auf eins derſelben, dem man erſichtlich vor Kurzem erſt ein neues Stockwerk aufgeſetzt hatte, ſchritten wir jetzt zu. Der Eingang war vom Hofe her.

Ein alter knorriger Birnbaum, der ziemlich unwirſch ausſah, legte ſein Gezweig nach links hin auf das niedrige Hausdach, nach rechts hin über ein Conglomerat unſagbarer Oertlichkeiten: Verſchläge, Ställe, Koſen. Zwiſchen ihnen das gemeinſchaftliche Geſtade eines Sumpfes. Alles ärmlich, unſauber; ſelbſt das Weinlaub, dem man dürftig und kunſtlos ein Spalier zuſammengenagelt hatte, ſpann ſich verdrießlich an der Hinterwand des Hauſes aus. Ein unpoetiſcher, ſelbſt ein unmaleriſcher Ort! Aber aus dem Weinlaub hervor ſchimmerte eine weiße Tafel mit der Inſchrift: „Hier ward Zelter geboren am 11. Dec. 1758.“

Beuth, wenn mir recht berichtet, hat ſeinem Freunde Zelter dieſe Tafel errichten laſſen. Der Schüler und zweite Nachfolger des berühmten „Sohnes der Grelle“ aber war — Grell. Auch der Zufall liebt es gelegentlich mit Wort und Namen zu ſpielen.

Baumgartenbrück.

> And thus an airy point he won,
> Where, gleaming with the setting sun,
> One burnished sheet of living gold,
> Loch-Katrine lay beneath him roll'd.
>
> **Lady of the Lake.**

Die Havel, als sie nach Süden hin den Schwilow-See bildete, um sich innerhalb dieses weiten Bassins zu ergehen, mußte doch schließlich aus dieser Sackgasse wieder heraus, und die Frage war nur: wo? In der Regel behalten die durchbrechenden Wogen die einmal eingeschlagene Richtung bei und ruhen nicht eher, als bis sie, dem Durchbrechungspunkte gegenüber, einen Ausgang gefunden oder gewählt und gebohrt haben. Nicht so hier. Die Havel schoß eben nicht wie ein Pfeil von Nord nach Süd durch das Moor- und Sumpfbecken hindurch, in welchem sie während dieser Stunden den Schwilow schuf, sie *erging* sich vielmehr innerhalb desselben, entschlug sich jeder vorgefaßten Richtung und nahm endlich ihren Abfluß *halbrückwärts*, keine 2000 Schritt von der Stelle entfernt, wo sie kurz vorher den Damm durchbrochen hatte. An dieser Abflußstelle, wo also die Havel nach ihrer Schwilow-Promenade sich wieder verengt, um nordwestwärts weiter zu fließen, liegt *Baumgartenbrück*.

Dies Baumgartenbrück wird schon frühe genannt und bereits im 13. Jahrhundert findet sich eine Burg Bomgarde oder Bomgard verzeichnet, ein sonderbares Wort, in dem unsere Slawophilen, nach Analogie von Stargard, Belgard, eine halbwendische Bezeichnung haben erkennen wollen. Was es nun aber auch mit dieser Bomgarde auf sich haben möge, ob sie wendisch oder deutsch,

ſo viel verbleibt ihr, daß ſie ſeit hiſtoriſchen Tagen und namentlich ſeitdem ein Bomgarden-Brück daraus geworden, immer ein Punkt von Bedeutung war, ein Punkt, deſſen Wichtigkeit gleichen Schritt hielt mit dem induſtriellen Aufblühen der Schwilow- und Havel-Ufer. Die Einnahmen verzehnfachten ſich und wenn früher hier ein einfacher, altmodiſcher Zoll gezahlt worden war, um die Landreiſenden trocken von einem Ufer zum andern zu bringen, ſo kamen nun die viel einträglicheren Tage, wo, neben dem Brückenzoll für Pferd und Wagen, vor Allem auch ein Brücken-Aufzugzoll für alle durchpaſſirenden Schiffe gezahlt werden mußte. Der Culturſtaat etablirte hier eine ſeiner Doppelpreſſen; zu Land oder zu Waſſer — gezahlt mußte werden, und Baumgartenbrück wurde für Brückengeld-Einnehmer allmählich das, was die Charlottenburger Chauſſeehäuſer für Chauſſeegeld-Einnehmer waren. Und ſo iſt es noch.

Aber die lachenden Tage von Baumgartenbrück brachen doch erſt an, als, vor etwa 40 Jahren, aus dem hier ſtehenden Brückenwärterhaus ein Gaſthaus wurde, ein Vergnügungsort für die Potsdamer ſchöne Welt, die mehr und mehr anfing, ihren Brauhausberg und ihren Pfingſtberg den Berlinern abzutreten und ſich eine ſtille Stelle für ſich ſelber zu ſuchen. Sie verfuhren dabei kurz und ſinnig wie die Schweizer, die ihre Allerwelts-Schönheitspunkte: den Genfer und den Vierwaldſtätterſee den Fremden überlaſſen, um an irgend einer abgelegenen Stelle der Glarner Alpen „ihre Schweiz für ſich“ zu haben. Die Potsdamer wählten zu dieſem Behufe Baumgartenbrück.

Und es war eine vorzügliche Wahl! Es vereinigt ſich hier Alles, was einem Beſuchsorte zu Zierde und Empfehlung gereichen kann: Stille und Leben, Abgeſchloſſenheit und Weitblick, ein landſchaftliches Bild erſten Ranges und eine vorzügliche Verpflegung. Hier unter den Laubgängen zu ſitzen, nach einem tüchtigen Marſch oder einer Fahrt über den See, iſt ein Genuß, der alle Sinne gefangen nimmt; nur muß man freilich die Eigenart des Platzes kennen und beiſpielsweiſe wiſſen, daß hier nur eines getrunken werden darf: eine Werderſche.

Mit der Werderſchen, und wir treten damit in eine bukoliſche Betrachtung ein, iſt es nämlich ein eigen Ding. Sie iſt entweder

zu jung, oder zu alt, entweder ſo phlegmatiſch, daß ſie ſich nicht rührt, oder ſo hitzig, daß ſie an die Decke fährt; in Baumgartenbrück aber ſteht ſie im glücklichen Mittelpunkt ihres Lebens; gereift und durchgeiſtigt, iſt ſie gleich weit entfernt von ſchaler Jugend, wie von überſchäumendem Alter. Die Werderſche hier hat einen feſten, drei Finger breiten Schaum; feinfarbig, leicht gebräunt, liegt er auf der dunkeln und doch klaren Fluth. Der erſte Brauer von Werder iſt Stammgaſt in Baumgartenbrück; er trinkt die Werderſche, die er ſelber ins Leben rief, am beſten an dieſer Stelle. Er iſt wie ein Vater, der ſeinen früh aus dem Hauſe gegebenen Sohn am Tiſch eines Pädagogen wohlerzogen wiederfindet.

Baumgartenbrück, trotz des Verkehrs, der an ihm vorüber gleitet, iſt ganz ausgeſprochen ein ſtiller, lauſchiger Platz; vor Allem kein Platz prätentiöſer Concerte. Kein Podium mit Spitzbogen-Façade und japaniſchem Dach ſtellt ſich hier, wie eine beſtändige Drohung, in die Mitte der Verſammlung hinein und keine Rieſenplakate erzählen dem arglos Eingetretenen, daß er gezwungen ſei, zu Nutz und Frommen eines Abgebrannten oder Ueberſchwemmten zwei Stunden lang ſich ruhig zu verhalten. Dieſe Ungemüthlichkeiten haben keine Stätte unter den Bäumen von Baumgartenbrück.

Hier iſt nur der böhmiſche Muſikant zu Hauſe, der des Weges zieht und mit dem Notenblatt ſammelt. Eben treten wieder ihrer ſieben ein, ſtellen ſich ſchüchtern ſeitwärts, und wohl wiſſend, wie gefährlich jedes Zaudern für ſie iſt, beginnen ſie ſofort. Il Baccio eröffnet den Reigen. Wohl iſt es hart. Die Poſaune, mit beinah künſtleriſchem Feſthalten eines Tones, erinnert an das Nachtwächterhorn alter Tage; die Trompete kreiſcht, der Triangel bimmelt erbärmlich. Wie immer auch, ſeid mir gegrüßt! —

Wenn ich dieſer alten Geſtalten mit den ſchadhaften Bärten und den verbogenen Käppis anſichtig werde, lacht mir immer das Herz. Nicht aus Sentimentalität, nicht weil ſie mich an Jugendtage erinnern, ſondern weil ſie ſo bequem, ſo harmlos ſind, während der moderne Künſtler, nach eigner Neigung und vor allem auch durch die feierliche Gutheißung des Publikums, ſich mehr und mehr zu einem

Tyrannen der Geſellſchaft aufgeſchwungen hat. Du biſt irgendwo in ein Geſpräch verwickelt, nehmen wir an in das unbedeutendſte von der Welt, über Drainirung, oder Spargelzucht, oder luftdichte Ofenthüren; Niemand verliert etwas, der von dieſem Geſpräche nichts hört, aber Dir und Deinem Nachbar gefällt es, euch beiden iſt es lieb und werth, und ihr treibt behaglich auf der Woge der Unterhaltung. In dieſem Augenblicke ſtillen harmloſen Glücks giebt irgend ein dicker oder dünner primus inter pares mit ſeiner ſilbernen Klapptrompete ein Zeichen und verurtheilt Dich ohne Weiteres zum Schweigen. Willſt Du nicht darauf achten, ſo wirſt Du geſellſchaftlich in den Bann gethan: Du mußt zuhören, Du mußt die „luſtigen Weiber von Windſor" ſich zum zehnten Male zanken, oder gar die Prinzeſſin Iſabella zum hundertſten Male um „Gnade" rufen hören. Nichts hilft dagegen. Wie anders dieſe ächten und unächten Bergmanns-Virtuoſen! Sie blaſen drauf los, alle Kinder ſind entzückt, Du ſelber folgſt lachend den ſtolpernden Diſſonanzen und haſt dabei das ſüße Gefühl bewahrter perſönlicher Freiheit. Die allgemein anerkannte künſtleriſche Unvollkommenheit wird zum rettenden Engel.

Baumgartenbrück iſt noch ein Platz dieſer Freiheit.

Aber was dauernd hier feſſelt, weit über das beſte Bier und die beſcheidenſte Muſik hinaus, das ſind doch die Gaben der Natur, das iſt — wir deuteten es ſchon an — die ſeltene Schönheit des Platzes. Es iſt eine „Brühlſche Terraſſe" am Schwilow-See. Baſtionartig ſpringt ein mit Linden und Kaſtanien dicht beſtandener Uferwall in den See hinein, und ſo viele Bäume, ſo viele Umrahmungen eines von Baum zu Baum wechſelnden Panoramas. Welche Reihenfolge entzückender Bilder! Man ſitzt wie auf dem Balcon eines Hauſes, das an der Schmalſeite eines langen Squares gelegen iſt, und während das Auge über die weite Fläche des oblongen Platzes hingleitet, zieht unmittelbar unter dem Balcon das Treiben einer belebten Straße fort. Der Platz iſt der Schwilow-See, die belebte Straße iſt die Havel, deren Fahrwaſſer an dem Quai vorüber und durch die unmittelbar zur Rechten gelegene Brücke führt.

Iſt es hier ſchön zu allen Tageszeiten, ſo waltet hier ein beſonderer Zauber um die ſechste Stunde; dann ſchwimmen, kom-

mend und gehend, aus dem Schwilow hinaus und in den Schwilow hinein, aber alle von der Abendsonne beschienen, die Havelkähne in ganzen Geschwadern heran und zwischen ihnen hindurch gleitet von Werder her der obstbeladene Dampfer. Die Zugbrücke steigt und fällt in beständigem Wechsel, bis mit dem Niedergehen der Sonne auch der Verkehr zu Ende geht.

Nun dunkelt es. In den Lindenlauben werden die Lichter angezündet und spiegeln im See. Noch hallt dann und wann ein Ruf herüber, oder ein Büchsenschuß aus dem Ferchet Forst her rollt im Echo über den See; — dann Alles still. Die Lichter löschen aus, wie die Glühpunkte in einem niedergebrannten Papier. Ein Huschen noch hier hin dort hin; nun verblitzt das letzte.

Nacht liegt über Baumgartenbrück und dem Schwilow.

Alt-Geltow.

I do not set my life at a pin's fee;
By heaven, I'll make a ghost of him that hinders me:
I say, away!

Hamlet.

Etwa tauſend Schritt hinter Baumgartenbrück, und zwar landeinwärts, liegt Alt-Geltow.

Wenn es auch bezweifelt werden mag, daß die „alte Boomgarde", die dem heutigen Baumgartenbrück den Namen gab, wenigſtens ſo weit das Sprachliche in Betracht kommt, bis in die ſlaviſche Zeit hinauf zu verfolgen iſt, ſo haben wir dagegen in Alt-Geltow ein unbeſtritten wendiſches Dorf. Die älteſten Urkunden thun ſeiner bereits Erwähnung und es nimmt ſeinen Platz ein unter den ſieben alten Wendendörfern der Inſel Potsdam: Bornim, Bornſtädt, Eiche, Golm, Grube, Nedelitz und Gelte. Dieſe letztere Schreibweiſe, urſprünglich Geliti; iſt die richtigere. Geltow indeß iſt der übliche Name geworden.

Die Geſchichte des Dorfes geht weit zurück; aber die ſchon erwähnten Urkunden, von denen die älteſte aus dem Jahre 933 ſtammt, ſind dürftigen Inhalts und laſſen uns, von kleinen Streitigkeiten abgeſehen, nur das eine erkennen, daß erſt die Familie Hellings v. Gelt, dann die Gröbens, dann die Hakes ihren Beſitz hier hatten. 1660 gingen Dorf und Haide an den großen Kurfürſten über und gehörten ſeitdem zu den vielen Beſitzungen des kurfürſtlichen, beziehungsweiſe Königlichen Hauſes in

der Umgegend von Potsdam. 1842 wurde die Haide zur Erweiterung des Wildparks benutzt.

Geltow war immer arm; dieſer Charakter verblieb ihm durch alle Zeiten hin, und die ſchlichten Wände ſeiner Kirche, deren wir eben anſichtig werden, mahnen nur zu deutlich daran, daß die Pfarre, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, 200 Thlr. trug.

Wir ſchreiten zunächſt über einen Grabacker hin, der ſeit 20 oder 30 Jahren brach liegt und eben wieder anfängt, aufs Neue beſtellt zu werden. Zwiſchen den eingeſunkenen Hügeln wachſen friſche auf; dieſe ſtehen in Blumen, während wilde Gerſte über die alte wächſt.

Es iſt ſpät Nachmittag; der Hollunder blüht; kleine blaue Schmetterlinge fliegen um die Gräber; ein leiſes Bienenſummen iſt in der Luft; aber man ſieht nicht, woher es kommt.

Die Kirchthür iſt angelehnt; wir treten ein und halten Umſchau in dem ſchlichten Raume: weiße Wände, eine mit Holz verſchlagene Decke und hart an der Giebelwand eine ängſtlich hohe Kanzel, zu der eine ſteile, gradlinige Seitenſtiege führt.

Und doch das Ganze nicht ohne ſtillen Reiz. Krone neben Krone; geſtickte Bänder, deren Farben halb oder auch ganz verblaßten; dazwiſchen Myrthen- und Immortellenkränze im bunten Gemiſch. Das Ganze ein getreues Abbild ſtillen dörflichen Lebens: er ward geboren, nahm ein Weib und ſtarb.

Es iſt jetzt Sitte geworden, die Kirchen dieſes Schmuckes zu berauben. „Es ſind Staubfänger," ſo heißt es, „es ſtört die Sauberkeit." Richtig vielleicht und doch grundfalſch. Man nimmt den Dorfkirchen oft das Beſte damit, was ſie haben, vielfach auch ihr — Letztes. Die buntbemalten Fenſter, die großen Steincrucifixe, die Grabſteine, die vor dem Altar lagen, die Schildereien, mit denen Liebe und Pietät die Wandpfeiler ſchmückte, — ſie ſind alle längſt hinweg gethan; „ſie nahmen das Licht", oder „ſie waren zu katholiſch", oder „die Fruen und Kinner verſierten ſich". Nur die Braut- und Todtenkronen blieben noch. Sollen nun auch dieſe hinaus? Soll Alles fort, was dieſen Stätten Poeſie und Leben lieh? Was hat man denn dafür zu bieten? Dieſe Todtenkronen, zur Erinnerung an Heimgegangene, waren namentlich dem auf's Saubere und Ordentliche geſtellten Sinn Friedrich

Wilhelm's III. nicht recht. In den Dorfkirchen, wo er Sonntags zum Gottesdienſte erſchien, duldete er ſie nicht. Er geſtattete aber Ausnahmen. Paſtor Lehnert in Falkenrehde erzählt: Eine alte Coloniſten-Wittwe in meiner Gemeinde verlor ihren Enkel, den ſie zu ſich genommen und erzogen hatte, und der ihr ein und alles war. Sie ließ eine reich mit Bändern verzierte Todtenkrone anfertigen und begehrte, ſolche neben ihrem Sitze in der Kirche aufhängen zu dürfen, „weil ſie ſonſt keine Ruhe und keine Andacht mehr habe". Paſtor Lehnert gab nach. Der König, bei einem nächſten Kirchenbeſuche von Paretz aus, bemerkte die Krone und äußerte ſich mißfällig; als ihm aber der Hergang mitgetheilt wurde, fügte er hinzu: „Will der Frau ihre Ruhe und Andacht nicht nehmen." — Solche Fälle, wo „Ruhe und Andacht" eines treuen und liebevollen Herzens an einem derartigen, noch dazu höchſt maleriſchen Gegenſtande hängen, ſind viel häufiger, als nüchterne Verordnungen Unbetheiligter vorausſetzen mögen.

Die Alt-Geltower ſcheinen ſo empfunden zu haben und haben ihren beſten Schmuck zu bewahren gewußt. Die Giebelwand, an der ſich Kanzel und Kanzeltreppe befinden, iſt ganz in Kronen und Kränze gekleidet, im Ganzen zählte ich ſiebenzig, und dazwiſchen hängen jene bekannten, ſchwarz und weißen Tafeln, an deren Häkchen die Kriegsdenkmünzen aus der Gemeinde ihre letzte Stätte finden. Die eine Tafel erzählte von 1813; auf der andern las ich Folgendes: „Aus dieſem Kirchſpiel ſtarben im Befreiungskriege für ihre deutſchen Brüder in Schleswig-Holſtein:

F. W. Kupfer, gef. vor Düppel am 17. März 1864;

Carl Wilh. Lüdeke, geſtorben an ſeinen Wunden im Lazareth zu Rinkenis am 22. März 1864.

Vergiß die treuen Todten nicht."

Das Jahr 1866 ſchien ohne Opferforderung an Alt-Geltow vorüber gegangen zu ſein. Aber jetzt! Manch neuer Name wird ſich zu den alten geſellen.

In der Kirche hatte ſich ein Mann aus dem Dorfe, ich weiß nicht, ob Lehrer oder Küſter zu uns gefunden. „Nun müſſen Sie noch die Meuſebach'ſche Begräbnißſtätte ſehen," ſo ſagte er.

Wir horchten auf, da wir von einer ſolchen Begräbnißſtätte nie gehört hatten, folgten dann aber unſerem neu gewonnenen Führer, bis wir draußen an einen Vorſprung gelangten, eine Art Baſtion, wo der Kirchhofshügel ſteil abfällt. Hier, an höchſter Stelle, die einen Ueberblick über das Dorf und ſeine Gärten geſtattet, bemerkten wir nunmehr einen eingefriedigten, mit Eſchen und Cypreſſen umſtellten Platz, deſſen ſchlichtes, mit Convolvulus und wildem Wein umranktes Gitter drei Epheugräber einſchloß. In ihnen ruhten Vater, Mutter, Sohn. Die letzten ihres Namens. Das Ganze wirkte durch ſeine große Einfachheit.

Der Vater, Karl Hartwig Gregor Freih. v. Meuſebach, lange Zeit Präſident des Rheiniſchen Caſſations- und Reviſionshofes, war ein Kenner der deutſchen Literatur, zugleich ein Sammler ihrer Schätze, wie kaum ein zweiter. Wir finden über ihn Folgendes: „Seine bibliographiſchen Beſtrebungen umfaßten das ganze Gebiet von Erfindung der Buchdruckerkunſt bis auf die Gegenwart, doch ſo, daß er dem Volks- und geiſtlichen Liede, den Schriften Luther's, vor allen aber Fiſchart's, ſo wie den nach ſeiner Meinung zu ſehr verachteten und vergeſſenen Schriftſtellern des 17. Jahrhunderts einen gewiſſen Vorrang zugeſtand. Alle erheblich ſcheinenden Bücher, welche ſeine ſcharfſinnigen Unterſuchungen ihn kennen gelernt hatten, ſuchte er zu erwerben. So gedieh ſeine Bibliothek zu einer ſeltenen Vollſtändigkeit und zu einem fein gegliederten inneren Zuſammenhange."

Vor 1819 an lebte er in Berlin, wenn ich nicht irre in einem der Häuſer, die bei dem Neuen-Muſeums-Bau verſchwunden ſind. Hier beſuchte ihn Anfangs der 20er Jahre Hoffmann v. Fallersleben, der über dieſen Beſuch in ſeinen „Aufzeichnungen und Erinnerungen" berichtet.

„Schon in Coblenz hatte ich viel gehört von einem Herrn v. Meuſebach, der von dort aus als Geheimer Rath an den Rheiniſchen Caſſationshof in Berlin verſetzt worden ſei.

Er beſitze, ſo hieß es, eine große Bibliothek, reich an altdeutſchen Werken, ſei ein großer Kenner und immer noch ein eifriger Sammler. Ich erfuhr bald ſeine Wohnung: er wohnte in dem Hauſe der Frau Friedländer hinter der kleinen Brücke, die über den Kupfergraben auf den Muſeumsplatz und die Neue Fried-

richsstraße zuführte. Ich ging eines Morgens zwischen 9 und 10 hin, ließ mich anmelden, wurde aber abgewiesen. Ich wiederholte noch zweimal meinen Besuch; immer aber hieß es: „der Herr Geheime Rath schläft noch.“ Ich ließ mich nicht abschrecken und versuchte es zum vierten Male, aber erst um 11 Uhr. Diesmal hatte ich sagen lassen, der Herr v. Arnim habe mich ja schon angemeldet. Nach einiger Zeit kehrte der Bediente zurück: ich möchte eintreten.

Herr v. Meusebach war in eifrigem Gespräch begriffen mit Frau v. Savigny, begrüßte mich, ließ mich stehen und setzte sein Gespräch fort. Frau v. Savigny war so gesprächig, daß sich gar kein Ende absehen ließ. Endlich nach einer Viertelstunde war der Born ihrer Beredtsamkeit versiegt und sie empfahl sich.

Meusebach wendete sich nun an mich. Ich sprach einfach aus, was ich von ihm wünschte, nämlich seine Bücher zu sehen. Das gefiel ihm. Ehe er mir aber etwas zeigte, öffnete er die Thür zur Bibliothek und holte links aus der Ecke zwei gestopfte Pfeifen und bot mir die eine an. Als wir so recht damit im Zuge waren, schloß er eine Tapetenthür auf; in diesem unbemerkten Wandschrank wurden die Lieblingsbücher und kostbarsten und seltensten aufbewahrt. Zuerst zeigte er mir das Lutherische Gesangbuch von 1545. „Was sagen Sie dazu?“ Ich freute mich, staunte, bewunderte. Es folgte nun eine ganze Reihe derartiger Bücher, die ich alle noch nie gesehen hatte. Die Bücherschau dauerte bereits über anderthalb Stunden, da trat Friedrich der Bediente ein: „Herr Geh. Rath, es ist angerichtet.“ Das störte uns nicht, wir fuhren in unserem angenehmen Geschäfte fort. Friedrich kam wieder: „Herr Geh. Rath, das Essen steht schon längst auf dem Tische.“ „Gut. Nun kommen Sie mit.“ Ich hatte früher nie Sauerkraut essen können, heute schmeckte es mir vortrefflich, sowie der leichte Moselwein (einen andern führte der Herr Geheime Rath nicht). Frau v. Meusebach lachte, daß ich es heute so schön getroffen hätte. Die Unterhaltung war sehr heiter. Ich erzählte allerlei hübsche Geschichten so unbefangen, als ob ich in einem Kreise alter lieber Freunde mich befände.

Nach Tische begaben wir uns wieder an unsern Wandschrank. Als der Kaffee kam, holte ich mir selbst eine frisch gestopfte Pfeife,

— Friedrich mußte immer an die dreißig wohlgereinigt und gestopft im Gange erhalten. Meusebach ergötzte sich sehr, daß ich schon so gut Bescheid wußte.

Wir begannen von Neuem die Bücherschau. Es wurde Licht angezündet, wir setzten uns. Jetzt kamen die Liederbücher und die Fischartiana an die Reihe. Meine Freude steigerte sich. Der Thee wurde gebracht. Frau v. Meusebach kam mit ihren Kindern. Das störte uns weiter nicht. Wir unterhielten uns und besahen Bücher; Thee und Essen war Nebensache. Die Kinder gingen wieder fort, Frau v. Meusebach folgte bald nach, wir waren wieder allein. Eine frische Pfeife wurde angebrannt. Es war bereits spät. Ich wollte nach Haus, mußte aber bleiben. Es wurde zwölf, es wurde eins. Immer noch kein Ende. Da kam Meusebach auf meine „Liederhandschrift," die ich das Glück gehabt hatte auf einem Trödel in Bonn zu entdecken, zu sprechen und meinte, es wäre hübsch, wenn er das Buch mal sehen könnte. Das „Sehen" verstand ich recht gut und beschloß bei mir, es ihm zu Weihnachten zu verehren. Endlich um halb 2 schieden wir und waren nach funfzehntehalb Stunden erster Bekanntschaft beide recht frisch und vergnügt. Ich mußte versprechen, meinen Besuch bald zu wiederholen, und es fiel mir denn auch nicht im Geringsten schwer, recht bald Wort zu halten."

Gegen Ende seines Lebens hin empfand Meusebach immer tiefer das Bedürfniß, ungestört seinen Studien leben zu können. Er gab seine hohe richterliche Stellung auf (1842) und zog sich nun nach Alt-Geltow zurück. Mit ihm ging seine Bibliothek. Aber nicht lange mehr hatte er sich dieser Muße zu freuen. Er starb am 22. August 1847. Seine Bibliothek, ein Schatz, wurde 1849 seitens der preußischen Regierung erstanden und der Berliner Bibliothek einverleibt.

Hatte der Vater der stillen Welt seiner Bücher angehört, so gehörte der Sohn (seiner äußeren Stellung nach ebenfalls Jurist) um so voller der Außenwelt, dem Markt des Lebens an. Er war in eminentem Sinne ein „Lebemann," geistreich, schlagfertig, eine feine und spitze Zunge zugleich. Die März-Ereignisse zogen ihn in die Politik; sein berühmter Ausspruch: „ich rieche Leichen," womit er in den Octobertagen desselben Jahres auf die Tribüne

trat, iſt unvergeſſen geblieben und ein geflügeltes Wort geworden. Die 50er Jahre ſahen ihn im diplomatiſchen Dienſt, erſt als Generalconſul in den Donaufürſtenthümern, dann als Geſandten in Braſilien. Seine Wunderlichkeiten wuchſen. 1854 in Giurgewo war er im türkiſchen Kugelregen nicht nur ſpazieren gegangen, ſondern hatte ſeinen Rattenfänger auf das Apportiren von Sprengſtücken abgerichtet; acht Jahre ſpäter in Rio verfiel er dem Wahnſinn. Seine Lebensweiſe hatte die angeborene Excentricität unterſtützt. „Champagner in Eis" war ſein ſteter Begleiter und ſeine oft abgegebene Verſicherung, „daß er ſeines Vaters Bibliothek in den Keller getragen habe," war nur allzu richtig. So konnte die Kataſtrophe kaum ausbleiben. Eine reich angelegte Natur ging in ihm zu Grunde.

Daß ich Gräbern wie dieſen auf dem Geltower Kirchhofe begegnen würde, der Gedanke hat mir fern gelegen. Ich las die einfachen Inſchriften, nahm ein Epheublatt vom Grabe des Vaters und ſtand noch immer wie im Bann dieſer Stätte.

Unſer Führer endlich löſte ihn. „Da drüben iſt noch ein Grab, das Sie ſehen müſſen." — Zugleich brach er auf und gab uns dadurch das Zeichen, ihm zu folgen.

Ein dichtes Fliedergeſtrüpp hatte uns wie eine Couliſſe von dem eigentlichen Kirchhof, der jetzt, wie erwähnt, ſeine zweite Beſtellzeit hat, getrennt, und wir ſtanden nunmehr, nachdem wir das Geſtrüpp glücklich durchbrochen, vor einer kleinen Gräberreihe, die das ſo lange brach gelegene Feld neu zu durchziehen begann. Eines der Gräber war beſonders gehegt und gepflegt: ein Gartenbeet mit Roſen und Nelken, mit Levkojen und Heliotrop dicht überwachſen. Zu Häupten des Grabes ſtand ein Kreuz, dahinter hohe Malven. Die Inſchrift lautete: „Hier ruhet in Gott Johann Schupke, geb. d. 1. Feb. 1822, geſt. d. 30. Novbr. 1865. Jeſaias Cap. 57 V. 2: „Und die richtig vor ſich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern."

Die Sonne war am Untergehen; die ſchönſte Zeit des Tages, zumal für eine märkiſche Landſchaft. Wir ließen deshalb die Gräber, unterbrachen unſer Geſpräch und ſtiegen die Kirchthurmtreppe hinauf, um uns, nachdem wir die Luken geöffnet, der im Golde daliegenden Schwilow-Ufer zu freuen. Wie ſchön! Hier

oben erst erneute sich das Gespräch. „Ja von unserm Schupke wollt' ich erzählen," so hob unser Führer an. Ich nickte zustimmend.

Gott hab' ihn selig, das war ein Mann und durch schwere Schulen war er gegangen! Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Und das muß ich sagen, wenn der Himmel je einen preußischen Förster lieb gehabt hat, dann hat er Schupken lieb gehabt.

War er ein Alt-Geltower? fragte ich, um wenigstens etwas von Theilnahme auszudrücken.

Da seh ich, daß Sie ihn nicht gekannt haben. Er war ein Schlesier, aus dem Riesengebirge oder so herum, und sprach das Rübezahl-Deutsch bis an sein seliges Ende. Nie ist ein reines a über seine Lippen gekommen.

Wie kam er denn in diese Gegenden?

Wie so viele andere hierherkommen. Er wurde nicht lange gefragt. Sie hoben ihn aus, und ein schmucker Junge, wie er war, nahmen sie ihn zur Garde. Er stand bei den Jägern.

Und durch schwere Schulen ist er gegangen, sagten Sie?

Das will ich meinen! Lassen Sie sich erzählen. Der grüne Jägerrock sticht in die Augen; grün geht noch über blau; kurz und gut, Schupke wurde ein glücklicher Liebhaber. Der Himmel hing ihm voller Geigen. Ob er das Mädchen heirathen wollte, weiß ich nicht, aber sie hielt zu ihm, und eines Tages, der Böse hatte sein Spiel, schenkte sie ihm Uhr und Kette. Eine goldene Uhr. Es sei ein Erbstück; ein Onkel von ihr sei gestorben.

Das hätte nun unsern Schupke wohl stutzig machen sollen; aber der Mensch ist eitel, und wenn er hübsch ist und erst 22 Jahr, dann ist er's doppelt, kurzum Schupke nahm die Uhr und freute sich dran; die kleine goldene Kette parabirte zwischen dem dritten und sechsten Knopf, und wenn ihm ein Gedanke durch den Kopf ging, so dachte er: „es sterben so Viele; warum soll er nicht gestorben sein?"

Es sterben so viele Onkel, aber ihr Onkel, des Mädchens Onkel war nicht gestorben und schon am andern Tage hieß es: des alten Wolffenstein goldene Uhr wird vermißt, Uhr und Kette; und eine Stunde später hieß es: man weiß wer sie hat; sie hat es gestanden.

Das ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt; es kam auch in die Jäger-Kaserne. Schupke wurde leichenblaß. Ein unbescholtener Mann, makellos, aller Leute Liebling, — und nun entehrt. „Ich hab' es nicht gewußt"; aber wer hätt' es geglaubt? Der Schein war gegen ihn. Es schüttelte ihn am ganzen Leibe; er riß das Fenster auf, um wieder frei zu athmen; es half nichts; ein furchtbares Anklagewort gellte ihm vor den Ohren; er hörte das Ticken der unglückseligen Uhr auf seiner Brust; er that sie weg — es tickte noch.

Es mußte sein; er nahm seine Büchse und ging hinaus.

Aber das Leben ist süß. Er irrte draußen umher, erst an der Havel hin, dann links in den Forst hinein. „Jetzt"! Er riß seinen Rock auf. Nein, noch nicht. So vergingen Stunden.

Wo ist Schupke? hieß es derweilen in der Kaserne. Man öffnete seinen Schrank. Da lagen Uhr und Kette. Man sah auf den Büchsenstand. Eine Büchse fehlte; Schupke's. Alles war klar.

Der Hauptmann seiner Compagnie, Graf Schlieffen, warf sich auf's Pferd. Der Weg war wie vorgeschrieben. Er sagte sich: ein Jäger ist in den Wald gegangen. 500 Schritt hinterm Schützenhause begegnete ihm ein Mann, der Reisig auf seiner Karre heimkarrte. „Guten Tag, Papa, habt Ihr nicht einen Gardejäger hier herum gesehen?"

„Woll, den hebb ick sehn. Reitens man to, Herr Hauptmann. Mit den Jäger is et nich richtig. Ick kaek upp'n Kirchhof. Do läg he an een von de Gräbers up sine Knie, un ick härte, wie he lies' beden und spreeken deih. Un denn legt he sinen Kopp up det Grab, immer deeper int Gras. Mit den Jäger is et nich richtig. Reitens man to, Herr Hauptmann."

Also doch. Graf Schlieffen jagte vor. In einer Minute hielt er an dem halb angelehnten Thorflügel. Da lag der Gardejäger noch auf seinen Knieen, wie der Reisigsammler erzählt hatte, und betete. Schupke! rief der Graf.

Schupke sprang auf und griff nach seiner Büchse. Er sah

wie gestört aus; dann winkte er mit der Hand, wie um anzudeuten: der Graf solle ihn nicht stören.

Der aber ritt näher. Schupke winkte noch einmal. Als der Graf auch jetzt noch weiter vorritt, legte Schupke die Büchse an die Schulter: Zurück, Herr Hauptmann, oder ich schieße!

Der Graf hielt; — ein Gardejäger trifft seinen Mann. So war Zeit gewonnen. Im nächsten Augenblick aber fiel ein Schuß. Schupke hatte sich durch die Brust geschossen.

Auf einer Bahre trugen sie ihn hinein. Er schien ein Sterbender. Aber die Jugend war stärker als der Tod. Drei Jahre lang lag er im Lazareth, die Kugel hatte ihm ein Stück Tragband mit in die Lunge gejagt; dann stand er auf und war ein genesener Mann. Kein Mensch in Potsdam sprach von dem, was vorhergegangen war; in Mitleid war jede andere Betrachtung untergegangen; jeder hatte ein tiefes Mitgefühl für den Mann von Ehre, der die leise Schuld, die ihn traf, mit seinem Blute bezahlt hatte. Er verließ das Lazareth und wurde Förster in der Pirschhaide. Hier, wo die Lichtung ist, dort stand sein Haus.

Das Trauerspiel war aus; das Idyll begann. Er schloß eine glückliche Ehe, und ehe zehn Jahr in's Land gegangen waren, war er eine „Figur" in Havelland und Zauche. Er trat wie ein Sonnenschein in jeden Kreis; jedes Gesicht wurde heiterer, die Kinder liefen ihm entgegen und reichten ihm die Hand. Er hatte die glücklichste Mischung: einen festen Sinn und ein freundliches Herz.

So lebte er in unserer Mitte, unseres Dorfes Stolz, sich und Anderen zur Freude. Aber er sollte nicht zu hohen Jahren kommen. Eines Morgens — alle Dächer lagen in Reif und die Sonne stand wie eine rothe Kugel über den Bäumen, — da lief es von Haus zu Haus: Schupke ist todt. Es war nur allzu wahr.

Er hatte einen eigenen Tod gehabt. Einen etwas engen Stiefel mit Gewalt anziehend, war eines der vernarbten Blutgefäße wieder geplatzt und der Erguß in die Lunge hatte seinem Leben ein Ziel gesetzt.

Drei Tage später haben wir ihn begraben. Keiner fehlte.

Es waren herzliche Thränen, die auf ſein Grab fielen. Die Pirſchhaide hatte keinen beſſern Mann geſehen.

So erzählte unſer Führer. Die Sonne war inzwiſchen untergegangen; wir gaben unſern Lukenplatz auf und ſtiegen hinunter. Ein weißer, kaum fußhoher Nebel zog über den Kirchhof hin und hüllte die Gräber ein; aber die Kreuze ragten hell darüber hinaus und auf der goldenen Inſchrift des einen lag es wie ein letzter Schimmer.

Neu-Geltow.

Seit drei Menſchenaltern ſchöpft ihr
Aus dem Meere dieſer Weisheit;
Habt ihr keinen Tropfen, laßt mich
Wiſſen trinken, denn mich dürſtet.
Scherenberg. (Der letzte Maurenkönig.)

Es dämmerte und die erſten Sterne zogen blaß herauf, als wir unſern Heimweg antraten. Unſer Specialführer auf dem Alt-Geltower Kirchhof blieb zurück. Welche Gegenſätze hatten eben zu uns geſprochen! Ein gelehrter, bienenfleißiger Sammler; ein Lebemann, „der die Bibliothek ſeines Vaters in den Keller trug“, und als Dritter ein Parkhüter, der in den Bäumen ſeines Wildparks ſo gut Beſcheid wußte, wie ſein Nachbar in ſeinen Büchern. Ein ſchlichtes Daſein, dieſe Parkhüter-Exiſtenz, und doch war der blutige Ernſt des Lebens erſchütternder an ſie herangetreten, als an das Leben deſſen, der im Granatregen von Giurgewo ſpazieren gegangen war und 13 Duelle als Geſandter in Rio auf einmal contrahirt hatte.

So plauderten mein Gefährte und ich, bis die wechſelnde Scenerie unſerm Geſpräch eine andere Richtung gab. Wir hielten immer noch die Dorfſtraße inne; aber das Dorf ſelbſt ſchien ein anderes geworden, und in der That waren wir aus Alt-Geltow in Neu-Geltow hineingerathen. Der Unterſchied war ſo groß, daß er ſich uns aufdrängen mußte. Der dörfiſche Charakter hatte aufgehört, Sommerhäuſer waren an ſeine Stelle getreten; klein, einſtöckig, aber von großer Sauberkeit, und überall da, wo ein Vorgarten war oder wo ſich Caprifolium- und Roſenbüſche um

Thür und Fenster zogen, voll Anmuth und malerischem Reiz. In Front der Häuschen standen gedeckte Tische: Cabarets, Fruchtschalen mit Erd- und Himbeeren gefüllt, Milchsatten und geriebenes Schwarzbrod, während in der Mitte der dichtbesetzten Tafel ein Thee-Apparat und eine Milchglas-Lampe aufragte, deren Flamme ohne jegliches Flackern brannte. Denn kein Luftzug ging. Dies Bild wiederholte sich von Haus zu Haus, und ihre Gesammtheit erinnerte mich lebhaft an kleine Ostsee-Badeörter, wo an Juli-Abenden die Binnenländischen von Spree und Havel in Front der Schiffer- und Lootsen-Häuser sitzen und sich an Blaubeeren mit Milch erlaben, während irgend eine Flagge oder ein rother Wimpel von dem Frontgiebel des Hauses niederhängt.

Die Scenerie dieselbe, aber nicht die Menschen. Während in jenen Badeörtern das Weibliche prävalirt und die scharf accentuirten Laute, die jetzt Agathen und Elisen, jetzt Helenen und Clementinen zur Ordnung rufen, schon auf dreißig Schritt keinen Zweifel darüber lassen, daß hier eine Residenzmutter sich niedergelassen hat, — wir sagen, während das Weibliche, die Glucke mit den Küchlein, die Signatur jener baltischen Badeplätze ist, herrscht hier das Männliche bis zu einem Grade vor, daß man Neu-Geltow als ein ausgebautes Mönchskloster bezeichnen könnte, als eine Benedictiner-Genossenschaft, deren Zellen in Gestalt kleiner Häuschen neben einander gestellt worden sind.

Ich habe diese Auswahl unter den Mönchsorden mit gutem Vorsatz getroffen, denn die Benedictiner sind die Studir-Mönche und was hier in diesen Neu-Geltower Zellen haust und wohnt, das sind in der That Wissenschafts-Beflissene, das sind junge Männer, die sich an dieser stillen, abgelegenen Stelle „Studirens halber" aufhalten.

Es hat damit folgende Bewandtniß.

In Preußen (wie in China) ist nichts ohne Examen! Alle Examina sind Klippengrund, besonders die juristischen. Aber wenn schon das Examen des Gerichts-Assessors den gefürchteten „Needles" entspricht, in deren Umkreis die Schiffe zu Hunderten liegen, so entspricht das Examen des Regierungs-Assessors den Goodwin-Sands, wo die Mastspitzen der Verlorengegangenen so dicht aufragen, wie die Kreuze auf einem großstädtischen Kirchhof.

Solche und ähnliche Betrachtungen mochten es sein, die vor etwa 20 Jahren einen Dr. Foerstermann anspornten, der bedrängten Menschheit zu Hilfe zu eilen Dem Plan folgte die Ausführung. In das schöne, beinah schloßartig gelegene Haus des alten Mensebach zog der junge Doktor ein; die Bibliothekzimmer wurden zu Klassen und Auditorien, und ein Institut entstand, das sich, „einem tiefgefühlten Bedürfniß entsprechend," rasch emporarbeitete und die Zahlen und Tabellen der Schiffbruch-Statistik erheblich reducirte, während Neu-Geltow mehr und mehr jenen Klostercharakter annahm, den wir vorstehend bezeichnet haben. Auch ein Gelübde hatten die Eintretenden zu leisten; keins der drei großen, am wenigsten das der Armuth, wohl aber das eine: jede der beim Examen an sie gerichteten Fragen gewissenhaft zu notiren und mitzutheilen. Diese Fragen, nunmehr Eigenthum des Instituts, wurden in das goldene Buch des Hauses eingetragen und was in Upsala der Codex argenteus, oder in London die Tischendorfsche Bibel ist, das wurde im Foerstermannschen Institut dieser Codex aureus. An ihm hing alles; er wog alles andere auf. Es war der Koran des Omar. „Wenn in anderen Büchern dasselbe steht, so sind sie überflüssig; wenn in ihnen etwas anderes steht, so sind sie unbrauchbar, gefährlich." Wie die Welt auf der Schildkröte ruht, so ruhte das Institut auf diesem Buch. Und doch kam es anders, als Dr. Foerstermann gedacht hatte.

Die Zeit schritt vorwärts, Preußen mit, und mit ihm — seine Steuern. Ruhm war nie billig. An Dr. Foerstermanns Thür klopfte die „Einschätzungscommission", klopfte häufiger und immer stärker, und müde der drohenden Schraube ohne Ende, schloß er das Institut. Die Studirmönche von Neu-Geltow waren haupt- und führerlos. Der Orden schien seiner Auflösung nahe.

Aber er schien es nur. Ein junger begnadeter Referendarius, der noch nicht lange genug da war, um den Wald vor Bäumen nicht zu sehen, trat in den Kreis der bemooften Häupter und sprach wie folgt: „Brüder! Ein Blitz aus heiterm Himmel hat unsern Orden getroffen. Wir sind wie gelähmt. Aber verloren ist nur, was sich selber verloren giebt. Ich schlage vor: geben wir uns nicht verloren. (Beifall. Ironisches Lächeln.) Ich wiederhole: geben wir uns nicht verloren. Commilitonen, wir haben

das goldene Buch. (Nein, nein! ja, ja!) Wir haben das goldene Buch. Wir haben nicht den todten Einband, (gut, gut!) aber wir haben Alles, was lebendig an dieſem Buche iſt, wir haben — die Fragen. Wir kennen ſie, ſie ſind uns gegenwärtig. Was ſoll uns die Aufzeichnung? Was ſoll uns das Geſchriebene? Wir haben die Tradition. Wir ſind führerlos, führen wir uns ſelbſt. Der Staat, unſer Staat über Alles. „L'état c'est nous!“

Eine außerordentliche Bewegung hatte ſich Aller bemächtigt. „Das Ei des Columbus!“ riefen einige der Bemooſten. Man ſchüttelte ſich die Hände, es war eine Scene wie auf der Rütli-Wieſe; alte Gelübde wurden erneuert und was mehr iſt, man hielt ſie. Neu-Geltow blieb. Die villenartigen Häuschen, die, wenn der Exodus Referendariorum eine Wirklichkeit geworden wäre, längſt ihr zierliches Blüthengerank mit Kürbis und Stangenbohnen vertauſcht haben würden, verblieben in ihrem Roſen- und Geisblattſchmuck, und nichts war geſchehen als — die Verfaſſung war geändert. Die monarchiſche Spitze war abgebrochen, errungen war eine freie Schweiz.

Während wir über Dies und Aehnliches ſprachen, hatten wir die letzten Häuſer von Neu-Geltow erreicht, und müde vom Marſchiren, dazu trocken in der Kehle, ſetzten wir uns auf eine am Ackerland liegende Walze, um hier aus freier Hand ein etwas verſpätetes Veſperbrot einzunehmen. Ich richtete dabei allerhand Fragen an meinen Gefährten, der, wie ſich der Leſer aus früheren Capiteln freundlich erinnern wird, dieſe Territorien zwiſchen Havel und Schwilow-See wie ſeine zweite Heimath kannte, und ließ mir unter immer wachſendem Intereſſe, von den ſocialen Zuſtänden dieſer Colonie erzählen, von Parteien und Gegenſätzen, von Krieg und Frieden, von Reunions und Feſtlichkeiten und von den delicaten Beziehungen zwiſchen Wirthen und Miethern.

„Dieſe Beziehungen,“ ſo nahm der Gefährte eingehender das Wort, ſind ſehr gut, wie Sie ſich denken können; es wird hier ſtudirt, aber es wird doch auch gelebt, und überraſchlich iſt mir immer nur das Eine erſchienen, daß, bei aller perſönlichen Hinneigung zu der unter ihnen weilenden jungen Rechts- und Regierungs-Welt, die Hauswirthe und Villenbeſitzer, die Autochthonen von Neu-Geltow, eine entſchiedene Vorliebe für höchſt unjuriſtiſche

Aushilfen an den Tag legen. Ob die in den Zimmern ihrer Miether aufgehäuften Wälzer und Pandektenstöße die Frage in ihnen angeregt haben: „wer soll da Recht finden?“ — gleichviel, es ist eine Thatsache, daß sie eine Art Passion für das aide toi même und für ein „abgekürztes Gerichtsverfahren“ haben.

„Sehen Sie hier drüben das Haus neben dem Eiskeller?“ fuhr mein Reisegefährte fort. Ich nickte. „Nun gut; in dem zweiten Hause dahinter, mit den Jalousien und der kleinen Veranda, wohnen zwei Brüder, Kaufleute ihres Zeichens, die sich aus den Geschäften wohl oder übel zurückgezogen haben und als Zimmervermiether und Hoteliers kleineren Stils in der frischen Luft von Neu-Geltow das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden trachten. Sie heißen Robertson, erzählen von einem räthselhaften Urgroßvater, der aus Schottland hierher verschlagen wurde, und haben ihre Sophas mit Tartan in den Clan-Farben der Robertsons überzogen. Ihre Vornamen sind Wilhelm und Robert, wobei jener, wenn es sich darum handelt „to do the honors for all Scotland“ im Vortheil ist, indem er sich beliebig aus einem Wilhelm in einen William umwandeln kann, während der jüngere durch eine Art Sprachtücke unter allen Umständen ein Robert bleibt. Er hat dafür den Vorzug der Alliteration und eines gewissen Scandinavismus: Robert Robertson.

Sie müssen diese Abschweifung meiner Erzählung verzeihen. Aber die beiden Brüder sind eben die Helden meiner Geschichte, und wenn es auch eine bekannte Sache ist, daß man seine Lieblingsfiguren am besten durch Thatsachen schildert, so werden Sie doch eine kurze Charakterisirung gelten lassen.

Robert, zu der Zeit, wo meine Geschichte spielt, hatte die linke, Wilhelm die rechte Seite des Hauses inne. Sie können deutlich die Giebelfenster des Letzteren sehen. Es war an einem frischen Octobermorgen, die Sonne war noch nicht heraus, als Robert an die Jalousieen von seines Bruders Schlafzimmer pochte. Dieser ließ nicht lange auf sich warten und öffnete: „Wilhelm, sie sind bei Dir eingebrochen.“ Das war ein Donnerwort.

Aber über Wilhelm kam jetzt der alte Geist seiner Heimath; die Schotten sind scharf in Mein- und Dein-Fragen; er sprang in die Kleider, dann in den Hof. Wer ihn gesehen hätte, hätte

ausrufen müſſen: jeder Zoll ein William. Der Einbruch war raſch conſtatirt; der Dieb war mit Hilfe einer Feuerleiter in das oberſte Giebelfenſter, da wo Sie jetzt das Licht ſehen, eingeſtiegen, hatte dem nachbarlichen Rauchfang drei Schinken und ſieben Würſte, einer auf dem Boden ſtehenden Truhe ein Bettenbündel entführt und war dann auf demſelben Wege verſchwunden, auf dem er gekommen war. Die Feuerleiter wieder an ihren Platz zu bringen, hatte er nicht für nöthig befunden.

Einen Augenblick ſchien guter Rath theuer, als Robert, ohne eine Ahnung von der Wichtigkeit ſeiner Bemerkung zu haben, vor ſich hinmurmelte: „und der Kinderwagen iſt auch weg.“

Der ältere Bruder richtete ſein Auge nach der Schuppen-Ecke, wo ſonſt der Wagen zu ſtehen pflegte; die Stelle war leer; er ſtieß die linke Fauſt triumphirend in die Höh und ſchrie: „Jetzt kriegen wir ihn.“ Es war erſichtlich, daß der Dieb ſich des Wagens bemächtigt hatte, um ſeine Beute raſcher und bequemer fortſchaffen zu können; dem Beſtohlenen aber ſtand es auf einen Schlag vor der Seele, daß er an der Apartheit der Räderſpur eines Kinderwagens, die Spur des Feindes und endlich ihn ſelber finden würde.

Sollen wir Anzeige machen? unterbrach Robert.

„Ei, was, Anzeige. Das wiſſen wir in Neu-Geltow beſſer.“ Damit ſprang er ins Haus zurück, ſtülpte ſich eine Filzkappe auf und ſtand im nächſten Moment mit zwei Dornſtöcken wieder auf dem Hof. „Da nimm.“

Willſt Du nicht lieber die Piſtolen . . .

Nein, ein Knittel geht immer los. Damit trat er auf die nach Potsdam führende Chauſſee. Der Bruder folgte.

Nun begann ein Suchen, wie es ſeit den Tagen des „letzten Mohikaners“ nicht mehr erlebt worden iſt. Alle Künſte, die Falkenauge in ſeinen beſten Momenten geübt, alle Inſtincte, die den Uncas und Chingachgook jemals ſiegreich geleitet, wenn ſie aus einem abgebrochenen Tannenzweig oder aus dem Tritt der Mocaſſins die Spur zu entdecken und die ſchon verlorene wieder aufzufinden wußten, alle dieſe Künſte und Inſtincte ſie wurden überboten von dem, was jetzt William Robertſon in dieſer frühen Octoberſtunde leiſtete. Das Terrain war das ſchwierigſte von der Welt. Es

hatte in der Nacht geregnet, und der Staub, der ſonſt auf der Chauſſee liegt, war weggeſpült worden. Aber wenn die harte Steinſtraße keine Spur herausgab, ſo zeigte ſie ſich dafür allemal da, wo der Kinderwagen momentan in den ſogenannten Sommerweg eingebogen war, wie in eine Form gegoſſen. Die Brüder ſprachen kein Wort, aber in ſolchem Augenblick begrüßten ſich ihre Blicke.

So hatten ſie die Spur bis zum Thore verfolgt; hier mußte ſichs entſcheiden. War er ein Potsdamer und hier in die Stadt hineingefahren, ſo waren alle Mühen umſonſt geweſen; war er aber ein Berliner (und allerhand Zeichen hatten ſchon dafür geſprochen), war er ſtatt in die Stadt, um dieſe herum und auf die Berliner Chauſſee gebogen, ſo mußte er eingeholt werden. Richtig; da war die Spur. Der Sieg geſtaltete ſich muthmaßlich nur noch zu einer Frage der Zeit.

Alſo weiter. Es war jetzt ſchon um die neunte Stunde. Als ſie eben die große Glienicker Brücke paſſirt hatten, ſahen ſie eine Schwadron Garde-Huſaren des Weges kommen. „Habt ihr nicht einen Mann und einen Kinderwagen geſehn?“ Ja wohl; er muß jetzt hinter Drei-Linden ſein, auf Neu-Zehlendorf zu.

Die Hoffnung ſank wieder. Der Vorſprung war zu groß. Die Kräfte ließen nach. In dieſem kritiſchen Moment indeſſen kam von einem der Etabliſſements her eine Morgendroſchke gefahren, die nach Potsdam zurück wollte. „Halt! 20 Sgr. bis Neu-Zehlendorf.“ Der Kutſcher rührte ſich nicht. „Einen Thaler.“ Er nickte. „Noch ein Trinkgeld Kutſcher, aber nun laßt euren Wettrenner laufen.“

Was ſoll ich die Kataſtrophe länger hinausſchieben! Sie errathen ohnehin den Ausgang. In einem Chauſſeegraben zwiſchen Drei-Linden und Zehlendorf, hart zur Linken des Weges, ſaß der Gegenſtand dieſer energiſchen Suche und frühſtückte, eine der geraubten Speckſeiten neben ſich, mit der ganzen Ruhe eines guten Gewiſſens, während der Kinderwagen mit ſeinem Bettenbündel wie das Junge eines Frachtwagens mitten auf der Chauſſee ſtand. Dieſer letztere Umſtand ſollte dem argloſen Frühſtücker beſonders verhängnißvoll werden, denn die geſtörte Straßen-Communication ließ nunmehr ein Ausbiegen nach links hin oder das „Gewinnen

der inneren Linie" wie die Strategen ſagen würden, völlig unverfänglich erſcheinen. So gelang ein totaler Ueberfall. Im Moment des Vorbeifahrens ſtürzten ſich die beiden Brüder aus der ſchon vorher leiſe geöffneten Droſchkenthür auf ihr Opfer, entriſſen ihm, unter Geltendmachung ihrer „immer los gehenden Waffe", das Klappmeſſer, das der Ueberraſchte einen Augenblick Miene machte à deux mains zu gebrauchen, und luden ihn dann ein, den Mittelplatz in ihrer Droſchke einzunehmen. „Er werde wohl müde ſein." Der Kinderwagen wurde angehakt und ſo ging es im Triumph rückwärts, über die Glienicker Brücke. „Jetzt wollen wir Anzeige machen", rief William ſeinem Bruder zu. „Wer die Doctors kennt, kurirt ſich erſt ſelber."

Da haben Sie meine Geſchichte. Sie mag Ihnen den Satz illuſtriren, womit ich anfing, die Neigung zum „abgekürzten Verfahren".

Unſer Vesperbrot war längſt beendet; wir erhoben uns von unſrer Walze und ſchritten munter in den Forſt hinein. Es dunkelte ſtark, trotzdem die Sterne jetzt heller ſchienen. Wo eine Lichtung war und ein mäßig heller Schein auf den Weg fiel, muſterte ich unwillkürlich die Gleiſe, ob nicht eine Kinderwagen-Spur ſie durchſchnitt oder begleitete.

Werder.

Die Inſel und ihre Bevölkerung. Stadt und Kirche. „Chriſtus als Apotheker".

Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Fluth,
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Gluth.

Uhland.

* * *

I do remember an apothecary
And here about he dwells; . . . green earthen pots
Where thinly scatter'd to make up a show.

Shakespeare.

Der Reiſende, den von Berlin aus ſein Weg nach Weſten führt, ſei es um angeſichts des Kölner oder auch ſchon des Magdeburger Domes zu landen, hat — wie immer ablehnend er ſich gegen die Schönheiten von Mark Brandenburg verhalten möge — wenigſtens zu Beginn ſeiner Fahrt, ſo lange die grünen Hänge von Potsdam ihm zur Seite bleiben, einige Partien zu durchfliegen, die er nicht Anſtand nehmen wird, als Oaſen gelten zu laſſen. Wenn aber all' die lachenden Bilder zwiſchen Schloß Babelsberg und dem Pfingſtberg, zwiſchen der Pirſchhaide und dem Golmer Bruch ihn unbekehrt gelaſſen hätten, ſo würde doch das prächtige See- und Fluß-Panorama ihn entzücken müſſen, das die große Havelbrücke eine Meile weſtwärts von Potsdam vor ihm aufthut, und das

ihm nach rechts hin eine meilenbreite, ſegelbedeckte Fläche, nach links hin eine giebelreiche, roth und weiß gemuſterte, in dem klaren Havelwaſſer ſich ſpiegelnde gothiſche Kirche zeigt. Um ſie herum ein dichter Häuſerkranz: Stadt Werder.

Stadt Werder, wie ihr Chroniſt Ferdinand Ludwig Schönemann in einem 1784 erſchienenen Buche erzählt, liegt auf einer „gänzlichen Inſel". Dieſe umfaßt 46 Morgen. „Zur Sommerzeit, wenn das Waſſer zurückgetreten iſt, kann man die Inſel in einer Stunde umſchreiten; ſie aber zu umfahren, ſei es in einem Kahn oder einer Schute, dazu ſind zwei Stunden erforderlich. Ein ſolches Umfahren der Inſel an ſchönen Sommerabenden gewährt ein beſonderes Vergnügen, zumal wenn des Echos halber die Fahrt von einem Waldhorniſten begleitet wird." Der Chroniſt hat hier eine romantiſche Anwandlung, die wir hervorgehoben haben wollen, weil ſie in ſeinem Buche die einzige iſt.

Der Boden der Inſel iſt fruchtbar, größtentheils fett und ſchwarz; nur ein geringer Strich, von ſehr unpoetiſchem Namen, iſt moraſtig. Was die Entſtehung der Stadt angeht, ſo heißt es, daß ſich die Bewohner eines benachbarten Wendendorfes, nach deſſen Zerſtörung durch die Deutſchen, vom Feſtlande auf die Inſel zurückgezogen und hier eine Fiſchercolonie gegründet hätten. „Doch beruht — wie Schönemann ſinnig hervorhebt — die Gewißheit dieſer Meinung blos auf einer unſicheren Ueberlieferung."

Unſicher vielleicht, aber nicht unwahrſcheinlich. Das umliegende Land wurde deutſch, die Havelinſel blieb wendiſch. Die Gunſt der Lage machte aus dem urſprünglichen Fiſcherdorfe alsbald einen Flecken (als ſolchen nennt es bereits eine Urkunde aus dem Jahre 1317) und abermals hundert Jahre ſpäter war aus dem Flecken ein Städtchen geworden, dem Kurfürſt Friedrich II. bereits zwei Jahrmärkte bewilligte. So blieb es in allmäligem Wachſen und ſeine Inſellage wurde Urſach, daß keine Rückſchläge erfolgten und Stadt Werder durch allen Zeitenwirrwarr hindurchgehen konnte, ohne die Kriegsruthe zu empfinden, die für das umliegende Land, wie für alle übrigen Theile von Mark Brandenburg oft ſo hart gebunden war. Der 30jährige Krieg zog wie

ein Gewitter, „das nicht über den Fluß kann“ am Werder vorüber; die Brücke war weislich abgebrochen, jedes Fahrzeug geborgen und versteckt, und wenn der scharf eintretende Winterfrost die im Sommer gewahrte Sicherheit zu gefährden drohte, so ließen sichs die Werderaner nicht verdrießen, durch beständiges Aufeisen der Havel ihre insulare Lage wieder herzustellen. So brachen nicht Schweden, nicht Kaiserliche in ihren Frieden ein und es ist selbst fraglich, ob der „schwarze Tod“, der damals über das märkische Land ging, einen Kahn fand, um vom Festland nach der Insel überzusetzen.

Das war der Segen, den die Insellage schuf, aber sie hatte auch Nachtheile im Geleit und ließ den von Anfang an vorhanden gewesenen Hang, sich abzuschließen, in bedenklichem Grade wachsen. Man wurde eng, hart, selbstsüchtig; Werder gestaltete sich zu einer Welt für sich, und der Zug wurde immer größer; sich um die Menschheit draußen nur in so weit zu kümmern, als man Nutzen aus ihr ziehen konnte. Diese Exclusivität hatte schon in den Jahren, die dem 30jährigen Kriege vorausgingen oder mit ihm zusammenfielen, einen hohen Grad erreicht. In Aufzeichnungen aus jener Zeit finden wir Folgendes. „Die Menschen hier sind zum Umgange wenig geschickt und gar nicht aufgelegt, vertrauliche Freundschaften zu unterhalten. Sie hassen alle Fremden, die sich unter ihnen niederlassen, und suchen sie gern zu verdrängen. Vor den Augen stellen sie sich treuherzig, hinterm Rücken sind sie hinterlistig und falsch. Von außen gleißen sie zwar, aber von inwendig sind sie reißende Wölfe. Sie sind sehr abergläubisch, im Gespensterſehen besonders erfahren, haben eine kauderwelsche Sprache, üble Kinderzucht, schlechte Sitte und halten nicht viel auf Künste und Wissenschaften. Arbeitsamkeit und sparsames Leben aber ist ihnen nicht abzusprechen. Sie werden selten krank und bei ihrer Lebensart sehr alt.“

War dies das Zeugniß, das ihnen um 1620 oder 30 ein unter ihnen lebender „Stadtrichter“, also eine beglaubigte Person, ausstellen mußte, so konnten 150 Jahre weiterer Exclusivität in Gutem wie Bösem keinen wesentlichen Wandel schaffen, und in der That, unser mehr citirter Chronist bestätigt um 1784 nur einfach alles das, was Stadtrichter Irmisch (dies war der Name

des 1620 zu Gericht sitzenden) so lange Zeit vor ihm bereits niedergeschrieben hatte. Die Uebereinstimmung ist so groß, daß darin ein eigenthümliches Interesse liegt.

„Die Bewohner von Werder", so bestätigt Schönemann, „suchen sich durch Verbindungen unter einander zu vermehren und nehmen Fremde nur ungern unter sich auf. Sie sind stark, nervig, abgehärtet, sehr beweglich. Sie stehen bei früher Tageszeit auf und gehen im Sommer schon um 2 Uhr an die Arbeit; sie erreichen 70, 80 und mehrere Jahre und bleiben bei guten Kräften. Ihre Kinder gewöhnen sie zu harter Lebensart; im frühesten Alter werden sie mit in die Weinberge genommen, um ihnen die Liebe zur Arbeit mit der Muttermilch einzuflößen. Die Kinder werden bis zum 8. oder 9. Jahre in die Schule geschickt, lernen etwas lesen, wenig schreiben und noch weniger rechnen. Die meisten bleiben ungesittet; das kommt aber nicht in Betracht, weil ihnen an dem zeitlichen Gewinn gelegen ist. Viele natürliche Fähigkeiten sind bei ihnen nicht anzutreffen und sie halten fest am Alten. Sie lieben einen springenden Tanz, und machen Aufwand bei ihren Gastmählern. Im Uebrigen aber leben sie kärglich und sparsam und suchen sich durch Fleiß und Mühe ein Vermögen zu erwerben."

Welche Stabilität durch anderthalb Jahrhunderte! Im Uebrigen, wenn man festhält, wie tief der Egoismus in aller Menschennatur überhaupt steckt und daß es zu alledem zwei „Fremde", zwei „Zugezogene" waren, die den Werderanern die vorstehenden, gewiß nicht allzu günstig gefärbten Zeugnisse ausstellten, so kann man kaum behaupten, daß die Schilderung ein besonders schlechtes Licht auf die Inselbewohner würfe. Hart, zäh, fleißig, sparsam, abgeschlossen, allem Fremden und Neuen abgeneigt, das Irdische über das Ueberirdische setzend — das giebt zwar kein Idealbild, aber doch das Bild eines tüchtigen Stammes, und das sind sie auch durchaus und unverändert bis diesen Tag.

Wir haben uns bis hieher ausschließlich mit den Bewohnern beschäftigt; es erübrigt uns noch in die Stadt selbst ein-

zutreten, und ſo weit wir es vermögen, ein Bild ihres Wachethums, dann ihrer gegenwärtigen Erſcheinung zu geben.

Der nur auf das Praktiſche gerichtete Sinn, der nichts Höheres als den Erwerb kannte, dazu eine Abgeſchloſſenheit, die alles Lernen faſt mit Gefliſſentlichkeit vermied, all' dieſe Züge, wie wir ſie aus doppelter Schilderung kennen gelernt haben, waren begreiflicherweiſe nicht im Staude, aus Werder einen Prachtbau zu ſchaffen. Es hatte ſeine Lage und ſeine Kirche, beide ſchön, aber die Lage hatte ihnen Gott und die Kirche hatten ihnen die Lehniner Mönche gegeben. An beiden waren die Werderſchen unſchuldig. Was aus ihnen ſelbſt heraus entſtanden, was ihr eigenſtes war, das ließ allen Bürgerſinn vermiſſen, und erinnerte an den Lehmkathen-Bau der umliegenden Dörfer.

Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts beſtanden die Häuſer aus Holz, Lehm und geſtackten Wänden, die hölzernen Schornſteine zeigten einen rieſigen Umfang und die Giebelfronten waren derart, daß immer eine Etage vorſpringend über die andere hing. Die Häuſer waren groß, aber ſetzten ſich zu weſentlichſtem Theile aus Winkeln, Kammern und großen Böden, ſelbſt aus unausgebauten Stockwerken zuſammen, ſo daß die Familie meiſt in einer einzigen Stube hauſte, die freilich groß genug war, um 30 Perſonen bequem zu faſſen. Im Einklang damit war alles Uebrige: die Brücke baufällig, die Straßen ungepflaſtert, ſo daß, in den Regenwochen des Herbſtes und Frühjahrs, die Stadt unpaſſirbar war und der Verkehr von Haus zu Haus auf Stelzen oder noch allgemeiner auf Kähnen unterhalten werden mußte.

In allem dieſem ſchaffte endlich das Jahr 1736 Wandel. — Dieſelben beiden Faktoren: „das Königthum und die Armee", die überall hier zu Lande aus dem kümmerlich Gegebenen erſt etwas machten, waren es auch hier, die das Alte abthaten und etwas Neues an die Stelle ſetzten. Die Armee, wie unbequem ſie dem Einen oder Andern ſein mochte, damals wie heute, ſie ſicherte, ſie bildete, ſie baute auf. So auch in Werder.

Es war im Spätſommer genannten Jahres (1736), als das eben damals in Brandenburg garniſonirende 3. Bataillon

Leibgarde Befehl erhielt, zur Revue nach Potsdam zu marſchiren, und zwar über Werder. Der Befehl lautete ſo beſtimmt wie möglich; ſo blieb nichts anders übrig, als dem Könige rund und nett zu erklären, daß die Brücke zu Werder unfähig ſei, das 3. Bataillon Leibgarde zu tragen. Die Gardemänner aber, etwa im Gänſemarſch, einzeln in die Stadt einrücken zu laſſen, dieſer Vorſchlag wurde gar nicht gewagt; Friedrich Wilhelm I. würde ihn als einen Affront geahndet haben. So gab es denn nur einen Ausweg, eine — neue Brücke. Der König ließ ſie aus Chatoullen-Geldern in kürzeſter Friſt herſtellen.

Eine neue Brücke war nun da; aber auch in der Stadt ſelber ſollte es anders werden. Ein Kommando des Leib-Regiments, aus Gründen, die nicht erſichtlich, war in Werder geblieben und im Spätherbſt erſchien Se. Majeſtät in der Inſelſtadt, um über ſeine 150 Blauen eine Spezial-Revue abzuhalten. Es war die unglücklichſte Jahreszeit: die Karoſſe des Königs blieb mitten auf dem Markt im Moraſte ſtecken, ein Parademarſch wurde zu einem Unding und die Ungnade des Königs, wenn dergleichen nicht wieder vorkommen ſollte, wandelte ſich von ſelbſt in eine Gnade um: Werder wurde gepflaſtert.

Die Kirche „zum heiligen Geiſt", auf der höchſten Stelle der Inſel maleriſch gelegen, war ſchon 2 Jahre vorher einem Neubau unterzogen worden; ob ſie ſchönheitlich dadurch gewonnen hatte, wird zu bezweifeln ſein; die Lehniner Mönche verſtanden ſich beſſer auf Kirchenbau als der Soldatenkönig. Jedenfalls verbietet ſich jetzt noch eine Entſcheidung in dieſer Frage, da die Renovation von 1734 längſt wieder einem neuen Umbau gewichen iſt, einer wiederhergeſtellten, ſpitzenreichen Gothik, die, in der Nähe vielleicht mannigfach zu beanſtanden, als Landſchafts-Decoration aber, wie eingangs dieſes Kapitels bereits hervorgehoben wurde, von ſeltener Schönheit iſt.

Dieſer letzte Umbau, und wir treten damit in die Gegenwart ein, hat die Kirche erweitert, gelichtet, geſchmückt; jene Königliche Munificenz Friedrich Wilhelms IV., die hier überall, an der Havel und den Havelſeen hin, neue Kirchen entſtehen, die alten wiederherſtellen ließ, hat auch für Werder eine Mannig-

faches gethan. Dennoch, wir immer in ſolchen Fällen, hat das geſchichtliche Leben Einbuße erfahren, und Bilder, Grabſteine, Erinnerungsſtücke haben das Feld räumen müſſen, um viel ſauberern, aber viel unintereſſanteren Dingen Platz zu machen. Zum Glück hat man für das „hiſtoriſche Gerümpel", als das man es angeſehen zu haben ſcheint, wenigſtens eine „Rumpelkammer" übrig gelaſſen, wenn es geſtattet iſt, eine Sakriſtei-Parzelle mit dieſem wenig ehrerbietigen Namen zu bezeichnen.

Hier befindet ſich unter andern auch ein ehemaliges Altar-Gemälde, das in Werder den überraſchenden, aber ſehr bezeichnenden Namen führt: „Chriſtus als Apotheker". Es iſt ſo abnorm, ſo einzig in ſeiner Art, daß eine kurze Beſchreibung deſſelben hier am Schluſſe unſeres Kapitels geſtattet ſein möge. Chriſtus, in rothem Gewande, wenn wir nicht irren, ſteht an einem Dispenſir-Tiſch, eine Apotheker-Wage in der Hand. Vor ihm, wohlgeordnet, ſtehen acht Büchſen, die auf ihren Schildern folgende Inſchriften tragen: Gnade, Hilfe, Liebe, Geduld, Friede, Beſtändigkeit, Hoffnung, Glauben. Die Büchſe mit dem Glauben iſt die weitaus größte; in jeder einzelnen ſteckt ein Löffel. In Front der Büchſen, als die eigentliche Hauptſache, liegt ein geöffneter Sack mit Kreuz-Wurtz. Aus ihm hat Chriſtus ſoeben eine Handvoll genommen, um die Wage, in deren einer Schale die Schuld liegt, wieder in Balance zu bringen. Ein zu Häupten des Heilands angebrachtes Spruchband aber führt die Worte: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken. Ich bin kommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Frommen. (Matthäi 9. V. 12.)"

Die Werderaner, wohl auf Schönemann geſtützt, haben dies Bild bis in die katholiſche Zeit zurückdatiren wollen. Sehr mit Unrecht. Die katholiſche Zeit hat ſolche Geſchmackloſigkeiten nicht gekannt. In dieſen Spielereien erging man ſich, unter dem nachwirkenden Einfluß der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule, der Lohenſtein's und Hofmannswaldau's, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo es Mode wurde, einen Gedanken, ein Bild in unerbittlich-conſequenter Durchführung zu Tode zu hetzen. Könnte

übrigens inhaltlich darüber noch ein Zweifel ſein, ſo würde die maleriſche Technik auch dieſen beſeitigen.

1734, in demſelben Jahre, in dem die alte Ciſterzienſer Kirche renovirt wurde, erhielt Werder auch eine Apotheke. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß der glückliche Beſitzer derſelben ſich zum Donator machte und das Bild-Curioſum, das wir geſchildert, dankbar und — hoffnungsvoll ſtiftete.

Im nächſten Kapitel einiges über die „Werderſchen“.

Die Werderſchen.

Blaue Havel, gelber Sand,
Schwarzer Hut und braune Hand,
Herzen friſch und Luft geſund
Und Kirſchen wie ein Mädchenmund.

Was uns nun aber heute nach Werder führt, das iſt weder die Kirche noch deren fragwürdiger Bilderſchatz, das iſt einfach eine Pietät gegen die beſten Freundinnen unſerer Jugend, gegen die „Werderſchen“. Jeden Morgen, auf unſerem Schulwege, hatten wir ihren Stand zwiſchen Herkules- und Friedrichsbrücke zu paſſiren, und wir können uns nicht entſinnen, je anders als mit „Augen rechts“ an ihrer langen Front vorübergegangen zu ſein. Mitunter traf es ſich auch wohl, daß wir das verſpätete „zweite Treffen“ der Werderſchen, vom Unterbaume her, heranſchwimmen ſahen: große Schuten dicht mit Tienen beſetzt, während auf den Ruderbänken 20 Werderanerinnen ſaßen und ihre Ruder und die Köpfe mit den Kiepenhüten gleich energiſch bewegten. Das war ein idealer Genuß, ein Schauſpiel, aber ach, „ein Schauſpiel nur“, und ſiehe da, dem erſten Treffen, das in allem Schimmer Pomonens ſich bereits faßbar vor uns präſentirte, verblieb doch immer der Sieg über unſere Sinne und unſer Herz. Welche Pfirſiche in Weinblatt! Die Luft ſchwamm in einem erfriſchenden Duft, und der Kuppelbau der umgeſtülpten und übereinander gethürmten Holztienen intereſſirte uns mehr als der Kommodenbau von Monbijou und, traurig zu ſagen, auch als der Säulenwald des Schinkelſchen Neuen Muſeums.

Das ſind nun 45 Jahre, das „Neue Muſeum“ von damals iſt ſchon wieder zu einem alten geworden, die Bilder jener Tage aber ſind nicht verblaßt, und als unſere Havelwanderungen vor lang oder kurz begannen, und unſer Auge, von den Kuppen und Berglehnen am Schwilow aus, immer wieder der Spitzthurm-Kirche von Werder gewahr wurde, da gemahnte es uns wie alte Schuld und alte Liebe, und die Jugendſehnſucht nach den Werderſchen ſtieg wieder auf: hin nach der Havel-Inſel und ihrem grünen Kranz „wo tief im Laub die Knupperkirſchen glühn“.

Und wie alle echte Sehnſucht ſchließlich in Erfüllung geht, ſo auch hier, und ehe noch der Juli um war, brauſte der Zug wieder über die große Havelbrücke, erſt raſch, dann ſeinen Eilflug hemmend, bis er zu Füßen eines Kirſchberges hielt: „Station Werder!“

Noch eine drittel Meile bis zur Stadt; eine volle drittel Meile, die einem um 3 Uhr Nachmittags, bei 27 Grad im Schatten und abſoluter Windſtille ſchon die Frage vorlegen kann: ob nicht doch vielleicht ein auf hohen Rädern ruhendes, ſargartiges Ungethüm, das hier unter dem Namen „Omnibus“ den Verkehr zwiſchen Station und Stadt unterhält, vor Spaziergangsverſuchen zu bevorzugen ſei. Aber es handelt ſich für uns nicht um die Frage „bequem oder unbequem“, ſondern um Umſchau, um den Beginn unſerer Studien, da die großen Kirſchplantagen, die den Reichthum Werders bilden, vorzugsweiſe zu beiden Seiten eben dieſer Wegſtrecke gelegen ſind, und ſo laſſen wir denn dem Omnibus einen Vorſprung, gönnen dem Staube 10 Minuten Zeit ſich wieder zu ſetzen und folgen nun zu Fuß auf der großen Straße.

Gärten und Obſtbaum-Plantagen zu beiden Seiten; links bis zur Havel hinunter, rechts bis zu den Kuppen der Berge hinauf. Keine Spur von Unkraut; alles rein geharkt; der weiße Sand des Bodens liegt oben auf. Große Beete mit Erdbeeren und ganze Kirſchbaum-Wälder breiten ſich aus. Wo noch vor wenig Jahren der Wind über Thymian und Hauhechel ſtrich, da hat der Spaten die ſchwache Raſennarbe umgewühlt, und in wohlgerichteten Reihen neigen die Bäume ihre fruchtbeladenen Zweige.

Je näher zur Stadt, um ſo ſchattiger werden rechts und links die Gärten; denn hier ſind die Anlagen älter, ſomit auch die Bäume. Viele der letzteren ſind mit edleren Sorten gepfropft, und Leinwandbänder legen ſich um den amputirten Aſt, wie die Bandage um das verletzte Glied. Hier mehren ſich auch die Villen und Wohnhäuſer, die großentheils zwiſchen Fluß und Straße, alſo zur Linken der letzteren, ſich hinziehen. Eingeſponnen in Roſenbüſche, umſtellt von Malven und Georginen, entziehen ſich viele dem Auge; andere wieder wählen die lichteſte Stelle und grüßen durch die weitgeſtellten Bäume mit ihren Balkonen und Fahnenſtangen, mit Veranden und Jalouſien.

Eine reiche, immer wachſende Cultur! Wann ſie ihren Anfang nahm, iſt bei der Mangelhaftigkeit der Aufzeichnungen nicht mehr feſtzuſtellen. Es ſcheint aber faſt, daß Werder als ein Fiſcherort ins 17. Jahrhundert ein- und als ein Obſt- und Gartenort aus ihm heraustrat. Das würde dann darauf hindeuten, daß ſich die Umwandlung unter dem Großen Kurfürſten vollzogen habe, und dafür ſprechen auch die mannigfachſten Anzeichen. Die Zeit nach dem 30jährigen Kriege war wieder eine Zeit großartiger Einwanderung in die entvölkerte Mark und mit den gartenkundigen Franzoſen, mit den Bouchés und Matthieus, die bis auf dieſen Tag in ganzen Quartieren der Hauptſtadt blühen, kamen ziemlich gleichzeitig die agriculturkundigen Holländer ins Land. Unter dem, was ſie pflegten, war auch der Obſtbau. Sie waren von den Tagen Louiſe Henriettens, von der Gründung Oranienburgs und dem Auftreten der Cleve'ſchen Familie Hertefeld an, die eigentlichen landwirthſchaftlichen Lehrmeiſter für die Mark, ſpeziell für das Havelland, und wir möchten vermuthen, daß der eine oder andere von ihnen, angelockt durch den ächt-holländiſchen Charakter dieſer Havel-Inſel, ſeinen Aufenthalt hier genommen und die große Umwandlung vorbereitet habe. Vielleicht wäre aus den Namen der noch lebenden Werderſchen Geſchlechter feſtzuſtellen, ob ein ſolcher holländiſcher Fremdling jemals unter ihnen auftauchte. Bemerkenswerth iſt es mir immer erſchienen, daß die Werderaner in „Schuten“ fahren, ein niederländiſches Wort, das in den wendiſchen Fiſcherdörfern, ſo viel ich weiß, nie angetroffen wird.

Gleichviel indeß was die Umwandlung brachte, sie kam. Die Flußausbeute verlor mehr und mehr ihre Bedeutung; die Gärtnerzunft begann die Fischerzunft aus dem Felde zu schlagen, und das sich namentlich unter König Friedrich Wilhelm I., auch nach der Seite der „guten Küche" hin, schnell entwickelnde Potsdam, begann seinen Einfluß auf die Umwandlung Werders zu üben. Der König, selber ein Feinschmecker, mochte unter den ersten sein, die anfingen eine Werdersche Kirsche von den üblichen Landesprodukten gleiches Namens zu unterscheiden. Außer den Kirschen aber war es zumeist das Strauchobst, das die Aufmerksamkeit des Kenners auf Werder hinlenkte. Statt der bekannten Bauern-Himbeere, wie man ihr noch jetzt begegnet, die Schattenseite hart, die Sonnenseite madig, gedieh hier eine Species, die in Farbe, Größe und strotzender Fülle prunkend, aus Gegenden hierhergetragen schien, wo Sonne und Wasser eine südliche Brutkraft üben.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte sich die Umwandlung völlig vollzogen: Werder war eine Garten-Insel geworden. Seinem Charakter nach war es dasselbe wie heut, aber freilich nicht seiner Bedeutung nach. Sein Ruhm, sein Glück begannen erst mit jenem Tage, wo der erste Werderaner (ihm würden Bildsäulen zu errichten sein) mit seinem Kahne an Potsdam vorüber- und Berlin entgegenschwamm. Damit brach die Großzeit an. In Wirklichkeit ließ sie noch ein halbes Jahrhundert auf sich warten, in der Idee aber war sie geboren. Mit dem rapide wachsenden Berlin wuchs auch Werder und verdreifachte in 50 Jahren seine Einwohnerzahl, genau wie die Hauptstadt. Der Dampf kam hinzu, um den Triumph zu vervollständigen. Bis 1850 hielt sich die Schute, dann wurde sie als altehrwürdiges Institut bei Seite gelegt und ein „auf Gegenseitigkeit" gebauter Dampfer, der bald gezwungen war, einen großen Havelkahn ins Schlepptau zu nehmen, leitete die neue Aera der Werderaner ein. Von 1853 bis 1860 fuhr die „Marie Luise"; seitdem fährt der „König Wilhelm" zwischen Werder und Berlin.

Noch einiges Statistisches. Auch Zahlen haben eine gewisse Romantik. Wie viele Menschen erdrückt oder todtgeschossen wurden, hat zu allen Zeiten einen geheimnißvollen Zauber ausgeübt; an Interesse steht dem vielleicht am nächsten, wie viel gegessen worden

iſt. So ſei es denn auch uns vergönnt, erſt mit kurzen Notizen zu debütiren, und dann eine halbe Seite lang in Zahlen zu ſchwelgen.

Mit dem erſten Juni beginnt die Saiſon. Sie beginnt, von Raritäten abgeſehen, mit Erdbeeren. Dann folgen die ſüßen Kirſchen aller Grade und Farben; Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren ſchließen ſich an. Ende Juli iſt die Saiſon auf ihrer Höhe. Der Verkehr läßt nach, aber nur, um Mitte Auguſt einen neuen Aufſchwung zu nehmen. Die ſauren Kirſchen eröffnen den Zug; Aprikoſen und Pfirſich folgen; zur Pflaumenzeit wird noch einmal die ſchwindelnde Höhe der letzten Juli-Wochen erreicht. Mit der Traube ſchließt die Saiſon. Man kann von einer Sommer- und Herbſt-Campagne ſprechen. Der Höhenpunkt jener fällt in die Mitte Juli, der Höhenpunkt dieſer in die Mitte September. Die Knupperkirſche einerſeits, die blaue Pflaume andererſeits, — ſie ſind es, die über die Saiſon entſcheiden.

Der Verſandt iſt enorm. Er beginnt mit 1000 Tienen, ſteigt in rapider Schnelligkeit auf 3-, auf 5000, hält ſich, ſinkt, ſteigt wieder und tritt mit 1000 Tienen, ganz wie er begonnen, ſchließlich vom Schauplatz ab. Als Durchſchnitts-Minimum wird man 3000, als Maximum 4000 Tienen täglich, die Tiene zu drei Metzen, annehmen dürfen. Der Preis einer Tiene iſt 15 Sgr. Dies würde bei Zugrundelegung des Minimalſatzes in 4 Monaten oder 120 Tagen einen Geſammtabſatz von 120 mal 3000, alſo von 360,000 Tienen*) ergeben. Dies iſt aber zu niedrig gerechnet, da 360,000 Tienen, die Tiene zu 15 Sgr., nur einer Geſammt-Einnahme von 180,000 Thalern entſprechen würden, während dieſe auf 280,000 Thaler angegeben wird. Gleichviel indeß; dem Berliner wird unter allen Umſtänden der Ruhm verbleiben, als Minimalſatz alljährlich 1 Million Metzen Werderſches Obſt zu conſumiren. Solche Zahlen ſind ſchmeichelhaft und richten auf.

---

*) Ein ſehr bedeutender Theil des Werderſchen Obſtes, namentlich aus den an der Eiſenbahn gelegenen Obſtbergen, geht nicht zu Schiff, ſondern vermittelſt Bahn nach Berlin. Auch dieſer Verkehr iſt außerordentlich bedeutend. Ob er in den Zahlen, die wir vorſtehend verzeichnet haben, mit einbegriffen iſt oder nicht, vermögen wir nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen.

Sie richten auf — in erſter Reihe natürlich die Werderſchen ſelbſt, die die entſprechende Summe einzuheimſen haben, und in der That, auf dem Werder und ſeinen Dependenzien iſt ein ſolider Durchſchnitts-Wohlſtand zu Hauſe. Aber man würde doch ſehr irre gehen, wenn man hier, in modernem Sinne, großes Vermögen, aufgeſpeicherte Schätze ſuchen wollte. Wer perſönlich anfaßt und fleißig arbeitet, wird ſelten reich; reich wird der, der mit der Arbeit hundert Anderer Handel treibt, ſie als kluger Rechner ſich zu Nutze macht. An ſolche Modernität iſt hier nicht zu denken. Dazu kommen die bedeutenden Koſten, Lohnzahlungen und Ausfälle. Eine Tiene Obſt, wir gaben es ſchon an, bringt im Durchſchnitt 15 Sgr.; davon kommen ſofort in Wegfall: 1½ Sgr. für Pflückerlohn und ebenfalls 1½ Sgr. für Transport. Aber die eigentlichen Auslagen liegen ſchon weit vorher. Die Führung großer Landwirthſchaften iſt aus den mannigfachſten Gründen, aus Mangel an Wieſen und vielleicht nicht minder aus Mangel an Zeit und Kräften, auf dem Werder ſo gut wie unmöglich; ſo fehlt es denn an Dung und dieſe Unerläßlichkeit muß aus der Nachbarſchaft, meiſt aus Potsdam, mühſam herbeigeſchafft werden. Eine Fuhre Dung koſtet 7 Thaler. Dies allein bedingt die ſtärkſten Abzüge. Was aber vor allem einen eigentlichen Reichthum nicht aufkommen läßt, das ſind die Ausfall-Jahre, wo die Anſtrengungen, um noch größerem Unheile vorzubeugen, verdoppelt werden müſſen, und wo dennoch mit einem Defizit abgeſchloſſen wird. Die Ueberſchüſſe früherer Jahre müſſen dann aushelfen. Derartige Ausfalljahre ſind ſolche, wo entweder ſtarke Fröſte die großen Obſtplantagen zerſtören oder wo im Frühjahr die Schwaben und Blatthöhler das junge Laub tödten, die Ernte reduciren und oft die Bäume dazu. So giebt es denn unter den Werderſchen eine Anzahl wohlhabender Leute, aber wenig reiche. Es iſt auch hier dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.

„Die Werderſche."

Ein Intermezzo.

All Großes, wie bekannt, wirft ſeinen Schatten;
Und ehe dich, o Bairiſche, wir hatten,
Erſchien, ankündigend, in braunem Schaum
Die Werderſche. Ihr Leben war ein Traum.

Unter einem Geplauder, das im Weſentlichen uns die Notizen an die Hand gab, die wir vorſtehend wiedererzählt, waren wir bis an eine Stelle gekommen, wo die große Straße nach links hin abbiegt und in ihrer Verlängerung auf die Brücke und demnächſt auf die Inſel führt. Genau an dem Kniepunkt erhob ſich ein ausgedehntes Etabliſſement mit Betriebs-Gebäuden, hohen Schornſteinen und Kellerräumen, und der eben herüberwehende Malzduft ließ keinen Zweifel darüber, daß wir vor einer der großen Brauereien ſtänden, die der Stadt Werder auch nach dieſer Seite hin eine Bedeutung gegeben haben. Es ſind eben zwei Größen, die wir an dieſer Stelle zu verzeichnen haben: in erſter Reihe die „Werderſchen", in zweiter Reihe „die Werderſche". Eine Welt von Unterſchied legt ſich in dieſen einen Buchſtaben n. Wie Waſſer und Feuer im Schooße der Erde friedlich nebeneinander wohnen, ſo lange ihr Wohnen eben ein Nebeneinander iſt, aber in Erdbeben und Exploſionen unerbittlich ſich Luft machen, ſobald ihr Nebeneinander und Durcheinander wird, ſo auch hier. Den Erfahrenen ſchaudert.

Die Einheitlichkeit unſerer Darſtellung zu wahren, hätten wir vielleicht die Pflicht gehabt, die „Werderſche" zu unterſchlagen und den „Werderſchen" allein das Feld und den Sieg zu laſſen, aber das Wort: die „Werderſche" iſt einmal gefallen und ſo verbietet ſich ein Rückzug. Ein Bierkapitel ſchiebt ſich verlegen in das Obſtkapitel ein.

Die Zeiten liegen noch nicht weit zurück, wo die „Weiße", oder um ihr Symbol zu nennen die „Stange", unſere geſellſchaftlichen Zuſtände wie ein Dynaſtengeſchlecht beherrſchte. Es war eine weit verzweigte Sippe, die, in den verſchiedenen Stadttheilen, beſſerer Unterſcheidung halber, unter verſchiedenen Namen ſich geltend machte: die Weiße von Volpi, die Weiße von Clauſing,

oder (vielleicht die ſtolzeſte Abzweigung) einfach das Bier von Bier. Ihre Beziehungen untereinander ließen zu Zeiten viel zu wünſchen übrig, aber alle hatten ſie denſelben Familienſtolz und nach außen hin waren ſie einig. Sie waren das herrſchende Geſchlecht.

So gingen die Dinge ſeit unvordenklichen Zeiten; das alte Europa brach zuſammen, Throne ſchwankten, die „Weiße" blieb. Sie blieb während der Franzoſenzeit, ſie blieb während der Befreiungsjahre, ſie ſchien feſter als irgend eine etablirte Macht. Aber ſchon lauerte das Verderben.

In jenen ſtillen Jahren, die der großen Aufregung folgten, wo man's gehen ließ, wo die Wachſamkeit lullte, da geſchah's. Eines Tages, wie aus dem Boden aufgeſtiegen, waren zwei Concurrenzmächte da: die Grünthaler und die Joſty'ſche.

Jetzt, wo ſich ein freierer Ueberblick über ein halbes Jahrhundert ermöglicht, iſt die Gelegenheit gegeben auch ihnen gerecht zu werden. Es iſt jetzt die Möglichkeit da, die Dinge aus dem Zuſammenhange zu erklären, das Zurückliegende aus dem Gegenwärtigen zu verſtehn. Beide Neu-Getränke hatten einen ausgeſprochenen Heroldscharakter, ſie waren Vorläufer, ſie kündigten an. Man kann ſagen: Berlin war für die Baierſche noch nicht reif, aber das Seidel wurde bereits geahnt. Die Grünthaler, die Joſtyſche, ſie waren eine Culmbacher von der milderen Obſervanz; die Joſtyſche, in ihrem Hange nach Milde, bis zum Coriander niederſteigend. Beide waren, was ſie ſein konnten. Darin lag ihr Verdienſt, aber doch auch ihre Schwäche. Ihr Weſen war und blieb — die Halbheit. Und die Halbheit hat noch nie die Welt erobert, am wenigſten Berlin.

So herrſchten denn die alten Mächte vorläufig weiter. Aber nicht auf lange. Die Nothwendigkeit einer Wandlung hatte ſich zu fühlbar herausgeſtellt, als daß es hätte bleiben können wie es war. Die Welt, wenn auch nach weiter nichts, ſehnte ſich wenigſtens nach Durchbrechung des Monopols, und ſiehe da, was den beiden Vorläufern des Seidels nicht hatte glücken wollen, das glückte nunmehr, in eben dieſen Interregnumstagen, einer dritten Macht, die, an das Alte ſich klug und weiſe anlehnend, ziemlich gleichzeitig mit jenen beiden ins Daſein ſprang.

Dieſe dritte Macht (der Leſer ahnt bereits, welche) hatte von vornherein den Vorzug, alles Fremdartigen entkleidet, auf unſerem Boden aufzutreten; — märkiſch national, ein Ding für ſich, ſo erſchien die Werderſche. Sie war dem Landesgeſchmack geſchickt adaptirt, ſie ſtellte ſich einerſeits in Gegenſatz gegen die Weiße und hatte doch wiederum ſo viel von ihr an ſich, daß ſie wie zwei Schweſtern waren, daſſelbe Temperament, daſſelbe prickelnde Weſen, im Uebrigen reine Geſchmacksſache: blond oder braun. In Kruken auftretend, und über dreimal gebrauchten Korken eine blaſſe, längſt ausgelaugte Strippe zu leichtem Knoten ſchürzend, war ſie, die Werderſche, in ihrer äußerlichen Erſcheinung ſchon, der ausgeſprochene und bald auch der glückliche Concurrent der älteren Schweſter, und die bekannten Kellerſchilder, dieſe glücklich realiſtiſche Miſchung von Stillleben und Genre, bequemten ſich mehr und mehr neben der blonden Weißen die braune Werderſche ebenbürtig einzurangiren. Die Verhältniſſe, ohne daß ein Plan dahin geleitet hätte, führten über Nacht zu einer Theilung der Herrſchaft. Die Werderſche hielt mehr und mehr ihren Einzug über die Hintertreppe; in den Regionen der Küche und Kinderſtube erwuchs ihr das ſüße Gefühl eine Miſſion gefunden und erfüllt zu haben; ſie wurde Nahr-Bier in des Wortes verwegenſter Bedeutung und das gegenwärtige Geſchlecht, wenn auch aus zweiter Hand erſt, hat Kraft und Leben geſogen aus der „Werderſchen".

Deſſen ſeien wir gedenk. Das Leben mag uns losreißen von unſerer Amme; aber ein Undankbarer, der ſie nicht kennen will, oder bei ihrem Anblick ſich ſchämt. —

Sieh nur, ſieh, wie behend ſich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerſchlägt,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen luſtigen Nachen trägt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt ſich dieſer letzte Kahn.

Fauſt.

So viel über die „Werderſche". Wir kehren zu den „Werderſchen" zurück.

Vom Knie bis zur Stadt iſt nur noch eine kurze Strecke. Wir ſchritten auf die Brücke zu, die zugleich die Werft, der Hafen-

und Stapelplatz von Werder ist. Hier wird aus- und eingeladen, und die Bilder, die diesen Doppelverkehr begleiten, geben dieser Stelle ihren Werth und ihre Eigenthümlichkeit. Der gesammte Hafenverkehr beschränkt sich auf die Nachmittagsstunden; zwischen 5 und 6, in einer Art Kreislauf-Thätigkeit, leeren sich die Räume des aus der Hauptstadt zurückkehrenden Dampfers und seines Bei-Kahns wie im Fluge, aber sie leeren sich nur, um sich unverzüglich wieder mit Töpfen und Tienen zu füllen.

Es ist jetzt 5 Uhr. Der Dampfer legt an; die Entfrachtung nimmt ihren Anfang. Ueber das Laufbrett hin, auf und zurück, in immer schnellerem Tempo, bewegen sich die Bootsleute, magere, aber nervige Figuren, deren Beschäftigung zwischen Land-Dienst und See-Dienst eine glückliche Mitte hält. Wenn ich ihnen eine gewisse Matrosen-Grazie zuschriebe, so wäre das nicht genug. Sie nähern sich vielmehr dem Akrobatenthum, den Vorstadt-Rappos, die 6 Stühle übereinander thürmen und, den ganzen Thurmbau auf's Kinn oder die flache Hand gestellt, über ein Seil hin ihre doppelte Balancirkunst üben: der Bau darf nicht fallen und sie selber auch nicht. So hier. Einen Thurmbau in Händen, der sich aus lauter in einander gestülpten Tienen zusammensetzt und halbmannshoch über ihren eigenen Kopf hinauswächst, so laufen sie über das schwanke Brett und stellen die Tienen-Thürme in langen Reihen am Ufer auf. Im ersten Augenblick scheint dabei eine Willkür oder ein Zufall zu walten; ein schärferes Aufmerken aber läßt uns in dem scheinbaren Chaos bald die minutiöseste Ordnung erkennen und die Tienen stehen da, militärisch gruppirt und geordnet, für den Laien eine große, unterschiedslose Masse, aber für den Eingeweihten ein Bataillon, ein Regiment, an Achselklappe, Knopf und Troddel auf's Bestimmteste erkennbar. So viele Gärtner und Obstpächter, so viele Compagnien. Zunächst unterscheiden sich die Tienen nach der Farbe und zwar derart, daß die untere Hälfte au naturel auftritt, während die obere, mehr sichtbare Hälfte, in roth oder grün, in blau oder weiß sich präsentirt. Aber nicht genug damit. Auf diesem breiten Farbenrande befinden sich, zu weiterer Unterscheidung, entweder die Namen der Besitzer, oder noch häufiger ihre Wappenzeichen: Kreuze, stehend und liegend, Sterne, Kreise und Sonnen, eingegraben und eingebrannt. Man

kann hier von einer völligen Heraldik ſprechen. Die alten „Geſchlechter“ aber, die dieſe Wappen tragen und pflegen, ſind die Lendels, die Mays, die Kühls, die Schnetters, und unmittelbar nach ihnen die Rietz, die Kuhlmeys, die Dehnickes. Als altwendiſch gelten die Lendels und die Rietz, vielleicht auch die Kuhlmeys.

Iſt nun aber das Landen der leeren Tienen, wie wir es eben geſchildert haben, eine heitere und maleriſche Scene, ſo kann dieſe doch nicht beſtehen neben dem concurrirenden Schauſpiel des Einladens, des an Bord Schaffens, das ſchon beginnt, bevor das Ausladen zur Hälfte beendet iſt.

Etwa von 5½ Uhr ab, und nun rapide wachſend bis zum Moment der Abfahrt, kommen die Obſtwagen der Werderaner heran, kleine, grüngeſtrichene Fuhrwerke, mit Tienen hochbepackt und mit zwei Zughunden am Deichſel, während die Beſitzer, durch Stoß von hinten, die Lokomotion unterſtützen. Ein Wettfahren beginnt, alle Kräfte concentriren ſich, von links her rollt es und donnert es über die Brückenbohlen, von rechts her, auf der chauſſirten Vorſtadt-Straße, wirbelt der Staub, und im Näherkommen an das erſehnte Ziel heulen die Hunde immer toller in die Luft hinein, wie verſtimmte Poſthörner beim Einfahren in die Stadt. Immer mächtiger wird die Wagenburg, immer lauter das Gebläff, immer quicker der Laufſchritt derer, die die Tienen über das Brett hin in den am Landungsdamm liegenden Kahn hineintragen. Jetzt ſetzt der Zeiger ein, von der Werderſchen Kirche herüber tönen langſam die 6 Schläge, deren letzter in einem Signalſchuß verklingt. Weithin an den hohen Ufern des Schwilow weckt er das Echo. Im ſelben Augenblick folgt Stille der allgemeinen Bewegung und nur noch das Schaufeln des Raddampfers wird vernommen, der, eine Curve beſchreibend, das lange Schlepptau dem Havelkahne zuwirft, und raſch flußaufwärts ſeinen Cours nehmend, das eigentliche Frachtboot vom Ufer löſt, um es geräuſchlos in das eigene Fahrwaſſer hinein zu zwingen.

Von der Brücke aus giebt dies ein reizendes Bild. Auf dem großen Havelkahn, wie die wilden Männer im Wappen, ſtehen zwei Bootsleute mit ihren mächtigen Rudern im Arm, während auf dem Dampfer in langer Reihe die „Werderſchen“ ſitzen, ein Nähzeug oder Strickzeug in den Händen, und nichts vor ſich als

den Schornſtein und ſeinen Eiſenkaſten, auf deſſen heißer Platte einige dreißig Bunzlauer Kaffeekannen ſtehen. Denn die Nächte ſind kühl und der Weg iſt weit.

Eine Viertelſtunde noch und Dampfer und Havelkahn verſchwinden in dem Defilé bei Baumgartenbrück; der Schwilow nimmt ſie auf und durch das „Gemünde" hin, an dem ſchönen und langgeſtreckten Caput vorbei, geht die Fahrt auf Potsdam zu, an den Schwänen vorüber, die ſchon die Köpfe eingezogen hatten und nun unmuthig hinblicken auf den Schnaufer, der ihren Waſſerſchlaf geſtört.

Bei Dunkelwerden Potsdam, um Mitternacht Spandau, bei Dämmerung Berlin.

Und eh' der erſte Sonnenſchein um den Marienkirchthurm blitzt, lachen in langer Reihe, zwiſchen den Brücken hin, die rothen Knupper der Werderſchen.

Glindow.

Hier nährten früh und ſpat den Brand
Die Knechte mit geſchäft'ger Hand;
Der Funke ſprüht, die Bälge blaſen,
Als gält' es Felſen zu verglaſen.
Schiller.

Was Werder für den Obſt-Conſum der Hauptſtadt iſt, das iſt Glindow für den Ziegel-Conſum. In Werder wird gegraben, gepflanzt, gepflückt, — in Glindow wird gegraben, geformt, gebrannt; an dem einen Ort eine wachſende Cultur, am andern eine wachſende Induſtrie, an beiden (in Glindow freilich auch mit dem Revers der Medaille) ein wachſender Wohlſtand. Dazu ſteht das eine wie das andere nicht blos für ſich ſelber da, ſondern iſt ſeinerſeits wiederum eine „Metropole", ein Mittelpunkt gleichgearteter und zugleich widerſtrebender Diſtrikte, die es faſt geboten erſcheinen laſſen, nach Analogie einiger Schweizer Cantone, von Werder-Stadt und Werder-Land, oder von Glindow-Dorf und Glindow-Bezirk zu ſprechen.

Bei Werder haben wir dieſen Unterſchied übergangen; bei Glindow wird es dann und wann unvermeidlich ſein, auf ihn Bezug zu nehmen. Deshalb an dieſer Stelle ſchon Folgendes: Diſtrikt Glindow iſt etwa 2 Quadrat-Meilen groß (4 Meilen lang und eine halbe Meile breit) und zerfällt in ein Innen- und Außen-Revier, in einen Bezirk dieſſeit und jenſeit der Havel. Das Innen-Revier „dieſſeit der Havel" iſt alles Lehm- und Thonland und umfaßt die geſammten Territorien am Schwilow-, am Glindow- und Pleſſow-See; das Außen-Revier oder das Revier „jenſeit der Havel" iſt neu-entdecktes Land und dehnt ſich

vorzugsweise auf der Strecke zwischen Ketzin und Tremmen aus. Dies Außenland, abweichend und eigenartig, behauptet zugleich eine gewisse Selbstständigkeit und zeigt eine unverkennbare Tendenz sich loszureißen und Ketzin zu einer eigenen Hauptstadt zu machen. Vielleicht daß es glückt. Vorläufig aber ist die Einheit noch da und ob der Tag siegreicher Secession näher oder ferner sein möge, noch ist Glindow*) Metropole und herrscht über Innen- und Außen-Revier.

Die Bodenbeschaffenheit, das Auftreten des Lehms ist diesseit und jenseit der Havel grundverschieden. Im Innen-Revier tritt der Lehm in Bergen auf, als Berglehm, und wenn wir uns speziell auf die wichtige Feldmark Glindow beschränken, so unterscheiden wir hier folgende Lehmberge: den Köllnischen, zwei Brandenburgische (Altstadt, Neustadt), den Caputschen, den Schönebeckschen, den Invalidenberg, den Schloßbauberg, zwei Kurfürstenberge (den großen und den kleinen), den Plaueschen, den Moesenschen, den Potsdamschen. Die drei letztgenannten liegen wüst, sind todt. Die andern sind noch in Betrieb. Ihre Namen deuten auf ihre früheren Besitzer. Berlin-Kölln, Brandenburg, Potsdam, Caput, Schönebeck hatten ihre Lehmberge, der Invalidenberg gehörte dem Invalidenhause ꝛc. Diese Besitzverhältnisse existiren nicht mehr. Jene Ortschaften

---

*) Es ist oft gesagt worden, daß der Stadt Berlin das Material zu raschem Emporblühen beinah unmittelbar vor die Thore gelegt worden sei. Das ist richtig. Da sind Feldsteinblöcke für Fundament- und Straßenbau, Rüdersdorfer Kalk zum Mörtel, Holz in Fülle, Torf- und Salzlager in unerschöpflicher Mächtigkeit. Ohne diesen Reichthum, der in dem Grade, wie er jetzt vorliegt, lange ein Geheimniß war, wäre das riesige Wachsthum der Stadt, bei der ursprünglich geringen Fruchtbarkeit ihres Bodens, bei ihrer Binnenlage und ihrer immerhin beschränkten Wasserverbindung nahezu eine Unmöglichkeit gewesen. Daran, daß es möglich wurde, hat Glindow seinen Antheil: der große Ziegelofen der Residenz. Das sogenannte „Geheimrathsviertel" ist großentheils aus Glindower Steinen aufgeführt und ein ganzes „Berlin der Zukunft" steckt noch in den Glindower Bergen. (Glindow heißt übrigens Lehmdorf, von dem wendischen Worte Glin der Lehm. Kaum irgend ein Wort, wie schon Seite 216 hervorgehoben, kommt häufiger vor in der Mark. Außer dem Landestheile „der Glin" mit der Hauptstadt Cremmen, giebt es zahlreiche Dörfer dieses Namens. Vergleiche das Kapitel Groß-Glinicke.)

haben sich längst ihres Eigenthums entäußert, das inzwischen in die Hände einiger Ziegel-Lords übergegangen ist. Die meisten sind in Händen der Familie Fritze.

Der Lehm in diesen Bergen ist sehr mächtig. Nach Wegräumung einer Oberschicht, „Abraum" genannt, von etwa 30 Fuß Höhe, stößt man auf das Lehmlager, das oft eine Tiefe von 80 bis 100 Fuß hat. Der Lehm ist schön und liefert einen guten Stein, aber doch keinen Stein ersten Ranges. Die Hauptbedeutung dieser Lager ist ihre Mächtigkeit, annähernd ihre Unerschöpflichkeit. Dabei mag als etwas Absonderliches hervorgehoben werden, daß sich in diesen Lehmlagern Bernstein findet und zwar in erheblicher Menge. Die meisten Stücke sind haselnußgroß und somit ohne besonderen Werth, es finden sich aber auch Stücke von der Größe einer Faust, dabei sehr schön, die bis zu 25 Thlr. verkauft werden. Wer solch Stück findet, hat einen Festtag.

Soviel über die Lehmberge des Innen-Reviers. Ganz anders ist das Auftreten der Lager im Außen-Revier jenseit der Havel. Der dort vorkommende Lehm ist sogenannter Wiesen-Lehm, der nur 6 Fuß unter der Rasen-Oberfläche liegt, aber auch selber nur in einer Schicht von 6 bis 8 Fuß auftritt. Er ist wegen des geringen „Abraums", der fortzuschaffen ist, leichter zugänglich; all diese Lager sind aber verhältnißmäßig leicht erschöpft, auch ist das Material nicht voll so gut.

Dieser Unterschied im Material — wie mir alte Ziegelbrenner versicherten — ist übrigens viel bedeutungsloser als gewöhnlich angenommen wird. Wie bei so vielem in Kunst und Leben kommt es darauf an, was Fleiß und Geschick aus dem Rohmaterial machen. Das Beste kann unvollkommen entwickelt, das Schwächste zu einer Art Vollkommenheit gehoben werden. So auch beim Ziegelbrennen. Die berühmtesten Steine, die hier zu Lande gebrannt werden, sind die „rothen Rathenower" und die „gelben Birkenwerderschen". Aber was ihnen ihre Vorzüglichkeit leiht, ist nicht das Material, sondern die Sorglichkeit, die Kunst, mit der sie hergestellt werden. Jedem einzelnen Stein wird eine gewisse Liebe zugewandt. Das macht's. Der Birkenwerdersche Thon beispielsweise ist unscheinbar, aber geschlemmt, gesäubert, gemahlen, wird er zu einem allerdings feinen Materiale entwickelt,

und die Art des Streichens und Brennens macht ihn schließlich zu etwas in seiner Art Vollendetem. Man geht dabei so weit, daß die Messer beim Formen des Steines jedesmal geölt werden, um dem Ziegel dadurch die Glätte, Ebenheit und Schärfe zu geben, die ihn auszeichnet.

Auch in Glindow und seinen Dependenzien wird ein vorzüglicher Stein gebrannt, aber dennoch nicht ein Stein, der den Rathenowern und Birkenwerderschen gleichkäme. Die Herstellung im Dorfe Glindow selbst erfolgt durch etwa 500 Arbeiter aller Art. Wir unterscheiden dabei: fremde Ziegelstreicher, einheimische Ziegelstreicher und Tagelöhner. Ueber alle drei Kategorien ein Wort.

Fremde Ziegelstreicher werden hier seit lange verwandt. Die einheimischen Kräfte reichen eben nicht aus. Früher waren es „Eichsfelder", die kamen, und hier, ähnlich wie die Warthebruch-Schnitter oder Linumer Torfgräber, eine Sommer-Campagne durchmachten. Aber die „Eichsfelder" blieben schließlich aus oder wurden abgeschafft, und an ihre Stelle traten die „Lipper". Diese behaupten noch jetzt das Feld.

Die Lipper, nur Männer, kommen im April und bleiben bis Mitte Oktober. Sie ziehen in ein massives Haus, das unten Küche, im 1. Stock Eßsaal, im 2. Stock Schlafraum hat. Sie erheben gewisse Ansprüche. So muß jedem ein Handtuch geliefert werden. An ihrer Spitze steht ein Meister, der nur Direktion und Verwaltung hat. Er schließt die Contracte, empfängt die Gelder und vertheilt sie. Die Arbeit ist Accord-Arbeit, das Brennmaterial und die Geräthschaften werden sämmtlich geliefert; der Lehm wird ihnen bis an die „Sümpfe" gefahren; der Ofen ist zu ihrer Disposition. Alles andere ist ihre Sache. Am Schlusse der Campagne erhalten sie für je 1000 fertig-gebrannte Steine 1⅔ bis 2 Thaler. Die Gesammtsumme bei 8 bis 10 Millionen Steine pflegt bis 15,000 Thaler zu betragen. Diese Summe wird aber schwer verdient. Die Leute sind von einem besonderen Fleiß. Sie arbeiten von 3 Uhr früh bis 8 oder selbst 9 Uhr Abends, also nach Abzug einer Eßstunde immer noch nah an 17 Stunden. Sie verpflegen sich nach Lipper Landessitte, d. h. im Wesentlichen westfälisch. Man darf sagen, sie leben von Erbsen und Speck, die

beide durch den „Meister“ aus der lippeschen Heimath bezogen werden, wo sie diese Artikel besser und billiger erhalten. Mitte Oktober treten sie, jeder mit einer Ueberschußsumme von nahezu 100 Thalern, den Rückweg an und überlassen nun das Feld den einheimischen Ziegelstreichern.

Die Einheimischen arbeiten ebenfalls auf Accord, aber unter ganz andern Bedingungen. Sie erhalten nicht die ganze Arbeit, sondern die Einzelarbeit bezahlt und stehen sich dabei nicht erheblich schlechter als die Lipper. Während der Sommermonate theilen sie den Arbeitsplatz mit den Letzteren derart, daß die Lipper zur Rechten, die Einheimischen zur Linken ihre Ziegel streichen. So weit sind sie den Lippern ebenbürtig. Darin aber stehen sie hinter diesen zurück, daß diese das Recht haben, ihre Ziegel zuerst zu brennen. Mit andern Worten, so lange die Sommercampagne dauert, gehört der Ofen ausschließlich den Lippern und erst wenn diese fort sind, ziehen die Einheimischen mit den vielen Millionen Ziegeln, die sie inzwischen gestrichen und getrocknet haben, auch ihrerseits in den Ofen ein.

Die dritte Gruppe von Beschäftigten sind die Tagelöhner. Sie arbeiten auf Tagelohn, erhalten täglich 8 Sgr. der Mann (6 Sgr. die Frau) und bilden die Unterschicht einer Gesellschaft, in der die Ziegelstreicher, wie eine mittelalterliche Handwerkszunft, die Oberschicht bilden. Sie sind bloße Handlanger, Aushilfen für den groben Dienst, der keine „Kunst“ verlangt, und erheben sich nach Erscheinung und allgemeiner Schätzung wenig über ein dörfliches Proletariat, das denn auch meistens in Familienhäusern untergebracht zu werden pflegt.

Dies führt mich auf die Gesundheitsverhältnisse dieser Ziegelbrenner-Distrikte. Die Berichte darüber gehen sehr auseinander und während von einer Seite her — beispielsweise von Potsdamer Hospitalärzten — versichert wird, daß dieser stete Wechsel von Naßkälte und Glühofenhitze die Gesundheit früh zerstöre, versichern die Glindower Herren, daß nichts abhärtender und nichts gesunder sei, als der Ziegeldienst in Glindow. Personen zwischen 70 und 80 Jahren sollen sehr häufig sein. Die Streitfrage mag übrigens auf sich beruhen. Sie scheint uns so zu liegen, daß dieser Dienst eine angeborene gute Gesundheit und gute Verpflegung verlangt,

— sind diese Bedingungen erfüllt, so geht es; die kümmerliche Tagelöhner-Bevölkerung aber, die „nichts drin, nichts draußen" hat und zum Theil von einem elenden Elternpaar geboren und großgezogen wurde, geht allerdings früh zu Grunde.

Der Gesammt-Ziegel-Betrieb ist, soweit Glindow selbst in Betracht kommt, in Händen weniger Familien: Fritze, Hintze Fiedler; etwa 9 große Oefen sind im Gange. Die Gesammtmasse producirter Steine geht bis 16 Millionen, früher ging es über diese Zahl noch hinaus. Die Summen, die dadurch in Umlauf kommen, sind enorm. 1000 Steine = 8 Thaler; also 16 Millionen (1000 mal 8 mal 16) = 128,000 Thaler. Dies auf wenige Familien vertheilt, muß natürlich einen Reichthum erwarten lassen und in der That ist er da. Aber wie in Werder, so ist doch auch hier in Glindow dafür gesorgt, daß Rückschläge nicht ausbleiben, und es giebt Zeitläufte, wo die Fabriken mit Schaden arbeiten. Ueberall im Lande wachsen die Ziegelöfen wie über Nacht aus der Erde und die Concurrenz drückt die Preise. Die Zeiten, wo 1000 Steine 15 Thaler einbrachten, sind vorläufig dahin, man muß sich, wie schon angedeutet, mit 8 und selbst mit 7½ begnügen. Nun berechne man die Zinsen des Erwerbs- und Betriebs-Kapitals, das Brennmaterial, den Lohn an die Erdarbeiter, die Ziegelstreicher (2 Thaler) und die Tagelöhner, endlich die Kahnfracht (ebenfalls 1½ Thaler) so wird sich ergeben, daß von diesen 8 Thalern für je tausend Steine nicht viel zu erübrigen ist. Die Hauptsorge machen immer die Schiffer. Sie bilden überhaupt, wie jeder weiß, der mit ihnen zu thun hatte, eine der merkantil gefährlichsten Menschenklassen. Mit erstaunlicher List und Aushorchekunst wissen sie in Erfahrung zu bringen, welche Contracte die Ziegelbrenner mit diesem oder jenem Bauunternehmer der Hauptstadt abgeschlossen haben. Lautet der Contract nun etwa dahin: „Die Steine müssen bis Mitte Oktober abgeliefert sein," so hat der Schiffer den Ziegelbrenner in der Hand; er verdoppelt seine Forderungen, weil er weiß, er kann es wagen, der Ziegelbrenner muß zahlen, wenn er nicht der ganzen Einnahme verlustig gehen will.

Die glänzende Zeit dieses Betriebes ist vorüber*), genau seit jener Epoche, wo die Ziegelbrennerei einen neuen Aufschwung zu nehmen schien, seit Einführung der Ringöfen. Der Ringofen verbilligte die Herstellung des Steins; die ersten, die sich seiner bedienten, hatten enorme Verdienste; jetzt, wo ihn jeder hat, hat er die Produktion zwar gefördert, aber der Wohlhabenheit nur mäßig genützt.

Der Ringofen hat den alten Ziegelofen, wenige Ausnahmen abgerechnet, total verdrängt, und in Erwägung, daß diese Kapitel nicht blos auf dem Lande, sondern auch von Städtern gelesen werden, die nur allzu selten Gelegenheit haben, Einblick in solche Dinge zu gewinnen, mag es mir gestattet sein, einen Ringofen, seine Eigenthümlichkeiten und seine Vortheile zu beschreiben.

Der Ringofen hat seinen Namen von seiner Form; er ist ein Rundbau. Seiner Einrichtung nach könnte man ihn einen Kammer- oder Kapellen-Ofen nennen; seiner Haupteigenschaft nach aber ist er ein Spar-Ofen. Er spart Feuerung. Wir kommen darauf zurück.

Zunächst seine Form und Einrichtung. Um beide zu schildern, greifen wir nach einem Bilde, das vor einigen Jahren, als es galt das Pariser Ausstellungsgebäude anschaulich zu beschreiben, vielfach gebraucht wurde. Wir modificiren es nur. Denken wir uns also eine gewöhnliche runde Torte, aus der wir das Mittel- oder Nußstück herausgeschnitten und durch eine schlanke Weinflasche ersetzt haben, so haben wir das getreue Abbild eines Ringofens. Denken wir uns dazu die Torte in zwölf gleich große Stücke zerschnitten; so haben wir auch die Einrichtung des Ofens; sein Zwölfkammer-System. Die in der Mitte aufragende Weinflasche ist natürlich der Schornstein.

Das Verfahren ist nun folgendes. In vier oder fünf der vorhandenen, durch Seitenöffnungen mit einander verbundenen Kammern werden die getrockneten Steine eingekarrt, in jede Kammer 12,000. Ist dies geschehen, so wird die Gesammtheit der er-

*) Dieser Aufsatz wurde 1870 geschrieben. Seitdem haben sich die Dinge wieder zu Gunsten der Ziegelei-Besitzer geändert.

wähnten vier oder fünf Kammern durch zwei große Einschieber, der eine links, der andere rechts, von dem Reste der Kammern abgesperrt. Nun beginnt man in Kammer 1. ein Feuer zu machen, nährt es, indem man von oben her durch runde Löcher ein bestimmtes Quantum von Brennmaterial niederschüttet*) und hat nach 24 Stunden die 12,000 Steine der ersten Kammer völlig gebrannt. Aber (und darin liegt das Sparsystem) während man in Kammer 1. eine für 12,000 Steine ausreichende Rothgluth unterhielt, wurden die Nachbarsteine in Kammer 2. halb, in Kammer 3. ein Drittel fertig gebrannt und die Steine in Kammer 4. und 5. wurden wenigstens „angeschmoocht," wie der technische Ausdruck lautet. Die Steine in Kammer 2., die nun am zweiten Tage unter Feuer kommen, brauchen natürlich, halb fertig, wie sie bereits sind, ein geringeres Brennmaterial, um zur Perfektion zu kommen, und so geht es weiter; wohin immer das Feuer kommt, findet es 12,000 Steine vor, die bereits drei Tage lang und zwar in wachsender Progression durch eine Feuerbehandlung gegangen sind. Der eine (vorderste) Eisen-Schieber rückt jeden Tag um eine Kammer weiter, der andere Eisen-Schieber, vom entgegengesetzten Flügel her, folgt und giebt dadurch die Kammer frei, in der am Tage zuvor gebrannt wurde. So vollzieht sich ein Kreislauf. In die leeren Kammern, bevor der Schieber sie in den Feuer-Rayon hineinzwingt, wird eingekarrt, aus den im Feuer gewesenen, vom Schieber freigegebenen Kammern wird ausgekarrt. Der Prozeß, so lange die Brenn-Campagne dauert, ist ohne Ende; das Feuer rückt von Kammer zu Kammer, bis es herum ist und beginnt dann seinen Kreislauf von neuem. Der

*) Die Feuerung geschieht von oben her durch eine runde Oeffnung; ein eiserner Stülpdeckel von der Form eines Cylinderhuts (dessen Krämpe übergreift) schließt die Oeffnung und wird abgenommen, so oft ein Nachschütten nöthig ist. Man sieht dann, wie durch eine schmale Esse, in die Kammer hinein und hat die aufgethürmten, rothglühenden Steine unter sich. Der Anblick, den man sich nur verschaffen kann, indem man auf die Gewölbedecke der Kammer tritt, hat etwas im höchsten Grade Unheimliches und Beängstigendes. Man steht über einer Hölle und blickt in sie hinab. Eine Schicht Steine, vielleicht kaum einen Fuß dick, trennt den Obenstehenden von dieser Unterwelt und der Gedanke hat etwas Grausiges: wenn jetzt dies Gewölbe —

Vortheil liegt auf der Hand. Er ſteigt aber inſonderheit auch noch dadurch, daß der Ringofen in ſeinen Feueranſprüchen nicht wähleriſch iſt. Er frißt Alles. Jedes Material dient ihm: Holz, Torf, Braunkohle, Alles hat einen gleichen oder doch einen verwandten Werth und das billigſte Material behauptet ſich neben dem theuerſten. Die Ziegelbrennerei iſt dadurch in eine ganz neue Phaſe getreten, zum Vortheil der Bauunternehmer, die ſeitdem die Steine für den halben Preis erſtehen, aber wenig zum Vortheil der alten Ziegelbrennerfirmen, die, ehe die Dinge dieſe modern-induſtrielle Behandlung und Ausnutzung erfuhren, ſich beſſer ſtanden. Wobei übrigens auch noch bemerkt ſein mag, daß die beſten Steine, beiſpielsweiſe die Rathenower und Birkenwerderſchen, nach wie vor in den Ziegelöfen alter Conſtruction gebrannt werden. Der Ringofen hat keine andern Vorzüge, als daß er ein Sparofen iſt.

Solcher Ringofen hat Glindow ſelbſt, wie wir ſchon hervorgehoben, etwa 9, der Diſtrict Glindow, aber mit ſeinem Innen- und Außen-Revier, wohl mehr denn 50. Daß ſie der Landſchaft zu beſonderer Zierde gereichen, läßt ſich nicht behaupten. Der Fabrikſchornſtein mag alles ſein, nur ein Verſchönerungsmittel iſt er nicht, am wenigſten wenn er ſchön thut, wenn er möchte. Und wie dieſer reiche Betrieb, der unbeſtreitbar, trotz Stillſtände und Rückſchläge ein ſich ſteigerndes Prosperiren Einzelner oder ſelbſt Vieler geſchaffen hat, die Landſchaft nicht ſchmückt ſo ſchmückt er auch nicht die Dörfer, in denen er ſich niedergelaſſen hat. Er nimmt ihnen ihren eigentlichen Charakter, in richtigem unſentimentalen Verſtande ihre Unſchuld und giebt ihnen ein Element, deſſen Abweſenheit bisher, und wenn ſie noch ſo arm waren, ihr Zauber und ihre Zierde war, — er giebt ihnen ein Proletariat. Ob daſſelbe ſtädtiſch oder dörfiſch auftritt, ob es mehr verbittert oder mehr elend iſt, ſind Unterſchiede, die an dem Traurigen der Erſcheinung nicht viel zu ändern vermögen.

Auch Dorf Glindow hat von dieſem allem ſein geſchüttelt Maß. An und für ſich ausgeſtattet mit dem vollen Reiz eines havelländiſchen Dorfes, hingeſtreckt zwiſchen See und Hügel, ſchieben ſich doch überall in das alt-dörfliche Leben die Bilder eines allermodernſten, frohndienſthaften Induſtrialismus hinein und die

ſchönen alten Bäume, die mit ihren mächtigen Kronen ſo vieles maleriſch zu überſchatten und zu verdecken verſtehen, ſie mühen ſich hier umſonſt, dieſen trübſeligen Anblick dem Auge zu entziehen.

Am See hin, um die Veranden der Ziegel-Lords rankt ſich der wilde Wein, Laubengänge, Clematis hier und Aristolochia dort, ziehen ſich durch den Parkgarten, Tauben ſtolziren auf dem Dachfirſt oder umflattern ihr japaniſches Haus, — aber dieſe lachenden Bilder laſſen die Kehrſeite nur um ſo dunkler erſcheinen: die Lehmſtube mit dem verklebten Fenſter, die abgehärmte Frau mit dem Säugling in Loden, die hageren Kinder, die läſſig durch den Enten-Tümpel gehn.

Es ſcheint, ſie ſpielen; aber ſie lachen nicht; ihre Sinne ſind trübe wie das Waſſer, worin ſie waten und plätſchern.

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.